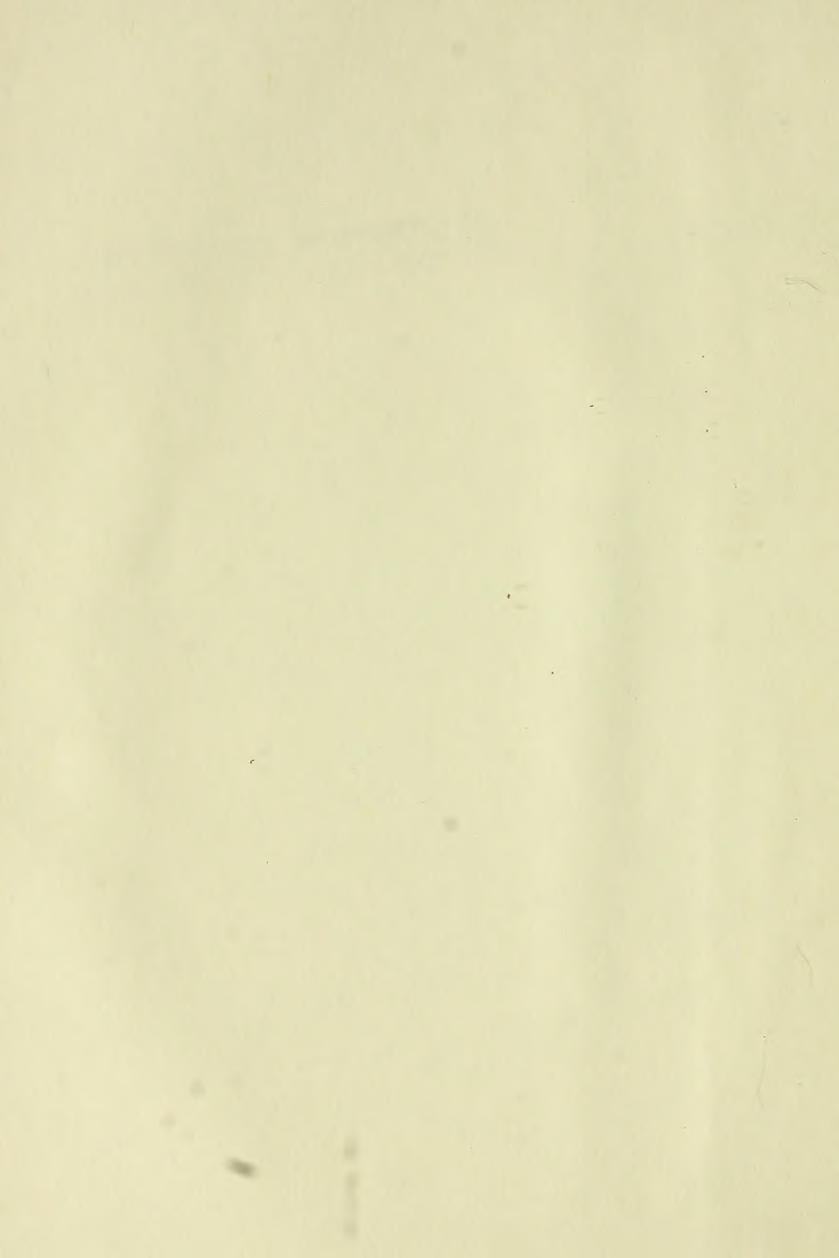






Johannes von Müller

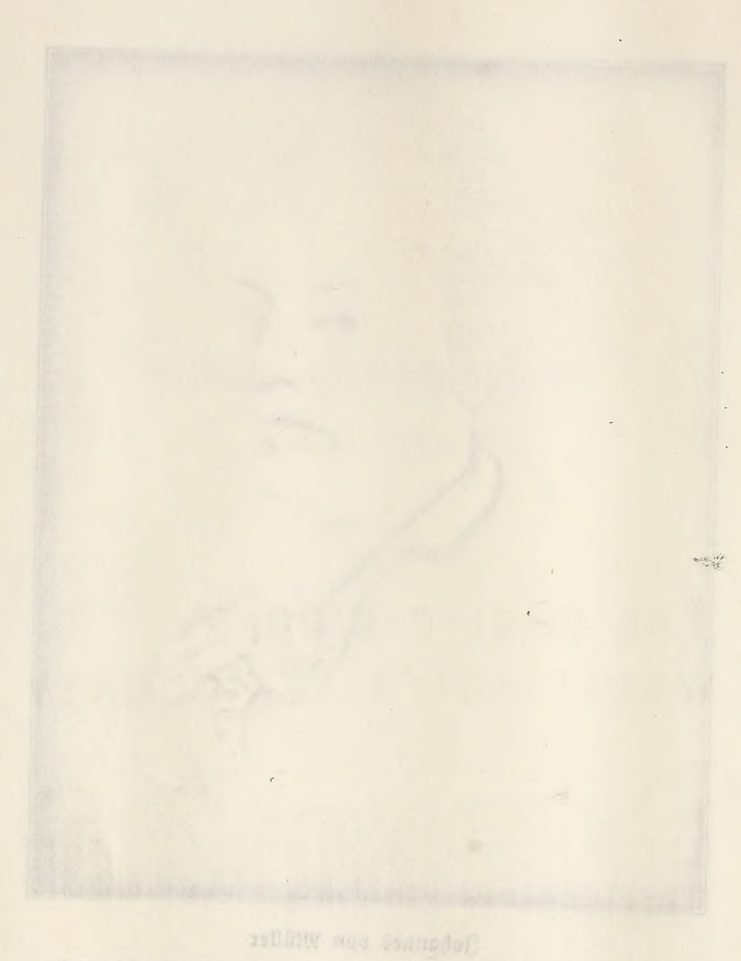
1752—1809

II



Johannes von Müller

Nach einem Ölgemälde von Felix Diogg 1797 auf der Stadtbibliothek Schaffhausen, photographiert von H. Pfister, Schaffhausen



Johannes von Müller

1752—1809

Im Auftrage des historisch-antiquarischen Vereins
des Kantons Schaffhausen herausgegeben von

Dr. Karl Henking

2

Zweiter Band

1780—1804

Mit drei Bildnissen



Stuttgart und Berlin 1928
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger





verschiedenen aufschlußreichen Abhandlungen, die über Johannes v. Müller im letzten Jahrzehnt erschienen sind, noch herangezogen werden konnten.

Eine eingehende Berücksichtigung haben im vorliegenden Bande vor allem auch die politischen Verhältnisse gefunden; denn während seines Mainzer und Wiener Aufenthaltes ist Johannes v. Müller in hervorragender Weise von den politischen Fragen und Ereignissen seiner Zeit in Anspruch genommen worden; seine Persönlichkeit gehört der Geschichte des Deutschen Reiches, das ihm eine zweite Heimat bot, ebenso an wie der seines schweizerischen Vaterlandes.

Schaffhausen, im Januar 1927.

Dr. Karl Henking



Inhaltsverzeichnis des II. Bandes

Verzeichnis der Bildnisse



V

Kassel, Genf und Bern
1781—1785

„Quod felix faustumque sit, Morgens um 8 Uhr den 13. September 1780 Abreise aus der Stadt Schafhausen, die Wangen benetzt mit meiner Mutter Thränen, ihre mit meinen" — so trat Müller hoffnungsfreudig seine Reise in die deutschen Gaue an. Seine Reiseberichte an Bonstetten, an die Mutter in Schaffhausen und den Bruder in Göttingen geben uns genau die eingeschlagene Route an; vor allem die Briefe an Bonstetten sind reich an anziehenden Schilderungen der besuchten Städte und der durchreisten Landschaften, an historischen Bemerkungen, Beobachtungen über die politischen und ökonomischen Verhältnisse und an unterhaltenden Anekdoten, wie sie sich die beiden Freunde mitzuteilen beliebten[1]). Vor allem fiel Müller der Niedergang der süddeutschen Städte Ulm, Augsburg u. a. auf: „Mir scheint es traurig, diese Städte und ihre Senate am Rand ihres Ruhms zu sehen; wenn Östreich will, Preußen es nicht hindert, ist das Reich verloren, und mehr und mehr schreitet Östreich zur Allgewalt fort und schreckt die armen Benachbarten durch seine furchtbare Herannäherung — es ist ihre eigne Schuld, weder Ulm noch Augsburg waren je militärisch." — Auf die Gefahr, die dem südlichen Deutschland von der Machtvergrößerung Österreich drohte, wird aufmerksam gemacht; in Friedrich II. erblicke man die Rettung. So schreibt er von Augsburg: „Also ist auch der Blick von dieser Stadt nach meinem Helden hin gerichtet, und je weiter ich in Deutschland vorrücke, desto lebhafter erscheint selbst in den Gemüthern des Pöbels die Bewunderung des großen Friedrich."

Die Reise führte über Engen, Stockach, Meßkirch, Ulm, Augsburg, Donauwörth, Ansbach, Nürnberg, Erlangen, wo er Meusel besuchte, Bamberg, Koburg, Saalfeld, Gera, wo er die rauchenden Trümmer des großen Brandunglücks, das diese Stadt 6 Tage vor

[1]) S. W. XV, 227 ff.; V, 13 ff., dazu mehrere ungedruckte Briefe.



seiner Ankunft betroffen hatte, sah, nach Leipzig. Inzwischen hatte ihn eine herzliche Einladung Gleims erreicht: „Eilen Sie, mein theurer Tacitus, auf dem geradesten Wege nach den Landen des großen Mannes, dem 's an einem Tacitus fehlt: in die friedliche Hütte seines fast vergessenen alten Grenadiers, zur größten Freude des Wiedersehens in die offensten Arme der Freundschaft Ihres Gleims." Müller entschloß sich deswegen zum Umweg über Halle, Halberstadt und Magdeburg. In Halberstadt beherbergte ihn Gleim mit seiner ganzen herzgewinnenden Liebenswürdigkeit. Müller hatte sich durch eine Erkältung auf einer nächtlichen Postfahrt über den Thüringer Wald eine Augenentzündung zugezogen, die sich auf der Weiterreise verschlimmerte und ihn bestimmte, für etwa 14 Tage die Gastfreundschaft Gleims in Anspruch zu nehmen. Für seine Pläne schien der Aufenthalt bei Gleim von größtem Vorteil zu sein, weil der in der preußischen Hauptstadt hochverehrte Dichter ihm für Berlin die besten Ratschläge erteilen und an seine vielen dortigen Freunde, wie Dohm, den Minister Hertzberg, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm die wertvollsten Empfehlungen mitgeben konnte; an Hertzberg schrieb Gleim selbst einen Brief unter Beilegung von Müllers Schweizergeschichte und erhielt von dem Minister ein verbindliches Dankschreiben, in welchem Hertzberg versprach, die Wünsche des jungen Gelehrten mit Vergnügen befördern zu wollen, obschon die Stelle des verstorbenen Sulzer schon durch den Genfer Prévost besetzt und es schwer sei, den König, der oft an Kleinigkeiten Anstoß nehme, für eine Persönlichkeit zu interessieren[1]).

In den traulichen Tagen des persönlichen Verkehrs mit Gleim wurden verschiedene Zukunftspläne über ein Zusammenleben Gleims, Bonstettens und Müllers geschmiedet; Bonstetten, für den Gleim nach den Schilderungen Müllers warme Sympathie gefaßt hatte, sollte nach Halberstadt kommen, wo ihm Gleim sein eben erbautes kleines Haus an der Holzemme einräumen würde; sollte ihm und seiner Frau der Aufenthalt in Halberstadt nicht behagen, so wollte Gleim zu Müller und Bonstetten nach Berlin übersiedeln; dann wisse er gewiß, daß er alt werde. — Gleim, der Sänger der

---

[1]) Briefe zwischen Gleim, Wilh. Heinse und Joh. v. Müller II, an vielen Stellen. Die Korrespondenz zwischen Müller und Gleim war überaus lebhaft in den Jahren 1780—1782, während von der Abreise Müllers von Kassel im Frühling 1783 an nur noch vereinzelte Briefe vorhanden sind: von 1784—1795: 7 Briefe Gleims an Müller und von 1784—1804: 14 Briefe Müllers an Gleim (Körte Bd. II).



Taten Friedrichs des Großen, hoffte, daß Müller dessen Geschichtschreiber werde. —

Nur ungern ließ Gleim den jungen, noch nicht völlig geheilten Schweizer weiter ziehen; ängstlich erkundigte er sich, als mehr als acht Tage lang jede Nachricht von Müller ausblieb, nach seinem Befinden. — Müller war zu Potsdam durch seine Erkrankung festgehalten worden; der geschickte Regimentsfeldscher der Garde, Salomo, hatte ihn nach etwa vierzehn Tagen wiederhergestellt. Bereits während dieser unfreiwilligen Wartezeit hatte er sich brieflich an den König gewendet und den kurzen Bescheid erhalten, „es sey nichts ledig". Auch mit neuen literarischen Plänen beschäftigte er sich: er dachte ein Buch über die Vereinigung der Häuser Habsburg und Bourbon zu schreiben; die Einleitung sollte „eine Aussicht auf ganz Europa", das heißt eine Geschichte Europas seit dem Utrechter Frieden bilden.

Vorerst setzte er seine Hoffnung auf Berlin und die einflußreichen Männer, denen er durch Gleim empfohlen worden war; durch ihre Vermittlung rechnete er auf eine Anstellung, entweder eine politische, die ihm ehrenvoller schien, oder eine literarische; sollten diese Pläne fehlschlagen, so gedachte er nach Genf zurückzukehren, dort seine Wintervorlesungen wieder aufzunehmen und das Anerbieten Tronchins, ihm eine Leibrente zu verschaffen, anzunehmen; der Sommer sollte dem Zusammenleben mit Bonstetten gewidmet werden. —

Am 26. Oktober traf er in Berlin ein, wo er die beste Aufnahme fand: Merian empfing ihn wie einen alten Freund, Wegelin mit vaterländischer Offenheit; Dohm kam ihm mit großer Liebenswürdigkeit entgegen und machte ihn mit den Verhältnissen des Deutschen Reiches bekannt; die beiden Minister v. Zedlitz und v. Hertzberg interessierten sich lebhaft für ihn, zogen ihn an ihre Tafel und versprachen, sich für ihn zu verwenden, so daß er zunächst von seinem Berliner Aufenthalt sehr befriedigt war und auf sicheren Erfolg zählte, obwohl schließlich alles von der Entscheidung des bald in Berlin zurückerwarteten Königs abhing[1]).

[1]) Vor allem in Dohm fand er einen Freund für das ganze Leben, und mit Recht betrachtete er als einen der allergrößten Vorteile seines Aufenthaltes in Preußen die persönliche Bekanntschaft und Freundschaft mit diesem vortrefflichen Manne. Dohm teilte mit Müller die enthusiastische Verehrung für Friedrich den Großen und das Streben, sich auf dem Boden der Staatskunst praktisch zu betätigen, obwohl auch er vornehmlich für wissenschaftliche Arbeit begabt war; seit 1779 hatte er unter der Leitung Hertzbergs die erwünschte Anstellung im Ministerium des Auswärtigen erlangt. Er war nur 3 Wochen älter als Müller. Von jetzt an haben



Müller machte auch in diesen Wochen viele neue Bekanntschaften in der Gelehrten- und Künstlerwelt Berlins, so mit dem früheren Pfarrer Bitaubé, der als Homerübersetzer sich bekannt gemacht hatte, mit dem Musiker Reinhard, dem Kupferstecher Meil, dem Mineralogen Rosenstiel, dem Architekten Langhans, dem sächsischen Gesandten Graf v. Zinzendorf, dem russischen Dolgorucki, dem Grafen Golowkin und der Gräfin v. Kameke, mit Prévost, dem Nachfolger Sulzers.

Launig schreibt er am 5. Dezember 1780 an die Mutter: „Ich bin gesund: Ihr würdet nicht hieran zweifeln, wenn Ihr mir von ungefähr begegnetet und mich erblicktet unter einem großen preußischen Hut, den Degen an der Seite, laufend wie ein Grenadier, oder wenn Ihr mich sähet in den Gesellschaften der Minister oder Gelehrten, munter, zutraulich, von der Schweiz sprechend und sie hoch rühmend."

Um aber seine Aussichten noch zu vermehren, wandte er sich durch seinen in Göttingen studierenden jüngeren Bruder auch noch an seinen früheren Lehrer Schlözer mit der Frage, ob er ihm keine Anstellungen, in denen er bei gutem Auskommen seiner Wissenschaft leben könne, wisse; er möchte möglichst alles, was sich ihm darbieten könnte, erfahren, um dann einen endgültigen Entschluß fassen zu können. In seiner Antwort sprach sich Schlözer entschieden dafür aus, daß Müller in Deutschland bleiben und dort auf eine feste Anstellung warten solle, die nicht ausbleiben werde; in Genf wären seine Talente verloren. Widersprechende Ratschläge suchten nun auf Müllers Entscheidung einzuwirken: während die deutschen Freunde, voran Gleim und Schlözer, ihn für Deutschland zu gewinnen suchten, waren die Schweizer, Bonstetten, Tronchin, Bonnet und der Bruder eifrig für die Rückkehr in die Schweiz. Gleim meinte allerdings, er solle sich nicht in Berlin fesseln lassen; er müsse in seinem ganzen Leben ein freier Mann sein und bleiben, sich in keine Verbindung einlassen, die ihm eine Stunde von seiner Lust zu schreiben wegnehme; er müsse unabhängig der Wahrheit nachforschen, sie frei sagen können.

Müller selbst fühlte sich einerseits durch den Edelmut Tronchins und durch die väterliche Güte Bonnets nach Genf gezogen; auch die mit neuer Gewalt in Genf ausbrechenden Unruhen riefen ihn an die Seite seiner dortigen Freunde, vor allem des alten Tronchin,

---

sich die Lebenswege der beiden Männer vielfach gekreuzt. Der Briefwechsel Dohms mit Müller findet sich Schaffh. St.-B. Müll. **97**. Die Briefe Dohms, allerdings mit Lücken, abgedruckt bei Maurer-Constant II, 283—427.



zurück, der ihm auch eine weitgehende Unabhängigkeit zuzusichern schien. „Je Vous crois fait, je Vous le répète, pour l'étude et l'indépendance," schrieb ihm Tronchin nach Berlin. Auf der andern Seite aber suchte ihn der Ehrgeiz in Berlin zu halten, die interessanten Bekanntschaften mit Staatsmännern, Offizieren, Gelehrten, Künstlern, mit Männern aus den verschiedensten Ländern, nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich, England, Rußland, mit den in Berlin wirkenden Schweizern, sprachen für Berlin. Die Ankunft des Königs sollte über seinen Lebensplan entscheiden. „Ich wähle Genf oder Berlin; ich suche dies oder jenes je nach der Muße und Freyheit, welche mir eines von beiden mehr gewährt," so schrieb Müller selbst in diesen Tagen des Schwankens. Und an Gleim berichtete er am 2. Dezember 1780: „Ob ich zu Berlin oder zu Genf, nun oder je, mit wenig oder viel, in freyer Würde, oder im Glanz von Ämtern leben soll, hängt von mir n i ch t ab; im Wunsch bin ich standhaft, in der Wahl, in Ermangelung des Besten, dem möglichen Guten geneigt. Dieses, weil Sie zu glauben scheinen, ich könnte je Berlin weniger, als ich sollte, lieben, und hätte vielleicht aus freyem Leichtsinn, den Blick gekehrt nach Genf." —

Am 18. Dezember 1780 schrieb Gleim für Müller auch einen Empfehlungsbrief an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, in welchem er mitteilt, daß Müller, der durch seine Schweizergeschichte den Beifall des Ministers v. Hertzberg gefunden habe, der Französisch und Deutsch geläufig spreche und schreibe und es in den Wissenschaften, die einen großen Mann dem Staat zu geben fähig sind, soweit gebracht habe, aus freier Wahl geneigt sei, dem preußischen Staate zu dienen. Gleim würde es sich zum Verdienst anrechnen, diesen geschickten Mann für das Vaterland gewonnen zu haben. Am 22. Dezember antwortete der Kronprinz sehr gnädig: er habe Müllers Schweizergeschichte gelesen und vorzüglich gefunden; er werde die Bekanntschaft dieses geschickten Mannes mit vielem Vergnügen machen. Gleim riet nun Müller, sich beim Kronprinzen anmelden zu lassen. Müller befolgte diesen Rat zunächst noch nicht, wahrscheinlich weil er zuerst den König selbst zu sehen hoffte. Dies zog sich aber in die Länge, und auch die eifrigen Gönner Müllers konnten seine Sache nicht beschleunigen. Bei einer Begegnung Unter den Linden gegen Ende des Jahres ermahnte ihn der Minister v. Zedlitz zur Geduld und riet ihm an, vorläufig, bis sich etwas Besseres finde, eine Stelle am Joachimsthaler Gymnasium anzunehmen. Gleim meinte darauf, es sollte einem Zedlitz nicht einfallen, den Mann, der geschrieben habe: „Aller unbeseelten Dinge



wird man Meister: guter Soldaten wird niemand Meister als der Tod. — Es war bey den Alten ein gewisses Gefühl, daß alles entbehrlich wäre, ausgenommen die Freyheit" — in eine Schule stecken zu wollen. „Entweder in die Welt der Thaten, oder unabhängig, das ist für Müller und wäre für mich gewesen."

Müller, der wohl wußte, daß der König keine deutschen Bücher lese und deswegen auch seine Schweizergeschichte nicht kenne, verfaßte während dieser Wartezeit in Berlin verschiedene kurze Abhandlungen in französischer Sprache, die er auf eigene Kosten drucken und als Empfehlungsschreiben dem Könige zusenden lassen wollte. Schon am 4. November schrieb er an Gleim, er habe eine „vue générale de l'origine et des progrès de la constitution d'Angleterre", ferner „Considérations sur les maximes du gouvernement de Berne" und ein „Tableau du moyen-âge" geschrieben; er sei bereit, wenn Gleim damit einverstanden sei, diese Abhandlungen in zwanzig Exemplaren drucken zu lassen, worauf ihm Gleim riet, sich vorerst mit der geschichtlichen Darstellung der englischen Verfassung für den König zu begnügen. Auch Merian und andere Freunde äußerten sich über diese Schrift sehr lobend. Eigentümlicherweise ist sie nicht dem Drucke übergeben worden; auch die Handschrift ist in Müllers Nachlaß nicht erhalten geblieben. Dafür nahm er in die „Essais historiques" eine gegen Ende November 1780 verfaßte Abhandlung über die Unruhen in Genf auf. Die „Essais historiques", die französische Empfehlungsschrift Müllers für Friedrich den Großen, die zu Anfang 1781 in Berlin herauskam[1]), enthält somit drei Abhandlungen. Die erste und wissenschaftlich bedeutendste ist eine kurze Übersicht über die politische Geschichte Europas im Mittelalter: „Vue générale de l'histoire politique de l'Europe dans le moyen-âge". Sie fußt auf den Studien zur allgemeinen Geschichte, die Müller in den letzten Jahren für seine Genfer Vorlesungen gemacht hatte. In kühn und fest gezeichneten Zügen wird die ganze mittelalterliche Entwicklung bis in die Anfänge der neuen Zeit ausgeführt mit vielen geistvollen Be-

---

[1]) Essais historiques. Par M. J *** M ****, Prof. à S ******, à Berlin, chez G. J. Decker, Imprimeur du Roi 1781. Nachdruck Lausanne 1781. Besonders abgedruckt: Lettre sur Genève. Genève 1781; in deutscher Übersetzung die Betrachtung über Bern und der Brief über die Unruhen in Genf in Winkopps Bibl. für Denker 1783, I. Eine Besprechung des Büchleins in „Ephemeriden" 1780 II, 414—444, mit Übersetzung einzelner Abschnitte. Alle drei Abhandlungen sind von J. Georg Müller in die S. W. (Bd. VIII und Bd. XXVI) aufgenommen worden.



merkungen und Beobachtungen; die wichtigsten Bewegungen und Erscheinungen der politischen und kulturellen Entwicklung werden in treffenden Schilderungen gekennzeichnet. Bemerkenswert ist z. B. die Ausführung vom Aufkommen und der Bedeutung der päpstlichen Gewalt und von ihrem Verfall. „Ce que ne purent Théodoric, Charlemagne, ni Otton, le Souverain Pontife l'entreprit et y réussit, et Rome de nouveau parut à la tête des nations. Sans avoir vaincu aucune nation, le pape régna sur elles et sur leurs rois, parcequ'il sut leur en imposer. Il dit qu'il avait les clefs du ciel; l'audace de ses prétentions subjugua les esprits; la domination sur tout le reste ne fut plus qu'un jeu pour lui. Alors il répandit de plus en plus son armée, les moines, pour tenir tous les esprits dans l'assujettissement. Parcere subjectis et debellare superbos, fut la maxime dont Rome se servit de nouveau. — Sa puissance était d'un genre jusqu'alors inoui: les anciens empires avaient été maintenus par la science militaire ou politique, le sien se conserva par la stupidité universelle. Les plus grands papes ont rarement eu le sens commun: de plus de 270 qu'on compte jusqu'aujourd'hui, peu ont fait de bons ouvrages; ceux qui ont poussé l'extravagance au plus haut point, ont le mieux réussi, pour nous apprendre que ce n'est pas l'esprit ni le savoir qui donne la puissance, mais que c'est la force des passions. Aussi n'est-ce qu'avec l'empire papal que commence la vraie barbarie; et plus la nuit s'épaissit et l'intelligence humaine s'obscurcit dans les différens pays, et plus les foudres du Vatican épouvantèrent les mortels, aussi redoublèrent-elles la profondeur des ténèbres“[1]). —

Übersehen hat allerdings Müller die Wichtigkeit des Lehenswesens und die ganze rechtsgeschichtliche Entwicklung des Mittelalters, wofür damals noch die wissenschaftliche Grundlage größtenteils fehlte[2]). — Die Abhandlung schließt mit einem Hinweis auf die Zeitverhältnisse: „La considération des grandes de l'Europe est le plus grand objet de la politique générale. Elle fait voir ce que nos pères ont eu à craindre, et les mesures qui ont maintenu la constitution de tous les états. Elle fait apprécier leur force actuelle, la puissance de ceux qui sont à la tête des affaires politiques, et la crise décisive qui tient aujourd'hui toutes les nations en suspens:

---

[1]) Es ist bemerkenswert, wie Müller später seine Ansicht über die weltgeschichtliche Bedeutung des Papsttums und der Hierarchie wesentlich geändert hat.

[2]) Wegele in Deutsch. Historiographie S. 822.



O navis, referent in mare te novi
Fluctus, o quid agis! fortiter occupa
Portum. Hor. Od. I, 14.[1])

Auch die zweite Abhandlung: „Considérations sur le Gouvernement de Berne" ist keine neue Arbeit Müllers, sondern einfach eine neue Darstellung seiner Beobachtungen über das in Bern zur Herrschaft gelangte Regierungssystem, die er während der letzten Jahre gemacht hatte, um sie für die Schweizergeschichte und für seine Vorlesungen zu verwenden; die Vorliebe für diese aristokratische Regierungsweise wird auch hier nicht verleugnet; Müller ist noch ganz von der Bewunderung für die weise, einsichtsvolle, gleichzeitig milde und kräftige Herrschaft des Berner Patriziates erfüllt, und so wird denn dieser Aufsatz zu einer neuen Lobrede auf die Berner Regierung, die diesmal vor den leitenden Staatsmännern der preußischen Monarchie gehalten wird. Die Vortrefflichkeit des Berner Regiments führt Müller auf den Umstand zurück, daß es frühzeitig bestimmte Grundsätze aufgestellt und befolgt habe. Sie beruht nicht auf ihren Gesetzen, sondern auf ihren Maximen; das Werk eines Gesetzgebers kann im Wechsel der Zeit schlecht werden, wogegen ein Senat seine Maximen nach der jeweiligen Lage ändern kann. Müller hebt darauf die Vorzüge einer kriegerischen Aristokratie gegenüber einer Handelsaristokratie hervor; die Berner Aristokratie war in ihrem Ursprung kriegerisch, und sie soll es immer sein. Sie verstand es, die Entwicklung des Zunftwesens zu verhindern, das Volk glücklich zu machen und von diesem Glücke zu überzeugen; die Berner Patrizier wohnten unter dem Volke auf ihren Landsitzen und erwarben sich die Liebe des Volkes durch Großmut und Leutseligkeit: sie unterrichteten gelegentlich das Volk über seine wirklichen Interessen; dieses Volk ist nicht leidenschaftlich oder spitzfindig, sondern gut, von ruhiger Gemütsart und bewunderungswürdiger Vernunft. Die Berner besiegten die früheren adligen Grundherren, machten sie aber zu Bürgern und Ratsherren; die Untertanen hatten in ihren Herren ihre Beschützer gegen Unterdrückung und Verteidiger ihrer Rechte. Der Versuch, die Vornehmen ihrer Herrenrechte zu be-

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 33 enthält auf 126 sehr enggeschriebenen Folioseiten mit stark abgekürzter Schrift eine „Vue générale de l'histoire politique du genre humain de l'Europe depuis la fin de l'Empire romain, im Jahre 1781 geschrieben. Die in den „Essais historiques" veröffentlichte Abhandlung bildet den Anfang dieser Arbeit, die die politische Geschichte Europas bis ins 18. Jahrhundert fortsetzt und auch eine längere Darstellung der Berner Verfassung einfügt, die im wesentlichen mit der zweiten Abhandlung der „Essais historiques" übereinstimmt.



rauben, scheiterte an der Klugheit der Vornehmen, die freiwillig gewisse Rechte zugunsten des Staates preisgaben; der Rat erlangte die Verwaltung oder Aufsicht über alle Herrenrechte; der Staat gewann dadurch; die Herren wurden mächtig, aber als Glieder des Staates, nicht als seine Nebenbuhler. So fährt Müller fort, die Entwicklung der bernischen Staatsgeschichte, die Weisheit, Kraft und Milde des Regiments, die Glückseligkeit des Volkes des Freistaates in rühmenden Worten zu schildern, ein Panegyrikus, der zweifellos die bestehenden Verhältnisse in allzu rosigem Lichte erblickt. Er schließt mit den Sätzen: „Überall bieten der heitere und freie Ausdruck der Bewohner, ihre Ungezwungenheit, ihre Feste, ihre Zufriedenheit und ihre Tugenden ein so seltenes und so rührendes Bild einer wohlverdienten Glückseligkeit, daß dieses Schauspiel die schönste Belohnung der Begründer dieses Staates sein muß, wenn vom Aufenthaltsort der Unsterblichen Rudolf v. Erlach und Hans v. Hallwyl noch das Volk, das ihnen seine Freiheit verdankt, erblicken. Die Höfe ändern sich; die Parteien reiben sich gegenseitig auf; Maximen sterben nicht. Die Verschiedenheit unter den Regierungen kommt von der Verschiedenheit dessen, was sie zu befürchten haben, her: der Sultan, der alles zu fürchten hat, ist der Sklave seiner Leibwache; die Parteiführer erlauben ihren Anhängern alles; der Rat von Bern, der wie ein guter König nur die Verführer seines Volkes zu fürchten hat, hat sich zum Vater dieses Volkes gemacht."

Am meisten Aufsehen machte die dritte Abhandlung: „Lettre sur les troubles de la République de Genève," die Müller an Stelle der ursprünglich beabsichtigten, aber fallen gelassenen Schrift über die englische Verfassung gesetzt hatte. Er sucht aus der geschichtlichen Entwicklung des Genfer Staates die Ursachen der gegenwärtigen inneren Wirren und heftigen Parteikämpfe nachzuweisen, aus dem Fehler, den die Regierung dadurch begangen, daß sie die Herausgabe eines allgemeinen Gesetzbuches, das durch die Intervention Frankreichs, Berns und Zürichs im Jahre 1738 gefordert worden war, immer wieder hinausgeschoben habe. Der erst im Jahre 1779 herausgegebene erste Teil dieser Gesetzgebung habe Genf in eine außerordentlich zahlreiche Aristokratie, mit den Schattenseiten der Demokratien, umgewandelt, beraubt der Vorzüge einer gemäßigten Aristokratie. Aber gegen diese durch die Volkspartei, die „Représentants", gewaltsam durchgesetzte Ordnung erhob sich eine starke Gegenpartei, welche die Fortsetzung des Werkes hinderte und die alte Verfassung aufrecht erhalten wollte, weshalb sich



ihre Anhänger die „Constitutionnaires“ nannten. Der heftige Widerstand der Volkspartei führte die Constitutionnaires am 9. November 1780 dazu, feierlich die Garanten der Republik, den König von Frankreich und die Kantone Zürich und Bern, zur Sicherung der alten Verfassung anzurufen. Der König zeigte sich sofort dazu bereit; die Schweizer schwankten noch; aber es sei zu erwarten, daß sie gemeinsam mit dem Könige die Gesetze und den Frieden wieder aufrichten werden, weil es in ihrem eigenen Interesse liege, die Ansteckung nicht aufkommen zu lassen. Genf, früher so blühend und erleuchtet, ist jetzt in Wirren gestürzt, die für seine Ruhe verhängnisvoll, unangenehm für Frankreich, gefährlich für die Schweizer, verderblich für jeden freien Staat sind. Es handle sich um den Fortbestand der Republik Genf; andernfalls würde er vielleicht sagen, daß diese Regierung unterzugehen verdiene; warum habe sie so lange zugegeben, daß man die Grundlagen der Verfassung untergraben habe? Sind denn Athen, Rom und Florenz vergebens wegen desselben Fehlers untergegangen? Aber Genf werde nicht untergehen; der König von Frankreich werde im Einverständnis mit den Schweizern die gesetzliche Ordnung wiederherstellen. — In einer Nachschrift berichtet Müller noch, daß der Große Rat von Bern mit 150 gegen 9 Stimmen beschlossen habe, sich an der durch den König vorgeschlagenen Vermittlung zu beteiligen.

Die Abhandlung Müllers über die Genfer Unruhen ist keine streng wissenschaftliche Arbeit, sondern vielmehr eine politische Tendenzschrift. Sie wägt nicht in unparteiischer Weise die Gründe und Gegengründe der einander bekämpfenden Parteien ab; sie steht nicht über den Parteien, sondern sie ist eine Parteischrift für die Constitutionnaires gegen die Représentants. Müller hatte von Tronchin den Auftrag mit nach Berlin genommen, die preußischen Staatsmänner, denen die Genfer Wirren wegen der Nachbarschaft des Fürstentums Neuenburg nicht gleichgültig sein konnten, für die Sache der Genfer zu interessieren. Müller sollte sich erkundigen, ob die Représentants wieder wie 1776 beim preußischen Könige zu intrigieren versuchen, und, wenn er Gelegenheit habe, ihre Umtriebe durchkreuzen[1]). Er hielt denn auch Müller über die Vorgänge in Genf und die beabsichtigten Schritte seiner Partei auf dem Laufenden; auch von Bonnet trafen Nachrichten darüber ein, und Bonstetten berichtete über das Verhalten des Berner Rates in der Genfer Sache, so daß Müller in dieser Ende November 1780 geschriebenen Schrift

[1]) Tronchin an Müller 12. Sept. 1780. Über die früheren Beziehungen Müllers zu den politischen Verhältnissen in Genf s. Bd. I, S. 231 ff.



bereits Ereignisse vom 20. Oktober (Protest der 900 Représentants gegen die Intervention) und vom 9. November (Anrufung der Intervention durch die Constitutionnaires, unter denen sich auch Tronchin befand), ferner in der Nachschrift den Beschluß des Berner Rates, sich an der Intervention zu beteiligen, erwähnen konnte.

Auf den Bericht Müllers, man sei in Berlin durchaus nicht für die Représentants gesinnt, schrieb Tronchin am 3. November, es sei ihm eine vielleicht wunderliche Idee gekommen: ob nicht Müller durch seine Beziehungen das Berliner Ministerium dazu bringen könne, den König zu bitten, seinen Gesandten in Paris zu beauftragen, gegenüber Herrn v. Vergennes sein Interesse an der Befestigung der Regierung der Republik Genf zu bezeugen. Der König könnte diese diplomatische Note auf sein Wohlwollen für Genf und auf das Interesse, das er als Fürst von Neuenburg habe, stützen. Es sei nicht daran zu zweifeln, daß eine solche vom König ausgehende Note dem Herrn v. Vergennes eine große Kraft im Rate geben würde. Müller solle versuchen, aus diesem Traum etwas zu ziehen. Tronchin unterstützte auch Müller, dessen Geldmittel in Berlin knapp geworden waren, mit Anweisungen auf ein Berliner Bankhaus, um ihm die Verlängerung seines dortigen Aufenthaltes zu ermöglichen. Am 30. Dezember riet er ihm, bis auf weiteres in Berlin zu bleiben, um weiterzuführen, was er so gut begonnen habe. Wir erfahren aus diesem Briefe, daß sich Müller in der Tat an eine einflußreiche Persönlichkeit, die er vorläufig nicht nannte, gewendet hatte, um sie für die Verhältnisse von Genf zu interessieren und zu veranlassen, ihren Einfluß beim Könige zugunsten der Genfer Constitutionnaires geltend zu machen. Es war der geistreiche und gewandte italienische Höfling Lucchesini, der auch erklärte, als Patrizier der alten Städterepublik Venedig für die Verhältnisse der Republik Genf Interesse und Verständnis zu haben[1]).

Diese Bemühungen Müllers im Interesse der Wiederherstellung der Ruhe in Genf scheinen in der Tat nicht ohne Erfolg gewesen zu sein. Am 20. Januar 1781 richtete der preußische König einen Brief

[1]) In der Korrespondenz Müllers mit Tronchin wird er „le Praticien“ oder „le Patricien“ genannt. Lucchesini war am 9. Mai 1780 von Friedrich dem Großen zum Kammerherrn ernannt worden und gehörte zur täglichen Gesellschaft des Königs, der an dem reichen Wissen und der geistvollen, gewandten Unterhaltung des Italieners Gefallen fand. Bei dem Einfluß, den man ihm zuschrieb, schien es sehr wertvoll, daß Müller ihn für Genf interessiert hatte. Die Korrespondenz Müllers mit Lucchesini beginnt schon im Januar 1781 (Schaffh. St.-B. Müll. **102**). Die wechselnden Geschicke haben Müller zur Zeit des Mainzer Aufenthaltes wieder mit diesem Staatsmann zusammengeführt.



an Bern, in dem er empfahl, gemeinsam mit Zürich und Frankreich die Stadt Genf sobald als möglich zu beruhigen, den gefährlichen und unfehlbaren Folgen dieser Unruhen kräftig zu begegnen[1]).

Am 10. Januar 1781 schrieb Tronchin, in der gegenwärtigen Lage der Dinge erscheine es nicht mehr nötig, die Dienste Müllers weiter in Anspruch zu nehmen. Frankreich sei zur Intervention in Verbindung mit Bern und Zürich fest entschlossen; eine Einmischung von anderer Seite würde zurzeit vielleicht nicht gut aufgenommen werden; wenn die Verhältnisse sich ändern sollten, könnte man auf diese Hilfsquelle zurückkommen. Er möge aber den „Patricien“ ersuchen, seine guten Gesinnungen fortzusetzen: man könnte ihm die Denkschrift über die Genfer Wirren, die nun beendigt sei, zustellen. Tronchin frägt Müller, ob man Prévost in dieser Sache verwenden könnte; er solle sich aber ihm nicht unbedingt anvertrauen. Müller selbst sei nun in Beziehung auf diese Angelegenheit vollständig frei und könne nach seinem Belieben abreisen; er habe ihn bereits dem Landgrafen von Hessen und dessen Sekretär Herrn Robert, der ihn in Kassel vorstellen werde, empfohlen. Doch kommt Tronchin noch in späteren Briefen auf die Genfer Sache zurück. Am 30. Januar 1781 beklagt er sich über die Uneinigkeit der drei intervenierenden Staaten. Zürich wolle die Sache in die Länge ziehen, während Bern sofort bereit sei. „Quand Berne ne veut pas, Zuric veut; quand Berne veut, Zuric ne veut plus, et le ministère de France est ainsi renvoyé de l'un à l'autre.“

Die Abreise Müllers von Berlin enthob ihn endlich dieser Umtriebe für die Genfer Aristokratie. Tronchin berichtete ihm allerdings auch noch über die weiteren Vorgänge in Genf: über die Waffenerhebung der Représentants am 5. Februar 1781, über die zögernde Haltung der drei Garanten, über den Gegensatz zwischen Frankreich einerseits, Zürich und Bern anderseits; „cette médiation va comme une tortue“, klagt er am 13. Juni 1781. Müller hatte ihm am 7. Mai nach seiner Abreise von Berlin von Elbigerode gemeldet, der Marquis de Lucchesini habe ihm geschrieben und ver-

[1]) Bonstetten an Müller in einer Zusammenstellung von Aktenstücken über die Genfer Wirren. 18 Seiten Folio. Schaffh. St.-B. Müll. 63, 4. Friedrich der Große hat auch später diese Angelegenheit nicht aus dem Auge gelassen. Noch am 29. Januar 1782 berichtete Bonstetten an Müller: „Le Roi de Prusse nous exhorte beaucoup, daß wir mit Rath und That kraft alter Bünde und nachbarlichem Interesse eine ruhige Verfassung in Genf einführen.“ Schaffh. St.-B. Müll. 63, 5. Eine solche Beruhigung ist dann durch den „Edit de pacification de 1792, imprimé par ordre du gouvernement“ zustande gekommen, den Müller in einer Besprechung freudig begrüßte. S. W. XII, 4—10.



sprochen, wenn sich Gelegenheit biete, mit größtem Vergnügen den König vom wirklichen Zustand der Dinge zu unterrichten. Der greise Tronchin selbst wurde bald nachher durch eine ernstliche Erkrankung, die ihn zum Besuche verschiedener Bäder und schließlich zu einem längeren Aufenthalt in Languedoc zwang, von Genf entfernt, gerade bevor dort die Leidenschaften zum höchsten Ausbruch kamen. Als er Mitte November 1782 wieder nach Genf zurückkehrte, war das Schicksal der Stadt vorläufig für die nächste Zeit entschieden: am 2. Juli 1782 hatten die Interventionstruppen von Frankreich, Sardinien und Bern die Stadt besetzt und der kurzen Gewaltherrschaft der Représentants unter dem Sicherheitsausschuß ein Ende bereitet, der alten Regierung wieder das Ruder des Staatsschiffes übertragen. —

Die Schrift Müllers über die Genfer Unruhen in den „Essais“ hat ihm heftige Angriffe zugezogen. Sie ist im Februar 1781 erschienen; Tronchin erwähnt sie zuerst in einem Briefe vom 3. März 1781; er glaubt, sie könnte wohl den Représentants mißfallen und für Müller unangenehme Folgen haben. Er möge deshalb bestimmte Weisungen geben, daß sie in der Schweiz nicht verbreitet werde, bevor Tronchin sie gesehen und sich mit ihm darüber verständigt habe. Am 18. April schrieb er, daß er bei der Ungewißheit der Entwicklung der Dinge in Genf die „Essais“ nicht weiter verbreitet habe, um Müller keine Feinde zu bereiten. Er habe fast nicht darüber sprechen gehört und glaube, daß nur wenige Leute die Schrift gesehen haben; diese werden darin einen sehr gut unterrichteten Mann erkannt haben, der denke und sehr gut schreibe und noch besser schreiben werde. Er macht Müller Komplimente über seinen sehr guten französischen Stil, der nur zwei bis drei Verstöße aufweise[1]). Bonnet äußerte sich über diese Schrift: „Votre lettre sur Genève vous vaudra la reconnaissance de nos Constitutionnaires et le ressentiment de nos Démagogues: l'une compensera l'autre, et toutes ces malheureuses querelles finiront enfin et la vérité qui triomphera fera votre justification.“ Er bedauert allerdings einige Ungenauigkeiten, die sich eingeschlichen hätten.

Die Schrift blieb nicht, wie Tronchin gewünscht hatte, in Genf unbekannt. Schon nach einem Monat wurde in Lausanne ein Nachdruck gemacht und massenhaft verbreitet; er rief die Wut der Repré-

[1]) Auch Bonnet lobte die Schreibweise Müllers: „Le style en est rapide, élégant et bien plus correct que tout ce que j'avois lu de vous en François.“ Und Bonstetten schrieb sogar über diese Schrift: „Digne non de vous, mais de Montesquieu!“



sentants hervor, so sehr, daß Müller seinen ursprünglichen Plan, im Falle des Fehlschlagens seiner Hoffnung auf Anstellung in Berlin nach Genf zurückzukehren, aufgab und sich entschloß, die ihm angebotene bescheidene Stelle in Kassel anzunehmen[1]). Die leidenschaftliche Erbitterung, die der Brief über Genf bei der Partei der Représentants hervorgerufen hatte, fand ihren Ausdruck in einer heftigen Gegenschrift[2]). Es wird dem Verfasser des Briefes über Genf vorgeworfen, er könne kaum aus ehrbaren Motiven gehandelt haben, wenn er überhaupt Motive gehabt habe. Sein Pamphlet enthalte fast ebensoviele Unrichtigkeiten als Wörter; er habe sie von den Parteihäuptern, mit denen er verkehrte und denen er blindlings geglaubt habe, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie selbst zu prüfen, erhalten. Mit Spott und Hohn wird „Monsieur le Professeur“ behandelt, der es gewagt hatte, auf Genf ein so falsches Licht zu werfen. Während Tronchin und Bonnet die gute französische Schreibweise Müllers gelobt hatten, findet nun dieser leidenschaftliche Kritiker: „De fades plaisanteries, un stile pesant, raboteux, antigrammatical, à la bonne heure. On peut le permettre à un Professeur! ... Mais, des Calomnies! ... chez un Historien ...“ Er gibt Müller den Rat: „Monsieur le Professeur! Ne parlez jamais de la Politique des Etats; le sujet est, en conscience, audessus de vos forces: si, cependant, vous ne pouvez résister à la démangeaison d'en parler, croyez-moi, tenez-vous en à l'Histoire Ancienne, à Rome, à Athènes, à Carthage; là vous pourrez errer dans les lieux communs, sans conséquence, et faire des bévues, sans aucun danger. Avant que de faire de graves imputations à un Peuple, donnez-vous la peine d'examiner, si ce Peuple mérite ces imputations. — Sortez de votre tête que le bon sens et le bon droit résident uniquement là où se trouvent les bonnes soupes et le bon vin. N'intitulez vos Ouvrages, Essais Historiques, qu'après vous être assuré, si ces Essais sont des Histoires ou des Fables. — Souvenez-vous, enfin, du sage précepte de ce Vieillard, qui voulait qu'on pensât une fois, avant que de parler, deux fois, avant que d'écrire, et trois fois, avant que d'imprimer.“ Und in diesem Tone geht es fort bis zum Schlußsatz: „Alors“, das heißt

---

[1]) Müller an Tronchin 10. Sept. 1782.

[2]) Leçon nécessaire à un Professeur étranger, donnée par un citoyen de Genève. Genève le 12 May 1781. Als Verfasser vermutete man zuerst den Genfer Pfarrer Jaques Vernes (Bonstetten an Müller 4. Okt. 1781), später den Theologen Isaak Salomon-Anspach. Beide mußten nach der Niederwerfung der Représentants durch die Intervention von 1782 Genf verlassen.



wenn er bei gewissenhafterer Prüfung der Verhältnisse in Genf zur Einsicht gekommen sei — „vous rougirez des inepties et des fausses imputations dont abonde votre lettre; vous sentirez combien il est dangereux, de faire de la situation d'un Peuple des tableaux infidelles, par lesquels on peut préparer sa ruine, même sans le vouloir, et vous remercierez l'homme vrai, qui vous à redressé si à propos"[1]).

Die Erregung, die Müller durch seine Schrift hervorgerufen hatte, legte sich nicht so bald; noch am 17. Februar 1782 schrieb Tronchin von Pézenas in Südfrankreich an Müller, es wäre für ihn nicht ratsam, unter der Herrschaft jener Partei nach Genf zurückzukehren. Mehr aber als die Wut der Représentants traf Müller der Tadel des von ihm hochverehrten Bonnet, der bedauerte, daß ihm in dieser sehr kurzen Schrift so viele Irrtümer begegnet seien; er sei erstaunt darüber, weil er ihn doch über die Tatsachen dieser traurigen Vorgänge unterrichtet habe. „Si j'avois été à côté de vous, je ne vous aurois pas laissé écrire de la sorte et probablement je vous aurois prié de n'écrire point. Les brochures n'ont presque fait que du mal au dedans et au dehors, et il eut été fort à désirer qu'on n'eut pas écrit une seule ligne sur nos malheureuses dissensions." Müller fühlte sich durch diese Bemerkungen verletzt, worauf Bonnet erklärte, er habe ihn nicht beleidigen wollen; aber es sei zu bedauern, daß er über wichtige Dinge nicht genauer gewesen sei und so der Gegenpartei Angriffspunkte gegeben habe. Aber dem Eifer für seine unglückliche Vaterstadt und der Anhänglichkeit an die wahren Patrioten zolle er volle Gerechtigkeit.

Der nächste Zweck, den Müller mit seinen „Essais historiques" angestrebt hatte, sich Friedrich dem Großen bekannt zu machen und eine Audienz bei ihm zu erhalten, wurde wirklich erreicht[2]). Wenige Tage nach Erscheinen der Schrift erhielt er durch einen seiner Gönner die Aufforderung, nach Potsdam zu kommen, da er vom Könige empfangen werde. Am 8. Februar reiste er dorthin, das Herz voll Erwartung und Hoffnung. Aber an der Pforte des königlichen Schlosses wurde ihm bedeutet, daß sein Name nicht auf dem Rap-

[1]) Müller hat im Einverständnis mit seinen Freunden auf diese Schmähschrift nicht geantwortet. Am 14. Juli 1781 schrieb er an Bonstetten: „Die Strafschrift aus Genf hat mir wegen ihrer Grobheit wahres Vergnügen gemacht: es ist nicht uninteressant, Menschen im Fieber sprechen zu hören; denn da zeigen sie, wie sie sind."

[2]) Über diese Audienz berichtet er an Gleim am 14. Februar, an Bonstetten am 18. und an die Mutter am 20. Februar 1781. Die 3 Berichte stimmen teilweise wörtlich miteinander überein, teilweise ergänzen sie sich.



port stehe. Der Vorleser des Königs, Catt, zeigte sich über das Erscheinen Müllers etwas erstaunt und riet ihm, sich beim Könige durch den Kammerhusaren anmelden zu lassen. Aber Lucchesini, der ihn aufs freundlichste empfing, empfahl ihm, sich sofort schriftlich an den König zu wenden, worauf er wirklich auf Samstag den 11. Februar nachmittags zwei Uhr zu Friedrich dem Großen beschieden wurde. In überschwenglichen Worten schildert er den mächtigen Eindruck, den der schon solange von ihm bewunderte und verehrte König auf ihn machte. Am 14. Februar schrieb er darüber an Gleim: „Der König saß in einem Lehnstuhl vor einem mit Büchern beladenen Tisch; er trug ein Hauskleid von dunkler Farbe und eine schwarze Mütze. Ich konnte Anfangs seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen; aber bald, im Verlauf des Gesprächs, ich weiß nicht bei welcher Wendung, erhob der König das Haupt, und ich sah nicht allein den schönsten Greis, sondern den ersten großen Mann, durch die Natur, die seine Züge gebildet, dazu gekennzeichnet. O Friedrich, Friedrich! wie waren sie schon vorher in meine Seele eingedrungen. Ich werde sie nie vergessen, und wenn ich 1000 Jahre leben und Dich nie mehr wiedersehen sollte. Sahen Sie bei irgend einem Menschen feinere Züge, lebhaftere Augen, einen mildern Ausdruck? Haben Sie irgend einen Menschen mit einem ermutigenderen Ton, mit größerer Würde sprechen hören, und diese Würde, von der man durchdrungen wird, fast ohne es zu bemerken, sie erhebt bis zu ihm hinauf. Es wäre leichter zu sagen, von welchem Gegenstande der Literatur oder der Politik er nicht sprach, als zu berichten, was er über 100 verschiedene Gegenstände sprach. Nach einer einstündigen Unterhaltung nahm er seine schwarze Mütze ab und sagte zu mir in einem Tone, den ich nie vergessen werde: ‚Adieu, mein Herr; ich werde ihretwegen nach Berlin schreiben.‘ Nachdem ich den König gesehen hatte, dachte ich 2 Stunden darüber nach. Dann machte ich Besuche; aber ich wußte nicht, was ich sagte. Ich war untröstlich, nicht sein Kammerdiener zu sein, welche Stelle ich derjenigen des Premierministers eines andern Fürsten vorziehen würde. Ich konnte nie mehr an Friedrich denken, ohne daß die Thränen mir ins Auge traten.“ Nähere Angaben über den Inhalt der Unterredung macht Müller im Briefe an Bonstetten vom 18. Februar: „Wovon sprach er nicht? vom Tell, vom Veltlin[1]), von den Gletschern, der Bevölkerung der Schweiz,

[1]) Am 26. Mai 1781 schrieb er an Bonstetten (S. W. XIV, 182 f.): „Sage doch zu Bern, mit wie vielem Interesse sowohl der König als der Prinz mit Hertzberg von Bern und der Schweiz mit mir gesprochen. Der König frug besonders auch nach dem Erlach. Er begriff nicht, wie wir den Valtellinerpaß haben gestatten

vom Luxus, von Genf, Rousseau, vom Kaiser, von Haller, vom General Lentulus, der Familie von Erlach, von den Völkern, die das römische Reich zerstört haben, von den Cimbern, den Chinesen, von England zur Zeit Ciceros, von Frankreich zur Zeit Julians, vom alten Testament, von den abweichenden Lesarten, von meinem Vater, meiner Mutter, meinem Bruder, von Göttingen und von der hiesigen Bibliothek. Er spricht über Alles mit einer unbegrenzten Anmut und Geist, mit einer Würde, die ich erst bemerkte, nachdem ich ihn verlassen hatte, aber vor allem mit einer bezaubernden Güte." Am folgenden Tage besuchte Müller den Kronprinzen, der ihn mit einnehmender Gefälligkeit empfing, von der Schweizer Historie, vom Kapitel über Rudolf von Habsburg und andern Stellen sprach und den Wunsch äußerte, er möchte im Ministerium der äußeren Angelegenheiten eine Anstellung finden; er verabschiedete ihn mit den Worten: „ich hoffe, mein lieber Herr Müller, daß Sie bald von der Ungewißheit erlöst sein und daß wir Sie behalten werden[1])."

Müller war am 11. Februar von Friedrich dem Großen mit einem Hofbescheide entlassen worden; aber er knüpfte daran die besten Hoffnungen und wurde auch von einigen seiner Freunde darin bestärkt; sie stellten ihm die Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften in Aussicht, die ihn nur jährlich zu ein oder zwei vor der Akademie vorzulesenden Abhandlungen verpflichtet hätte, so daß ihm sehr viele Muße für seine wissenschaftlichen Arbeiten geblieben wäre; die Beschäftigung mit dem Studium der Staatsgeschäfte würde ihm auch die Aussicht auf anderweitige Anstellung gegeben haben. Aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Müller scheint auf den König nicht den gewünschten Eindruck gemacht zu haben. Friedrich schrieb an Merian, daß er in Müller einen Mann von lebhaftem Geiste und von Ruhmbegierde erkannt habe, daß er aber wünschen möchte, daß er irgend ein klassisches Werk, das ihm als Ausweis zur Aufnahme in die Akademie dienen könnte, ge-

---

können; er wollte wissen, ob die Sache nicht noch zu ändern wäre? Auch mußte ich ihm Details geben von des Kaisers neuen Besitzungen am Bodensee. Seine Aufmerksamkeit war außerordentlich." Noch im Herbst 1787 erwähnte Müller in dem Berichte über seine Schweizer Reise an Friedrich Wilhelm II., er habe Friedrich den Großen bei seiner Audienz auf die Lage Graubündens und des Veltlins aufmerksam gemacht. „Ich erinnere mich, wie sehr E. M. höchstseliger Vorgänger erstaunt war, als er durch mich einen Theil dieser Dinge erfuhr, und wie tief er die Wichtigkeit derselben zu fühlen schien; dennoch hat er es in der Folge außer Acht gelassen, besser darüber zu wachen."

[1]) Müller schickte darauf dem Kronprinzen seine „Essais" und erhielt von ihm am 18. Februar ein schmeichelhaftes Dankschreiben (Schaffh. St.-B. Müll. 95).



schrieben hätte[1]). Die Schweizer Geschichte Müllers war ihm unbekannt; über die „Essais" scheint er von einem Manne, den er damals zur Unterhaltung in seine Umgebung gezogen hatte und der selbst auf eine dauernde Anstellung rechnete, eine abfällige Beurteilung erhalten zu haben. Müller schrieb seinen Mißerfolg vornehmlich dem Einfluß dieses Mannes, des Abbé Duval Pyran, zu, den er nach seiner Entlassung im Vorzimmer des Königs getroffen hatte. Er soll dem Könige, der die „Essais" nicht gelesen hatte, bemerkt haben, sie seien eine in der analytischen Art geschriebene Arbeit: in der Geschichte gebe es überhaupt nichts Neues; die Geschichtschreiber seien gezwungen, sich der Arbeit ihrer Vorgänger zu bedienen. Er soll auch Müller für einen Jüngling von 21 Jahren ausgegeben und angedeutet haben, daß er in jugendlichem Dünkel über die Werke des Königs ungünstig urteile[2]). — Zweifellos ist Friedrich der Große von einer gewissen Seite aus gegen Müller eingenommen worden, wie aus seinem Briefe vom 24. Februar an d'Alembert, der sich beim König für Müller verwendet hatte, zu erkennen ist: „Ihr Herr Mayer (!) ist hier gewesen. Ich bekenne Ihnen, daß ich ihn sehr eingenommen für Kleinigkeiten fand! er hat Untersuchungen über die Cimbern und Teutonen angestellt, für die ich ihm keinen Dank weiß. Auch hat er einen Abriß der Universalgeschichte geschrieben, in dem er sorgfältig wiederholt, was andere besser als er gesagt und geschrieben haben. Will einer nur nachschreiben, so wird er die Anzahl der Bücher ins Unendliche vermehren, ohne daß das Publikum etwas dabei gewinnt. Das wahre Genie hält sich nicht bei kleinlichen Untersuchungen auf, entweder stellt es die Sachen unter neuen Gesichtspunkten dar, oder es überläßt sich der Phantasie, oder — was noch besser ist — es wählt interessante und neue Gegenstände. Allein unsern Deutschen ist das Übel eigen, das man Wortdurchfall (Logon Diarrhöa) nennt; eher würde man sie stumm als sparsam mit Worten machen[3])."

Nur ungern verzichtete Müller auf seinen Plan, in Berlin, für das er eine große Vorliebe gefaßt hatte, zu bleiben; aber unter den vorliegenden Verhältnissen war an eine befriedigende Anstellung dort nicht zu denken. Daß er sich nicht dazu entschließen konnte, eine

---

[1]) Ähnlich äußerte er sich mündlich gegenüber Lucchesini (Lucchesini an Müller 22. Febr. 1781).

[2]) Müller an Gleim 24. Febr. 1781. Noch in der Selbstbiographie schreibt er den Mißerfolg dem Neid und der List zu.

[3]) Oeuvres XXV, 175. Die deutsche Übersetzung bei Georg Winter: Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten II, 475.



ihm vom Minister v. Zedlitz angebotene Lehrstelle am Joachimsthalischen Gymnasium mit einem Jahrgehalt von 200 Reichstalern, nachdem ihm schon vor sieben Jahren das Rektorat dieser Anstalt mit einem achtfachen Gehalt angetragen worden war, anzunehmen, oder eine Anstellung an der Ecole militaire, oder eine Professur in Frankfurt, die ihm ebenfalls in Aussicht gestellt wurde, ist leicht erklärlich. Verlockender schien ihm, da er sich vornehmlich nach einer politischen Laufbahn sehnte, die Anstellung als Sekretär einer preußischen Gesandtschaft: er sollte nach Kopenhagen zum dortigen Gesandten v. Bismarck oder nach Madrid zum neuernannten Gesandten Graf v. Sedlnicky versetzt werden[1]); aber auch diese Aussichten zerschlugen sich, und so mußte er sich denn, immer noch auf eine Verfügung des Königs hoffend, zur Abreise entschließen. Schon in Berlin war ihm der Gedanke gekommen, sich um die durch den Tod Lessings erledigte Stelle des Bibliothekars zu Wolfenbüttel zu bewerben. Am 22. Februar 1781 schrieb er an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen einen Abschiedsbrief, in welchem er bedauerte, den lebhaften Wunsch, den er seit mehreren Jahren gehegt habe, ein Preuße zu werden, wegen der Ungunst der Verhältnisse nicht erfüllt zu sehen; denn die Interessen des preußischen Staates seien jetzt diejenigen aller freien und weniger mächtigen Staaten in ganz Europa. Er bat ihn zugleich um Empfehlungen an den Herzog von Braunschweig[2]). Seiner Antwort vom 25. Februar mit dem Bedauern über die Abreise und die Nichtanstellung Müllers in Berlin fügte der Kronprinz den gewünschten Empfehlungsbrief bei, und Müller verfaßte nun am 27. Februar einen Brief an den Herzog von Braunschweig, in welchem er sich mit Berufung auf den Minister v. Hertzberg und andere Berliner Gönner, unter Beilegung des Empfehlungsbriefes des Kronprinzen, sowie seiner Schweizer Geschichte und der „Essais historiques" um die Stelle Lessings bewarb; aber in seiner Antwort vom 5. März 1781 bedauerte der Herzog Karl Wilhelm, daß Verfügungen, die schon sechs Monate vor Lessings Tod getroffen worden seien, es verhindern, ihn durch Müller zu ersetzen. Zu den Berliner Gönnern, die den Mißerfolg Müllers bedauerten, gehörten auch Lucchesini, der glaubte, seine

[1]) Müller an Dohm 4. Mai 1781 (S. W. XVI, 113): „Wenn ich nach Spanien gegangen wäre, so hätte Gökingk ein Grablied auf mich gemacht; er wünschte mir, in diesem Falle daselbst verbrannt zu werden." Auch Dohm riet ernstlich davon ab, eine Stelle als Legationssekretär anzunehmen, weil sie für Müller nicht geeignet sei und wenig Aussicht auf rasche Beförderung biete (Maurer-Constant II, 262).

[2]) Die Briefe des Kronprinzen sowie des Herzogs Schaffh. St.-B. Müll. 95.



Freunde hätten ihm am meisten geschadet, indem sie seine Sache überstürzt hätten, und der Minister v. Hertzberg, der ihm auch Empfehlungen an den einflußreichen und edlen Theologen Joh. Friedr. Wilhelm Jerusalem, den Erzieher des regierenden Herzogs von Braunschweig, mitgab[1]).

Der Abschied von Berlin kostete ihn Tränen, denn er war um eine Hoffnung ärmer geworden. „Ich reise ab, wehmütig, aber zutrauensvoll", schrieb er an Dohm. Es ist ein schönes Zeugnis für Müller, daß die große Enttäuschung, die er durch Friedrich den Großen erfahren hatte, seine Begeisterung für den preußischen König nicht zu schwächen vermochte. An Gleim schrieb er am 24. Februar 1781: À la vérité je suis plus Prussien que jamais. Je crois même qu'il est bon que je ne reçoive point de marques de faveur du héros dont je voudrois un jour célébrer les exploits."

Über Magdeburg erreichte Müller Halberstadt, wo Gleim über sein Erscheinen erstaunt war, weil Müller ihm berichtet hatte, daß er mit Extrapost nach Genf reisen werde. Während einiger Tage genoß er neuerdings die Gastfreundschaft des liebenswürdigen „Grenadiers", dann reiste er nach Braunschweig, wohin ihm der Empfehlungsbrief des preußischen Kronprinzen schon vorangeeilt war und ihm eine ungewöhnlich zuvorkommende Aufnahme bereitete. Bald wurde er von dem regierenden Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der seit dem 26. März 1780 die Regierung führte und den Müller als einen der ersten Feldherrn des 18. Jahrhunderts und gleichzeitig als weisen und väterlichen Verwalter seines Staates bewunderte, empfangen. Die Unterhaltung erstreckte sich auf verschiedenartigste Dinge, vornehmlich auf den Stand der politischen Angelegenheiten. Der Herzog fand Gefallen an Müller und wünschte, daß er ihn wieder besuche. Am folgenden Tage wurde er von der Herzogin Witwe, der Schwester Friedrichs des Großen, empfangen, einer geistvollen Frau, die über ihren Bruder, über den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ihren Neffen, über Haller, Bonnet,

---

[1]) Der Briefwechsel Müllers mit Hertzberg beginnt am 15. Mai 1781; er setzt sich fort bis zum Rücktritt des Ministers 1791. Er ist zuerst persönlich-literarischen Inhalts. Hertzberg sendet an Müller verschiedene seiner akademischen Abhandlungen und gibt viel auf das Urteil Müllers; zur Zeit des Mainzer Aufenthaltes und der Tätigkeit Müllers für den Fürstenbund wird er wesentlich politisch. Nach dem Rücktritt Hertzbergs richtete Müller an ihn am 19. Juli 1791 einen Brief voll Anerkennung und Bewunderung über seine frühere Tätigkeit; er tröstet ihn mit dem Hinweis auf verschiedene Gelehrte des Altertums und sagt von sich selbst: „Votre Excellence me connoit assez pour me croire, quand je l'assure que le comble de mes dessins est, de parvenir à ce loisir et à cette indépendance vingt années plutôt qu'Elle."



Waser, von dem die ganze Welt spreche, über die Art der Verteidigung der Schweiz trotz des Wirrwarrs von Regierungen, über die Metaphysik und vieles andere sich unterhielt. Auch die regierende Herzogin Auguste, eine Schwester des englischen Königs Georg III., zog Müller in ein Gespräch über Schweizer Geschichte, ferner über Neuchâtel, Genf, über ihre Liebe für die Geschichte und über die Schwierigkeit, sie zu schreiben, über Hume, Rapin, Dalrymple. Der Herzog Ferdinand, der Oheim des regierenden Herzogs, der berühmte Feldherr Friedrichs des Großen, zog ihn ganz allein, sogar in Abwesenheit von Dienern, an seine Tafel, um sich mit ihm über militärische Angelegenheiten, über die Schlachten von Krefeld, Minden und Roßbach, über den König, über den Herzog, über Polybius und Livius, die er genau kannte, zu unterhalten. Am 15. März, nach der Hoftafel, zu der Müller eingeladen war, sprach der Herzog den Wunsch aus, er möge noch einige Tage verweilen, um einen Weg zu finden, ihn dauernd festzuhalten oder einen andern Plan für seine Zukunft zu entwerfen. Den Abend verbrachte er in Gesellschaft bei Jerusalem, der alle Gelehrten Braunschweigs zum Abendessen geladen hatte. So verstrich der Aufenthalt in Braunschweig mit einer Reihe festlicher Anlässe. Auch die Oper besuchte Müller; die Musik wurde in Braunschweig durch den Herzog und seine Gemahlin kräftig unterstützt. Wie ein weiser Freund besprach der Herzog mit ihm seinen Lebensplan; er fand ihn geschickt für die Tätigkeit in auswärtigen Geschäften und versprach ihm, da er in seinem eigenen Staate hiezu keine Gelegenheit bieten konnte, sich bei dem ihm eng befreundeten preußischen Kronprinzen bei seiner baldigen Anwesenheit in Berlin nachträglich zu verwenden; auch die Herzogin Witwe wollte ihrem königlichen Bruder über Müller schreiben. Man riet ihm ernstlich davon ab, in die Schweiz zurückzukehren, und da er selbst der Meinung war, daß ihn die Rückkehr in die Heimat seinen Hoffnungen entrücken würde, entschloß er sich, vorläufig in Norddeutschland zu bleiben und den Erfolg der Bemühungen seiner Gönner abzuwarten. Mit dem Freiherrn Moritz v. Brabek, Domherr zu Hildesheim, den er in Braunschweig kennen gelernt hatte, reiste er zunächst nach Hildesheim. Beim Abschied umarmte ihn Herzog Ferdinand und übergab ihm als Erinnerung eine sehr schöne goldene Medaille, die er von seiner Schwester, der Königin von Dänemark, erhalten hatte[1]). Von seinem Reisebegleiter

[1]) Ferdinand von Braunschweig bezeugte auch noch später sein Interesse an Müller, indem er ihm am 21. Juli 1781 in einem eigenhändigen Brief zu seiner Anstellung in Kassel gratulierte.



bekam er wertvolle Aufklärungen über verschiedene Verhältnisse des Deutschen Reichs, über die eigentümliche Verfassung des Hochstiftes Hildesheim und über die Maximen jedes guten Staatsmannes und Lehren zur künftigen Führung der Geschäfte. In Hildesheim machte er neuerdings die Bekanntschaft mit bedeutenden Männern, wie dem witzigen Freiherrn August v. Haxthausen, dem Domprobst v. Fürstenberg und dem gelehrten, aus St. Gallen stammenden Cölestin v. Beroldingen, der sich als Autodidakt zum namhaften Geologen ausgebildet hatte und unter einem fast abstoßenden Äußern ein hohes Genie verhüllte.

Von Hildesheim ging die Reise wieder zurück auf preußischen Boden, den er mit neuen Hoffnungen betrat. „Mit den Preußen und für die Preußen will ich leben und sterben, oder ich will lieber nicht leben," schrieb er am 29. März an Bonstetten. Sein bisheriges Leben schien ihm nur ein halbes Leben; auf dem großen Schauplatz der Politik hoffte er bleiben zu können, vor allem, weil er nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia große Ereignisse voraussah, deren Augenzeuge er sein wollte; er dachte daran, den Prinzen von Preußen oder den Herzog von Braunschweig auf den bevorstehenden Feldzügen zu begleiten; wie könnte er in solcher Zeit ruhig in Genf Vorlesungen halten? Jetzt erklärte er sich sogar bereit, nur um nach Berlin zurückkehren zu können, eine Stelle am Joachimsthaler Gymnasium vorübergehend anzunehmen, bis sich für ihn die ihm allein zusagende politische Laufbahn eröffnen würde[1]). Er rechnete auch bestimmt auf die Übersiedlung Bonstettens nach Berlin und glaubte, daß dem Freunde in Preußen die Beförderung zu einer hohen Stellung, sogar zum Ministerium nicht entgehen könne, wenn er es vernünftig anfange.

Daß Müller vor allem nach einer politischen Tätigkeit strebte, um dadurch seinem Vaterlande nützen zu können, und daß er schon damals das Heil desselben in einer näheren Verständigung zwischen der Eidgenossenschaft und Preußen erblickte, deren gemeinsame Interessen in der Bekämpfung der ehrgeizigen Pläne Josephs II. lagen, beweist ein Brief, den er am 30. März 1781 von Halberstadt aus an einen preußischen Minister richtete[2]). Er schrieb darin: „En

[1]) Er ersuchte Dohm, über dies alles mit dem Minister v. Hertzberg zu sprechen. Tatsächlich stellte der Minister Zedlitz neuerdings wieder für Müller eine Lehrstelle an diesem Gymnasium oder in Frankfurt in Aussicht (Schaffh. St.-B. Müll. 93).

[2]) Wahrscheinlich an Hertzberg. Mscr. Müll. 95. Ähnlich schrieb er dem Kronprinzen von Preußen: „Vous l'avouerai-je, Monseigneur, outre l'interêt que prennent tous les hommes libres à un prince vers lequel toute l'Europe tourne les



arrivant à Berlin au mois d'Octobre de l'année dernière je songeois peu au département des affaires étrang. de Prusse. La mort de l'Imperatrice m'y a déterminé premièrement, parceque j'ai vu dès lors un mouvement nouveau dans le monde politique, et de grandes actions, peut-être des révolutions, préparées par tout ce que peuvent les armes et la politique: secondement, parceque les mauvaises dispositions de l'Empereur envers mon pays me faisaient souhaiter que dans le cabinet de Prusse il y eût quelqu'un qui s'interessait au sort de ma nation, et qui dans l'occasion pût par sa présence aider à cimenter les liaisons plus directes entre deux états dont les interêts sont uniformes: la Prusse devroit contrebalancer la puissance Autrichienne par des moyens pareils à ceux qui firent réussir le prince d'Orange contre Louis le grand."

Daß sich Müller in dieser Zeit eifrig mit politischen Fragen zu beschäftigen begonnen hatte, beweisen auch die Nachrichten, die er im Februar und März 1781 über die Verhältnisse und Vorgänge in Wien erhielt[1]). Eine Art von politischer Werbeschrift ist der Bericht über seine Beobachtungen in Hildesheim, den er damals nach Berlin schickte und der offenbar seine Befähigung für diplomatische Geschäfte beweisen sollte[2]). Als Zweck der Reise gibt er an: „J'ai fait ce voyage dans le dessein d'apprendre à connoitre M. de Brabek, qui a eu la principale part dans l'élection de l'archiduc à l'évêché de Münster." Er spricht sich aus über den Bischof und seinen Neffen, den Herrn v. Westphalen; der Bischof sei ein Fürst, der das Gute wolle, aber es nicht recht vom Bösen zu unterscheiden wisse; über das Land und seine finanziellen Verhältnisse, über seine wirtschaftliche Lage, über die einflußreichsten Würdenträger des Bistums, vor allem über Brabek selbst und seine politischen Ziele, die dahin gehen, eine politische Verbindung unter den Bistümern Westfalens zur gemeinsamen Verteidigung und zur Herstellung

yeux et duquel dépendront la liberté générale et la conservation d'une foule d'états, outre la reconnaissance que je dois à V. A. R. et l'attachement personnel que je Lui ai voué, j'avois encore un autre motif qui m'a fait souhaiter d'entrer dans son service: j'aurais crû servir et la couronne de Prusse et ma nation, si, dans l'occasion j'avois pû par ma présence auprès de Vous aîder à cimenter des liaisons plus directes entre deux états dont les interêts sont aussi uniformes."

[1]) 14 Nummern Mscr. Müll. 96.

[2]) Schaffh. M.-B. Müll. 151, 52. Relation d'un voyage fait à Hildesheim. vers la fin du Mars 1781. 5 Seiten 4⁰. Der Bericht ist wohl entweder an den Kronprinzen oder an Hertzberg gerichtet. Dohm (Maurer-Constant II, 462) meinte, eine solche Relation würde zwar einen guten Effekt machen, aber die Herren in Hildesheim werden Müller kaum etwas gesagt haben, was in Berlin nicht schon bekannt wäre.



einer bewaffneten Neutralität in Deutschland herzustellen. Müller macht aufmerksam auf den Vorteil, den eine solche Vereinigung für Preußen haben würde, indem es in jenen Gebieten keine große Truppenmacht unterhalten müßte und keine so ausgedehnte Grenze zu verteidigen hätte. Er weist auf die wachsende Unzufriedenheit hin, die der Kaiser Joseph II. durch seine Abneigung gegen den Adel hervorrufe. Mehrere Reichsfürsten seien der Meinung, daß Preußen ganz allein, ohne irgend einen anderen Beistand, die österreichische Macht in Schach zu halten vermöge. Sie schmeicheln sich mit dem Gedanken, daß die großen Kriege die eine wie die andere Monarchie erschöpft haben und daß nun die Zeit für sie gekommen sei, eine Rolle zu spielen. Man müsse ihre Ideen hierüber berichtigen.

In origineller Weise feierte Müller am 2. April in Halberstadt den 62. Geburtstag Gleims im Kreise einer fröhlichen und geistvollen Tafelrunde, zu welcher außer der Nichte des Dichters auch Klamer Schmidt, der Nachahmer Catulls und Petrarcas, und Georg Jacobi gehörten. Unter den Trinksprüchen wurde auch einer darauf ausgebracht, daß Müller bald ein Preuße werde. „Vergnügt waren wir gleich Kindern; Gleim war wie ein guter Vater gerührt, weint aber nie."

Müller beschloß, noch während des Aprils in Halberstadt den Erfolg der Schritte des Herzogs von Braunschweig am preußischen Hofe abzuwarten. Bei diesem Aufenthalt machte er auch die Bekanntschaft mit dem Dichter Günther v. Göckingk, der damals Gleim besuchte; nach der impulsiven Art Müllers war schon in der ersten Viertelstunde eine innige Freundschaft geschlossen: „wir werden uns lieben bis in den Tod".

Noch einmal wendete er sich von Halberstadt aus nach Berlin, und zwar direkt an den König selbst[1]). Im Entwurf zu diesem Schreiben spricht Müller von seinen interessanten Beobachtungen in Hildesheim; er legt dem Könige den Gedanken nahe, ihn nach Wien zu senden, um die dortigen Verhältnisse zu beobachten. Da er weder geborener Preuße sei noch im Dienste des Königs stehe, zudem jünger scheine, als er tatsächlich sei, würde er dort keinen Verdacht erregen und könnte vielleicht nützliche Dienste leisten.

Während dieses Halberstadter Aufenthaltes begann Müller die Übersetzung von Bonstettens „Lettres sur une contrée pastorale de la Suisse", die er für Wielands „Merkur" versprochen hatte. Ende

---

[1]) Brief an Dohm 27. April 1781.



April schickte er den ersten Beitrag an Wieland ab. Die „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland“ erschienen darauf in den fünf Nummern des „Teutschen Merkur“ vom Mai bis September 1781. Die Übersetzung ist ganz frei gehalten; sie wurde auch anfangs von vielen als eine selbständige Arbeit Müllers angesehen, wie er sich selbst als Mitarbeiter Bonstettens betrachtete[1]).

Die Antwort von Berlin ließ lange auf sich warten. Am 4. Mai 1781 schrieb Müller an Dohm, er habe immer noch keinen Bericht erhalten; auf den 7. Mai habe er die Pferde bestellt, die ihn, wenn er bis dann etwas erhalte, nach Potsdam, im anderen Falle aber nach Genf führen sollen; die Minister vermögen wenig und wagen gar nichts[2]); er sei müde, sich selbst anzubieten, zumal er befürchte, das humiliter serviunt, superbe dominantur sei eine Prophezeiung auf diese Herren. Er sei nicht nach Preußen gekommen, um bloß seinen eigenen Vorteil, sondern den beiderseitigen, den allgemeinen Ruhm und Vorteil zu suchen. Sein Reisegefährte in die Schweiz werde Göckingk sein. Er hatte sich nun mit dem Gedanken der Rückkehr nach Genf abgefunden. „Schon glaube ich die rebenreiche Wadt, schon die blaue Rhone, den schönsten der Seen und unersteigbare Thürme von weltaltem Eise wieder zu sehen; schon spaziere ich in Tronchins prächtigen Alleen und liege hingestreckt auf hochgrünem Rasen am Ufer seiner Fischteiche, oder wandle studierend mit starken Schritten unter der Colonnade, oder stehe bewundernd vor seinen Tenier, Rubens und Vandyk. Noch vergoldet mir die Sonne des Montblancs blendende Wand, und ihr unteren Sterblichen sehet sie schon lange nicht mehr —“

Am 7. Mai trat Müller, nachdem seine letzte Hoffnung ihn betrogen hatte, die Rückreise an. In Göttingen besuchte er seinen dort studierenden Bruder und beriet sich auch mit seinem früheren Lehrer Schlözer über seine Zukunft. Dieser riet ihm entschieden ab, nach

[1]) Die französische Originalarbeit Bonstettens erschien erst 1795 in Genf, die deutsche Übersetzung in besonderer Ausgabe zu Basel 1782 und in neuer Auflage schon 1783, später in Band I der Matthissonschen Ausgabe der Schriften Bonstettens Zürich 1793 und wieder in der zweiten Auflage derselben 1824, 1784 in englischer Übersetzung in Randolphs „Observations on the present state of Denmark, Russia and Switzerland“ London 1784. Bonstetten zeigt sich in den Briefen aus dieser Zeit über den Druck der Hirtenbriefe sehr ängstlich, weil sie ihm Unannehmlichkeiten bereiten könnten. Er bittet Müller, ihn nicht als Verfasser zu nennen.

[2]) Dies wird durch einen Brief Hertzbergs vom 15. Mai 1781 bestätigt: „Vous connaissés deja assés le local de Notre Pais pour sçavoir, que la bonne volonté et le pouvoir des Ministres n'ont pas la même étendue ches nous.“



Genf zurückzukehren, weil ihm die Stellung bei Tronchin nicht genügen würde; er solle vielmehr in Deutschland nach einer festen Anstellung streben.

Ganz unerwartet sollte sein Geschick noch eine für die nächste Zeit wenigstens günstige Wendung nehmen.

Am 12. Mai kam er nach Kassel, in der Absicht, nur zwei Tage dort zu bleiben. Er hatte allerdings schon von Halberstadt aus dem Landgrafen von Hessen ein Exemplar seiner „Essais" zugeschickt und seine baldige Ankunft in Kassel angezeigt; auch war er durch Professor Mallet in Genf dem Landgrafen lebhaft empfohlen worden; aber an eine Anstellung an diesem kleinen Hofe dachte er wohl kaum. Da machte er dort die Bekanntschaft des landgräflich hessischen Staatsministers und Generalleutnants Martin Ernst v. Schlieffen, eines fein gebildeten und hochverdienten Staatsmannes, der sich sofort Müllers in warmherziger Weise annahm und ihn in Kassel festzuhalten wußte. Seit 1772 zum Generalmajor und Staatsminister vorgerückt, war Schlieffen, der einer pommerschen Adelsfamilie entstammte, der einflußreichste Berater des Landgrafen Friedrichs II. Mit seiner militärischen Tüchtigkeit, die er im Siebenjährigen Kriege bewiesen hatte, verband er politisch-staatsmännisches Geschick, das sich wiederholt in diplomatischen Missionen bewährte. Er ist einer der ersten deutschen Staatsmänner, die durch die Bildung eines deutschen Fürstenbundes das Ansehen und die politische Kraft des deutschen Reiches zu heben suchten. Daneben widmete er einen Teil seiner bedeutenden Arbeitskraft wissenschaftlichen, vornehmlich geschichtlichen Studien[1]). Dem genialen Gelehrten, dessen Schweizergeschichte ihm nicht entgangen war, brachte er sofort seine volle Gunst entgegen, die sich bald zur wahren Freundschaft ausbildete und bis zum Tode Müllers standhielt; unter den Leidtragenden, die trauernd am Grabe Müllers ihm die letzte Ehre erwiesen, befand sich auch der greise Staatsmann aus der Zeit seines ersten Kasseler Aufenthaltes. Er stand dem jungen Freunde mit weisem Rate zur Seite, suchte das Genie in richtige Bahnen zu leiten, es vor Zersplitterung seiner Kraft zu bewahren und auf große Aufgaben zu weisen[2]). Mit seinen Bemühungen, Müller für

[1]) E. Friedländer in A. D. B. XXXI, 516 f. Schon 1780 hatte er die „Nachricht von dem pommerschen Geschlechte der v. Sliwin oder Schlieffen" veröffentlicht, die er bis 1784 zu einer vortrefflichen Familiengeschichte ausarbeitete (Kassel 1784).

[2]) Müller an Bonstetten 14. Febr. 1782: „Mr. de Schlieffen me déhorte de tout ce qui n'est pas grand, digne de la postérité. Son mot est, que je ne dois pas tirer ma poudre aux moineaux."



Hessen zu gewinnen, verband er das Streben, ihn seinem wahren Berufe, der Wissenschaft, zu erhalten. Müllers leicht bewegliches Gemüt wurde sofort von der glühendsten Begeisterung für seinen neuen Gönner erfüllt: „à peine l'eus-je vu, que je ne pus pas me résoudre à le quitter,“ schrieb er an Bonnet. Der Minister, der bald nach Müllers Ankunft den Landgrafen auf das Lustschloß Wabern begleitete, verwendete sich nun lebhaft für die Anstellung Müllers in Kassel und erlangte für ihn eine Professur für Geschichte und Statistik am Collegium Carolinum, die Müllers Berliner Freund Dohm in den Jahren 1776—1779 bekleidet hatte. „Heute, als ich mich frisiren ließ,“ berichtet Müller am 26. Mai 1781 der Mutter, „kam ein Bedienter: Ihre Exc. wären angekommen und erwarten mich. Als ich kam, ‚Nun,‘ sprach er, ‚sind Sie unser!‘ Vor der Hand wurden mir 400 Thl. bestimmt, mit sicherer Hoffnung baldiger Vermehrung. Als ich frug, wann ich meine Collegien anfangen soll, sagte mir Herr v. Schlieffen: ‚Das ist das geringste; es ist Ihrer Durchlaucht wenig daran gelegen, einen Professor mehr zu haben, viel aber daran, Sie zu haben; indem ich dazu beigetragen, habe ich nicht Ihnen gedient, sondern Hessen und meinem Fürst, und gratulire diesem noch mehr als Ihnen.‘ Ich konnte nicht sprechen: ich war des Herumreisens, des unstäten Lebens so überdrüssig; ich konnte mich nicht entschließen, von der Wohltätigkeit meiner Freunde fernern Gebrauch zu machen; nun ist mein Glück entschieden. Nun bin ich denjenigen Wissenschaften, die ich immer studiert habe, auf ewig geschenkt.“

Der Entschluß Müllers, in Kassel zu bleiben, war auch beeinflußt durch seine Furcht vor dem Zorn der Genfer Représentants über seine Schrift von den Unruhen in Genf, die ihm die Rückkehr dorthin zurzeit gefährlich erscheinen ließ; dazu kam der Überdruß des ungewissen Umherirrens und die Begeisterung für Schlieffen, dem er sogar anerboten hatte, vorläufig auch ohne Besoldung in Kassel zu bleiben, wenn ihm der Kurfürst nur einen ehrenvollen Titel verleihe, mit welchem er die Bedenklichkeiten seiner Mutter und seiner Schweizer Freunde beschwichtigen könne[1]). Mit überschwenglichen Worten drückte er Schlieffen seinen Dank aus:

„Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus —

[1]) Müller an Schlieffen 22. Mai 1781. Ein Beispiel der Sorglosigkeit und Leichtfertigkeit Müllers in finanziellen Dingen. In Berlin hatte er vor seiner Abreise neben andern Schulden bei Prevost ein Darlehen von 100 Talern aufgenommen mit der Verpflichtung der Rückzahlung binnen Jahresfrist. — Die Korre-



Es ist unmöglich, mit schmeichelhafteren Ausdrücken einen zum Prof. zu machen. Nun sollen Sie auch sehen, was Ihr Freund für ein Kerl werden will, da er nun Hesse ist auf Lebenlang. Schlieffen mihi haec otia fecit, und mein größtes Vergnügen ist gerade, zu seyn wie er; das weiß er auch wohl und erwiedert meine Gesinnungen." Der Landgraf Friedrich aber schrieb auf den Dank Müllers an ihn das folgende Handbillet: „Mon cher Professeur Müller! Si votre nomination comme Professeur de l'Histoire Vous a fait plaisir, Je m'applaudis de l'acquisition que J'ai fait d'une personne, qui s'est acquis tant de Réputation dans la République des Lettres, et qui ne pourra qu'augmenter le Lustre du Collège dont elle est membre. Je m'en promets des suites les plus heureuses."

So ist nun der begeisterte Bewunderer Preußens von heut auf morgen ein Hesse geworden: „Me voilà Hessois et pour la vie," schrieb er am 18. Mai an Dohm[1]).

Das im Jahre 1709 von dem Landgrafen Karl von Hessen eröffnete Collegium Illustre Carolinum, dessen Professor publicus ordinarius Müller geworden war, hatte sich allmählich zur Bedeutung einer Universität entwickelt. Hervorragende Gelehrte, die teilweise auch durch Schlieffen gewonnen worden waren, wirkten an der Anstalt, wie der Philologe Dietrich Tiedemann, der Weltumsegler Georg Forster, der Staatsrechtslehrer Runde, der Mathematiker Mauvillon, der Physiker Sömmering, die Mediziner Stein und Böttger. Im Hause eines seiner Kollegen, Casperson, fand er Aufnahme; er hat später diesem Manne und seiner Familie in schweren Geldverlegenheiten tatkräftig ausgeholfen. So trat Müller in einen Kreis bedeutender Männer ein, bei denen er vielfache Anregung erlangen konnte, in eine Stellung, die allerdings materiell nicht glänzend, aber doch ehrenvoll war und ihn auch anfangs mit Genugtuung erfüllte. Seine Briefe an die Mutter und an seine vertrauten Freunde sind voll begeisterter Schilderungen der Schönheiten von Kassel und seiner Umgebung, von seinem Verkehr mit Schlieffen, der so verständnisvoll auf seine Pläne ein-

spondenz zwischen Müller und Schlieffen Schaffh. St.-B. Müll. **100**; 1. Fasz. 13 Briefe Müllers an Schlieffen 1781—1790; 2. Fasz. 86 Briefe Schlieffens an Müller 1781—1806; 3. Fasz.: 165 undatierte Nummern. Von diesen zahlreichen Briefen sind nur 3 Briefe Müllers an Schlieffen mit Auslassungen in die S. W. aufgenommen worden.

[1]) Über Müllers Aufenthalt in Kassel ist vor allem zu vergleichen Fr. Gundlach: Johannes v. Müller am landgräfl. hessischen und königl. westfälischen Hofe in Cassel. Jahrbuch der Schweizergeschichte XVIII, 163 ff.



ging und ihn in jeder Weise förderte. Auch die Freiheit, die ihm der Minister in bezug auf seine religiösen Ansichten zusicherte, mochte ihm begehrenswert erscheinen. „J'oubliais," schrieb ihm Schliessen, „d'ajouter aux conseils d'ami que je me suis permis de vous donner, que si par hazard vos opinions religieuses ne sont pas celles du commun d'ici, vous pouvés les avoir sans inconvenient, mais il ne convient pas de les afficher publiquement." In seinem freundschaftlichen Umgang mit Müller sollten die Schranken des Standesunterschiedes vollständig fallen. Schon am 2. Juni 1781 schrieb er an Müller: „le ridicule de tenir à ce que la vanité a inventé pour classer les hommes que la nature confond, ne se trouve pas non plus sur la liste de mes faiblesses; plus vous vivrés sans façon avec moi, mon cher Müller, mieux je vous en aimerai, et si je n'ai rien pour vous tenir lieu des amis dont vous vous voyés separé vous trouverés du moins, que je ne manquerais pas de bonne volonté de les remplacer." Auch in Geldangelegenheiten war er Müllers weiser Berater: er möge sich vor den Krallen der Juden hüten; „les dettes deviennent bientôt le tourment de la vie, conduisent souvent à des catastrophes." Sehr häufig lud er ihn zum Diner à trois plats in Gesellschaft seiner drei Affen, die er sehr liebe, ein. Schlieffen selbst schreibt über die Anstellung Müllers[1]): „Auch glückte es unter jenen Gelehrten mit der Zeit anzuwerben einen Johann Müller, den angehenden Thucydides seines schweizerischen Vaterlandes, schon ausgezeichnet durch mancherlei geschätzte Aufsätze. Sein eisernes Gedächtnis war eine ungeheure Sammlung von was man seit Jahrtausenden geschrieben hatte. Sein Vortrag so leicht, wie der vom wissenleersten Schöngeiste jenseits Rheins. Er selbst leichter zu haben als zu behalten."

Auf persönliche Veranlassung des Landgrafen wurde Müller am 19. Mai 1781 zum Ehrenmitglied der seit 1777 bestehenden Société des Antiquités zu Kassel ernannt[2]). Sie legte ihm die Verpflichtung auf, von Zeit zu Zeit einen Vortrag über einen beliebigen wissenschaftlichen Gegenstand zu halten. Er hatte schon vor seiner Ernennung seine erste Vorlesung in französischer Sprache vor dem Landgrafen, dem Hofe und der Gesellschaft gehalten: „De l'influence des anciens sur les modernes"[3]). Er führte darin aus,

[1]) Nachrichten von einigen Häusern des Geschlechtes der v. Schlieffen Bd. II, 175.

[2]) Müller gehörte dieser gelehrten Gesellschaft bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1806 an.

[3]) S. W. VIII, 317—330.



welchen Einfluß die Alten bisher ausgeübt hätten und welcher Einfluß ihnen auch in Zukunft gebühre. Von dem Ruhme, den sich die Medici in Florenz durch die Pflege der Alten errungen haben, ausgehend, behandelte Müller die mächtige Wirkung, die das Studium der Alten auf den Zeitgeist ausgeübt habe, um nachzuweisen, daß ihr Vorbild auch jetzt noch zur Aufklärung des Geistes, zur Erhellung der dunkeln Zeiten der Geschichte, vor allem der deutschen Geschichte des Mittelalters, führen müsse, zur Erkenntnis der Entstehung der Staaten und ihrer Regierung. Das werde auch die Liebe des Bürgers zu seiner Regierung wecken. Darum rufen auch aufgeklärte Fürsten literarische Gesellschaften ins Leben, deren Forschungen die Stellung und die Wohlfahrt des Staates fördern sollen. Die Abhandlung schließt mit einem Kompliment auf den Landgrafen, der mit Cosimo und Lorenzo von Medici verglichen wird. Es ist eine Gelegenheitsrede, rasch entworfen und ausgeführt, ohne Anspruch auf dauernden wissenschaftlichen Wert. Doch bewegte sich Müller hier auf einem Gebiete, das ihm gründlich bekannt war, und er glaubte auch, mit dieser ersten Vorlesung einen guten Eindruck gemacht zu haben. Allerdings soll sich der Landgraf, wohl nur scherzweise, über die kleine Gestalt und die schwache Stimme des neuen Professors aufgehalten haben[1]).

Von den öffentlichen Reden, die Müller in den Jahren 1781 und 1782 bei verschiedenen Gelegenheiten zu halten hatte, sind uns mehrere erhalten geblieben. Am 14. August 1781, am Geburtstage des Landgrafen, hielt er seine Antrittsrede am Carolinum[2]). Sie handelt von der Entstehung, Entwicklung, den Aufgaben und der Bedeutung der Geschichtschreibung vor allem in dem gegenwärtigen Zustande Europas angesichts der großen bevorstehenden Veränderungen auf allen Gebieten; sie soll eine Lehrerin sein, um die Jünglinge auf den Weg der großen Männer zu weisen; sie ist eine moralische Gymnastik; sie besteht bei Thucydides und Davila aus Aufgaben über Staat und Krieg, deren Auflösung den Geist in großen Betrachtungen übt; sie kann auch die Probeschule der jungen Gemüter sein. Der Geschichtschreiber sei Richter der Vorwelt und Lehrer der Nachwelt. Das Glück, Taten zu verrichten, ist

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich wohl auf diese erste Vorlesung und nicht, wie Gundlach a. a. O. S. 170 meint, auf die spätere Antrittsrede vom 14. August am Carolinum, welcher der Landgraf nicht beiwohnte.

[2]) Cassel; gedruckt in der Fürstl. Hess. Hof-Buchdruckerey 1781. 10 Seiten 4° (nebst der Anzeige von Müllers Vorlesungen im Winter 1781/82), auch abgedruckt in den Neuen Miscellaneen Stück 15 S. 466 ff., Leipzig 1781, im Deutschen Museum, Jänner 1782, S. 1—8 und in S. W. VIII, 8—16.



vom Schicksal wenigen Auserwählten vorbehalten; aber auch der ist kein verächtlicher Bürger, welcher durch die lebhafte Darstellung alter Tugenden derselben heiligen Zunder im Herzen der Jünglinge unterhält. Daß dabei der Landgraf als besonderer Gönner der geschichtlichen Studien gepriesen wird und Müller ihm seinen Dank für die Berufung an das Kollegium darbringt, entspricht zu sehr dem Zweck dieser Rede, als daß man Müller daraus einen Vorwurf machen dürfte. In dem beigefügten „Programma meiner Vorlesungen" zeigt er an, daß er im folgenden Winter die öffentliche Vorlesung über die Politik und die besondere über den gegenwärtigen Zustand von Europa vereinigen und öffentlich und unentgeltlich wöchentlich vier- oder fünfmal je nachmittags um vier Uhr vortragen werde. Die Vorlesungen seien für solche bestimmt, die, ohne Gelehrte werden zu wollen, zum verständigen Lesen der Geschichte einen Leitfaden begehren und von den Staaten, für die sie streiten, und von der Welt, in der sie leben, einen deutlichen Begriff zu erwerben wünschen.

Der Landgraf selbst war bei der Antrittsrede Müllers nicht anwesend, er ließ sich durch den Freiherrn v. Veltheim, Komtur des deutschen Ordens, vertreten; unter den Zuhörern befand sich dagegen der Prinz von Solms und viele andere vornehme und gelehrte Männer; „sie schienen vergnügt", war der Eindruck Müllers.

Das tadelnde Urteil, das Julian Schmidt[1]) über diese Antrittsrede Müllers gefällt hat, indem er die Inkorrektheit und Dunkelheit des Stils, die Verworrenheit in der Verbindung der Ideen hervorhebt, darf wohl auch auf andere Reden, die Müller in Kassel gehalten hat, ausgedehnt werden. Er hat offenbar dieser Seite seiner Verpflichtungen keinen Geschmack abgewonnen und deswegen auch auf seine Vorträge nicht immer die Sorgfalt angewendet, die ihnen einen dauernden Erfolg sichern konnten. Schlieffen hat ihn denn auch wiederholt ermahnt, größere Sorgfalt auf seinen Vortrag zu verwenden.

Schon auf den 1. September war eine weitere Rede vor der Gesellschaft der Altertümer festgesetzt, über Homer; sie ist nicht mehr vorhanden; dagegen befindet sich im handschriftlichen Nachlaß Müllers der Entwurf zu einer Rede in französischer Sprache: „Sur l'état des sciences historiques 1781"[2]). Es ist nur eine etwas er-

[1]) In den Grenzboten, XVII. Jahrg. 1. Sem. Bd. II. S. 104.

[2]) J. Georg Müller bezeichnet sie als des Druckes nicht würdig, weil vieles zu unbestimmte Deklamation sei und der Komplimente für den Landgrafen allzu viele seien. Schaffh. St.-B. Müll. 29.



weiterte Ausführung der Gedanken, die in der Antrittsrede und im Programm der Vorlesungen vom 14. August enthalten sind.

In das Jahr 1781 fällt noch eine kurze Abhandlung Müllers in französischer Sprache: „Allemagne“[1]). Sie scheint für eine Zeitschrift, vielleicht für den „Potpourri“ Luchets, des Bibliothekars und Direktors des französischen Theaters in Kassel, der auch ständiger Sekretär der Gesellschaft der Altertümer war und an den Müller von seinen Genfer Freunden besondere Empfehlungen erhalten hatte, bestimmt gewesen zu sein. Anknüpfend an den „Essai sur la littérature allemande“ Friedrichs des Großen, behandelt sie die Frage, warum die deutsche Literatur an den Höfen der deutschen Fürsten nicht besser aufgenommen werde und warum sie im Auslande keinen größeren Ruhm erlangen könne. Sie wendet sich gegen die deutsche Professorengelehrsamkeit. Sie verlangt Ruhe und Muße für die Männer des Genies, Befreiung von lästigen Fesseln (durch Vorlesungen und andere Arbeiten auf Befehl), den Umgang mit Männern der Welt, um die Welt selbst kennen zu lernen. Von den deutschen Professoren darf man keine Werke für alle Zeitalter und alle Völker erwarten, weil ihnen dazu die Muße und die Weltkenntnis fehlen. Die großen Schriftsteller aller Zeiten sind selten Professoren gewesen; es waren Männer, die entweder durch Erbschaft oder durch den Genuß von Pfründen oder die Freigebigkeit edler Freunde von materiellen Sorgen befreit waren. Das ist besser, als die Pensionen von Fürsten, die zur Schmeichelei führen. Wenn die Männer des Kriegs, der Wissenschaft, der Verwaltung und der beschaulichen Lebensweise zusammen e i n e Gesellschaft bilden, so wird jeder Stand seine Lächerlichkeiten verlieren; die Gelehrten werden weniger Pedanterie, die Adligen weniger Hochmut, die Soldaten weniger Härte zeigen; nur dann wird sich eine wahrhaft liebenswürdige, eines Hofes und einer Hauptstadt würdige Gesellschaft heranbilden. Die Schriftsteller bedürfen der Weltkenntnis so gut, als die Großen ihrer Einsicht bedürfen. In Frankreich sind die großen Schriftsteller keine Schmarotzer und nicht gezwungen, es zu sein. „Die Muße und die Welt haben die Werke von Buffon, Voltaire und Montesquieu glücklicher, für alle Zeitalter und alle Völker gefälliger gemacht als ... exempla sunt odiosa.“ Die zum guten Schreiben geborenen Männer muß man unterhalten, damit sie, frei von Fesseln, keine andere Pflicht haben, als sich selbst und die

[1]) S. W. VIII, 353—366. Müller hat später an den Rand seines Manuskriptes die Bemerkung geschrieben: „Fait 1781. Vous vous en appercevrez; il y a des choses sur lesquelles j'ai tout-à-fait changé.“



Nation berühmt zu machen. — Die Schrift schließt ganz unvermittelt mit der Anzeige einiger neuen literarischen Erscheinungen[1]).

Ihrem Inhalt nach erscheint die Abhandlung fast als eine oratio pro domo. Müller spricht sich über die ihn drückenden Fesseln durch seine Vorlesungen aus; für sich selbst wohl ersehnt er ein Leben voll Muße zu literarischer Arbeit, und für diese sucht er Verkehr mit hochgestellten Männern, Einblick in die große Welt zu erlangen.

Mit seinen Vorlesungen am Carolinum begann er anfangs Oktober. Er las ein Kolleg über die Politik (de regno et republica) zweimal wöchentlich von elf bis zwölf und ein zweites über die Statistik, verbunden mit der Historie, viermal wöchentlich zu derselben Stunde; in diesem Wintersemester las er sogar doppelt, in deutscher und in französischer Sprache[2]). Als Vorarbeiten dienten ihm seine Genfer Vorlesungen über Universalhistorie, die er mit vielen Zusätzen erweiterte und in eine gedrängtere Form brachte; auch die preußische Geschichte wurde nun in eingehender Weise berücksichtigt. Seine Zuhörer waren größtenteils Offiziere und Würdenträger des Kasseler Hofes; er selbst nennt uns die Prinzen Friedrich und Ludwig von Hessen-Philippsthal, die Grafen Moritz Ludwig v. Lynar und Friedrich Ludwig v. Bohlen, den Kammerherrn Wilhelm v. Canitz, die Gardehauptleute v. Wakeniz und v. Eschwege, den Justizrat v. Lindau, den Hofjunker v. Stockhausen und den Hofarchivar Regierungsrat Friedrich Christoph Schmincke. Wie früher in Genf, war er auch jetzt anfangs von seinen Zuhörern entzückt; er rühmt ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit. „Mein Kollegium", schrieb er am 6. Oktober 1781 dem Bruder, „ist für mich ein Vergnügen. Alle meine Vorstellungen werden gleichsam wieder in den Tiegel gebracht; ich sorge für den Ausdruck, besonders dessen Kraft." Wie schon in der Schweiz, fühlte er sich vor allem zum Offiziersstande hingezogen; „bei tapferen Männern wohnt am meisten gerader Sinn des Wahren und Edlen". Er ließ sich auch bewegen, öfters im Offiziersklub zu erscheinen und demselben sogar beizutreten, wobei er nicht immer eine rühmliche Rolle gespielt zu

[1]) Der Ausgabe des Wilhelm v. Oranje durch Casperson in Kassel, der Werke von Raphael Mengs durch Don Joseph Nicolas d'Azera mit der Hervorhebung der Bedeutung des italienischen Aufenthalts Winckelmanns und Mengs für die Erkenntnis der antiken Kunst, endlich mit einer Besprechung der „Memoires pour servir à l'histoire militaire des troupes de la Maison d'Autriche", das als das Werk einer schönen Seele und eines großen Geistes gepriesen wird.

[2]) Das Manuskript zu der französischen Vorlesung über Universalgeschichte von 1781 Schaffh. St.-B. Müll. 33, 127 engbeschriebene Seiten teils in Abkürzungsschrift.



haben scheint. Obwohl er selbst meinte: „der Cursus meiner Jugend-Thorheiten ist endlich alle," ließ er sich doch wiederholt zu Exzessen hinreißen, die ihm den ernsten Tadel Schlieffens zuzogen[1]). Auf dessen Rat änderte er auch sein Logis und bezog ein ihm vom Kammerherrn v. Canitz angebotenes großes helles Zimmer „an dem abgelegensten Ort mit dem schönen Blick auf das liebliche Thal der Fulda".

Aber bei allen teilweise nicht immer rühmlichen Zerstreuungen blieb er doch unermüdlich seiner Arbeit treu; sie erfüllte ihn mit immer neuem Glücksgefühl; täglich arbeitete er vierzehn Stunden; „ich habe nie mehr studiert, nie in mir selbst munterer, mit mehrerer Fruchtbarkeit an Bemerkungen und Planen, und (dir darf ich es sagen) gleich als näherte ich mich nun der endlichen Reife, dem Kraftalter des Geistes; ich fühle mich innerlich nun feuriger, äußerlich ernster, im Ganzen besser als je," schrieb er am 13. Dezember 1781 dem Bruder.

Zunächst betrieb Müller wieder eine gewaltige Lektüre. Schlieffen hatte ihm geraten, die Weltgeschichte ganz aus der gesamten Literatur in chronologischer Reihenfolge zu studieren, „eine große Reise durch die Weltliteratur von Homer bis Voltaire zu machen"; er selbst las mit ihm die alten poetischen Denkmale deutscher Art und Kunst und begleitete ihn auf der lehrreichen Reise durch das griechische und römische Altertum, als er die Universalhistorie einmal ganz aus den Quellen und in allen Quellen zu studieren unternahm[2]). Die Lektüre umfaßte nicht bloß die Geschichtschreiber der Alten, sondern auch die Dichter, Redner, Philosophen, Grammatiker, kurz alle bekannten und im Drucke zugänglichen literarischen Werke. Schon am 19. Juli 1781 schrieb er an Dohm: „Den ganzen Homer, Hesiodus, Anakreon, Theognis, Aeschylus, Herodot, Palaephatus, Heraklitus, Eratosthenes, Phurnutus, die arundelschen Marmor

[1]) Schlieffen erteilte ihm den Rat, sich vor dem Genuß des Weines und anderer geistiger Getränke zu hüten, „car je me suis aperçu que peu de chose en suffit pour influer sur votre Raison, pour vous oter la seule arme contre un penchant — funeste à votre être. Ne fréquentés plus le Clubb, la société des jeunes éventés qui s'y rassemble ne vous vaut rien." Das weist darauf hin, daß Müller schon in Kassel dem unglücklichen Triebe, von dem später zu sprechen sein wird, gefrönt hat. Er scheint allerdings zeitweise den guten Rat befolgt zu haben; er schrieb an Bonstetten, er habe dem Wein gänzlich abgesagt und befinde sich dabei sehr wohl. „Venus ist mit Bacchus entwichen."

[2]) Selbstbiographie S. W. IV, S. XVII. Dr. C. Scherer: Martin Ernst v. Schlieffen, sein Leben und sein Verhältnis zur Sprachreinigung. Zeitschrift „Hessenland" 1891 Nr. 19 S. 254. Gundlach a. a. O. S. 174.



und andere Alte habe ich bis dahin hier gelesen und vollständig excerpirt"; ein Vierteljahr später hatte er 54 Schriftsteller vollendet und Auszüge aus ihnen angelegt; am 11. Dezember schrieb er an Füßli in Zürich, daß er in Kassel nun aus 88 Schriftstellern Auszüge gemacht habe, und am 13. August 1782 konnte er Herder mitteilen, daß „kein Factum von Moses bis auf Cicero in den Schriftstellern sei, das nicht in seinen Auszügen an seinem Orte stünde". Gleichzeitig las und exzerpierte er auch die 27 Foliobände von Muratoris Geschichtschreibern Italiens und zur Vervollkommnung in der Schreibart die bedeutendsten Werke der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur.

Daneben wurde die Arbeit an der Schweizergeschichte, wozu vor allem Schlieffen drängte, wieder aufgenommen[1]). Müller hatte sie nie aus dem Auge verloren. Schon in Berlin hatte er die Fortsetzung in Aussicht genommen; der zweite Teil sollte durch Vermeidung der Fehler des ersten viel besser werden. So schrieb er am 2. Dezember 1780 an Bonstetten: „Mir sind auch in meinem Buch, dessen Fehler zu sehen das Rauchwerk des Lobes mich nicht verhinderte, nicht jene Kapitel, wo man Tacitum zu lesen vermeint, lieb: lieber sind mir die Schlachten und geographischen Gemälde. Ich denke täglich hierüber, tausend Bemerkungen drängen sich mir vor; besser muß der zweite Theil werden, und, Freund, wenn Dein Müller nicht geboren ist, Geschichtschreiber zu werden, so zweifle ich auch, ob der Birnbaum gemacht ist, Birnen zu bringen." In Kassel fand er in Schlieffen den eifrigsten Beförderer seiner Arbeit. Bei den Briefen Schlieffens an Müller befinden sich 36 Seiten Anmerkungen zum ersten Band der Schweizergeschichte, die das rege Interesse des hessischen Staatsministers an diesem Werke beweisen. Er ermunterte auch Müller, so oft er unmutig werden wollte, zur Fortsetzung der Arbeit. In erster Linie wurde die Umarbeitung des ersten Bandes zu einer zweiten, vollständig veränderten Ausgabe ins Auge gefaßt, gleichzeitig aber auch an der Fortsetzung gearbeitet; drei Vormittage in der Woche wollte Müller seinen Vorlesungen, vier der Schweizergeschichte widmen; er wollte nicht aufhören, bis er die Geschichte seines Volks bis zum Allianzvertrag von 1777 weitergeführt haben werde. Allerdings erregte ihm die Undankbarkeit der Arbeit ernstliche Bedenken; er befürchtete, durch die vielen Details, auf die er eintreten müsse, die Leser zu

[1]) Er riet ihm lebhaft ab, kleinere Abhandlungen zu schreiben und dadurch seine Kräfte zu zersplittern; „ce n'est pas sur de pareils bidets que l'on monte ad astra."



ermüden und nicht die beabsichtigte Wirkung hervorzurufen. Nur zwei Wege schienen ihm offen, entweder das ganze Werk fallen zu lassen, was durch seine Verpflanzung in ein anderes Land erklärlich erscheinen würde, oder den ersten Band ins Feuer zu werfen und eine neue Bearbeitung vorzunehmen, mit Umgehung aller Einzelheiten über die Rechtsverhältnisse, welche nur die alten Perrücken des Berner Senates interessieren, und dafür ein Gemälde der Verfassung und der Sitten des helvetischen Volkes zu entwerfen, das im ganzen nicht viel umfangreicher würde als der erste Band[1]). In solchen Anfällen der Mutlosigkeit richtete Schlieffen den jungen Freund auf: „C'est l'histoire de votre patrie qu'il faut achever — cela doit être votre premier soin. Finissés ce charmant édifice avant que de vous occuper de la construction d'un palais plus vaste.“ Doch verbindet er damit ernstliche Ermahnungen vor dem Übermaß der Arbeit, das Müller öfters körperliche Leiden zugezogen hatte. „Votre physique m'allarme bien d'avantage: j'y reconnais les effets d'un travail démesuré de tête et du manque de travaux de corps; il faut composer moins et vous promener d'avantage pour reprendre un peu haleine. Lisés quelquefois à votre auditoire ce que d'autres ont écrit. — Vous verrés enfin que j'ai raison à dire que la manière dont vous travaillés et donnés vos leçons ne vaut rien à la longue. Vous vous excédés en ne faisant rien pour étendre votre célébrité; en attendant l'histoire de la Suisse demeure imparfaite. — La perte de tems que vos trop de leçons vous faut faire, voilà ce que je regrette, car je vous attends avec impatience à l'histoire universelle. — Rendés à votre Suisse ce que vous lui devés, et puis entreprenés l'histoire générale.“ Müller hat sich zunächst auch eifrig auf diese Arbeit geworfen. Er richtete auch an den Fürsten Kaunitz das Gesuch, er möchte ihm die Benützung der k. k. Hofbibliothek in Wien gestatten; er wäre geneigt, zu diesen Studien nach Wien zu kommen, worauf aber die Antwort erfolgte, die Reise würde erfolglos sein, da die Urkunden über die früheren Rechte des Hauses Habsburg entweder in die Hände der Schweizer gefallen oder in Innsbruck wegen der Nähe der Schweiz aufbewahrt werden[2]). In einem

[1]) Müller an Schlieffen 29. Jan. 1782: je suis tenté mille fois à envoyer au diable le baillage de Trachselwald et de Herzogenbuchse et les seigneuries de l'Aargau, et toute leur languissante histoire, qui fera mourir d'ennui le lecteur et de honte l'auteur.

[2]) Müller an Kaunitz 22. Febr. 1782. K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien. Wiss. und K. 2/4. Die Antwort von Kaunitz 23. März 1782. Schaffh. St.-B. Müll. **104**.



Briefe an Dohm vom 13. Februar 1782 stellte Müller bereits auf den Sommer das Erscheinen des zweiten Bandes in Aussicht, dem der dritte sofort folgen werde. Diese Voraussage erfüllte sich allerdings nicht. Am 16. Oktober 1782 schrieb Müller an Fr. H. Jacobi: „So bin ich von der Geschichte der Schweiz wie besessen, wache damit auf und schlafe in ihren Gedanken auch ein. Der erste Theil erscheint ganz neu, der zweite zugleich. Im Frühling, hoffe ich, sollen Sie haben quidquid est libelli." Bei der eifrigen Arbeit, die Müller im Jahre 1782 dieser Aufgabe widmete, wäre sicher auf das Jahr 1783 das Erscheinen eines zweiten Bandes und voraussichtlich auch die Umarbeitung des ersten erfolgt; da wurde Müller durch seinen unsteten Geist wieder in andere Bahnen gelenkt[1]).

Wieder war auch der Gedanke einer französischen Übersetzung erwogen worden, wozu Müller vor allem von Paris aus ermuntert wurde; bei der Begeisterung für Bundesrepubliken würde das Buch in Frankreich, Holland und Amerika begierig gelesen werden. Müller dachte eine Zeitlang daran, die Übersetzung selbst zu besorgen, und der Abbé Raynal[2]), der damals durch Deutschland reiste, drang lebhaft darauf, während Bonstetten ebenso eifrig abriet: „warum lieber ein mittelmäßiger inkorrekter französischer, als ein guter deutscher Schriftsteller? Ob nicht die Vervollkommnung der deutschen Prosa wichtiger sei als alles?"

Müller hat den Rat Schlieffens, sich nicht mit kleinen Abhandlungen zu beschäftigen, nicht befolgt; neben der Arbeit für die Schweizergeschichte und den Studien für die Universalgeschichte

---

[1]) Große Schwierigkeiten bot auch das Suchen nach einem Verleger. In Bern wollte Müller nicht mehr drucken lassen wegen der weiten Entfernung und weil er mit dem Berner Verlage des ersten Bandes durchaus unzufrieden war. Eine Neuauflage in einem andern Verlage wollte die Typographische Gesellschaft in Bern nur gestatten, wenn sie für den noch unverkauften Rest der ersten Auflage entschädigt werde. Verhandlungen mit dem Buchhändler K. Spener in Berlin, mit Nicolai und mit H. L. Brönner in Frankfurt blieben schließlich erfolglos. Am 18. Februar 1782 schrieb Müller an Gleim: er suche einen Verleger, nicht aus Gewinnsucht, von der er allezeit nur allzu rein gewesen sei, sondern weil man schreibe, um gelesen zu werden. Deswegen wünsche er einen Verleger, der, wenn er ihn auch übervorteilen werde, das Buch recht gut vertreibe. — Eine bedeutende Schwierigkeit bot vor allem der damals in Blüte stehende Nachdruck, der dem Verfasser und Verleger oft den materiellen Erfolg wegnahm.

[2]) Müller hatte diesen bedeutenden, aber ruhmredigen Franzosen, dessen „Geschichte der beiden Indien" er bewunderte, schon in der Westschweiz kennen gelernt. Er war ihm 1782 behilflich, in Westdeutschland Materialien für die Geschichte der Aufhebung des Edikts von Nantes und für die Ansiedlung französischer Refugiés in Deutschland zu sammeln. (Briefe Raynals Schaffh. St.-B. Müll. **104**.)



nahm er die seit der Verpflanzung nach der Westschweiz aufgegebene Rezensententätigkeit, wenn auch in beschränkterer Weise, wieder auf. Für Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek, für Wielands Deutschen Merkur, für die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen und für Luchets Potpourri lieferte er öfters wertvolle Artikel. Heyne in Göttingen versprach sich von dieser Tätigkeit Müllers, er werde der deutschen Literatur noch Fülle und Feile geben[1]).

Auch auf das Feld der politischen Schriftstellerei hat sich Müller wieder gewagt: für Schlözers Staatsanzeigen verfaßte er eine Abhandlung über die revolutionäre Bewegung im Kanton Freiburg, deren Hauptführer, Chenaux, er früher persönlich kennen gelernt hatte[2]); aber Schlözer ließ den Bericht nur verstümmelt abdrucken, weil ihm das übertriebene Lob der Berner Regierung, die durch ihr rasches Eingreifen die Freiburger Obrigkeit zur schnellen Bewältigung des Aufstandes befähigt hatte, nicht zusagte: „Ohnmöglich konnt' ich alle die Elogen abschreiben, die Sie den Bernern

---

[1]) Heyne an Müller 23. Nov. 1783. — Aus diesen Jahren sind Müller folgende Rezensionen sicher zuzuschreiben: 1782 A. D. B. 1. Bd. 49, 2 St. S. 443/444: Coxe: Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweiz, bezeichnet Bg; 2. im Anhang zu dem 37.—52. Bd. I. Abt. S. 544/555: Beleuchtung des Waserschen Prozesses. Berlin 1781. bez. Bg.; 3. Bd. 53 2 St. S. 456—459: Wyttenbach: Histor., geogr. und physik. Beschreibung des Schweizerlandes. I. Bd. bez. Bg. — In den Göttingischen Anzeigen 4. 1783, 34. St. S. 330/331: Conquêtes de Gustave Adolphe en Allemagne par M. le Comte de Grimoard; 5. 36. St. S. 353—358: Der Nibelungen Liet, ein Rittergedicht aus dem 13. und 14. Jahrhundert. (Wieder abgedruckt S. W. X, 45 ff.). 6. 1784, 203 St. S. 2030—2037: Die Eneidt, ein Heldengedicht aus dem 12. Jahrhundert, von Heinrich v. Veldeken. Der Gott Amur, ein erzählendes Gedicht aus dem 15. Jahrhundert (S. W. X, 51 ff.). — 1785 S. 1731: 7. Der Parcival — der arme Heinrich — von der Minne — Weiberlist (S. W. X, 60 ff.). — Im Potpourri (Müller an Gleim 6. Febr. 1782). 8. La Suisse. — 9. Les Juifs. — 10. Genève. — 11. Les Aristocraties. — Weitere Rezensionen, die J. Georg Müller dem Bruder zuschreibt oder die im Briefwechsel erwähnt werden, aber nicht zum Abdruck gekommen zu sein scheinen, sind: A. D. B. Anhang zu Bd. 37—52 S. 541: 12. Über Sitten, Alterthümer usw. von Spanien. Ebenda S. 545: 13. Wiggers Moral der Clio. — S. 547: 14. Geschichte der Republik Carthago. — S. 549: 15. Unterhaltende Merkwürdigkeiten. — 16. Lettres écrites de Suisse, d'Italie, de Sicile et de Malthe, Amsterd. 1780. — 17. Gaillard: Histoire de Charlemagne IV. — 18. Edit de pacification de Genève 1782, siehe oben S. 12 Anm. 1, erst abgedruckt S. W. XII, 4—10. — 19. Wegelin: Briefe über den Werth der Geschichte. — 20. Discours politique du Comte d'Albon. — 21. Histoire de la vie privée des Français par le Grand d'Aussy. — 22. Eine kleine Schrift von Mably. — 23. Tableau des révolutions de Genève. — 24. Parerga historica (von Uphagen). — 25. Lettre d'un voyageur français en Suisse. — 26. Besprechung der Werke von Bonnet.

[2]) Müller an Bonstetten 26. Mai 1781: „Den Chenoz habe ich sehr wohl gekannt und vor 3 Jahren den Freyburgern vergeblich denuncirt."



geben. Gibts dann eine scheußlichere, die Menschenrechte mer verspottende Regierungsform, als die Berner Kakistokratie?" Darauf wandte sich Müller an Wieland, der sich sofort bereit erklärte, den unverstümmelten und erweiterten Bericht in den Deutschen Merkur aufzunehmen, und um sofortige Einsendung des Manuskripts bat. „Mich freut diese Gelegenheit," schrieb Wieland am 13. Juli 1781 an Müller, „durch Ihre Hand der Bernischen Regierung, die ich vor allen schweizerischen hochachte, ein paar wohlverdiente Weihrauchkörner streuen zu können." Dieser Bericht ist aber aus unbekanntem Grunde nicht zum Abdruck im Deutschen Merkur gekommen. Der Vorfall hat dazu beigetragen, die bereits gelockerte Verbindung Müllers mit seinem früher so bewunderten Göttinger Lehrer Schlözer vollständig abzubrechen. Dazu mochten auch die absprechenden Urteile mitwirken, die Schlözer bei verschiedenen Gelegenheiten über die Schweiz abgab, und die offenbare Parteinahme Schlözers für Österreich gegen Preußen. Der Briefwechsel der beiden Gelehrten hört von 1782 an auf[1]). Von jetzt an war es Herder, unter dessen Einfluß Müller vor allem in der Auffassung der Geschichte kam, der seinem ganzen Wesen viel mehr entsprach als der realistische Göttinger Professor.

In seinem unruhvollen Tätigkeitstrieb dachte Müller schon in dieser Zeit an die Vorarbeiten für eine Geschichte Friedrichs des Großen; auch Lessing wollte er ein Denkmal setzen.

Zu den bedeutendsten Schriften aus der Kasseler Zeit gehören zwei Abhandlungen, in denen Müller sich mit der Geschichte des Papsttums beschäftigte. Er hat sich dabei keine neue Auffassung von der päpstlichen Hierarchie ausgebildet; schon zu Genf hatte er Ansichten geäußert, die sich über die engen Schranken konfessioneller Engherzigkeit hinweggesetzt hatten[2]). Aus diesem Grunde ist der Verdacht ausgeschlossen, daß er etwa seinem neuen Herrn, dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen, zuliebe, der 1749 durch seinen Übertritt zum Katholizismus so großes Aufsehen erregt hatte, dem Papsttum gegenüber eine so anerkennende Gesinnung offenbarte[3]).

---

[1]) Der letzte Brief Schlözers an Müller ist eine kurze Gratulation für Müllers neue Anstellung in Kassel, datiert vom 8. Dez. 1782. — In einem Briefe an Bonstetten vom 25. Sept. 1781 spricht Müller von einem Besuch in Göttingen und rühmt dabei Heyne als den Gelehrtesten, Besten und Liebenswürdigsten. „Schlözer ist gelehrt, wie du weißt, aber wirklich ohne Geschmack und ohne ein gewisses Gefühl, das den Geschmack giebt und im Leben anmuthig macht; ich gieng in seine Kollegien: da ist er auch so, gelehrt, aber ohne gravitas, ungezogen in Ausdrücken."

[2]) Siehe Bd. I S. 224.

[3]) Mit gutem Gewissen konnte er am Tage seiner Vorlesung an Schlieffen



Es ist vielmehr das ernstliche Streben, auch dieser Erscheinung in der Weltgeschichte gerecht zu werden, sie aus ihrer Entstehung und Entwicklung zu verstehen. Auch das scheint ausgeschlossen, daß er sich durch diese Schriften eine Anstellung in Rom zu erringen trachtete; dieser Gedanke ist ihm allerdings vorübergehend gekommen, nachdem er von dem Beifall, mit welchem die „Reisen der Päpste" in den Kreisen des Vatikans aufgenommen worden waren, erfahren hatte. Immerhin sind diese Schriften Gelegenheits- und Tendenzschriften: sie treten der durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts beeinflußten, durchaus unhistorischen Auffassung des Papsttums entgegen. Daß er dabei mit seinem Lobe etwas zu freigebig verfahren ist und gelegentlich über das Ziel hinausgeschossen hat[1]), läßt sich damit erklären, daß er mit seiner Auffassung sich in bewußten Gegensatz gegen die seine Zeit beherrschende Anschauung gesetzt hat. Die erste dieser Schriften ist eine am 18. Januar 1782 vollendete und am folgenden Tage vor der Gesellschaft der Altertümer in Anwesenheit des Landgrafen vorgelesene Abhandlung unter dem Titel: „Histoire de l'établissement de la domination temporelle du Souverain Pontife, particulièrement dans la dernière moitié du huitième siècle"[2]). Sie ist unvollendet, indem sie die übersichtliche Darstellung der Geschichte Italiens im 8. Jahrhundert nur bis zu der Zeit führt, in welcher König Liutprand die ganze Halbinsel unter die Herrschaft der Langobarden zu bringen suchte. Die gewaltige Bedeutung, welche die Entstehung der päpstlichen Macht nicht nur für Italien, sondern für die ganze abendländische Christenheit gewonnen hat, sollte den Gegenstand weiterer Abhandlungen bilden, die aber unterblieben sind. So kann denn diese Schrift nur als Einleitung zu einer größeren Arbeit über die Entstehung der weltlichen Macht des Papsttums betrachtet werden.

Viel bedeutender ist die zweite Abhandlung, die bei den Zeitgenossen großes Aufsehen hervorrief: „Die Reisen der Päpste"[3]). Sie ist direkt veranlaßt worden durch die Reise des Papstes Pius VI.

schreiben: „Je n'ai pas oublié que je parle devant un Prince Catholique; heureusement je n'ai pas été obligé de m'exprimer autrement que je pense."

[1]) Wegele: Gesch. der deutschen Historiographie S. 820 ff.

[2]) Sie wurde noch in demselben Jahre gedruckt und später in die S. W. VIII, 331 ff. aufgenommen.

[3]) Die „Reisen der Päpste" sind 1782 zuerst deutsch und kurz darauf in französischer Übersetzung, darauf 1783 in Rückübersetzung aus dem Französischen herausgekommen. J. Georg Müller hat sie in die S. W. VIII S. 19—60 aufgenommen; 1832 wurden sie neu herausgegeben mit Erläuterungen von Kloth.



nach Wien. Über die Absicht, die er mit dieser Schrift verfolgte, schrieb Müller selbst: „In den Reisen der Päpste trachte ich das Jubelgeschrey des Publikums über den Umsturz aller Vormauern militairischer Alleinherrschaft einiger Maaßen zu stillen; ich zeige, daß die Päpste der Kaisermacht in allen Zeiten ein Gleichgewicht entgegengesetzt. Wenn ich in österreichischen Diensten wäre, so dürfte ich nicht so schreiben; so lang ich es aber nicht bin, werde ich bisweilen trachten, von gewissen Sachen den Deutschen richtige Begriffe beyzubringen; denn dessen, was zu sagen ist, habe ich den zehnten Theil noch nicht gesagt; es kömmt noch besser. Obgedachtes Buch macht Aufsehen; verschiedene Große haben mich dafür becomplimentirt; andere billigen es heimlich. Einige von der Widerpart finden darin heimliches Gift; andern ist es offenbar, aber ich weiß noch nicht, welchen Weg sie einschlagen werden. Wenn sie mir Verdruß zu machen suchen, so wird aus dem Übel Ärger. Ein bolognesischer Senator, Kammerherr des Infanten Herzog von Parma, hat das Buch zu München dem Papst gegeben. Der Papst freute sich sehr, lobte es, und schrieb sich des Verfassers Namen und Aufenthalt auf. — Viele, die den Verfasser nicht wissen, sagen, es ist von einem Jesuiten! Protestantische Geistliche haben es eifrig vertheidigt. Einige wollten gern, die Hierarchie wäre noch"[1]).

Müller behandelte in chronologischer Reihenfolge die Reisen Leos I. zum König Attila 451, des Papstes Zacharias zum Langobardenkönig Liutprand 743 und zu König Rachis 750, Stephans III. zum Frankenkönig Pipin 753, Leos III. zu Karl dem Großen nach Paderborn 799, Gregors VII. Zusammenkunft mit Heinrich IV. zu Canossa 1077, die Reisen Alexanders III. nach Frankreich und nach Venedig zur Zusammenkunft mit Friedrich I., Innozenz' IV. nach Lyon 1244. Die Schrift erscheint allerdings als eine Ruhmrede auf das Papsttum und die römische Hierarchie, die nicht durch

---

[1]) Müller an den Bruder 14. Mai 1782. Noch schärfer schrieb er an Tronchin: „Pendant les réformes de Vienne et le voyage de Pie VI, plus de 200 écrivains ayant fait le panégyrique des opérations de la cour impériale, tout le publique applaudissant au renversement de toutes les barrières du despotisme (car le sort des droits de la noblesse ne sera plus heureux que celui des seigneurs ecclésiastiques). j'ai tenté de modérer cette joie. Je fis un petit ouvrage sur les voyages des anciens papes qui insinuait l'utilité dont leur pouvoir avoit souvent été pour contrebalancer le despotisme militaire; je fis remarquer aussi l'absurdité qu'il y avoit, d'applaudir à la violation manifeste des droits de la propriété à l'égard des biens ecclésiastiques; je fis parler votre ami Montesquieu." Siehe auch Mörikofer: Die schweiz. Nationalliteratur im 18. Jahrhundert S. 472. — Ähnlich schrieb Müller auch am 26. Mai 1782 an den römischen Kämmerer Roccatani.



die Gewalt der Waffen, sondern durch ihren Geist ihre Macht begründeten und eine große weltgeschichtliche Aufgabe lösten. Als das römische Kaisertum in Trümmer sank, war es der Papst, der die Stadt Rom erhalten hat. Er ist mit Recht Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden. Leo I. rettete Rom vor den Scharen Attilas und vor der völligen Zerstörung durch die Vandalen; Zacharias griff in einem großen Augenblicke des menschlichen Geschlechts in die Weltgeschichte ein, indem er die Pläne der Langobardenkönige Liutprand und Rachis durchkreuzte, deren Erfüllung die Entstehung der weltlichen Macht des Papsttums, des deutschen Kaisertums, der Freistaaten Italiens, der Medici, die Kriege der Sforza, Luther und den Westfälischen Frieden verunmöglicht hätten, weil sich eine gewaltige italische Universalmonarchie gebildet hätte; Stephan III. rief gegen den Langobarden Aistulf die Hilfe des Frankenkönigs Pipin an; „wer Geist und Größe unter Krone, Helm und Inful ehret, wird nie mißbilligen, was er selber gethan hätte"; gegen den feindlichen römischen Adel wandte sich Leo III. an Karl den Großen zu Paderborn, und er krönte den Frankenkönig zum römischen Kaiser und wurde dadurch der Wiederhersteller des abendländischen Kaisertums; Gregor VII., standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten, wollte mit römischem Geist alle Nationen regieren; während der deutsche Kaiser für den Okzident fast heilsam scheinende Fesseln schmiedete, „wurde ein alter Priester (denn Gott wollte es), ein alter, kranker, gefangener, flüchtiger, verfolgter Papst ohne Eisen, ohne Gold, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft, Herr der Herzen und Entschlüsse aller abendländischen Völker; allen gab er seine Seele; alsdann sprach er zu den Königen: bis hieher sollt ihr herrschen. Zu Canossa unterwarf sich ihm der deutsche Kaiser. So kühn gebrauchte Gregorius die Zeit, stiftete aber die Hierarchie und die Reichsfreiheit: er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band; viele tausend Menschen, die keine Macht hatten als Worte, erhob er aus dem Staub in hohen unverletzbaren Rang, und er erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruhet; er brach sie. Eine andere Macht beruhet auf des Geistes Kraft und Muth: die war seine Waffe; diese gab er den Prälaten; diese gab er den Großen." — Unter Friedrich I. brach der große Kampf in Italien aus zwischen Ghibellinen und Welfen, zwischen Kaiser und Papst, zwischen Kriegskunst und Freiheitsliebe,



Nationaleifersucht und fremder Macht. Alexander III. befreite die guelfischen Städte, aus denen Künste und Wissenschaften ihren Reiz in das barbarische Leben der alten Europäer ergossen; alles waren sie dem Papste schuldig. — Dann wandte sich gegen die gewaltige Macht Friedrichs II., dessen kirchenschänderische Taten in grellen Farben geschildert werden, Innozenz IV. nach Lyon, „und der hundertjährige Thron der großen Hohenstaufen, der furchtbarste unter allen Kaisern mit aller angestammten Gewalt und eigener Kunst, unterlag dem fliehenden Innocentius".

„Gregorius, Alexander, Innocentius", in diesen Worten faßt Müller das Ergebnis seiner Ausführungen zusammen, „erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohete. Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie, und neben ihr die Freiheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Reskripte eines einigen fallen; ohne jene war nicht möglich, allen Völkern einerlei Gedanken einzugeben. Ohne den Papst war die Kirche gleichwie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden ist: Mainz, Trier, Cöln, die geistliche Bank, die Domcapitel würden es empfunden haben. Ohne die Hierarchie hätte Europa keine Gesellschaft, welche (geschähe es auch wegen ihres eigenen Vortheils) über den allgemeinen Vortheil unaufhörlich wachen müßte. — Von dem an war eine Freistatt wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freistatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehens: der Thron, und in dem Gleichgewicht lag öffentliches Wohl. Von dem an konnte jeder seinen Herrn wählen unter mehreren Fürsten: so lang die Welt einem einigen diente, war Freiheit nur, wo Cato sie fand." „Die militairische Gewalt war in den Händen der Fürsten; die Kirche hatte eine moralische Macht. Auf daß diese jener ein Gleichgewicht halte, wurde Hierarchie und Immunität erfordert: jene, weil Ordnung Stärke gibt, weil ohne den Papst, ohne Erzbischöfe und Ordensgenerale die Kirche ein unbehülflicher Haufen gewesen wäre; diese war nöthig: wer wollte ohne Immunität einem Fürsten sagen: du bist der Mann des Todes." Müller zitiert an dieser Stelle einen Gedanken aus Montesquieus Esprit des lois: „Autant que le pouvoir du clergé est dangereux dans une république, autant est il convenable dans une monarchie, surtout dans celles qui vont au despotisme: car, comme le despotisme cause à la nature humaine des maux effroyables, le mal même qui la limite, est un bien." Allerdings hebt Müller nur die guten Wirkungen der Hierarchie als eines Dammes gegen den Despotismus und die die Völkerfreiheit unterdrückende Universalmonarchie



hervor; daß sie dagegen selbst ein Übel gewesen sei, kommt nicht zum Ausdruck. Daß sie am Ende an Stelle des politischen Despotismus den geistigen Despotismus gesetzt, daß in den Zielen des Papsttums doch auch weltliche Herrschsucht mitgewirkt hat, verschweigt er völlig. „Die großen Päpste aller Zeiten haben sich selbst an die Spitze der Christenheit, und neben sich in langer Ordnung die Clerisei gestellt; hierauf die Macht in Schranken gehalten, die Niedrigkeit emporgehoben, indessen sie Rom selten, den Kirchenstaat fast nie besaßen." So erscheint denn diese vielbesprochene Schrift Müllers nicht als eine streng wissenschaftliche Untersuchung, sondern als eine politische Tendenzschrift, deren Absicht der Verfasser übrigens selbst unzweideutig offenbart hat. Die Nutzanwendung auf seine Zeit hat er in den Worten ausgedrückt: „Bittend, etwa daß eine Anzahl Menschen ihre althergebrachten Güter behalte, bittend, etwa daß die Kirche von ihren obersten Hirten (Vater und Kinder) nicht getrennt werde, versuchend, ob unter dem Gerassel der Waffen unseres Jahrhunderts die Könige auch noch hören, oder nur Gott, weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, ist er noch heilig in den Herzen vieler Millionen, groß bei Potentaten, die das Volk ehren, der Besitzer einer Macht, vor der in siebenzehenhundert Jahren von dem Hause Cäsars bis auf den Stamm Habsburg viele große Nationen und alle ihre Helden vorüber gegangen sind: das ist der Papst".[1])

Es ist hier eine Auffassung des Papsttums ausgesprochen, die bei einem Protestanten und noch zudem bei einem von den Ideen der Aufklärung erfüllten Vertreter des 18. Jahrhunderts auffallend ist; aber sie entspricht durchaus einer großen Forderung der Aufklärung, dem Gedanken der unbedingten Toleranz; sie geht aus derselben Quelle hervor, die es damals ermöglichte, daß die Gesellschaft Jesu noch in dem protestantischen Preußen und dem orthodoxen Rußland Schutz fand, nachdem sie aus den romanisch-katholischen Ländern vertrieben und vom Papste selbst aufgehoben worden war. Und schließlich entspricht sie auch wieder den politischen Ansichten Müllers, seiner Anerkennung des historischen Rechts und seiner Liebe zur Freiheit, welche die größte Gefahr im Aufkommen des Despotismus, der Universalmonarchie, erblickte und von den Plänen des Kaisers Joseph II. verhängnisvolle Folgen voraussah, denen man rechtzeitig begegnen müsse.

„Die Reisen der Päpste" riefen großes Aufsehen hervor; auch

---

[1]) Fragment eines Briefes über die Frage: Was ist der Papst? S. W. V, 59.



protestantische Gelehrte haben sie rückhaltlos gebilligt. Dohm forderte ihn auf, die Schrift auch dem König zu übersenden; Hertzberg habe ihr vielen Beifall gespendet; Goethe antwortete auf die Zusendung des Buches mit einem kurzen Dankbriefe, in dem er die guten Absichten Müllers anerkennt und schreibt: „So wenig wir uns dem Strome der Zeit entgegenstellen können, so ist es doch immer um der einzelnen willen gut, wenn eine Stimme dem Beifall widerspricht, den das Menschengeschlecht Handlungen und Begebenheiten zujauchzt, die sie ins Verderben führen. Und wer eine Anlage hat, klug zu werden, mag's nächst dem Leben in der Geschichte suchen." Friedrich Heinrich Jacobi schrieb gegen die Deutschen, „welche den wahren Geist der Schrift nicht fassen wollen, sondern bloß die Hülle greifen, um sie, mit Geschrey, an diesem oder jenem Pranger zu erhöhen und sie mit Koth bedecken zu lassen von ihren Rotten. Deutsche werden dies thun dem Manne, der für deutsche Freyheit — für der Menschheit kostbarsten Rechte seinen Mund aufthat, und der kein Deutscher ist"[1]).

Mit großem Gefallen wurde die Schrift selbstverständlich von katholischer Seite aufgenommen. Mit Genugtuung vernahm Müller, daß die französische Übersetzung in München dem Papste vorgelegt worden sei und daß sich dieser den Namen und Aufenthalt des Verfassers aufgeschrieben habe. Es kann nicht bestritten werden, daß Müller an diese Anerkennung von seiten des römischen Stuhls gewisse Hoffnungen knüpfte, daß er zeitweise auf eine ehrenvolle Anstellung in Rom rechnete, indem ihm das Vorbild Winckelmanns vorschwebte, daß er in Rom die höchste Stufe des Ruhms zu erklimmen hoffte. Es hängt dies damit zusammen, daß er bereits seiner Stellung in Kassel überdrüssig zu werden begann, daß er sich schon wieder nach einem neuen Wirkungskreis sehnte. Sicher aber hat er die Schrift nicht zur Erreichung dieses Zweckes geschrieben, und ebenso sicher hat er auch die erhoffte Anstellung in Rom nicht mit einem Konfessionswechsel erkaufen wollen; dieser Gedanke lag ihm umso ferner, als sich seine religiösen Ansichten in dieser Zeit abgeklärt hatten und er auf den Boden eines gläubigen protestantischen Christen zurückgekehrt war, den er von nun an nicht mehr verlassen hat.

Daß er sich aber tatsächlich mit dem Gedanken einer Verpflan-

---

[1]) Etwas, das Lessing gesagt hat. Ein Kommentar zu den „Reisen der Päpste" nebst Betrachtungen von einem Dritten. Berlin 1782. — Dohm an Müller 29. Juni 1782; Goethe an Müller 26. Juli 1782 (Maurer-Constant II, 283 und III, 3); Hertzberg an Müller Schaffh. St.-B. Müll. **101**.



zung nach Rom beschäftigte, geht aus seinem Briefwechsel mit dem Kanonikus Roccatani hervor, einem Italiener, der bei leitenden Persönlichkeiten in Rom nicht ohne Einfluß war[1]). Ein Bruder dieses römischen Geistlichen befand sich in Kassel und bewarb sich im Herbst 1782 gleichzeitig mit Müller um die Stelle eines Unterbibliothekars, wobei er erfolgreich war, obwohl sein Bruder selbst gestand, daß Müller für die Stelle würdiger gewesen wäre und nur das höhere Dienstalter den Ausschlag gegeben habe. Müller scheint durch den General Angeletti, der sich damals vermutlich als päpstlicher Geschäftsträger in Kassel aufhielt, mit Roccatani in Verbindung getreten zu sein; er erhielt von ihm Nachrichten über die Verhältnisse in Rom und über die Reise des Papstes. Nach diesen Berichten hatte Müller vor allem an den Kardinälen Albani und Rezzonico warme Gönner, die ihren Einfluß zugunsten seiner Berufung nach Rom geltend machten. Doch erwartete man dabei in Rom unbedingt den Übertritt Müllers zum Katholizismus[2]).

Aber er ließ sich offenbar nicht dazu herbei, eine Anstellung in Rom mit dem intellektuellen Opfer der Abschwörung seines protestantischen Glaubens zu erkaufen[3]). Der Briefwechsel mit Roccatani

---

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 98. Briefe von Roccatani in Rom und seinem Bruder, dem Rat Roccatani in Kassel, an J. M. Obwohl der letztere bei der Bewerbung um die Stelle eines Unterbibliothekars Müllers siegreicher Nebenbuhler war, scheint doch die Freundschaft beider dadurch nicht gelitten zu haben. — Gundlach (Jahrbuch für schweiz. Gesch. XVIII, 180 Anm. 4) findet die Behauptung Wegeles (A. D. B. XXII, 597), daß das Amt des Bibliothekars Müller vorenthalten worden sei, unerklärlich. Tatsächlich ist doch wenigstens der erste Versuch, ihm dieses Amt zu verschaffen, mißglückt.

[2]) Das geht aus einem Brief Roccatanis vom 11. August 1782 hervor. Dabei liegt auch die Abschrift eines Schreibens in italienischer Sprache, wahrscheinlich von Roccatani an Angeletti gerichtet, in welchem ausgeführt wird, Müller habe sich durch seine Schrift um die wahre Religion verdient gemacht. Die wohlwollende Aufnahme seiner Arbeit bestärke ihn in dieser löblichen Absicht. Eine angesehene katholische Persönlichkeit am Kasseler Hofe spende seiner Lauterkeit, seiner Weisheit und seinen Geistesgaben das beste Lob; es sei zu erwarten, daß er, wenn er seine Anstellung in Kassel aufgeben könne, seine ererbte protestantische Sekte (setta protestante), mit der er innerlich bereits gebrochen habe, abschwören und öffentlich zur katholischen Kirche übertreten werde; denn er habe aus seinen Studien die beste Frucht gezogen: die Wahrheit erkannt und dem Irrtum völlig entsagt zu haben. Die Gesinnung eines Gelehrten von so hervorragender Begabung für den Dienst der katholischen Kirche und des Heiligen Stuhles würde der wahren Religion von großem Vorteil sein.

[3]) Am 21. November 1782 schrieb er an Gleim: „Auf den Punkt, in Rom zu leben, wie einst Winckelmann, habe ich mich bedacht, und es abgeschlagen, weil ein Geschichtsschreiber das öffentliche Zutrauen genießen muß. Er muß eine freye Seele nicht nur haben, sondern im Leben beweisen." Und am 8. November an



hört nun vollständig auf. Und gerade in dieser Zeit schrieb Müller eine Schrift, in der er seiner religiösen Überzeugung Ausdruck verschaffte, das „Gespräch mit Frau B. in Hof Geißmar über das Christenthum". Es ist in ein Gespräch zwischen Aglaia und Timotheus eingekleidet, das Bekenntnis, daß er durch das Studium der Geschichte und der Bibel nach den Zweifeln seiner Jugend zur Erkenntnis der staunenswerten Wege Gottes mit den Menschen gekommen sei, zur Erkenntnis der wunderbaren Zubereitung des Christentums durch alle großen und kleinen, politischen, militärischen und moralischen Veränderungen der Staaten voriger Jahrhunderte, so daß in der Pflanzung und Erhaltung der christlichen Lehre der Finger des allgemeinen Vaters zu erkennen sei. Gott habe die von seinem Glauben abgefallene Menschheit sich selbst überlassen, damit sie durch ihre Fehler und Übel belehrt werde, wie sehr sie seiner bedürfe; dann habe er ihr einen Führer, Lehrer und Vorgänger gesandt, nicht im weltbeherrschenden Rom und mit Unterstützung eines politischen, gewaltigen Kaisers oder einer triumphierenden Armee, sondern beim niedrigsten Volke des Erdbodens, in dessen gemeinster Klasse, friedsam, still, geduldig bis in den schmählichsten Tod, verlassen auch vom eifrigsten seiner Jünger, so daß Macht und List wahrlich nichts zur Verbreitung seines Glaubens getan haben. Und seine unwahrscheinlichste Weissagung, daß seine Religion trotz seines Todes, trotz der Zerstreuung der Jünger und aller Verfolgungen zum Siege gelangen werde, hat sich erfüllt. Dieser also erwiesene Jesus Christus lehrt, wie der Mensch durch Unglauben unselig, so soll er wieder glücklich werden durch den Glauben an ihn: es bestehe dieser Glaube in der Überzeugung, daß durch ihn alle Sünden, deren das Bewußtsein die Menschen beschuldigt, weggenommen wurden und daß sie von dem Allgütigen als Kinder geliebt werden; er wirke nichts anderes, als daß sie wandeln wie er: liebevoll gegen alle Brüder und bereit, wie er, auch das Leben für sie zu lassen. Von seiner Person ist kindlich anzunehmen, was er und was in seinem Geist die Apostel von ihm sagen. Wer er sei, wie er die Sünden der Menschen tilge und auf welche Art er auf sie wirke, verbiete er zu fragen. Er erklärt alle Dunkel der moralischen und physischen Welt, indem er lehrt, daß dieses Leben weniger ein Leben als ein Augenblick der Prüfung ist, indem der Genuß höchster Glückseligkeit in der Erkenntnis der ewigen Wahr-

---

Bonstetten: „Jedermann würde mich für einen feilen Menschen halten, welches ich nicht nur nicht bin, sondern auch nicht scheinen darf."



heit, welche nur eine ist, und in ununterbrochener Wirksamkeit alles Guten dem Menschen erst bevorstehe. Selig die, welche nicht sehen und doch glauben. Die Wunder, die er getan, mochten zu seiner Zeit nötig sein; ein weiteres Wunder ist die wunderbare Zusammenstimmung aller großen und kleinen Weltbegebenheiten zu der Beförderung seiner Lehre, der alles andere untergeordnet war und ist. Das überzeugendste Wunder aber ist es, daß sich Christus noch heute dem, der im Forschen nach der Wahrheit ausharrt, offenbart, daß er ihm die Gnade gibt, mit Augen zu sehen und mit Ohren zu hören, daß er bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende. Das Christentum ist nicht in Rom oder zu Genf oder zu Wittenberg oder zu Barby oder zu Philadelphia; die Formen mögen sich verändern; es wird länger bleiben als Himmel und Erde, so daß die stolzen Denker dieser Zeit ebensowenig dagegen ausrichten werden wie die tausendjährige Nacht, welche vor dem fünfzehnten Jahrhundert Europa bedeckte. — Besonders interessant im Zusammenhang mit den damaligen Beziehungen Müllers zu Rom ist die Frage, die Aglaia an Timotheus auf dessen Warnung vor dem Antichrist richtet: „Meinen Sie denn, ich wolle mich katholisch machen?" „Der Antichrist", antwortet Timotheus, „ist nicht beim Papste zu suchen; denn er hat nie geleugnet, daß Jesus Christus Mensch geworden ist; er mag vielmehr bei denen entstehen, die über den christlichen Glauben so viel capitulieren, daß Jesus bald nicht mehr Christus noch der Mensch gewordene, sondern der jüdische Sokrates, ein bloßer Mensch, bleibt; davor hat man sich zu hüten, daß durch die Vernünftelei der Menschen der Glaube nicht ‚hinwegsimplificirt' werde; wenn wir nicht glauben sollten, sondern einsehen und beweisen sollten und könnten, so bedürfte es dieser Zubereitung nicht; anstatt Jesu konnte Plato etwas tiefer philosophieren. Die Erschütterung des alten Glaubens, vor allem an die Unsterblichkeit, hatte immer in der Geschichte, zu Athen und Rom, den Verfall der vortrefflichsten Völker des Erdbodens zur Folge. Doch Gott erkannte viele gemeine Leute noch des Guten empfänglich, und unter dieser Klasse stieg das Christentum empor; die übrigen erhielten von den Barbaren den Lohn ihrer Trägheit und Erniedrigung. Damals wurde der Norden zu Jesu Christo gerufen; aber unsere Väter waren an Verstand Kinder: um deswillen erkannten sie die hohe Lehre des Evangeliums nicht in ihrer ganzen Freiheit und Mildigkeit. Vielmehr bedurften ihre rohen Seelen, um im Zaume gehalten zu werden, vieler Schrecknisse, wie widerspenstige Knaben, und Gott setzte ihnen einen Vormund,



den Papst. Erst nach tausendjährigem — nicht Verfall, sondern Emporsteigen aus unzähligen vorgefaßten Meinungen, von denen sie der Herr nach seiner Art freundlichst zurückbrachte, erschien die Zeit, in welcher mit Verwerfung schädlicher Satzungen endlich der kindliche Glauben an den, der Wahrheit und Leben ist, als die Summe alles Heils erkannt wurde. Aber kaum war die Wahrheit erkannt, als der Irrtum neuerdings mächtig wurde; Genußsucht, Despotismus, Prachtliebe, philosophische Spekulation führten die Aufhebung der alten Rechte der Nationen, den Fall der Freiheit, die Kraftlosigkeit aller europäischen Völker herbei, die täglich sichtbarer wird, alles zum Zeugnis, wo die Menschen sich hinbringen, wenn sie sich selbst leiten wollen. Aber der Herr wird herrschen, bis er alle seine Feinde unter seine Füße lege; die Mittel sind unerforschlich; der Ausgang ist gewiß. Die Zeiten des hebräischen Volkes sind dafür ein Vorbild. Wie Jerusalem, so wird auch einst unserer Erde Schauplatz, wenn die Darstellung der Wege Gottes vollendet sein wird, verworfen werden. Es ist gleichgültig, ob nächstens oder ob in 80000 Jahren: wir werden diese Erde doch überleben."

Diese Schrift Müllers erhält eine besondere Bedeutung, wenn man sie mit den Ausführungen in der „Histoire de l'établissement de la domination temporelle du Souverain Pontif" und in den „Reisen der Päpste" zusammenhält. Auch hier wird das Papsttum als eine für die Zeit des Übergangs der Weltherrschaft an die barbarischen Nordvölker notwendige Institution, als eine von Gott vorgesehene Vormundschaft dieser rohen Völker betrachtet; aber Müller stellt sich doch schließlich durchaus auf den Boden des Protestantismus, der, als die Zeit gekommen war, diese Bevormundung und viele schädlichen Satzungen der mittelalterlichen Kirche aufhob, um im kindlichen Glauben an den Bringer der Wahrheit und des Lebens die Summe alles Heils zu erkennen. Es erscheint diese Abhandlung als eine nicht mißzuverstehende Antwort auf die Zumutung des Glaubenswechsels, die ihm damals von katholischer Seite gemacht wurde, und diesen Standpunkt hat er auch bei späteren Zumutungen dieser Art unerschütterlich festgehalten. Müller ist nach den freidenkerischen Zweifeln, in die ihn die Lektüre der Aufklärungsliteratur geführt hatte, zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt, und der Schluß seines Gespräches über das Christentum, in dem er den schließlichen Sieg des Christentums verheißt, zeigt eine auffallende Übereinstimmung mit seiner Jugendschrift aus der Zeit seines Göttinger Theologiestudiums: Nil esse rege Christo



ecclesiae metuendum[1]). Diese religiöse Überzeugung, die mit vollster Duldung gegenüber anderen Glaubensansichten verbunden war, kommt im Briefwechsel aus dieser Zeit oftmals zum Ausdruck. So schrieb er am 12. August 1782 an Herder: „Nur hiedurch" (das heißt durch das Studium der alten Schriftsteller und die Beobachtung der Geschichte) „habe ich unseren Glauben erkennen gelernt. Leuchten müßte der große Weg unseres Gottes mit uns, wie die Sonne des Mittags, wenn ich dieses ausarbeiten und darstellen könnte. In großen Sachen ist schon das Wollen eine Befriedigung: also, wenn es nicht geschieht, schließe ich daraus, die Ausführung wäre schlechter geworden, als ich denke; das weiß der, welcher die Zukunft wie das Vergangene und alle Möglichkeiten wie das Gegenwärtige sieht. — Mich leitete die Vorsehung von Kindheit auf zur Historie, und vor nicht langem, durch die Historie zum Glauben; dieses wird alles klar werden, wenn ich meine Vorstellung der Universalhistorie vollenden kann."

Müller spricht hier aus, in welchem Geiste er seine Universalhistorie verfassen wolle. So schrieb er schon am 9. März 1782 an einen ungenannten Freund[2]): „Als ich nun den Zusammenhang der ganzen Geschichte bis auf Augustum endlich übersah, konnte ich nicht anders als bewundern, wie alles Große und Kleine mit erstaunenswürdigster Übereinstimmung zur Zubereitung und Beförderung dessen diente, was die Bibel als den Rath Gottes angiebt. Wenn ich tausend Strahlen bis auf ihren Ursprung verfolgte und fände sie in demselben alle beysammen, so müßte ich wohl diese Stelle für ihren Mittelpunkt, die Sonne halten: so fiel mir auf, daß Geist und Leben (durch Selbstkenntniß und Überzeugung der Unsterblichkeit entwickelt) der Schlüssel der ganzen Weltgeschichte seyn müssen, da sie ganz dazu gestimmt worden, diese Lehren zu fördern. Um hierüber mich aufzuklären, las ich in den Evangelien zumal die eigenen Worte Jesu ... und hier breche ich ab; wie mein Herz dabey gebrannt, welcher Strahl in meinen Geist gefallen, wie er mir die ganze Welt erklärt, ist unbeschreiblich; unbeschreiblich, welches Licht mir den Zusammenhang meines eigenen ganzen Lebens erhellte. — Wie ein wenig Sauerteig bald in die ganze Masse dringt, so schlingt sich das Evangelium nun durch alle meine übrigen Kennt-

---

[1]) Band I, 51 ff. Übereinstimmende Äußerungen über seine religiösen Ansichten finden sich auch im Briefe an den Bruder vom 14. Mai (S. W. V, 82 ff.) und an Bonstetten vom 27. Mai 1782 (S. W. XIV, 299 ff.).

[2]) S. W. XVI, 138 ff.



nisse und beseelt alle, wie der Hauch Gottes den Erdenkloß. Nicht nur erklärt es die Geschichte, aus ihm folgt alle politische Freyheit; alle Wunder des Heldenmuths werden zur Pflicht und vernünftig dadurch. Wer aber in der Finsterniß wandelt, weiß weder was er thut, noch wohin er geht. Ist's nicht erstaunlich: das Licht leuchtet schon 1750 Jahre, und man sieht es nicht?"

Wer mochte für diese Wendung in Müllers religiösen Ansichten empfänglicher sein als sein alter philosophischer Freund in Genthod, Charles Bonnet? Ihm berichtete denn auch Müller in ausführlicher und spannender Weise über die inneren Vorgänge, die ihn zu den Überzeugungen, die Bonnet schon längst bezeugte, geführt hatten. „Pardonnez-moi de vous faire l'éloge du soleil, comme le feroit un aveugle, qui tout d'un coup eut reçu le don de la vue: vous savez cela depuis longtems, mais dois-je vous dissimuler ma joie de la savoir enfin. Si jamais le bonheur ou les lettres devoient me faire oublier, que nous ne sommes ici qu'en passant, je prierois Dieu, de me faire plutôt oublier tout le reste." Bonnet sprach denn auch in seiner Antwort seine lebhafte Freude darüber aus, daß sein junger Freund auf diesem neuen, aber für ihn so geeigneten Wege dazu gekommen sei, die Wahrheit selbst zu finden; er ermahnte ihn dringend, das beabsichtigte Werk nicht außer Auge zu lassen; er selbst habe an die Ausarbeitung eines ähnlichen Werkes, „une sorte d'Essai sur l'histoire de la Providence", gedacht, in welchem er versuchen wollte, die Gesichtspunkte der göttlichen Weisheit in den physischen und moralischen Revolutionen unseres Planeten zu entdecken. In einem zweiten Briefe freute sich Müller darüber, daß ihre Seelen nun einen neuen Berührungspunkt gefunden haben: „C'est la perle précieuse, pour laquelle je donnerois volontiers tout le trésor de mes connoissances, qu'il ne m'importe de posséder qu'autant, qu'elles servent à enchâsser cette perle et à creuser plus profondement dans les abymes, d'où je l'ai tirée." Über den Gedanken seines beabsichtigten Werkes drückt er sich nun bestimmter aus: „mon plan s'étend à toutes les révolutions du monde morale et politique; je voudrois en montrer le rapport de chacune à la naissance et aux progrès de la doctrine de l'immortalité: ainsi que celle-ci est la clef des contradictions apparentes du monde physique et moral; de même tout l'enchaînement des vicissitudes de celui-ci n'a servi qu'à en préparer la salutaire connoissance."

Nach Sturm und Drang hatten sich Müllers religiöse Ansichten geklärt und vertieft, und bei dieser Überzeugung ist er sein Leben



lang geblieben[1]). Zu der Lektüre, die er nie mehr aus der Hand legte, gehörte nun die Bibel; mit Begeisterung spricht er sich oftmals über die Wirkung aus, die sie auf sein Gemüt ausübte. „Es ist Gnade, daß Gott mir die Bibel zur täglichen Lektüre gemacht, da die Zeit herannahet, in der ich thätiger wirken soll; nach dem hohen practischen Sinn dieser Bücher soll ich mich bilden." — „Ce que j'aime dans la Bible, c'est qu'en opposition à nos philosophes elle nous rend Dieu si proche. — Ce qui m'a encore engagé à reprendre la Bible, c'est qu'elle est le pivot de notre morale publique, et que sur elle que je dois appuyer, peut-être sans en avertir d'abord, tout le bien que je voudrois opérer dans ma patrie et en général." — „Die Bibel gewöhnt die Seele, sich mit dem Urbild der Vollkommenheit und Führer aller Schicksale zu erfüllen. Sie zeigt Natur und den Menschen entkleidet." — „Auferstehen ist kein größeres Wunder als Werden." — „Le Christianisme est encore la semence qui meurt pour se développer."

Im März 1782 hielt sich Müller zur Erholung von einem Nesselfieber, das ihn anfangs des Jahres befallen hatte, im Schlosse Ried als Gast des Landrates v. Meysenbug auf; von dort begab er sich nach Weimar, um seinen jüngeren Bruder Johann Georg, der seit dem Herbst 1781 im Hause Herders lebte, vor seiner Rückreise in die Heimat zu begrüßen. Er hatte bei der widerstrebenden Mutter auf des Bruders Bitten dessen Übersiedlung zu Herder warm befürwortet. Bei seinem fünftägigen Aufenthalt in Weimar lernte er Herder, dessen Schriften er bereits bewunderte, persönlich kennen und lieben; der geistvolle Gelehrte und Schriftsteller hat von dieser Zeit an einen mächtigen Einfluß auf Müller, der ihm in vielen Dingen geistesverwandt war, gewonnen. Der Mutter schrieb er am Palmsonntag 1782: „Herdern und seiner Frau, die ihn (den Bruder) wie einen Sohn lieben, können wir nie genug diese Freundschaft verdanken. Es hat mir nicht leicht eine Familie so durchaus gefallen. Herr Herder ist nicht, wie einige seiner frühern Schriften anzuzeigen scheinen, ein dunkler Gelehrter, sondern einer der allerscharfsinnigsten

[1]) Die beiden zu erbaulichen Zwecken herausgegebenen Schriften: „Christus ist die geistige Sonne der Menschheit. Christliche Bekenntnisse Johannes v. Müllers und Joh. Georg Müllers", Bern 1868, und „Aussprüche von Joh. v. Müller und Joh. Georg Müller", o. J., enthalten nur Stellen aus den in den S. W. abgedruckten Briefen und das Gespräch von 1782. Das Manuskript der Schaffh. Min.-Bibl. Nr. 54 besteht aus Aufzeichnungen und Betrachtungen moralischen und religiösen Charakters aus den Jahren 1784—1792, dabei ein christliches Glaubensbekenntnis Müllers, datiert 2. November 1788. Weitere Bemerkungen über Religion, Selbstgeständnisse und Vorsätze in Schaffh. Min.-Bibl. Müll. 55.



belesensten Männer, dabei sehr rechtschaffen, sehr liebenswürdig und wird dem Bruder nützlicher seyn, als eine ganze Universität, weil er nicht allein zu gesetzten Stunden ihn mit hundert andern, wie in Collegiis geschieht, sondern den ganzen Tag in seinem völligen Lebenswandel sieht; weil er ihn wirklich schätzt und liebt, über den Bruder aber Freundschaft mehr als alles andere vermag." Später, am 15. Juni 1782, schrieb er dem Bruder nach der Lektüre von Herders Buch „Vom Geist der Ebräischen Poesie": „Ich verlasse mit Mühe Herders unvergleichliches Buch; so würdig, ich sage nicht seiner, sondern der uralten Zeit, als das menschliche Geschlecht in der ersten Kindheit wandelte. Wenn er doch die Bibel übersetzte! Herder hat auch, was ich noch an keinem so gesehen, auch in seiner Miene eine gewisse erhabene Unschuld, welche ihn zum Auslegen der Wege Gottes charakterisiert. Wie glücklich, wenn ich wie du, mich ein halbes Jahr mit ihm über alles ersprechen könnte! Ich liebe an ihm eine gewisse Einfalt, Liebe und σεμνοτητα, wodurch mir Johannes vor allen Heiligen so lieb geworden, daß ich mich ordentlich seines Namens freue." Und im Oktober 1784 schrieb Johannes Müller an Herder über seine Ideen zur Philosophie der Geschichte begeistert die Huldigung[1]):

„Dem Geschichtseher der Geschichtforscher Gruß!

Das alte Wort verdollmetschtest mir Du und artikulirtest mir den Schall aus der Vorwelt: Auf Ardebil, auf Sinai, auf Zion bin ich Dir gefolgt von Lichte zu Licht. Gottgesandter weiser Mann, es war Dir so vieles nicht genug; Du zeigest mir die Geschichte in der Natur, meine Brüder in mir, mich mir selbst in unserm Haus, und Gott allenthalben. Du sahest und ich las, meine Seele ist von Deinem Feuer elektrisirt, angezogen von Deiner Kraft und von Deinem Geist befruchtet. Wisse, daß ich Dich höre und vernehme, daß D e i n seyn wird vor dem Allsehenden, was einst vor der Welt m e i n scheinen möchte, daß mein Wesen Dir sich anschließt und wachsen will zugleich vom Forschen zum Schauen. Gesegnet seyst Du, Lehrer und Seher, gesegnet vom Allvater, vom ewigen Wort und ursprünglichen Licht; gelobet werde über Dir, der Dich gemacht hat, und über Geschlechter der Geschlechter ergieße sich der helle Feuerstrom Deiner eigenthümlichen Kraft. Vergiß nicht in Deinem hohen Lauf den, welcher Dir nachsieht."

Aber auch Müller hat auf Herder einen nachhaltigen Eindruck

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. **106** a. Über den Aufenthalt Joh. Georg Müllers im Herderschen Haus siehe vor allem Haym: Herder nach seinem Leben und seinen Werken II, 135—146.



gemacht. Er schrieb nachher an die Mutter in Schaffhausen, er habe in ihrem Johannes soviel Geist wie Herz, soviel Gründlichkeit wie Kindesliebe gefunden. Er wünschte nur, ihn von Kassel weg in eine angenehmere, seiner würdigere Lage zu bringen, vielleicht nach Erfurt oder Göttingen[1]).

Müller war auf seiner Frühlingsreise in Weimar mit Auszeichnung aufgenommen worden: Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und die Herzoginmutter Anna Amalia zogen ihn an ihre Tafel; auch Goethe kam ihm liebenswürdig entgegen. Auf Herders Empfehlung wurde er am Sachsen-Gothaischen Hofe ehrenvoll empfangen; dort verkehrte er mit dem Herzog und der Herzogin, dem Prinzen August, mit der liebenswürdigen Baronin v. Diede, der Freundin Schliessens, die ihn zum Besuch auf ihr Schloß bei Friedberg einlud, und vor allem mit der geistreichen Greisin Frau v. Buchwald, der Freundin Voltaires, die ihn mit fast mütterlicher Zärtlichkeit behandelte. Dem Kanzler Thümmel las er seine „Reisen der Päpste" vor und wurde von ihm aufgefordert, sie drucken zu lassen. In Gotha sah er auch einige Szenen aus Schillers Räubern: „sie sind gut geschrieben, aber des Schreckens däucht mir zuviel; eben deßwegen kann er nicht genug wirken, sondern verdringt sich selbst."

Durch seine Tätigkeit in Kassel war Müller bereits in weiten Kreisen des literarischen Deutschlands bekannt geworden; man erwartete von ihm Großes und suchte ihn für die Mitarbeit in verschiedener Richtung zu gewinnen. Schon in Berlin wurde ihm der Eintritt in den Freimaurerorden nahegelegt; aber er konnte sich nicht dazu entschließen, weil ihm die Mittel dazu fehlten und der damals in der Gesellschaft vorherrschende Geist nicht zusagte. Während des Kasseler Aufenthaltes trat der Baron v. Knigge mit ihm in Verbindung, um ihn für den Illuminatenbund zu gewinnen[2]). Müller verlangte Aufschluß über den Hauptgegenstand der Tätigkeit des Bundes, über das, was er dem Bunde und was dieser ihm sein könnte, und über die Bedingungen des Eintritts; er wolle, wenn er beitrete, kein müßiges Glied sein; im Falle seines Fern-

[1]) Am 24. Mai schrieb Herder an Heyne in Göttingen, wie hoch er Müller einschätze und welche Hoffnungen er für die Zukunft von ihm hege. Ungeheuer sei der Umfang seiner Kenntnisse, einzig sein Fleiß, sein unersättlicher Eifer und die Art, wie er Sprachen, Zeiten, Völker verbinde und als sich eigen betrachte. Dazu endlich die jugendliche Liebe zu seinem Metier, die Jungfräulichkeit, jungen Leuten uneigennützig und mit Aufopferung all des Seinen zu gefallen und nützlich zu sein. — Er liebte und empfahl einen Geistesverwandten (Haym).

[2]) Müller an Knigge 2. Juli 1782, Schaffh. St.-B. Müll. 104.

bleibens aber versprach er, die ihm gegebenen Aufschlüsse nicht zu mißbrauchen. Er ist schließlich auch dem Illuminatenbunde ferngeblieben. Auf diesen Entschluß hatte sicher Georg Forster einen maßgebenden Einfluß, der Müller ernstlich abriet, sich geheimen Gesellschaften und Wissenschaften zuzuwenden. Neben Schlieffen ist Georg Forster der Mann gewesen, der in Kassel den bedeutendsten Einfluß auf Müller ausübte; Müller bezeichnet ihn in einem Briefe an Gleim als seinen besten Freund, als eine der edelsten und reinsten Seelen, die er gesehen[1]). Umso erfreulicher war ihm die Aufnahme in die Erfurter Akademie, die am 3. April 1782 erfolgte und ihm mit einem Begleitschreiben von E. L. W. v. Dachenröder in Erfurt zugeschickt wurde. Schlieffen machte darüber die schmeichelhafte Bemerkung: „L'académie d'Erfurt entend ses interets ce semble, car c'est du choix des Membres que depend la distinction de ces sortes de Corps."

Die glückliche Stimmung, die Müller in der ersten Zeit seines Kasseler Aufenthaltes erfüllt hatte, hielt nicht zu lange an. Einmal ließ sein körperliches Befinden viel zu wünschen übrig; das Klima von Kassel sagte ihm vor allem im Winter nicht zu; das Übermaß der Arbeit, in das er sich gestürzt hatte, brachte ihn öfters in einen Zustand allgemeiner Erschöpfung und Mutlosigkeit, der seine Freunde zu ernsthaften Ermahnungen veranlaßte; weniger Arbeit, mehr Bewegung im Freien, wurde ihm dringend angeraten. „J'ai été ces jours ci", schrieb er am 1. Juli 1782 an Schlieffen, „d'un épuisement tel que j'ai pensé me tuer d'ennui, et que j'ai prié Bonstetten de toute sorte des choses qu'il devoit faire, si je venois à mourir," und schon am 23. Februar hatte er Bonstetten geklagt: „Je suis poursuivi par une tristesse involontaire, qui me fait ardemment souhaiter la fin de ma vie." Zu Beginn des Jahres 1783 war er durch eine fast vierwöchige Krankheit, zu der sich noch ein Augenübel, das ihn von Zeit zu Zeit immer wieder ergriff, gesellte, an das Zimmer gefesselt und fast von jedem Verkehr abgeschnitten. Dazu kam, daß ihn seine Stellung als Professor am Carolinum immer weniger befriedigte. Die Vorlesungen, die er zu halten hatte, begannen ihm immer mehr zu verleiden; diese Tätigkeit, die ihm niemals auf die Dauer zusagte, entzog ihm einen großen Teil seiner Arbeitszeit. Das klagte er seinen Freunden, und Gleim schrieb ihm schon am 12. Dezember 1781 darüber: „Den edlen Schlieffen möcht'

[1]) So auch an Jacobi 24. Februar 1783: „ein seltener unter den heutigen Gelehrten, empfindlich für alles Gute im Himmel und auf Erden, ein Freund ohne Falsch."



ich eines bitten: Sie, den Sclaven, loszumachen von seiner Galeere, der Collegienarbeit, mit welcher doch in Wahrheit, und wenn Sie läsen wie Demosthenes und Cicero, Sie keinen Colbert aus ihren Zuhörern in Uniform erschaffen werden ... damit Sie frey wären und arbeiten könnten con amore." Auch die gelehrte Anstalt selbst, an der er wirkte, konnte nicht lange seinem Ehrgeiz genügen. Müller steht in dieser Hinsicht nicht allein da: das Carolinum in Kassel hat die größten Gelehrten, die ihm in den letzten Jahren einen besonderen Glanz verliehen hatten, nicht lange zu fesseln verstanden; Dohm, Georg Forster, Mauvillon, Sömmering, Dietrich Tiedemann und andere haben es bloß als Durchgangsstelle betrachtet[1]). Wie gering Kassel bei der deutschen Gelehrtenwelt eingeschätzt wurde, sieht man aus einem Briefe, den Johann Georg dem Bruder schon am 19. November 1781 schrieb: Herder bedaure, daß Müller gerade in dem niedrigsten Orte von ganz Deutschland sich aufhalten müsse; er würde ihm von Herzen gern zu einer anderen Stelle verhelfen, und Heyne äußerte sehr scharf: „Immer hoffe ich noch, der Himmel hat Sie für einen ganz anderen Schauplatz bestimmt, als für die Coulissen in Kassel." — „Kassel ist Ihrer nicht werth. Wäre nur gleich anderwärts die bessere Stelle für Sie bereitet." — Auch von dem Leben in Deutschland fühlte sich Müller bald abgestoßen. „La Germanie ne me convient pas. Il y a quelques particuliers aimables, mais généralement il y a peu de goût, peu de vrai amour pour les lettres, parcequ'on n'est pas sensible; on outre sous les sentimens. — C'est que le militaire absorbe tout, et il y a un fatras d'étiquettes qui met une barrière insurmontable entre les ordres. Règle générale: qu'il est impossible, qu'il y ait bonne compagnie, où les différents ordres ne se communiquant point, chacun garde fièrement ses ridicules. Quant aux affaires, tous les gouvernemens sont corrompus, le peuple n'est occupé que de sa misère: les lumières ne peuvent pas produire des grands effets." Müller fühlte immer mehr eine Vereinsamung und Isolierung, die ihm unerträglich war und ihn mit Bedauern an die schöne Geselligkeit seiner Genfer Jahre zurückdenken ließ. Dazu kam die durchaus ungenügende Besoldung von 400 Reichstalern, die für seine Bedürfnisse nicht ausreichte. Er war schon mit einigen Schulden, bei Tronchin, Bonstetten, Gleim[2]) und anderen, nach Kassel ge-

---

[1]) Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Bd. 41, S. 89, wo vor allem auf das niedrige Bildungsniveau der Zuhörer aufmerksam gemacht wird.

[2]) Nicht alle seine Gläubiger waren so hochherzig wie Gleim, der auf eine



kommen; diese Schuldenlast vergrößerte sich beständig. Zu den Ausgaben für den täglichen Lebensunterhalt, in denen Müller gar nicht haushälterisch verfuhr, kamen die beträchtlichen Aufwendungen für Bücher, für die ausgedehnte Korrespondenz, für gesellschaftliche Veranstaltungen, für Unterstützungen an Notleidende, zu denen ihn sein gutes Herz trieb; trotz eigener Geldverlegenheit unterstützte er auch seinen jüngeren Bruder und erfreute die Schwester in Schaffhausen mit Geschenken. Er hat in seinem Leben nie zu rechnen, seine Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang zu bringen verstanden[1]). Kaum hatte er im Spätherbst 1782 eine Gehaltserhöhung von 100 Talern erhalten, so mietete er für sich und seinen Diener eine Wohnung, die weit über seine Bedürfnisse hinausging: im Hause des Oberappellationsrates v. Motz bei der Kirche St. Martin in der Hohen Thorstraße, bestehend in einem ordinären, einem Visitenzimmer, einer Bedientenstube und sechs größeren und kleineren Kammern samt Kellerraum auf zwei Jahre. Selbstverständlich konnte, als Müller 1783 diese Wohnung von Genf aus kündigte, die Einrichtung nur mit großem Verluste verkauft werden. So ist es begreiflich, daß seine finanzielle Lage immer schwieriger wurde. Die Mutter in Schaffhausen, Bonstetten, der aber in dieser Zeit selbst über große Geldknappheit klagte, Tronchin, Schlieffen mußten öfters mit größeren und kleineren Darlehen aushelfen. Er strebte deswegen bald, eine günstigere Stellung zu erlangen. Schon Ende 1781 dachte er daran; aber das damals in der Schweiz herumgebotene Gerücht, er sei vom Landgrafen entlassen worden, bestimmte seine Freunde, ihm anzuraten, seine Stelle nicht vor Ablauf eines Jahres aufzugeben. Die verschiedensten Pläne wurden nun von ihm und seinen Freunden ausgedacht; die Hoffnung, am Ende doch noch in Rom anzukommen, wurde festgehalten; die damals in Frage kommende Übersiedlung Schlözers nach Wien brachte den Gedanken nahe, dessen Lehrstuhl in Göttingen zu erlangen, wozu er auch von Herder und von Göttinger Gelehrten, wie dem Mediziner Zimmermann, von Heyne und Spittler, mit denen er in immer freundschaftlichere Beziehungen trat, ermuntert wurde. Einer seiner Bewunderer, Schlabberndorf, ein früherer Freund

---

Bemerkung Müllers über die 175 Taler, die er ihm schuldete, mit der Zurücksendung des zerrissenen Schuldscheins antwortete, Müller solle sich, wenn er einmal bei Mitteln sei, für Gleim porträtieren lassen.

[1]) In richtiger Selbsterkenntnis schrieb er an Dohm: „je n'ai jamais été fort entendu dans les affaires de ménage, et j'avois peut-être surpayé les meubles et autres misères qu'il me falloit à mon établissement.“



Winckelmanns, wollte ihm, „dem Michel Angelo der Geschichtschreiber", auf seinem Gute in Schlesien ein Asyl verschaffen; sogar die Übersiedlung nach Amerika zu Kinloch wurde eine Zeitlang ernstlich erwogen. Näher lag der Gedanke der Rückkehr in die Schweiz, entweder zu Bonstetten, der sich um eine Landvogtei beworben und Müller zu sich nehmen sollte, oder zu Tronchin nach Genf. Von seinen Freunden erhielt er schwankende Vorschläge; vor allem an Bonstetten hatte er in dieser Zeit keinen festen Halt, da dieser selbst von wechselnden Stimmungen und Plänen erfüllt war; seine Briefe an Müller sind voll Klagen, von Berichten über Liebesabenteuer, von Vorschlägen verschiedenster Art; er dachte selbst nach Kassel zu ziehen und sich dort um ein Staatsamt zu bewerben, um mit Müller zusammenleben zu können. Dann kam er sogar auf den absonderlichen Rat, Müller solle in die Garde oder unter die schweizerischen Söldner des Landgrafen eintreten, unter Beibehaltung seiner Stelle als Professor am Carolinum: „Ce mélange de la fatigue de la vie militaire avec le travail de l'Esprit ne peut que convenir, le corps et l'Esprit gagneront. — Je suis fou de ce projet."[1]) Während die meisten auswärtigen rieten, die undankbare Stelle in Kassel aufzugeben und ein für seine Talente geeigneteres Wirkungsfeld zu suchen, wollten ihn Schlieffen, Luchet und die Kasseler Freunde dort festhalten; ebenso riet Schlözer ernstlich davon ab, seine Stelle aufzugeben, bevor er eine andere ebenso günstige gefunden habe. In seiner derben Weise schrieb er am 18. Oktober 1782: „Satanas wird Sie doch nicht verleiten, Ihre Stelle aufzugeben, bis sie eine andere gleich gute haben? Unter hundert Gelehrten ist nicht einer, der eine so köstliche Stelle hätte wie Sie: viel Geld und wenig Arbeit. — Eine sichere Stelle ohne sichtbare Gründe niederlegen, gilt im Publico gerade so viel, als mit raison cassirt werden. Eine Zulage von ein paar hundert Thalern wünschte ich Ihnen sehr, damit Sie — heiraten könnten. Sonst leiden mit der Zeit Ihre Talente und Ihr ganzes Schicksal. Ach, eine gescheute Frau ist, auch für die gelehrte Profession, eine herrliche Meuble!"

Von allen Projekten blieben schließlich zwei übrig, zwischen denen die Entscheidung fallen mußte: Verbleiben in Kassel oder Rückkehr zu Tronchin nach Genf.

---

[1]) Daneben finden sich allerdings auch in diesen Briefen Stellen, in denen die innige Freundschaft zum Durchbruch kommt. So schrieb Bonstetten im Herbst 1782: „Si c'est pour quitter Cassel, vous savez que votre patrie naturelle est chez moi. Je suis votre frère, votre ami, votre famille, votre père — tout."



Die Verbindung Müllers mit der Boissière hatte niemals aufgehört. Der alte Tronchin nahm ein fast väterliches Interesse an der Gestaltung des Schicksals seines jungen Freundes. Am 10. Januar 1781 schrieb er an Bonstetten, Müller würde bei seinem feurigen Streben nach persönlicher Unabhängigkeit und seiner Empfindlichkeit in einer amtlichen Stellung nicht glücklich werden. „Votre ami est fait pour la liberté et pour l'étude; il faut qu'il écrive sur des sujets de son goût comme il faut que le poirier porte des poires." Aber er wolle ihn nicht zur Rückkehr nach Genf bereden, weil er es vielleicht später bereuen würde im Glauben, sein Glück im Ausland verscherzt zu haben. Er müsse ganz allein über sein Schicksal entscheiden. Wenn aber Müller nach Genf zurückkehren wolle, so werde er bei ihm jederzeit freie Wohnung finden; er sei auch bereit, ihm eine Leibrente auszusetzen. Bonstetten überschickte diesen Brief an Müller mit dem Glückwunsche, daß er solche Freunde erworben habe. Im April 1781 schrieb Tronchin an Müller selbst, wenn seine Wünsche in Deutschland nicht in Erfüllung gehen, werde er auf der Boissière immer eine Stätte bereitet finden. Später zeigte sich Tronchin mit der Anstellung Müllers in Kassel einverstanden, umso mehr, als er selbst wegen einer schweren Krankheit genötigt war, im Sommer 1781 für längere Zeit Genf zu verlassen, um in Südfrankreich Heilung zu suchen. Noch am 17. August 1782 schrieb er von Bagnères in den französischen Pyrenäen aus, Müller möge sich vorläufig in Kassel gedulden; vor dem nächsten Frühling könne er keine bestimmten Anerbietungen machen; deswegen solle Müller noch keinen Urlaub verlangen und nicht nach Genf kommen, aber auch nicht um eine andere Stellung oder eine Gehaltserhöhung nachsuchen, damit er nicht etwa bei Gewährung des Gesuches durch die Pflicht der Dankbarkeit in seinem freien Entschlusse gehemmt werde.

Dieser Brief Tronchins hatte zu lange auf sich warten lassen; Müller hatte sich inzwischen eifrig um eine Besserstellung bemüht[1]). Vertrauensvoll eröffnete er seinem Gönner Schlieffen die Verlegenheit, in der er sich befand; dieser stellte ihm vor, daß seine Rückkehr zu Tronchin ihn in ein Abhängigkeitsverhältnis zu dessen Wohltaten bringen werde, das mit seinem Streben nach persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit auf die Dauer nicht vereinbar wäre; er rate ihm deshalb an, die Stelle, um die er sich bemüht

---

[1]) Am 17. August 1782, an demselben Tage, als Tronchin zu Bagnères seinen Brief schrieb, hatte Müller an den Landgrafen ein Gesuch um Zuweisung der Stelle, die früher der Chevalier de Merciat inne gehabt habe, und um eine Gehaltserhöhung eingereicht (Kgl. Staatsarchiv Marburg).



habe, zu erlangen zu suchen; wenn man ihm aber nicht entspreche, so möge er das Anerbieten Tronchins annehmen. Durch die Bemühungen Schlieffens und des Justiz- und Finanzministers v. Bürgel erlangte Müller am 26. November 1782 neben dem ihm im Vorjahre vorgezogenen Roccatani[1]) die für ihn neu geschaffene Stelle eines Unterbibliothekars mit dem Titel eines Hochfürstlichen Rates und eine Gehaltserhöhung von 100 Talern mit der Aussicht auf eine weitere Besserstellung. Damit war er seiner Professur am Carolinum mit der ihn drückenden Verpflichtung zu Vorlesungen entbunden und einer Tätigkeit zugewiesen, die seinen Neigungen besser zu entsprechen schien. Am 1. Dezember unterzeichnete er eine Verpflichtungserklärung mit dem Versprechen, sich „steif, stet, vest und unverbrüchlich" an seine Instruktion zu halten[2]). Diese Wendung seines Geschicks ließ für kurze Zeit den Wunsch der Rückkehr nach Genf zurücktreten; sogar Bonstetten gedachte er wieder nach Kassel zu ziehen. „Einen bessern Ort", schrieb er am 30. November an den Freund, „weiß ich nicht. Ich selbst gedenke nie einem andern Fürsten zu dienen; persönliche Freyheit genießt man hier in vollem Maaße; Wissenschaften und Geschmack nehmen überall ab; hier blühen sie so gut, als in irgend einer anderen teutschen Stadt. Gewiß ist Kassel besser, als Hannover und Rotterdam zur Zeit Leibnitzens und Bayles. Berlin ist ihr keineswegs überlegen. Wenn du kämest, fehlt mir nichts hier." Und in seinem Dankschreiben an den Landgrafen vom 9. Dezember 1782 versicherte er: „Alors je me souviendrai de ma première patrie sans moins aimer celle que Vous m'avez fait adopter." Schlözer rief ihm im letzten Briefe, der von ihm an Müller erhalten ist, zu: „Willkommen also aufs neue, in die Nähe von Göttingen! Sie sind in Warheit ein glücklicher Mann; und nichts felt zu Ihrem Glücke, als — was ich Ihnen schon einmal zu schreiben die Freiheit nam." Weniger erfreut zeigte sich Bonstetten über diese neue Anstellung, die eine neue Schranke zwischen ihnen aufrichte. „Si Cassel vous a ennuyé jusqu'ici, vos 100 R. ne vous y amuseront pas." — Er rät ihm, sich nach wie vor an Tronchin zu halten, um, wenn ihm Kassel wieder verleiden würde, einen Rückhalt zu haben. Tronchin werde jedenfalls nicht mehr lange leben und Müller in seinem letzten Willen nicht vergessen. Deswegen solle er an ihn schreiben, von seiner neuen Stelle nichts sagen, dagegen den Wunsch äußern, ihn wieder zu sehen.

[1]) Oben S. 46.

[2]) Die Aktenstücke für diese Wahl im Kgl. Staatsarchiv Marburg; die Ernennungsurkunde Schaffh. St.-B. Müll. 95.



In der Tat ist Müller in seinem Entschlusse, in Kassel zu bleiben, schon sehr bald wieder schwankend geworden. Es ist nicht bloße Unbeständigkeit, die ihn wieder an die Rückkehr nach Genf denken ließ, sondern ein edles, anerkennenswertes Motiv, das Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen greisen Wohltäter in der Boissière. Der Gedanke, unrecht getan zu haben, daß er den alten Mann im Jahre 1780 verlassen hatte, war ihm schon oft peinlich geworden[1]), umso mehr, als ihm Tronchin auch von der Ferne väterliches Wohlwollen und tatkräftige Unterstützung hatte zuteil werden lassen. Seitdem der Gewaltherrschaft der Représentants in Genf durch die Intervention von Frankreich, Bern und Sardinien anfangs Juli 1782 ein Ende bereitet worden war, stand der Rückkehr Müllers nach Genf auch kein politisches Hindernis mehr im Wege. Am 7. Dezember 1782 berichtete ihm Tronchin, er sei seit drei Wochen nach Genf zurückgekehrt; es sei aber noch unbestimmt, ob er den Winter hier oder in Nizza zubringen werde. In Genf habe Müller nichts mehr zu befürchten; er könne also im Frühling zu ihm kommen; aber er solle sich zuerst genau prüfen, denn es würde ihm schwer fallen, sich wieder von ihm zu trennen. „J'espère que vous ne regardiés pas ma maison comme un simple lieu de passage." Noch in einem Briefe vom 3. März 1783 macht Tronchin in edler Freimütigkeit auf die Bedenken aufmerksam, die einem Zusammenleben Müllers mit ihm entgegenstehen: „je suis vieux, malingre et peut-être bientôt infirme; si l'ennuie de votre état ou le désir d'en prendre un autre forçoit encore une fois notre séparation, j'en serois excessivement désorienté: les derniers jours de la vie doivent être tranquilles et uniformes." Tronchin erinnert daran, wie er ihn 1780 verlassen und seither hin und her geschwankt habe. Er habe sich wohl gehütet, ihn zu beeinflussen: „je savois trop qu'il n'appartenoit qu'à l'experience de vous désabuser. Elle l'a fait, dites vous, et je n'ai aucun doute que dans ce moment vous ne soyiés persuadé qu'elle l'a fait pour toujours; mais votre imagination s'est-elle éteinte? L'extrême sensibilité de vos nerfs est-elle amortie? Cette facilité à être blessé par les épines qu'on rencontre si fréquemment dans le monde et dans le commerce des hommes, est-elle changée en une insensibilité, un dédain philosophique?" Er werde in Genf dasselbe Haus, dieselben Bewohner vorfinden, aber den Hausherrn verändert. „Je suis né très

[1]) Müller an Gleim 9. Juli 1781: „ist's nicht hart, diesen edlen Greis, welchem ich vielleicht einige Dienste leisten konnte, verlassen zu haben?"



vif, sensible, impatient;“ diese Fehler hätten sich mit dem Alter verstärkt; eine lange und schwere Krankheit haben seine Nerven beeinflußt; jetzt sei er zur Traurigkeit, Menschenfeindlichkeit und Reizbarkeit aufgelegt: „voilà l'homme avec lequel vous aurés à vivre; il faut que vous le connoissiés bien avant de vous engager avec lui dans une société de toutes les heures; il faut vous assurer de vos forces pour le supporter sans des efforts trop pénibles pour vous.“ Auch das verhehlt er ihm nicht, daß eine Stellung in Genf ihm voraussichtlich für seinen literarischen Ruhm nicht auf die Dauer genügen werde, daß die revolutionären Vorgänge für einige Zeit die Fremden, vor allem die Engländer, fernhalten werden. Er möge dies alles bedenken, bevor er sich entscheide.

Schon zu Anfang des Jahres 1783 war Müller entschlossen, im Frühling einen Urlaub zu einer Reise in die Schweiz zu nehmen, noch nicht in der bestimmten Absicht, nicht mehr nach Kassel zurückzukehren, aber doch in der Voraussetzung, daß sich bei seinem Aufenthalt in der Heimat sein Geschick so oder anders entscheiden werde. Oftmals hat er es in dieser Zeit ausgesprochen, daß er sich ganz der Führung der Vorsehung überlasse und darauf verzichte, eigene Pläne zu machen, seitdem ihm mehrere zu seinem großen Glücke mißlungen seien. Eine Schwierigkeit boten noch die Schulden, die er in Kassel hatte; er wollte Hessen nicht verlassen, ohne sie geregelt zu haben; aber auch darüber half die Güte Tronchins hinweg. Die Krankheit im Januar und Februar 1783 bestärkten ihn in seinem Entschlusse; durch einen Aufenthalt in der Heimat hoffte er seine Gesundheit wieder vollständig herstellen zu können.

Am 28. März 1783 wurde ihm der erbetene viermonatige Urlaub in die Schweiz bewilligt. Am 2. April machte er noch eine kleine Reise nach Göttingen, wo er die wertvolle Bekanntschaft mit Heyne erneuerte und auch Spittler persönlich kennen lernte; beide rieten ihm, nach Kassel zurückzukehren. Dann machte er die unvermeidlichen Abschiedsbesuche in Kassel; fast weinend verabschiedete er sich von seinem Gönner Schlieffen, dessen Wohlwollen und Güte er so viel zu verdanken hatte.

Anfangs April trat er die Heimreise an. Der zweieinhalbjährige Aufenthalt in Deutschland war für seine Entwicklung von großer Bedeutung gewesen; er hatte sich wieder der deutschen Wissenschaft zugewendet, überaus wertvolle Bekanntschaften, zum Teil für das ganze Leben, gemacht; seine Denkungsart, seine Auffassung von der Aufgabe der Geschichtschreibung hatten sich vertieft; die Hinneigung zur Romantik, die sich schon früher gelegentlich geäußert



hatte, war mächtig befördert worden und hatte in den „Reisen der Päpste" einen kräftigen Ausdruck gefunden; der Einfluß Herders bestärkte ihn in dieser Richtung noch mehr. Die Reise führte ihn über Frankfurt, die Bergstraße, Mannheim, Emmendingen, Freiburg, das Höllen- und Wutachtal nach Schaffhausen, „der guten Mutter, dem besten Bruder und einer zärtlich liebenden Schwester in die offenen Arme". Sieben frohe Tage verbrachte er bei den Seinigen, mit denen ihn immer die innigste Liebe verbunden hatte; dann reiste er weiter nach Bern zu Bonstetten; bis Brugg gab ihm der Bruder, über dessen erfreuliche Entwicklung er mit großer Genugtuung an Gleim berichtete, das Geleit. In Bern blieb er einige Tage bei Bonstetten. „Den ersten Augenblick bey Bonstetten, überlasse ich Ihrem Herzen zu fühlen," schrieb er an Gleim. „Hierauf war ich einige Tage bey ihm und sah fast niemand als ihn. Wir lasen viel von der neuen Schweizergeschichte, mehr aber sprachen wir von Lebensplanen, von der Tochter des Himmels, der Freundschaft, von ihrem unersetzlichen Werth, von Europa und Friedrich, und Friedrichs Grenadier, dessen besten Freunde einer dieser Bonstetten ist, welchen er nie gesehen." Bonstetten begleitete darauf den Freund bis Avenches, wo sie die Trümmer der alten Römerstadt betrachteten; dann reiste Müller allein bis Lausanne, wo er mit innerer Bewegung den Genfer See wiedersah, „von hier, dem Ufer nach, unter mancherley Gemüthsbewegungen in das beruhigte Genf". Im Hause Tronchins wurde er auf das liebenswürdigste empfangen; „ganz ungezwungen fand ich mich wieder zu Hause, als wenn ich gestern ausgegangen wäre," und auch in Genthod traf er beim edlen Bonnet und seiner Frau die alte, wahrhaft väterliche Freundschaft. Von der Parteisucht schien er in der Tat nichts mehr zu fürchten zu haben: „Genf hat alle Freyheit, welche es zu ertragen vermochte; überall herrscht ein Gefühl der Sicherheit." Am 8. Mai 1783 schrieb er an Gleim, daß er noch keinen bestimmten Plan gefaßt habe; er sei zunächst nach Genf gekommen, um zu sehen; er werde sich aber dessen erinnern, was er seinen deutschen und Schweizer Freunden und sich selber schuldig sei; in seinen Entschlüssen werde er sich Gleims würdig zeigen, darin, daß er die Wissenschaften, wodurch man für die künftigen Geschlechter auch leben könne, als die Pflicht seines Lebens, die Erfüllung dieser Pflicht als sein Glück betrachte und unter allen Lagen die wählen werde, in der er es hierin am leichtesten weit bringen, seinen Freunden dankbar sein und seine Arbeiten mit ihren Wohltaten der Nachwelt nützlich machen könne.



Nun mußte die Entscheidung fallen. Die Wahl war schwer; an beiden Orten hatte Müller gewisse Verpflichtungen, in Kassel wegen des Entgegenkommens, das er gegen Ende des Vorjahres gefunden hatte, und wegen der Dankbarkeit gegen seinen Gönner Schlieffen, und in Genf gegen seinen väterlichen Freund, den er in seinem durch öftere Krankheit getrübten Alter nicht mehr verlassen zu dürfen glaubte. Tronchin machte ihm den Vorschlag, die letzten Jahre seines Lebens bei ihm zu bleiben; dafür sollte er nach sechs Jahren oder, falls Tronchin früher sterben sollte, sofort nach seinem Tode lebenslänglich eine jährliche Rente von 800 Gulden erhalten. Müller sollte samt seinem Diener Bellois, der in die Dienste Tronchins übertreten sollte, im Hause Tronchins freie Station haben und nur für seine Nebenausgaben aufzukommen haben, wofür die wieder aufzunehmenden Vorlesungen und der Ertrag seiner wissenschaftlichen Arbeiten mehr als ausreichen würden. Tronchin versprach auch, Müller in seinen Studien möglichst wenig zu hemmen; er sollte ihm nur während einiger Stunden des Tages Gesellschaft leisten und sonst frei über seine Zeit verfügen können. Die aufrichtige Anhänglichkeit an seinen alten Genfer Freund und die Hoffnung, sich in absehbarer Zeit ein sicheres, lebenslängliches Einkommen zu verschaffen, das wenigstens die Grundlage für die längst ersehnte materielle Unabhängigkeit bilden konnte, gaben endlich nach langem innerem Kampfe den Ausschlag für Genf. Am 18. Juni 1783 schrieb er der Mutter, daß die Entscheidung gefallen sei. Die herzliche Freude seiner nächsten Angehörigen in Schaffhausen mochten ihm vorläufig über die Bedenken, die ihn immer noch quälten, hinweghelfen. Zunächst machte er seinen vertrauten Freunden in Kassel, vornehmlich Schlieffen, Mitteilung von seinem Entschlusse. Der edle Staatsmann, der ihm abgeraten hatte, in Genf zu bleiben, versagte ihm schließlich seine Billigung nicht[1]). Am 31. Juli 1783 schrieb Müller auf der Boissière sein Entlassungsgesuch an den Landgrafen von Hessen[2]). Er setzte darin die Gründe auseinander, die im schweren Konflikte der Pflichten den Ausschlag für Tronchin gegeben hätten. Am liebsten wäre ihm, wenn der Landgraf ihn für

[1]) Die enge Verbindung Müllers mit Schlieffen ist durch diese Entscheidung nicht gestört worden. Schlieffen weigerte sich auch, die Bezahlung einer Schuld Müllers anzunehmen. Auch Georg Forster schrieb ihm: „Ihren Entschluß, in Genf vorerst zu bleiben, billige ich ganz und gar. Alle Gründe, die Sie dafür anführen, sind hinlänglich überwiegend. Wo wir nützlich seyn können, so lang wir fühlen, daß uns die Kraft, nützlich zu seyn, verliehen wird, da sind wir gewiß an unserem rechten Platze."

[2]) Das Original auf dem Kgl. Staatsarchiv zu Marburg.



immer an seine Dienste fesseln würde, indem er ihm nicht den Abschied, sondern einen Urlaub auf unbestimmte Zeit gewähren würde, mit der Aussicht, nach Erfüllung seiner Verpflichtungen in Genf wieder in seine frühere Stellung in Kassel zurückkehren zu können. In jedem Falle aber bitte er um die Gunst, ihm sein Gehalt noch bis zum 1. Dezember auszuzahlen; das Geld werde nicht von Kassel weggehen[1]). Am 22. August wurde die Entlassung genehmigt und am folgenden Tage der Abschied ausgefertigt, unter Zusicherung der beständigen Gnade des Landgrafen. In einem eigenhändig unterschriebenen Begleitschreiben wiederholte der Landgraf sein Bedauern über den Verlust, den er durch den Rücktritt Müllers erleide. Auch die Auszahlung des Gehaltes bis Ende November wurde gewährt; dagegen war man auf das Gesuch, statt der Entlassung eine Verlängerung des Urlaubs auf unbestimmte Zeit zu verfügen, nicht eingetreten.

Auch jetzt wieder, wie bei jedem Wechsel in seinem Leben, glaubte Müller anfangs den rechten Weg gefunden zu haben. Das Klima in Genf sagte seiner Konstitution besser zu als dasjenige von Kassel; der Verkehr in der Genfer Gesellschaft und mit vielen geistvollen und bedeutenden Fremden, die dort sich aufhielten, trug zu seinem Wohlbehagen bei. Über seine Lebensweise berichtete er am 30. August an die Mutter: „7 Uhr aufstehen. Bibellesen. Frisieren mit Lektüre, übriger Theil des Morgens Schweizergeschichte oder Ausarbeitung des Collegs; denn ich gedenke dasselbe mit einer Schilderung der alten Geschichte, mit einer ordentlichen Erzählung der größten Sachen, die sich seit 1740 zugetragen, und mit verschiedenen Betrachtungen zu vermehren, zumal aber auch unserer heiligen Religion die Zeugnisse zu geben, welche ich derselben schuldig bin. — Um 12 Uhr, nachdem ich etwa Hn. Tr. einen guten Morgen gewünscht, fange ich an, meine Auszüge aus allen Schriftstellern des griechischen und römischen Alterthums fortzusetzen, weil ich sogleich nach Vollendung der Geschichte der Schweiz gedenke über diese Materie ein merkwürdiges Buch zu schreiben; ich habe aber erstere bis ohngefähr zur Hälfte vollendet. In dem Buche, welches ich schreiben möchte, ist meine Absicht, Gott und die Menschen kennen zu lehren: Gott, indem ich einen Abriß der Wege desselben mit uns von Anfang der Welt an bis auf den Untergang des alten Kaiserthums entwerfe; die Menschen durch abgesonderte Schilderungen der vornehmsten Völker und Personen, welche ich nach

[1]) Damit deutet er in freimütiger Weise an, daß er dort Schulden zurückgelassen habe.



jenem Abriß in der Zeitordnung auf einander folgen lassen werde. — Um 2 Uhr essen wir zu Mittag; die Nahrung ist nicht allzu vielfältig, aber gesund und gut gekocht, also daß vielleicht auch deswegen meine Gesundheit gewonnen hat. Nachmittag lese ich H. Tr. aus irgend einem französischen oder übersetzten Geschichtschreiber, bis entweder jemand kömmt oder Hr. Tr. auf sein Zimmer geht. In beyden Fällen setze ich meine Auszüge fort bis zum Nachtessen, wann bey uns jemand ist, oder bis zur Nacht, wann ich wieder mit Hr. Tr. lesen kann. Das Nachtessen und Mittagessen sind sich fast gleich und besteht jedes aus 5, 6 oder 7 Gerichten. Ehe wir schlafen gehen, setze ich oft meine Lektüre mit Hrn. Tr. fort. Um 11 Uhr gehen wir allezeit alle zu Bette. Dieses ist mein Leben, wenn wir allein sind; Gesellschaften, welche häufig und oft in großer Anzahl zu uns kommen, sehe ich beym Essen, sonst so wenig als möglich: nicht als wären sie nicht angenehm, sondern aus Geiz meiner Zeit. Wir müssen würken, so lange es Tag ist. Also besuche ich auch so wenige Personen als ich gebührlich kann, und nur bey Hrn. Bonnet bringe ich wöchentlich einen ganzen Tag zu, an dem ich nichts anderes thue. Er giebt mir (unter uns) eine Sammlung Briefe des großen Hallers, welche ich zum Drucke verkaufen werde u. welche vortrefflich sind. — So, liebste Mama, sind meine Sachen, gut, wie Ihr sehet, weil ich ruhig u. arbeitsam bey ehrlichem Auskommen u. in Erwartung eines mehreren lebe. Das größte ist immer, alles, was uns Gott giebt, wohl aufzuwenden und in den Zerstreuungen der Welt sich zu erinnern, daß er uns hört und sieht; ich bin weit entfernt, über diesen Artikel mit mir selbst wohl zufrieden zu seyn, aber ich trachte darnach und übe mich, in des Herrn Furcht, Gnade um Gnade zu erwerben."

Aber auch jetzt trat bald wieder Enttäuschung ein; die Hoffnungen, die Müller in seinen Genfer Aufenthalt gesetzt hatte, gingen keineswegs in Erfüllung. Was ihm Tronchin am 1. März offen erklärt hatte, erwies sich als durchaus richtig: Tronchin war in den letzten Jahren, vor allem infolge seiner Krankheit, ein anderer geworden, ein menschenscheuer, reizbarer, mißtrauischer und geiziger Greis, der Müllers Gesellschaft und Unterhaltung häufiger in Anspruch nahm, als es diesem lieb war. Zudem zögerte er, die Versprechungen, die er Müller für dessen materielle Sicherstellung gemacht hatte, in rechtsverbindlicher Form festzustellen[1]). Schon im

[1]) Schließlich kaufte Tronchin doch für Müller bei einer französischen Gesellschaft eine Leibrente von 600 L. vres de France, deren Genuß nach dem Bruche mit Müller dem Bruder Tronchins, Altstaatsrat Tronchin, zufiel. Schaffh. St.-B. Müll. **66.**



Herbst klagte Müller seinem Bonstetten: „Ja, in allen Zufällen, wodurch Tronchins verdrießliches Gemüth mir bisweilen die Tage verbittert, ist meine vornehmste menschliche Aufmunterung, daß, wenn solches mir ganz unerträglich würde, ich bey dir eine bessere Stelle suchen könnte, als die, welche ich verlassen habe. Dieser Aussicht bedarf ich oft, mich darum zu trösten, daß ich nach vielen und nicht unglücklichen Arbeiten doch immer noch in der unangenehmen Lage bin, um jede Kleinigkeit von Andern abzuhängen. — Es ist mir so nothwendig, als es dir lieb seyn kann, einige Wochen zu Valeires zu seyn, aber ich wünsche, vieler Ursachen wegen, daß es nicht gar zu weit ausgesetzt werde; im Dezember zum Beispiel fangen die Collegien an. Übrigens ist mir fast leid, von meinen finstern Stunden dir gesprochen zu haben; ich hatte mir sonst vorgenommen, solche Zeiten allein für mich zu fühlen; das nur ist mir wichtig, daß ich allezeit ein freundliches asylum hinter mir wisse, damit ich das Joch nicht allzuhart fühle, und auch jener es nicht über die Maaße schwer machen dürfe."

Dieser Klage folgte sofort eine Einladung nach Valeyres, wo sich Müller in der zweiten Hälfte des Oktobers 1783 zehn Tage aufhielt. Der Vormittag wurde mit Durchlesung der bereits ausgearbeiteten Teile der Schweizergeschichte, der Nachmittag und Abend in angenehmer Gesellschaft zu Valeyres oder in der Umgebung zugebracht. Vor allem wertvoll wurde ihm bei diesem Aufenthalt in Valeyres die Bekanntschaft mit Nikolaus Friedrich v. Mülinen, dem späteren Schultheißen von Bern, dessen Landgut zu Montcherand nur eine halbe Stunde von Valeyres entfernt lag und der im Besitze zahlreicher wichtiger Urkunden zur Schweizergeschichte war; der edle Berner Patrizier, selbst ein vortrefflicher Kenner der Geschichte, hat Müller von dieser Zeit an eine Freundschaft gewidmet, die sich über das Grab hinaus erhalten hat[1]).

Neugestärkt kehrte Müller nach der Boissière zurück, um mit Tronchin um den 20. Dezember in die Stadtwohnung zu übersiedeln, wo Bonstetten die letzten fünf Tage des Jahres 1783 als Gast zubrachte. Aber auch in der Stadt fand Müller nicht die erhoffte Muße zu wissenschaftlicher Arbeit. Neben der Zeit, die er dem alten Tronchin widmen mußte, nahm ihn die Vorbereitung

---

[1]) Briefe von Joh. v. Müller an Mülinen 1786—1796, 15 Nummern, und Briefe Joh. Georg Müllers an Mülinen 1806—1819, 10 Nummern mit Beilagen, im v. Mülinen-Archiv in Bern Nr. 112 und 113. Briefe von Mülinen an Joh. v. Müller 1783—1797, 25 Nummern, Schaffh. St.-B. Nr. **112** (gedruckt bei Maurer-Constant V, 3—74).



für sein Kollegium, das er im Winter aufnahm und auf eine vollständige, seiner veränderten Lebensauffassung angepaßte Umarbeitung der früheren Vorlesungen begründete[1]), in Anspruch, eine Arbeit, die ihm bald wieder äußerst lästig wurde, weil sie durch die Notwendigkeit, einen Teil seines Lebensunterhaltes zu verdienen, geboten war. Die Vorlesung wurde während des Winters wöchentlich viermal gehalten. Müller hoffte, nachher an die endliche Ausarbeitung der Schweizergeschichte gehen zu können, da er dem Buchhändler Reich in Leipzig auf die Herbstmesse 1785 wenigstens die drei ersten Teile zu liefern versprochen hatte. Aber das Kolleg zog sich, obwohl er im Sommer täglich las, bis in die Mitte des Juli hinein und beschäftigte ihn so sehr, daß er sogar für einige Zeit seine sonst so ausgedehnte Lektüre auf das Notwendigste einschränken mußte. Über diese aufreibende Arbeit berichtete der Diener Müllers, Bellois, dem Bruder nach Schaffhausen[2]): „des morgens um 4 uhr aufgestanden, das Kolle (!) ausgearbeitet nachher in hize nach der stadt gelofen und geläsen um 11 uhr wider herauß den wider halß über Kopf gearbeitet am Kollege bis um 2 uhr bis sie an den dißh gingen nach dißh mit hern tronschenk geläsen bis 5 oder sechs uhr nach här kam wohl fesitten (Visiten) ein par stun und nach dem nacht eßen wihder geläsen bis zwölf uhr sie kennen denken wie es sein geist und augen angegriffen hat und soh ganze halbe dage mit ein unfreindligen man zuzubringen den her tronschenk ist ein man der sein läbe nicht vergniget ist doch kan ihr bruder noch von allen leitten am besten mit ihm fertig werden noch fihl besser wie die madam selbst und in sunder wird er alle dage geiziger." Überarbeitung und das Gefühl, daß alle diese Anstrengungen für seinen wissenschaftlichen Ruhm unnütz seien, bedrückten Müller schwer; auch seine Abhängigkeit von den Wohltaten Tronchins, die wohl nicht immer mit dem wünschbaren Takt geleistet wurden, erschien ihm immer unerträglicher[3]); er dachte daran, sich durch wissenschaftliche Arbeiten davon unabhängig zu machen, ohne doch die Zeit zur Ausführung

---

[1]) Das Manuskript der Vorlesungen von 1784 Schaffh. St.-B. Müll. 27, 214 engbeschriebene Folioseiten mit vielen Abkürzungen. Band I, S. 249 ist diese Handschrift irrtümlich den Jahren 1779 und 1780 zugeschrieben; sie gehört aber dem zweiten Genfer Aufenthalt an.

[2]) Schaffh. M.-B. Müll. 61. Die zitierte Stelle mag als Beispiel der Schreibweise Bellois' dienen.

[3]) Müller an Bonstetten 7. Januar 1784: „Je suis las de ressources qui dépendent de la bienveillance d'autrui: j'ai honte d'en user encore. — Je ne veux pas, que pour quelques Louis je sois continuellement réduit à mendier l'assistance qu'on se fait toujours tant de peine à m'accorder."



seiner Pläne zu finden. Einen großen Erfolg versprach er sich von der Herausgabe des Briefwechsels zwischen Haller und Bonnet, woran er schon viel gearbeitet hatte; aber Bonnet, obwohl er selbst diese Veröffentlichung angeregt hatte, war inzwischen ängstlich geworden und verzögerte die Ausführung des Planes, der schließlich aufgegeben wurde, weil der Sohn Hallers in Paris, der den Verlag übernehmen sollte, seine Zusage zurückzog[1]). Dann erwog er eine deutsche Übersetzung der Werke Rousseaus, ferner eine Übersetzung des Wörterbuchs von Bayle und dessen Fortsetzungen von Chauffepied und Marchand, die gleichzeitig miteinander verschmolzen und mit dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaften in Einklang gebracht werden sollten, ein Werk, das er auf vier Foliobände berechnete[2]). Aber er ist nicht über die ersten Vorarbeiten dazu hinausgekommen. Zeitweise faßte er sogar den abenteuerlichen Gedanken, sich der Reisegesellschaft des Herzogs von Bedford, der in zehn Jahren eine Reise um die Erde ausführen wollte, anzuschließen, um die ganze Erde durch eigene Anschauung kennen zu lernen und nachher ihre Geschichte studieren zu können. Sein Hin- und Herschwanken analysiert er selbst seinem Freund Bonstetten gegenüber (17. Januar 1784): „Wie ich sey? nicht eben schwarz; weiß auch nicht, sondern eins um das andere. Das ist an mir ein großer Fehler, da ich zu geneigt bin, außer mir zu suchen, was in mir ist oder seyn soll. Darum scheint mir jede noch nicht versuchte Lage und von denen, die ich schon erfahren habe, allemal die, in der ich nicht bin, immer der, worin ich mich befinde, weit vorzuziehen. Darum ist nicht leicht ein europäisches Land, wohin zu gehen ich mir nicht bisweilen vorgenommen hätte, darum suchte ich vor vier Jahren das Glück im Norden, und vor zwei Jahren im Süd, und vor einem Jahr auf der Gränze zwischen beiden, und stelle mir seit einiger Zeit kein schöneres Leben vor, als das, welches ich im Norden führen würde, wo ich nicht habe bleiben wollen." So begann er bald ernstlich zu bereuen, seine Stelle in Kassel aufgegeben zu haben. An

---

[1]) Band I, S. 204 f. Damit entging Müller auch die ihm von Bonnet für diese Veröffentlichung zugesicherte Leibrente von 25 Louis.

[2]) Ein beschränkter Vorschlag Müllers, einen Auszug aus dem Bayleschen Wörterbuch in deutscher Sprache herauszugeben, wurde zwar von der Füßlischen Buchhandlung in Zürich angenommen, kam aber nicht zur Ausführung. Aus dem Jahre 1785 ist eine Ankündigung und Probe dieser Arbeit vorhanden (S. W. XI, 411—430): „Das Wörterbuch Peter Bayle und seine Fortsetzungen durch Chauffepied und Marchand, nebst Ladvocats Wörterbuch und einigen wichtigen, geographischen oder historischen Artikeln der Encyclopädie; übersetzt, umgearbeitet, mit Anmerkungen und Artikeln herausgegeben durch Johannes Müller, 1785."



Schlieffen schrieb er: „J'ai fait une bien grande sottise; elle mérite plus de compassion que de censures; elle me coute assez pour n'être pardonnée; cette si grande sottise, mon excellent ami, c'est celle que j'ai faite en échangeant les secours de littérature qu'offrit Cassel et Göttingen contre ceux d'ici, l'indépendance contre la dépendance, un bonheur présent contre des avantages avenir et sujets à des accidens. — Il est vrai que s'il m'avoit falu payer les deux voyages, j'eusse été embarassé à C.; je me dis cela: Mais il n'en est pas moins certain, que j'ai gâté ma vie, que je me suis tué. Je n'ai qu'à comparer ce que j'ai fait cette année aux années de C.; il ne m'est rien arrivé d'extraordinaire, ainsi je ne puis rien attendre de mieux: des travaux stériles et pénibles, souvent interrompus par différens devoirs, souvent troublés par des sentimens fort peu agréables, par toute sorte de tracas; cela durera pendant les meilleures années de ma vie; de plus, il n'y a nul remède; je suis loin de l'Allemagne et de tous ceux qui en me voyant auroient pensé à moi. Je Vous avoue que malgré la meilleure philosophie j'ai bien de la peine à me faire à ce renversement de toutes mes espérances; cependant il le faudra. Ce qui me fait plaisir c'est que les peines commencent à détruire mes forces; cela me fait espérer qu'elles ne seront pas très-longues."[1])

Die gleiche, fast verzweifelte Stimmung findet sich in einem Briefe an Bonstetten vom 25. September 1784. Neue Hoffnungen hatten sich als trügerisch erwiesen: ein erledigter Platz in der Akademie der Wissenschaften in Berlin, auf den er gerechnet hatte, und eine Professur der Geschichte zu Genf, welche seine Freunde für ihn zu errichten gedachten, waren ihm nicht zuteil geworden. Für den nächsten Winter drohte ihm ein Kollegium, das er einer Anzahl von Genfer Damen über die Universalgeschichte halten sollte, „ein Collegium für Weiber", das ihn zu einer neuen zeitraubenden Umarbeitung „nach dem Geschmack und nach den Bedürfnissen des andern Geschlechtes" nötigen würde, „denn für Weiber muß empfindungsvoll, reizend, witzig, mahlerisch gesprochen werden".

Müller ist von dieser ihm nicht zusagenden Arbeit befreit worden; schon im Oktober führte er den Bruch mit Tronchin herbei und gab damit alle materiellen Vorteile, die sein Ausharren in Genf ihm in Aussicht stellte, preis. Wenn irgend eine Entscheidung in seinem Leben, so darf diese an und für sich gebilligt werden, und sie hat auch die Anerkennung seiner in seine Genfer Verhältnisse einge-

[1]) Das Bedauern, Kassel verlassen zu haben, spricht Müller auch aus in den Briefen an den Bruder, an Heyne, an Sömmering und vor allem an Bonstetten.



weihten Freunde, Bonstetten, Bonnet und Trembley gefunden. Müller wurde dabei durch die Überzeugung geleitet, daß er im Hause Tronchins seiner Lebensaufgabe entfremdet, daß er die Jahre des erfolgreichsten Schaffens verlieren würde. In den achtzehn Monaten seines Genfer Aufenthaltes hatte er trotz unermüdlicher Arbeit an der Schweizergeschichte, die er als eine Schuld dem Vaterlande gegenüber betrachtete, nicht mehr als fünf Seiten ausarbeiten können. Dies bewog ihn, „eher die Rente, als die Anwendung des Frühlings seiner Jahre" in die Schanze zu schlagen[1]). So anerkennenswert dieser Entschluß war, so wenig läßt sich die Art und Weise, die Schroffheit, mit welcher er den Bruch herbeiführte, entschuldigen; Tronchin und seine Gemahlin wurden dadurch aufs peinlichste überrascht und verletzt. Nach einer erregten Auseinandersetzung mit Tronchin, bei welcher offenbar der greise Mann mit gewissen Vorwürfen über die Lebensweise Müllers, die ihn schwer trafen, weil sie nicht unbegründet waren, nicht zurückhielt, verließ Müller am 10. Oktober 1784 die Boissière; Bonnet bot ihm Gastfreundschaft an, aber schon in den nächsten Tagen siedelte er zu Bonstetten nach Valeyres über, in das gastliche Asyl, das ihm jederzeit offen stand. Von dort aus schrieb er am 13. Oktober an Tronchin, daß er nach dem Vorgefallenen sich nicht mehr zur Rückkehr in sein Haus entschließen könne. In Genf könnte er sterben, aber nicht leben; denn er habe dort bittere Verkennung erfahren; man habe Gefallen daran gefunden, die wahre oder falsche Geschichte der Fehler seines jugendlichen Alters zu sammeln; er strebe nun darnach, einige jugendliche Verirrungen, die keinem Menschen geschadet hätten, durch Unternehmungen, die vielen nützlich sein können, wieder gutzumachen. „Si ma jeunesse avoit été trop semblable à celle de Themistocle, puisse mon âge mûr le réparer comme en lui, quem contumelia non fregit sed erexit." Anstatt seine Arbeit, wie im letzten Winter, auf einen kleinen Kreis, von dem er so schlecht beurteilt worden sei, zu beschränken, werde er nun seine ganze Zeit und Kraft der Schweizergeschichte widmen und sich zur Beschleunigung der Herausgabe und Verbesserung des Stils und der Form an den Druckort des Werkes, Leipzig, begeben. Er anerbot sich auch, seinem Nachfolger, der in Genf seine Vorlesungen übernehmen werde, sein Manuskript zu überlassen.

[1]) Die näheren Umstände des Bruches sind ersichtlich aus dem Briefwechsel mit Tronchin und seiner Frau (Schaffh. St.-B. Müll. 66), aus ungedruckten Briefen Bonstettens und Trembleys und einer intimen Korrespondenz Bonstettens mit Joh. Georg Müller (Schaffh. M.-B. Müll. 69).



Herr und Frau Tronchin verziehen ihm bald die beleidigende Art seiner Entfernung, indem sie die gereizte Stimmung, in der sie geschehen war, in Betracht zogen. Zudem war Bonnet eifrig bemüht, zwischen den Parteien zu vermitteln. Schon am 9. November schrieb Madame Tronchin: „Partout où vous serez, M., je m'interesserai à vos succès et à votre bonheur et je regretterai toujours, que vous ne l'avez pas trouvé avec nous." Über den Beweggrund seiner Abreise werden sie anderen Personen gegenüber nur das angeben, was Müller selbst wünsche.

Nun lag allerdings hiefür noch ein Grund vor, dessen Verschweigung Müller sehr am Herzen liegen mußte und der denn auch bisher nicht bekannt geworden ist. Er hängt mit dem psychischen Wesen Müllers zusammen, mit seiner nicht normalen sexuellen Anlage, für die sich schon aus früheren Jahren gewisse Anzeichen finden, die aber erst in dieser Zeit uns zweifellos entgegentritt. Diese dunkle Seite seines Wesens darf umso weniger übergangen werden, als sie uns verschiedene Eigentümlichkeiten seines Charakters erklärt, die Reizbarkeit und Sensibilität seines Wesens, die rasch wechselnden Gemütsstimmungen, die Unruhe und Unbeständigkeit in seinen Entschlüssen, die sichtliche Abneigung gegen den Verkehr mit Frauen und gegen die Ehe[1]), dagegen die feurige, überschwengliche Freundschaft, die er den Männern, die mit ihm in nähere Beziehungen traten, entgegenbrachte. Schon in seinem Knabenalter äußerte sich diese Anlage wohl darin, daß er sich den Spielen seiner Kameraden entzog und in die Einsamkeit flüchtete[2]).

[1]) Am 23. November 1782 schrieb er dem Bruder die oft zitierte Stelle über das Heiraten: „Ich bin im Grunde des Apostels Meinung, daß nicht heirathen besser ist, besonders für den gelehrten Stand und in unsern Zeiten: erstlich, weil sich nach der Beobachtung aller großen Staatsmänner Europa zu Revolutionen bereitet, in welchen immer besser ist, nur für sich sorgen zu dürfen; zweitens, weil die allgemein werdenden Sitten dieser Zeit eine solche Menge Bedürfnisse aufbringen, daß viele Hausväter kaum mehr auskommen können. Hiedurch wird man zu vielerlei Niederträchtigkeiten gezwungen, und also ist wohl am besten, so lange zu warten als möglich."

[2]) Müller selbst gibt seinem Biographen das Recht, auch diese Seite seines Wesens aufzudecken. 1806 schrieb er: „Ohne mich fehlerfreyer als viele andere zu fühlen, halte ich dafür, daß der Mensch, auch der edelste und beste, sich nicht scheuen soll, nach dem Tode ganz, wie er war, gezeigt zu werden (S. W. XVII, 404). Und schon 1786 in der Zuschrift „An alle Eidgenossen" (S. W. XIX, S. XXX): „Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne daß er aufhört, groß zu seyn." — Eine eingehende Abhandlung widmet dieser Seite von Müllers Wesen F. Karsch im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen IV. Jahrg., S. 349—457. Zu den Urteilen der Zeitgenossen, die im Jahrbuch VII, S. 127 noch durch eine „Äußerung Goethes über griechische Liebe und Johannes Müller"



Im Kampfe gegen diese verhängnisvolle Anlage, die ihn seelisch schwer bedrückte, ist Müller zweifellos öfters unterlegen[1]), obwohl er redlich dagegen anzukämpfen suchte[2]). Seine nächsten Freunde kannten diesen Trieb wohl und suchten ihn mit lebhaften Vorstellungen davon abzubringen; aber sie mußten erkennen, daß der unselige Hang des Freundes stärker war als sein schwacher Wille, und sie haben sich schließlich mit der unvermeidlichen Tatsache abgefunden. Selbst der edle Schlieffen, der Müller schon in Kassel vor seinem „pencher funeste“ gewarnt hatte, entzog ihm deswegen seine Achtung nicht. Sollte die Nachwelt, die in der Erkenntnis dieser anormalen Anlage bedeutend fortgeschrittener ist als jene Zeit, in ihrem Urteile strenger sein als die Zeitgenossen? Gewiß scheint Müller deswegen eher zu beklagen als anzuklagen.

---

ergänzt werden, kommt jetzt noch hinzu das schwerwiegende Zeugnis in den Lebenserinnerungen des Freiherrn Friedrich August Ludwig v. Marwitz (herausgegeben von Friedrich Meusel, I. Band). Trotz des gereizten und gehässigen Tones und der abstoßenden Tadelsucht, die Marwitz in seinen Aufzeichnungen, die übrigens erst zwischen 1832 und 1837 geschrieben worden sind, an den Tag legt und trotz seiner offenkundigen Abneigung gegen den preußischen Hofhistoriographen Müller kann doch die Beweiskraft dieses Zeugnisses nicht in Abrede gestellt werden. — Übrigens kann der Nachweis für die anormale geschlechtliche Anlage Müllers direkt aus seinem handschriftlichen Nachlasse, aus ungedruckten und bisher unbekannt gebliebenen Briefen erbracht werden.

[1]) Vor allem nach starkem Weingenuß, weswegen er sich von Zeit zu Zeit der Abstinenz beflissen hat.

[2]) Das zeigt sich vor allem in den Tagebüchern Müllers. Schaffh. M.-B. Müll. Nr. **57** enthält die Tagebücher vom 7. September 1785 bis 6. April 1794, Nr. **56** Fragmente aus den Jahren 1780, 1793, 1798, 1799 und 1804—1807, Nr. **58** Auszüge und Abschriften von Joh. Georg Müller mit einigen Beilagen. Das Tagebuch von 1794 befindet sich Schaffh. St.-B. Müll. **54**. — Die Originalblätter der Tagebücher sind in der starken Abkürzungsschrift Müllers, fast einer Stenographie, geschrieben und teilweise schwer zu lesen; selbst J. Georg Müller konnte nicht mehr alles herausbringen. Doch kann man sich ohne allzu große Mühe in diese Kurzschrift einlesen. Die Aufzeichnungen sind nicht täglich fortlaufend, sondern gelegentlich geführt, in einzelnen Jahren allerdings regelmäßig Tag für Tag, aber dann wieder für längere Zeit aussetzend. Sie enthalten Notizen und Bemerkungen über politische Verhältnisse, Tagesneuigkeiten, Anekdoten, über die Lektüre Müllers, über die Bibel, religiöse Gedanken, Gefühlsausbrüche, Äußerungen seiner momentanen Stimmung, Selbstanklagen, sehr häufig den Ausdruck einer verzweifelten Gemütsverfassung, aus welcher er sich durch das Vertrauen auf den allmächtigen Lenker seiner Geschicke aufzuschwingen versucht. In einzelnen Zeiträumen berichtet er täglich über seine Beschäftigung vom frühen Morgen bis zum Schlafengehen. — Die Aufzeichnungen waren nur für ihn selbst bestimmt; er wollte sich dadurch Rechenschaft geben über die Anwendung seiner Zeit. Oft äußert er sich sehr rückhaltlos über Dinge und Personen, mit denen er in Berührung kam. Psychologisch sind sie oft von großem Interesse.



Er hatte im Sommer 1782 einen jungen Mann aus Celle im Hannoverschen in seinen Dienst genommen, Andreas Bellois, der einer aus der Normandie nach Deutschland ausgewanderten Hugenottenfamilie entstammte und sich als sehr brauchbarer Diener erwies, der alle ihm übertragenen Geschäfte, auch das Kochen und Frisieren, wohl verstand, aber leider auch die geheime Neigung seines Herrn nährte. Müller hatte ihn mit nach Genf genommen; aber sein Benehmen im Hause Tronchins war nichts weniger als musterhaft. Trotz seiner französischen Abkunft bemühte er sich nicht im geringsten, die ihm unbekannte französische Sprache zu erlernen und sich dadurch für die Dienste Tronchins brauchbar zu machen; mit den übrigen Dienern lebte er in beständigem Hader und störte dadurch die Ruhe des Hauses. Zweifellos hat der freche Bursche viel zum Zerwürfnis zwischen Tronchin und Müller beigetragen; Bonstetten bezeichnet einmal geradezu ihn als den Urheber des Bruches. Die besten Freunde Müllers waren deshalb bemüht, ihn zur Entlassung des Dieners, der einen so unheilvollen Einfluß auf ihn erlangt hatte, zu bestimmen, aber umsonst; Bellois hat Müller bis in die letzten Jahre seines Lebens begleitet; erst nach der Katastrophe im Spätherbst 1806, als Müller seine Dienerschaft zu beschränken genötigt war, entließ er den inzwischen kränklich gewordenen Diener mit einer Pension in seine hannoveranische Heimat; aber auch von dort aus blieb Andreas mit seinem früheren Herrn in Verbindung und besuchte ihn zu Anfang des Jahres 1809 in Kassel. Eine Eigenschaft allerdings besaß Bellois bei allen seinen Fehlern in hohem Grade: unbedingte, fast hündische Treue gegenüber seinem Herrn, in dessen Leben er aufging, den er auch in den schwersten Zeiten nicht verließ und dem er auch ohne Lohn zu dienen bereit war. In den schweren Krankheiten, die Müller während seines Mainzer Aufenthaltes an den Rand des Grabes brachten, war Bellois sein treuester und besorgtester Pfleger, und so hingebend und rührend war seine Sorge um den Herrn, daß auch die nächsten Angehörigen Müllers sich schließlich mit Bellois aussöhnten und ihn als allgemeine Vertrauensperson behandelten. Er besaß nur eine sehr geringe Bildung; seine Briefe sind in einem grauenhaften Stile und in einer jeder Beschreibung spottenden Rechtschreibung verfaßt; aber sie sind inhaltlich nicht ohne Wert, da sie uns vielfachen Aufschluß über die persönlichen Erlebnisse Müllers geben; auch verraten sie einen gesunden Menschenverstand und oft eine fast zarte Sorge um das Wohlergehen seines Herrn; die Ratschläge, die er ihm in verschiedenen schwierigen Lebenslagen erteilte, zeugen von



redlichem Willen und oft von richtiger Erkenntnis der Lage. Abstoßend wirkt auf der anderen Seite die zur Schau getragene Frömmigkeit, die manchmal den Eindruck der Heuchelei hervorbringt[1]). Alles in allem kann man sich dem Urteile Bonstettens anschließen, der erklärte, Bellois sei doch trotz aller seiner Fehler im Grunde genommen ein ehrlicher Kerl. Müller selbst vergalt die treue Anhänglichkeit des Dieners mit großer Güte und Freigebigkeit, unterstützte ihn und seine Familienangehörigen reichlich, so daß dem Verhältnis zwischen Herrn und Diener trotz des ihm anhaftenden Makels eine gewisse Idealität nicht mangelt. —

Ein recht abstoßendes Nachspiel hatte noch der Abschied Müllers aus dem Hause Tronchin. Er hatte in seiner leichtfertigen Weise in Genf nicht unbeträchtliche Schulden hinterlassen, über deren Höhe Bonstetten sehr erstaunt war[2]). Vor allem wurde er von dem Bankhause Lullin zur Zahlung von zwanzig Louis aufgefordert, für welche Tronchin Bürgschaft geleistet hatte. Dieser aber weigerte sich, die Schuld zu übernehmen, und erklärte, nur dann eintreten zu wollen, wenn die Zahlungsunfähigkeit Müllers gerichtlich nachgewiesen werde. Der unschöne Handel wurde schließlich doch durch das Entgegenkommen Tronchins, der die Schuldverschreibung einlöste und auch die goldene Medaille, die Müller seinerzeit vom Herzog Ferdinand von Braunschweig erhalten, aber in Genf als Pfand zurückgelassen hatte, Müller wieder zurückschickte. Wenigstens äußerlich war damit die Versöhnung herbeigeführt; Tronchin selbst schrieb am 26. April 1785 an Müller: „dès lors tout est oublié. Vous ne vous trompés pas en pensant que je ne regrette point les marques d'amitié que j'ai pû vous donner: je regrette celles que cette séparation ne me permet plus d'y joindre; ce sera pour moi un grand plaisir d'apprendre vos succès, c'en seroit un plus grand d'y contribuer, et si j'y pouvois quelque chose par moi-même ou par mes relations, n'oubliés point, M., je v. pr., que vous ne sauriés m'obliger davantage qu'en me mettant en occasion de vous rendre mes services." Müller blieb denn auch von

---

[1]) Auf der M.-B. Schaffh. Müll. Nr. 70 liegen gerade 100 Briefe Bellois' an Müller aus den Jahren 1782—1809 und 14 Briefe Müllers an Bellois von 1790 bis 1805.

[2]) Noch 1803/04 machte das Bankhaus Pictet in Genf eine Forderung für ein anderes Darlehen von 15 Louis, das Müller am 28. Oktober 1783 bei Lullin gemacht hatte. Aus einem Briefe Bonstettens erfahren wir, daß Müller in 15 Monaten mehr als 100 Louis verbraucht hatte. Füßli in Zürich, der von den finanziellen Schwierigkeiten des Freundes gehört hatte, stellte sofort Bonstetten Geld für Müller zur Verfügung; doch wünsche er nicht genannt zu werden.



jetzt an mit dem alten Tronchin und seiner Gattin in freundlichen Beziehungen und wechselte mit ihnen freundschaftliche Briefe.

Aus dem Hause Bonnets, dessen Gastfreundschaft Müller nur einen Tag in Anspruch genommen hatte, wanderte er zu Fuß in anderthalb Tagen nach Orbe, wo ihn der Wagen Bonstettens erwartete, um ihn in sein Asyl Valeyres zu führen. Dort, im Verkehr mit dem Herzensfreund, der ihm noch einige Tage Gesellschaft leistete, fand er bald das gestörte Gleichgewicht wieder und nahm nun mit großem Eifer die Arbeit an der Schweizergeschichte wieder auf. Die ursprüngliche Absicht, den Winter in Leipzig zuzubringen, um sein Werk dort zu vollenden und den Druck zu überwachen, gab er auf und entschloß sich auf den dringenden Rat Bonstettens, dem auch Bonnet und der Bruder beistimmten, in der Einsamkeit zu Valeyres sich stiller und ungestörter Arbeit hinzugeben, gewiß ein richtiger Entschluß; denn er hätte bei der reichen geistigen Anregung, die er in Leipzig gehabt hätte, wohl die Zeit zur Vollendung der drei ersten Teile seiner Schweizergeschichte nicht gefunden. Bonstetten dachte schon damals daran, in der Schweiz eine Subskription zu veranstalten, durch welche 150 bis 200 Louis aufgebracht werden sollten, um Müller noch zwei bis drei Jahre in voller Unabhängigkeit zur Vollendung seines Werkes in der Schweiz zurückzuhalten. Aber der Plan wurde nicht ausgeführt, weil Füßli in Zürich davon abriet[1]). Müller konnte schon am 5. Dezember dem Bruder berichten, daß er in den wenigen Wochen zu Valeyres schon 87 Seiten für den Druck fertiggestellt habe; von morgens früh bis sieben Uhr abends sei er mit allen seinen Gedanken bei dieser Arbeit, die, wie er hoffe, viel besser als die erste Bearbeitung ausfallen, den kommenden Zeiten ein bleibendes Denkmal sein werde. In dem großen, altmodisch gebauten Herrenhause, mit der weiten Aussicht über Weinberge und Wiesen bis an das große Amphitheater, welches die schweizerischen und savoyischen Alpen zusammen zu bilden scheinen, lebe er ganz allein, nur mit seinem Bedienten, der sein Koch, Friseur und Barbier sei. Nach so vielen Jahren Herumschwärmens in der großen Welt und nach mehr als dreizehnjährigem Trachten und Sinnen an die Geschichte der Schweiz habe er nun in dieser Einsamkeit in gottesfürchtiger Unschuld kein anderes als gerade

---

[1]) Bonstetten an Füßli 26. November 1784 bei Haag: Beiträge zur bernischen Schul- und Kulturgeschichte I. Bd., 2. Hälfte, S. 255. Auch ein zweites Projekt Bonstettens von Anfang 1785, die durch den Tod des Landvogtes Bondeli erledigte Landvogtei von Baden von dessen Erben zu kaufen und Müller zu sich zu nehmen, scheiterte (ebenda S. 262).



dieses Geschäft, einen Dienst für das Land und noch dazu den Bau seines eigenen Glückes und Ruhmes vor sich. „In dieser meiner glückseligen unschuldigen Einsamkeit", schrieb er am 6. Februar 1785 an den Bruder, „arbeite ich täglich ungefähr 10—11 Stunden an meinem Buch; alsdann eine Stunde für Briefe, die übrigen für Gesellschaft: meine Morgenandacht besteht in Moses und Paulus, die Abendgesellschaft in Cicero, Metastasio, Montaigne; unterweilen, wenn es trübe wird, kömmt ein gewisser geliebter Freund, welcher mir meistens zur Seite ist, Namens Horatius Flaccus; der sagt mir, deme supercilio nubem. Ob er wohl bei Leibes Leben kein Pastor war, hat er mir doch eine Lehre gegeben, wozu erstaunlich viel Glauben gehört: ‚Permitte Divis cetera!' Mache es auch so!"

Von Bonstetten, der in dieser Zeit für seinen Unterhalt sorgte, wurde er unablässig angespornt, nur das eine Ziel im Auge zu behalten. „Ayez les yeux toujours fixés à votre but, ne détournez jamais vos regards du soleil, vivez avec les grands objets. — Soyez enfin vous, abjurez à jamais au vice infame, confiez vous en Dieu et dites que toute la puissance de la création vous assure une éternelle félicité; vivez à jamais pour les grandes choses, pour l'amitié et pour moi."

So war Müller vom Dezember 1784 bis Ostern 1785 in angestrengter, aber beglückender Arbeit an seinem Hauptwerk. Während der Arbeit lag nur das Blatt, das er beschrieb, vor ihm; „aus voller Seele flossen die Worte zu einem Guß". Am Ostermontag konnte er dem Bruder melden, daß er ihm in wenig Tagen das Manuskript des ersten Teils zur sofortigen Weiterbeförderung an Reich in Leipzig zusenden werde; vom zweiten Teil sei das allermeiste vollendet, und auch das dritte Geisteskind solle noch in diesem Sommer „glücklich ausgebohren" werden; alsdann Stillstand, Wanderschaft und Auszüge — ein Jahr. Am 15. April berichtete Joh. Georg, die Sendung sei vor acht Tagen angekommen und nach dem Wunsche des Bruders uneröffnet mit der nächsten fahrenden Post weiterbefördert worden.

Ende März 1785 folgte Müller einer Einladung zu seinen alten Freunden nach Genthod, wo er den letzten Band der Briefe Hallers abschreiben sollte, und bis zum 3. Mai blieb. Bonstetten hatte ihn schon lange ermahnt, die diesjährige Sitzung der helvetischen Gesellschaft zu besuchen, die am 10. Mai, an demselben Tage, an welchem sich die beiden Freunde vor zwölf Jahren kennen gelernt hatten, stattfinden sollte. Müller wollte in der Versammlung mit einem Beitrag auftreten; Bonstetten riet ihm, über den Nutzen,



frei in der Schweiz schreiben und reden zu dürfen, zu sprechen; aber Müller entschloß sich, lieber einen Abschnitt seiner umgearbeiteten Schweizergeschichte vorzutragen. Von Olten aus sollte dann der Mutter und den Geschwistern in der Heimat ein Besuch abgestattet und darauf mit Bonstetten, der zu diesem Zwecke dort eine Wohnung gemietet hatte, ein Aufenthalt in Zürich gemacht werden, um das reiche, dort aufbewahrte Quellenmaterial zur Schweizergeschichte auszunützen; den Rest des Sommers wollte er in Genthod, den Herbst und Winter in Bern oder Valeyres in stiller Zurückgezogenheit zur Ausarbeitung seines Werkes zubringen. Mit diesen Vorschlägen, die im wesentlichen zur Ausführung kamen, wollte Bonstetten die wieder vielfach schwankenden Pläne Müllers, vor allem dessen Übersiedlung nach Wilna, wohin sein Kasseler Freund Forster berufen worden war, durchkreuzen[1]).

Die von Pfeffel geleitete Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in Olten vom 10. Mai 1785 war die bestbesuchte seit dem Bestehen der Gesellschaft; 145 Mitglieder und Gäste nahmen daran teil; Müller fand dort außer mehreren seiner alten Freunde auch seinen Bruder, den er trotz seiner eigenen Geldverlegenheit mit einem Reisegeld unterstützt hatte, und noch fünf andere angesehene Männer seiner Vaterstadt. — In der zweiten Versammlung las er einige Abschnitte der ältesten „Geschichte der Helvetier" vor, scheint aber nicht den erwarteten Erfolg davongetragen zu haben[2]).

Wunden Herzens, sich von jedermann verachtet wähnend, reiste er mit dem Bruder nach Schaffhausen, um die von ihm herzlich geliebte, kränkelnde Mutter, die er mehr als zwei Jahre nicht mehr gesehen hatte, zu besuchen. Auch zu seiner Schwester, der Ver-

---

[1]) Um Müller von diesem Plane, den er ernsthaft erwog, abzubringen, setzte sich Bonstetten mit dem Bruder Müllers in Verbindung, um für den Freund, wenn möglich, eine Anstellung in Schaffhausen zu finden. „Dieses lange hin- und herprellen, diese immer chimerischen Aussichten in die Zukunft werden zuletzt unserem Bruder ein so flüchtiges, unstätes Wesen geben, daß er ohngeachtet seiner alzeit übertriebenen Entschlüsse keinen Plan befolgen wird und in 40 Jahren noch ein Kind bleibt. Eben dieses Capitel von seinen Thorheiten hat kein End, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß wenn unser Freund wieder in eine neue Welt laufen würde, er in Gefahr stühnde, sich vollends zu grund zu richten, und ist er einmahl bei Ihnen, so glauben Sie an die Tugend seines Herzens aber auch an die Unbändigkeit seines Temperamentes." — Man dachte damals daran, ihm die historische Professur in der Vaterstadt zu verschaffen, und Müller erklärte sich in einem Briefe vom 5. Mai 1785 an den Bruder zu deren Annahme bereit.

[2]) Bonstetten an Füßli 15. Mai 1785, bei Haag a. a. O. S. 269. Doch bezeugt Pfeffel in einem Briefe von 1786, daß das Bruchstück in der helv. Gesellschaft den Wunsch der Veröffentlichung erweckt habe.



trauten seiner Jugend, die inzwischen mit ihrem Manne ins Pfarrhaus von Neunkirch gezogen war, zog es ihn; an ihrem ersten Kinde, das am Leben blieb, Dorothea, hatte er Patenstelle vertreten. Er hat an diesen Verwandten immer mit zärtlicher Liebe gehangen; er hoffte immer, in eine Lage zu kommen, seinen Lieben, vor allem seinem Patenkinde, einmal ein ansehnliches Vermögen hinterlassen zu können[1]).

Von Schaffhausen aus machte er auch einen Abstecher zu den geschichtskundigen Mönchen von St. Blasien; diese persönliche Bekanntschaft verschaffte ihm bald nachher die Empfehlungen der gelehrten Brüder an den Erzbischof von Mainz.

Aber das Zusammensein mit seiner Familie wurde diesmal getrübt durch sein Verhältnis zu seinem Diener Bellois, der ihn auch nach Schaffhausen begleitet hatte und durch sein freches Benehmen, sogar gegen die alte Mutter Müllers, allgemeine Entrüstung hervorrief[2]). Die Stimmung Müllers selbst war äußerst gereizt; Mißmut und wohl auch Gewissensbisse quälten ihn, und in dieser verzweifelten Stimmung wollte er sogar seine große Lebensaufgabe, die Schweizergeschichte, ganz fallen lassen. Ernstlich berieten seine besten Freunde, Bonstetten und Füßli, mit dem Bruder Müllers die Mittel zur Heilung des moralisch Kranken. Bonstetten riet dringend, Müller um jeden Preis zur Entlassung dieses Dieners, „der ihn früh oder spät zu grunde richten werde", zu bringen. Es müsse dafür gesorgt werden, daß Bellois sofort aus Schaffhausen ausgewiesen werde; Bonstetten wollte dann dahin wirken, daß ihm auch der Aufenthalt in Bern und Genf verboten werde; dafür müsse man für Müller einen verständigen und angenehmen Bedienten gewinnen; denn er müsse einen „Confident" haben, dem er seine Seele in jedem Augenblick hergeben könne, und dies könne nur ein Bedienter sein. — Aber die Bemühungen, ihn von Bellois zu trennen, blieben erfolglos. Nach eineinhalbmonatigem Aufenthalt verließ Müller im Unmut das Haus der Mutter, nach einem heftigen Wortwechsel mit dem sonst so geliebten Bruder, der sich darauf

[1]) In vielen Stellen seiner Briefe an den Bruder. Die Briefe an die Schwester befinden sich in Privatbesitz in Basel.

[2]) Die Mutter Müllers schrieb damals an Bonstetten: „Ich sage es Ihnen frey herauß, daß ich den Bedienten besser kenne als Sie, er ist ein gottloser, boßhafter falscher Kerl, ein lügner, ein Verleumder, er geht mit bösen Tücken um, er weiß meines l. Sohnes Herz ganz an sich zu ziehen, ich kann nicht mehr ruhig an meinen l. Sohn gedenken, seitdem ich diesen Kerl kenne, von dem er sich regieren läßt. — Kurz dieser Kerl soll sich nicht mehr unterstehen mihr unter meine Augen zu kommen."



weigerte, Johannes seine Koffer und Schriften nachzusenden, um ihn schließlich zur Rückkehr zu zwingen. Die zeitweise Entfremdung zwischen beiden Brüdern wurde schließlich durch Bonstetten und Füßli wieder beigelegt. —

Müller hatte sich von Schaffhausen zunächst zu Füßli nach Zürich und dann nach Luzern begeben, wo er mit Bonstetten zusammentraf, der mit ihm wieder nach Zürich zurückreiste. Auf der Durchreise besuchten sie in Zug den Generalleutnant Baron v. Zurlauben, „einen der gelehrtesten Geschichtsforscher, die jemals gelebt haben", von dem Müller neue Anregungen erhielt. Bonstetten bezeichnet Müller damals als gefährlich erkrankt; in dieser Gemütslage könne er nicht nach Schaffhausen zurückkehren. Er hoffe ihm aber eine gute Stelle in Bern verschaffen zu können[1]). Seinen Bemühungen gelang es, Müller mit Mutter und Bruder wieder auszusöhnen[2]). Bellois aber blieb bei Müller. „Sein Bedienter ist freylich sein Herr, allein er ist ein ehrlicher Kerl, und es ist einmal sein Schicksal, im Hauswesen abhängig zu seyn," schrieb Bonstetten an die Mutter Müllers. —

Im Juli 1785 verbrachte Müller mit Bonstetten einige Wochen in Zürich, eifrig Materialien für seine Schweizergeschichte sammelnd, wobei er von den Zürcher Gelehrten tatkräftig gefördert wurde. Dann reiste er mit dem Freunde nach Bern, wo er aber nicht die ihm von Bonstetten bestimmte Wohnung, die er zu klein und finster fand, bezog, sondern sich bei der Handelsfrau du Pont in der Kramgasse einmietete. In Bern, in beständigem Verkehr mit Bonstetten, wollte er die Arbeit an der Schweizergeschichte fortsetzen und die weitere Gestaltung seines Geschickes abwarten. Er hatte nun wieder die Ruhe der Seele zurückgewonnen. „Seyn Sie also ganz getrost," schrieb Bonstetten der sorgenden Mutter, „Johann ist gesund, er ist glücklich. Er geht mit starken Schritten auf der Bahn der Unsterblichkeit, und ich kann Sie nie glücklich genug preisen, seine Mutter zu seyn." —

Zunächst wurde die Übernahme eines Amtes in der Vaterstadt in Aussicht genommen, wozu Müller nicht nur von seiner Familie,

[1]) Er dachte an die Bibliothekarstelle, die durch den Rücktritt des Professors Ith frei wurde. Auch die Professur für Schweizer- und Universalgeschichte an der unter dem Einflusse Bonstettens umzugestaltenden Berner Akademie sollte Müller erhalten.

[2]) Damals schrieb J. Georg an Bonstetten das schöne, innige Wort: „denn ein guter Theil meines Glücks oder Unglücks wird immer Er seyn." Die Mutter aber begrüßte ihren „wieder gesundenen lieben Sohn", den Gott wieder auf den rechten Weg geführt habe.



sondern auch von einflußreichen Männern ermuntert wurde. Man brachte dem gelehrten Mitbürger schon frühzeitig großes Vertrauen entgegen. „Du glaubst es kaum," schrieb J. Georg am 24. Juni 1783 dem Bruder, „wie lieb und werth hier deine Briefe sind; man liest sie allenthalben, und gewiß, du wirst durchgehends mehr geehrt und geliebt, als du selbst glaubst." Nun wurde 1785 die Stadtschreiberstelle frei; Müller war bereit, sich darum zu bewerben, da er sie für die geeignetste hielt; immerhin befürchtete er, sie würde ihm durch die vielen mit ihr verknüpften Kleinigkeiten zuwenig Muße lassen für die Bearbeitung der Geschichte des Vaterlandes, daß er seine Bestimmung besser erfüllen werde, wenn er fortfahre, für viele zu arbeiten und gesunde Grundsätze über große Angelegenheiten auszustreuen, als daß er „melancholisch vergraue über Canzleyformen und Alltäglichkeiten, die man kaum anhören möge". Er war denn auch gar nicht enttäuscht, als ihm bei der Wahl im Dezember 1785 das Amt nicht zufiel. Im Spätherbst hatte ihm seine Zunft zun Gerbern eine erledigte Ratsherrnstelle angeboten, die seine Anwesenheit in Schaffhausen nicht unbedingt erfordert hätte; aber er lehnte die Wahl bestimmt ab, weil er es mit Recht für die Zunft vorteilhafter erachtete, einen Vorgesetzten zu wählen, der in Schaffhausen wohne; er wolle keine Ämter zur bloßen Zier. —

Viel ernstlicher kam aber in dieser Zeit eine dauernde Anstellung in Bern in Betracht, für die Bonstetten alle Hebel in Bewegung setzte[1]). Müller, der in Bern meistens in stiller Zurückgezogenheit an der Schweizergeschichte arbeitete, hatte sich immerhin verschiedenen einflußreichen Männern vorgestellt und war von ihnen liebenswürdig aufgenommen worden. Bonstetten war vor allem bemüht, ihn mit Nikolaus Friedrich v. Steiger, damals Deutsch-Seckelmeister, später letzter Schultheiß des alten Bern, bekannt zu machen, dessen staatsmännische Einsicht er hoch einschätzte und der auch als Besitzer des Steigerschen Familienarchivs Müller von großem Nutzen sein konnte; „niemand versteht besser die itzige Schweiz, und kein Document ist seiner unterredung werth," schrieb er an Müller. Die Arbeit an der Schweizergeschichte, die gegen Ende Oktober bereits bis zum Konstanzer Konzil fortgeschritten war, wurde nun allerdings wieder verzögert durch die Übernahme von Vorlesungen, die Müller auf den Rat Bonstettens im Spätherbste begann, offenbar zum Zwecke, sich einer Anzahl der einflußreichsten Patrizier bekannt zu machen

[1]) In ausführlicher Weise sind diese Bemühungen Bonstettens dargestellt von Haag a. a. O., wo auch die Briefe Bonstettens an Müller vom Mai 1785 bis Juli 1787 nebst einem trefflichen Kommentar herausgegeben sind.



und seine Anstellung in Bern zu ermöglichen. Er konnte dazu seine Genfer Vorlesungen benützen; doch sollte die neueste Zeit seit dem Regierungsantritte Friedrichs des Großen eingehender behandelt werden. Auch erschien die Übersetzung in die deutsche Sprache und manche Umarbeitung notwendig; denn Müller war nie mit sich selbst zufrieden, und er hat seine Arbeiten, sooft er sie wieder in die Hand nahm, jedesmal wieder umgearbeitet. — Müller eröffnete seine Vorlesungen in der zweiten Novemberwoche 1785; er begann mit der alten Geschichte, „mit beständiger Anwendung auf die politische Lage der Schweiz — mit schweizerisch-preußischen Reflexionen beseelt"[1]). Er fand bei seinen Zuhörern, zu denen eine Anzahl der vornehmsten Männer Berns, wie v. Steiger, v. Mülinen, General Karl Ludwig v. Erlach gehörten, allseitige Anerkennung; die Zahl der Besucher wuchs von Stunde zu Stunde, da die Vorlesungen ebenso angenehm als unterrichtend waren; dadurch gewann er sich viele Anhänger und Freunde. Trotzdem stießen die Bemühungen, ihm in Bern eine Professur zu verschaffen, auf großen Widerstand, da man sich nur langsam zu größeren Opfern für die Wissenschaften entschließen konnte. Bonstetten stand an der Spitze einer Anzahl von gebildeten Bernern, welche eine organische Weiterbildung des höheren Unterrichtswesens, eine Reformierung der Berner Akademie durch die Errichtung eines politischen Instituts zur Heranbildung von Beamten und Offizieren, anstrebte. Es sollte eine Professur für Naturwissenschaften und eine weitere für vaterländische Geschichte errichtet, dafür die beiden Professuren für Hebräisch und Griechisch miteinander vereinigt werden. Für den Lehrstuhl der Mathematik und Physik war zuerst Sömmering in Mainz vorgeschlagen, auf den Müller, der ihn von Kassel her kannte, aufmerksam gemacht hatte; aber Sömmering lehnte ab und empfahl dafür lebhaft den jungen Gelehrten Johann Georg Tralles in Hamburg, der denn auch gegen Ende 1785 in ehrenvoller Weise an die Stelle berufen wurde. Als Professor für die vaterländische Geschichte wollte Bonstetten selbstverständlich seinen Freund Johannes Müller angestellt wissen, durch dessen Ruhm er noch andere Größen der Wissenschaft nach Bern ziehen zu können hoffte; er dachte an keinen Geringeren als Heyne in Göttingen und sogar an Herder in Weimar.

Aber Bonstetten mußte bald erkennen, daß ihm das bedächtige Bern auf seinem kühnen Geistesfluge nicht nachzufolgen vermochte,

---

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 37. Sie sind ohne wesentliche Veränderung in den zehn ersten Büchern der „vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" (S. W. I) aufgenommen worden.



daß vor allem der Anstellung Müllers als Professor und Bibliothekar große Schwierigkeiten im Wege standen. In einem Briefe an Füßli vom 6. September 1785 nahm er den Gedanken wieder auf, durch eine allgemeine Subskription in einigen Schweizer Städten, Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen und Genf, die Mittel aufzubringen, die Müller die nötige Muße und materielle Unabhängigkeit zur Vollendung seines Werkes verschaffen könnten. Für den Fall, daß eine Lehrstelle an der Akademie nicht erreichbar wäre, sollte Müller jeweilen im Winter Vorlesungen über allgemeine und Schweizergeschichte halten; Müller erklärte sich sogar gegen Nikolaus Friedrich v. Mülinen bereit, auf Wunsch der Berner auf die Veröffentlichung der neueren Schweizergeschichte zu verzichten und sich auf den mündlichen Vortrag zu beschränken; so sehr wollte er auf die Empfindlichkeit der Berner Patrizier Rücksicht nehmen.

Im Herbst hielt sich Bonstetten zur Weinlese in Valeyres auf; von dort aus teilte er Müller mit, daß sein Plan gute Fortschritte mache; er werde ihm für die nächsten Jahre eine Einnahme von 90 Louis verschaffen können; im vierten Jahre, wenn er drei Teile der Schweizergeschichte beendigt haben werde, werde er unabhängig leben können. Aber Müller ging nur widerstrebend auf dieses Anerbieten ein. Er wollte sich nicht für mehrere Jahre binden lassen; auch sträubte er sich, von Privatpersonen und vor allem von seinen Freunden Unterstützungen anzunehmen. Bonstetten war über diese Weigerung ungehalten, setzte aber trotzdem seine Bemühungen fort.

Inzwischen aber hatte sich Müller, durch die Unsicherheit seiner Stellung in Bern veranlaßt, nach einer anderen Anstellung umgesehen. Eine ihm in Genf angebotene Professur sagte ihm nicht zu, weil sie vornehmlich philosophischer Richtung war. Die „negligentia reipublicae"[1]), das geringe Entgegenkommen, das er in der Schweiz fand, ließ in ihm den Wunsch aufkommen, wieder eine ähnliche Stelle, wie er sie in Kassel verlassen zu haben bedauerte, zu erlangen. In Mainz war durch den Tod von Dieze die Stelle des Bibliothekars der reichen kurfürstlichen Universitätsbibliothek frei geworden. Müller glaubte es sich selber schuldig zu sein, sich um diese Stelle, die ihn finanziell sicherstellen konnte und ihm die Benützung von 50 000 Bänden verschaffte, zu bewerben. In Mainz hatte er an seinem früheren Kasseler Kollegen Hofrat Sömmering, den er selbst nach Bern empfohlen hatte, einen warmen Freund und Förderer seiner Wünsche. Die Schwierigkeit, die wegen seiner

---

[1]) Müller an Füßli 25. Weinmonat 1785.



protestantischen Konfession der Anstellung am erzbischöflichen Hofe entgegenstand, glaubte er durch das Verständnis, das er als erster unter allen Protestanten für die Hierarchie in den „Reisen der Päpste" bewiesen hatte, zum großen Teil aus dem Wege geräumt zu haben. Auch an dem Kurator der Mainzer Universität, Freiherr v. Benzel, und dem Prorektor Baron v. Frank hatte Müller eifrige Gönner. Auf den Rat dieser Männer schickte Müller am 16. November 1785 an den Kurfürsten direkt sein Bewerbungsschreiben, worauf er ein vom 15. Dezember datiertes, vom Kurfürsten eigenhändig unterzeichnetes Schreiben mit der Aufforderung, sich über seine Befähigung und seine Ansichten über die Leitung einer Bibliothek auszuweisen, erhielt. Müller antwortete darauf am 24. Dezember 1785 und wurde am 10. Januar 1786 zur persönlichen Vorstellung nach Mainz eingeladen; er erklärte sich bereit, dieser Einladung ungesäumt Folge zu leisten[1]). Er war inzwischen auch von den gelehrten Mönchen in St. Blasien ohne sein Vorwissen dem Kurfürsten zur Wahl empfohlen worden. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des letzten Kurfürsten von Mainz, seine Entschlüsse scheinbar nicht auf Anraten seiner Beamten, sondern aus eigenem Antriebe zu fassen. Dies verstanden die Gönner Müllers klug auszunützen und dadurch einer Gegenpartei, der die einflußreiche Gräfin v. Coudenhoven angehörte und die Heinse von Düsseldorf an die Stelle in Mainz berufen wollte, entgegenzuwirken.

Schon am 20. Januar hielt Müller in Bern seine Abschiedsvorlesung. Er hatte sein Kolleg bis zur Behandlung der nördlichen Nachbarn der Römer fortgeführt; in seinem Abschiedswort aber sprach er über den damaligen Zustand Europas, über die Gefahren des Vaterlandes und die Mittel, es zu erhalten und im Notfalle den angestammten Ruhm wieder emporzubringen[2]). Er sagt den allgemeinen Umsturz der Verhältnisse Europas voraus. „Große Zubereitungen und Wahrzeichen eines Überganges des vorigen in eine ganz neue Verfassung der menschlichen Gesellschaft bezeichnen unsere Zeit." — „Und in solcher herber, unerbittlicher Herrschaft, vor der keine urkundliche Rechte geistlicher und weltlicher Herren, keine althergebrachte Gewohnheiten der Städte und Länder etwas gelten;

---

[1]) Diese Korrespondenz Schaffh. St.-B. Müll. 57, 1. Das Schreiben Müllers vom 24. Christmonat ist jüngst von Rudolf Hunziker im Schweizer Bücherboten, November 1924, veröffentlicht worden.

[2]) Die Abschiedsrede vom 20. Januar 1786 S. W. XII, 419—432. In ihren wesentlichen Gedanken ist sie, teilweise wörtlich, in der Zuschrift des ersten Bandes „An alle Eidgenossen" 1786 wiederholt worden. S. W. XIX.



wo, statt einer plötzlichen Ausrottung, wie in jenen alten Zeiten, immer tiefere Erniedrigung freyen Männern obschwebt, in Zeiten übermächtiger Kriege und untreuen Friedens, da Gott und Recht für Worte gehalten werden, wo man alles besorgen und vor nichts erschrecken muß: in diese Zeiten sind wir gekommen." Und prophetischen Blicks sieht er die Zukunft des Vaterlandes voraus: Durch die Alpen ist die Schweiz für Italien, Frankreich und Österreich wichtig als Vormauer und Schlüssel, durch den Fleiß der Einwohner, den Glanz der öffentlichen Gebäude, die Zier großer Straßen scheint an vielen Orten unser Land und mancher in demselben blühende Staat verführerisch reich; die Hilfsvölker, welche die Schweiz ihren Bundesgenossen gibt, genießen des Ruhms der Tapferkeit. Ein solches Land darf nicht hoffen, allezeit vergessen zu werden. Eine fremde Herrschaft würde den unterjochten Republikanern unerträglich sein. Der Eroberer würde die ganze Verfassung der dreizehn Orte vernichten; die alten Geschlechter würde er erniedrigen, damit sie das Volk nicht anführen, mit eigenen Waffen oder fremder Hülfe die Freiheit herzustellen. Das Land würde fremde Besatzungen erhalten; feste Plätze müßten erbaut und unterhalten werden, auf Kosten der Unterlegenen. Das Land würde für fremde Kriege gebrandschatzt und verwüstet werden; der Despotismus würde auf den Volkscharakter verderblich wirken. Und nachdem er so vorausgesagt, was zwölf Jahre später sich verwirklicht hat, gibt er die Mittel an, durch die das Vaterland vor dem Untergange gerettet werden könne: die Umschmelzung aller ewigen Bünde und verschiedenen Verbindungen der dreizehn und der zugewandten Orte in e i n e n allgemeinen, bestimmten, in seinen Artikeln fester vereinigenden Bund, wodurch der ganzen Eidgenossenschaft ihr erstes Leben wieder gegeben und besonders dafür gesorgt würde, daß im Land jeder so unabhängig bleibe wie sonst, gegen Ausländer aber alle mit gemeinem Nachdruck agierten. Was zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges vorgeschlagen worden ist, das sollte jetzt bei der größeren Gefahr und bei den gemilderten konfessionellen Gegensätzen durchführbar sein. Zur Vorbereitung dieser Wiederbelebung des Geistes der Eidgenossenschaft kann ein jeder durch die Macht republikanischer Beredsamkeit in vaterländischen Schriften wirken; die Führung in diesem großen Werke der Erhaltung der Nation geziemt denen, welche das meiste beim Umsturz der Verfassung verlieren würden; zu dieser Aufgabe ist in erster Linie Bern berufen. Dann muß ein der Schweiz eigentümliches und eben dadurch wirksames System des Verteidigungskrieges ausgebildet werden. Das



kann geschehen ohne die mindeste Besorgnis vor dem Auslande; denn die Summe der schweizerischen Politik, mit Ehren frei zu leben oder zu sterben, darf und soll man vor ganz Europa laut bekennen. Das dritte Mittel zur Herstellung der Nationalstärke beruht darauf, daß der ganze Ton des Lebens, die Erziehung, die Studien, die Lebensweise national werde. Bei festem Willen würde dies weit leichter sein, als man sich vorstellt. Was durch die Natur eines Landes, was durch die Erinnerung der Väter, was durch kostbare Überreste alter Zeit empfohlen wird, hat nicht viel Mühe, durchzudringen; dazu würde helfen einmal, wenn diejenigen, die durch Geburt und Rang oder Gaben des Geistes die Muster der anderen sind, den patriotischen Zweck nie vergessen und dann, wenn durch eine sehr gute, volkstümlich und stark, aber unbeleidigend geschriebene periodische Schrift alles Unvaterländische bald in auffallender Lächerlichkeit, bald in schreckender Gefährlichkeit, alles Nationale hingegen mit aller Empfehlung, wodurch es liebenswürdig und schätzbar erscheinen mag, vorgestellt würde. „Ihnen, meine Herren," so schließt Müller seine begeisterte Rede in eindringlicher Weise, „konnte bei der gegenwärtigen Krise der öffentlichen Angelegenheiten von der Vorsehung nicht leicht ein reineres Glück beschieden werden, als zu leben in einem Land, wo zu diesen auf Jahrhunderte hinaus heilsamen Unternehmungen die vortrefflichsten Anlagen sind, und nichts fesselt mich, der Entfernung ohngeachtet, mehr und kräftiger an Sie, und wird mir das theure Andenken der mit einander zugebrachten Stunden unvergeßlicher machen, als daß ich sehen konnte, daß der Wille und Eifer des Guten in Ihnen lebt. Mehr nicht; es drängen sich zu mancherlei Empfindungen auf mein bewegtes Herz. Beim Abschied aus dem Land, wo jede zerbrochene Burg und jeder ehemals wohlbehauptete Paß und jedes in alten Freiheiten blühende Dorf, und wie viel mehr der Anblick und Umgang würdiger Enkel der alten Helden eine redende Historie für mich war, in diesen Augenblicken, welche ich nicht beschreiben darf und will, welche ich trachten muß, nur möglichst abzukürzen, kann das einige mich trösten, daß ich mir schmeicheln darf, Sie werden sich desjenigen bisweilen erinnern, welcher das Gedächtniß Ihrer edlen und großen Altvordern, das gemeinschaftliche Vaterland und die besten Hoffnungen unserer Nation, alles zugleich in Ihnen ehrt und liebt auf immer."

Die feurige Vaterlandsliebe, die aus den Abschiedsworten Müllers zu den Herzen der Zuhörer sprach, rief eine mächtige Wirkung hervor; die einen vergossen Tränen; die anderen begeisterten sich durch



die Aussicht, die Freiheit und den Namen der Vorfahren erhalten zu können. Müller selbst konnte vor innerer Bewegung die Rede kaum beendigen; ihn beseelte die Hoffnung auf das Gute und Große, das noch zu Bern und durch seinen Einfluß in der ganzen helvetischen Eidgenossenschaft gewirkt werden könnte[1]). Eher werde er seiner rechten Hand vergessen, als der damals ihn und seine Freunde begeisternden Gesinnungen für die verehrungswürdige Republik und für die ganze Eidgenossenschaft; und noch nach zwanzig Jahren bezeichnete er den Abend, der auf die Abschiedsrede folgte, als den schönsten, den er je im Vaterlande verlebt habe. Sofort unternahmen seine Berner Freunde Schritte, um die Annahme des Amtes in Mainz zu verhindern oder wenigstens seine baldige Rückkehr zu ermöglichen.

Sie beabsichtigten, die patrizischen Geschlechter Berns zur Entrichtung einer Pension für längere Zeit an Müller aus ihren „Familienkisten" zu veranlassen und ihn dadurch in den Stand zu setzen, nach seiner Neigung die Zeit seines Lebens ausschließlich dem Vaterlande zu widmen; Müller war durch diese Beweise der Anhänglichkeit gerührt und versprach, nach Bern zurückzukehren, wenn die Bemühungen seiner Freunde Erfolg haben würden; er hoffte, in Mainz noch rechtzeitig das Ergebnis zu erfahren, bevor er dem Kurfürsten das bindende Wort geben müsse. Am Tage nach seiner Abreise, am 24. Januar, trat ein Komitee zusammen, bestehend aus Bonstetten, Karl Ludwig v. Erlach, Rudolf Nikolaus v. Wattenwyl, Niklaus Friedrich v. Steiger, Daniel Fellenberg, Karl Albert v. Frisching und Johann Rudolf Stettler, das auf Bonstettens Antrag beschloß, für Müller eine jährliche Pension von 120 Louisd'or auf neun Jahre, vom 1. Juni 1786 an laufend, in Aussicht zu nehmen, aufzubringen durch Beiträge der patrizischen Geschlechter und aufgeklärter Privatleute; dafür sollte er jeden Winter von Martini bis Ende Mai wöchentlich fünf Vorlesungen über die vaterländische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Verträge und Bündnisse halten. Sollte Müller die Annahme der Stelle in Mainz erklärt haben, bevor die nötige Summe gesichert wäre, so sollte er die Revision und Instandsetzung der Mainzer Bibliothek besorgen, was etwa neun Monate beanspruchen würde, um dann mit Ehren seinen Rücktritt erklären zu können.

Nun begann die Gewinnung der Subskribenten, wobei Bonstetten, Erlach und Mülinen von Haus zu Haus gingen, aber nicht

---

[1]) Müller an Dohm 6. Hornung 1786 S. W. XVI, 235.

so rasch zum Ziele gelangten, als sie gehofft hatten; schon jetzt bildete sich gegen die Berufung Müllers eine gehässige Opposition; das Gerücht wurde verbreitet, der Brief des Kurfürsten sei von Bonstetten unterschoben worden, um für seinen Freund „eine Pension zu erdieben“. Trotzdem konnte Bonstetten schon am 8. Februar mit der lebhaftesten Freude berichten, die Subskription sei mehr als vollständig; er hoffe, daß die Pension sogar auf 150 Louis steigen werde; die Drohung, man werde sich auch nach auswärts wenden, hatte gewirkt. „Jedermann will nun unterschreiben und schämt sich, Müller nicht zu haben.“ Bonstetten erwartete von der Tätigkeit Müllers die herrlichsten Erfolge: „Er wird mit Bern und durch Bern in der Schweiz machen, was ein man von Genie vielleicht nie gethan hat,“ schrieb er an J. Georg Müller nach Schaffhausen, und noch überschwenglicher an den Freund selbst: „Die Erwartung unter der Jugend ist groß; mit einem Wort, lebst du, so ist die Republik in deinen Händen; 90 von dir gebildete Magistraten, und zehen Jahr darauf 180, schaffen die Schweiz zum alten Griechenland. Alles, alles — durch meinen Freund. Nun kannst du dich einem einzigen Zweck widmen, und die schönste Bestimmung erfüllen, die ein man von Genie haben kan. Man wird dir alles alles übergeben. Die Jugend wirst du bilden, deinen Räthen wird man folgen, die Archive werden dir offen stehen. Ich hoffe, man gebe dir endlich das Bürgerrecht. Allgemein wird gesprochen, du solltest unsere Geschichte schreiben. Weist du so glückliche Umstände mit Mäßigung zu nuzen, so wirst du zum Schuzengel der Schweiz.“

Eine halbe Stunde bevor dieser Brief in die Hände Müllers gelangte, hatte er am 12. Februar 1786 das Anerbieten des Kurfürsten von Mainz angenommen, der ihm die Stelle von Diez mit dem Titel eines Hofrates und einem Gehalt von 1800 Gulden samt einer Reiseentschädigung von 100 Dukaten angetragen hatte. Nun mußte er sich entscheiden, ob er diese vorteilhafte Stelle schon im November wieder aufgeben und nach Bern zurückkehren oder für längere Zeit im Dienste des Kurfürsten bleiben wolle. Schon am folgenden Tage antwortete er Bonstetten, er werde nach Bern zurückkommen, aber nur unter der Bedingung, daß er vom Senate berufen werde. Er trug Bedenken, vom Kurfürsten die baldige Entlassung zu erbitten, wenn er sich nicht darauf stützen könne, vom Senate berufen und besoldet zu werden; lieber wolle er sich mit 100 Louis begnügen[1]).

[1]) Es entspricht das der Erklärung Müllers in der Widmung „An alle Eidgenossen“, der Geschichtschreiber eines Volkes müsse entweder ganz unabhängig



Aber die Sache scheiterte schließlich. Bonstetten hatte durch sein Buch, „Die Patrizier“, das eben damals erschien und seine Vorschläge zur Reorganisation des Schulwesens enthielt, gewisse bernische Verhältnisse mit solchem Freimut dargestellt, daß ihm daraus heftige Feindschaft erwachsen war; bei der Wahl in die Kommission, die vom Großen Rate zur Vorberatung der Reform bestellt wurde, wurde er übergangen; auch seine Bewerbung um eine Landvogteistelle zu Ostern 1786 blieb ohne Erfolg. In seiner erregten Stimmung über diese Zurücksetzungen riet er nun Müller selbst, an eine Berufung nach Bern gar nicht mehr zu denken, da man überhaupt nicht wissen könne, wann die Maus geboren werde, mit welcher die Kommission schwanger gehe. Damit er nicht gebunden sei, habe er seine schriftliche „Verpflichtung“ zurückgenommen und erklärt, es sei wenig Hoffnung da, daß Müller seine Stelle in Mainz aufgebe. Auch Mülinen hatte Bedenken; er befürchtete, daß Müllers Talente in der Heimat nicht zur Geltung kommen und daß die Berner Luft dem gelehrten Historiker nicht förderlich sei. Allerdings änderte Bonstetten bald wieder seine Ansicht, und als im Juni 1786 die beiden ersten Teile der Schweizergeschichte erschienen, schrieb er jubelnd an Müller: „Valeyres hat die Schweiz ewig zu danken. Die 13 Orte sollten da einen Pallast bauen lassen!“ Als das Werk in Bern eine warme Aufnahme fand und die Regierung am 1. Juli dem Verfasser eine goldene Ehrenmedaille im Werte von 100 Talern zuerkannte, belebten sich seine Hoffnungen von neuem; er erblickte in Müller den künftigen „Geschichtschreiber der bernischen Republik“. In dieser frohen Stimmung reiste er im Juli nach Deutschland, wo er in Speier mit Müller zusammenkam. Aber nach seiner Rückkehr stieß Bonstetten mit seinen Plänen neuerdings auf ernstlichen Widerstand; vor allem die Geistlichkeit wehrte sich gegen die Errichtung einer politischen Akademie. Auch die Berufung Müllers wurde nun auf die lange Bank geschoben.

Anfangs Dezember 1786 gelangte endlich das „Befinden“ der Kommission an den Großen Rat. Einhellig war darin die Berufung Müllers vorgeschlagen; aber sie wurde von der Mehrheit ungünstig aufgenommen. Die Gegner hatten inzwischen allerlei Gerüchte über das Privatleben Müllers verbreitet; zudem wurde ihm vorgeworfen, er habe zu viel vom alten Adel gesprochen. Am 20. Dezember schrieb Mülinen an Müller, die Opposition gegen seine Berufung setze sich aus dreierlei Elementen zusammen, einmal aus den schwachen und

oder doch nur dem ganzen, alle Parteien und Stände der Gesellschaft umfassenden gemeinen Wesen verpflichtet sein.



furchtsamen Geistern, die die ganze Geschichte der bernischen Verfassung als ein Staatsgeheimnis betrachten und bei dem Gedanken zittern, daß ein anderer als ein Berner Patrizier in die Finsternis derselben eindringe, dann aus denen, die ihre Stimme nur einem Berner Bürger geben, und endlich aus der größeren Zahl derjenigen, die sich darüber beleidigt fühlen, daß ihre Namen in Müllers Geschichte nicht zu finden seien[1]).

Müller, der fest entschlossen war, für die Rückkehr ins Vaterland finanzielle Opfer auf sich zu nehmen, mußte durch den unerwarteten Widerstand beleidigt werden; trotzdem gab er den Gedanken auch jetzt noch nicht auf; er erklärte sich schließlich bereit, auf die Bedingung, durch den Staat besoldet zu werden, verzichten zu wollen; aber er müsse darauf bestehen, daß ihm ein amtliches Dekret seiner Ernennung ausgestellt werde, in welchem kein Termin seiner Anstellung angegeben sei, weil es für den Kurfürsten, der ihn in jeder Weise ausgezeichnet habe, beleidigend wäre, wenn er sich in Bern auf vier Probejahre, die man der politischen Akademie geben wollte, anstellen ließe. Er wünsche als Historicus reipublicae bernensis, unabhängig von den Gutachten über die politische Akademie, berufen zu werden.

Am 5. Januar 1787 fand die entscheidende Großratssitzung statt, nachdem vorher eifrig gegen Müllers Berufung intrigiert worden war[2]). In der Sitzung wurden heftige Angriffe gegen ihn erhoben; sein Charakter, seine Moralität wurden angegriffen, als ob er ein „zyklopisches Ungeheuer" wäre, ja sogar sein Wissen und Können wurde bezweifelt: in der neueren Geschichte sei er ein vollständiger Ignorant und nicht imstande, die Schweizergeschichte zu vollenden. Wirklich wurde im Rate der Zweihundert, in welchem die „Burger" in großer Mehrheit waren, die Berufung Müllers abgelehnt, die Errichtung der politischen Akademie nur für vier Probejahre beschlossen und für die Professur der Geschichte der „Burger-Professor" Walther trotz seiner Unfähigkeit beibehalten. Allerdings wurde Bon-

---

[1]) Maurer-Constant V, 21 f. Gabriel v. Erlach (Spiez) war mit Recht der Ansicht, daß Müller im Ausland mit größerem Freimut schreiben könne, als in einer amtlichen Stellung in der Schweiz (Haag a. a. O. S. 288 ff.). Daß Müller in der Tat geneigt war, Rücksichten zu nehmen, geht aus seiner Erklärung an Mülinen (oben S. 83) hervor.

[2]) Müller schrieb zum 10. Januar 1787 in sein Tagebuch (Schaffh. M. Müll. 57/58): „Abends Bonstettens Brief, daß die Hoffnungen zerstört sehen. Der Herr hat sie gegeben, er hat sie genommen, und ich habe dieses mehr als wohl verdient: doch fällt mir der Muth nicht; ich erkenne selbst hieraus, daß seine Hand mich führt, und vermuthlich zu einem Zweck."



stetten schon am 25. Januar in die Kuratel des politischen Institutes gewählt[1]). Aber schon zu Ostern erhielt er die Landvogtei Nyon, und im Juni reiste er an seinen neuen Bestimmungsort ab. —

Müller zeigte sich bei dieser schweren, beleidigenden Enttäuschung ruhig und würdevoll. „Wir wissen alle," schrieb er am 17. Februar 1787 an Mülinen, „daß in diesem ganzen Geschäft kein Privatinteresse, sondern das vaterländische bedacht worden. Will die Vorsehung, durch die unsere Schweiz so oft wunderbar beglückt worden, unsere redlichen Absichten krönen, so wird kein Vorurtheil es in die Länge hindern; wir müssen freylich die Hände nicht in den Schooß legen, doch wird gut seyn, die Sache so zu suchen, daß jeder klar einsehe, wir suchen sie nicht für uns; die günstigen Umstände nur, wenn der Augenblick derselben je kömt, müssen wir ohne Säumniß nuzen; ich kan, wie Sie wol sehen, in der Sache nichts thun, als die Bereitwilligkeit, wie ich sie Ihnen im letzten Brief bezeugt habe, behalten; das thue ich denn auch; mein Herz gebietet mir hierüber; mein Wort ist unveränderlich."

Die Hoffnung, durch die Berufung nach Bern mit Bonstetten dauernd verbunden zu werden, war vereitelt worden. Wohl oder übel mußte sich Müller nun endgültig für Mainz entscheiden. „Der Mensch, des Schicksals Ball, weiß selten, was er wünschen soll"[2]).

---

[1]) Auf Bonstettens und Mülinens Anerbieten, von denen jeder ihm aus eigenen Mitteln jährlich 40 Louis leisten wollten, wenn er nach Bern komme, trat Müller nicht ein. Am 20. Dezember 1786 hatte Bonstetten sich an den neuenburgischen Staatsrat und Kanzler Boyve gewendet, um ihm die Berufung Müllers an die aus dem Viermillionenerbe de Purys zu errichtende Neuenburger Akademie zu empfehlen; Müller selbst sollte den Minister Hertzberg veranlassen, hierüber an Boyve zu schreiben. Von Neuchâtel aus könnte er dann jährlich 3—4 Monate in Bern Vorlesungen halten (Haag a. a. O. S. 75 u. 79).

[2]) Selbstbiographie S.W. IV, S. XIX.



VI

Mainz
1786—1792

Am 22. Januar 1786 hatte Müller Bern verlassen, um der Einladung des Kurfürsten zur persönlichen Vorstellung in Mainz nachzukommen. Er war noch nicht fest entschlossen, die Stelle anzunehmen; aber er glaubte doch, daß er eine solche Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen dürfe. Allein es kostete seinem Herzen viel, ein Land zu verlassen, das zwar für ihn nichts getan, welches er aber doch liebe bis auf den letzten Augenblick. „Vornehmlich das dauert mir auch, gesehen zu haben (und mit patriotischem Gefühl), wie tief, wie allgemein das Vaterland schlummert und gleichwol mit Kräften, die wachend brauchbar wären, wie es überall, in allem verliert und seinen Fall bereitet, und wie es doch nicht fehlt an allem, wodurch andere Staaten wichtig sind und bestehen." Er wählte den kürzesten Weg über den Jura und Basel; von Balstal aus berichtete er am 23. Januar der Mutter über seine Aussichten. In Mainz stieg er im Gasthaus zu den drei Reichskronen ab und benachrichtigte Dr. Sömmering von seiner Ankunft, der sich sofort zu ihm begab und ihm gute Ratschläge erteilte, wie er am ehesten zu seinem Ziele gelangen könne; vor allem solle er ungesäumt vom Kurfürsten eine Audienz erbitten und vor seiner Anstellung nur die Personen besuchen, an die er durch den Kurfürsten selbst gewiesen werde. Dieser, gewohnt, alles sehr bedächtig und umständlich zu behandeln, wies Müller erst nach vierzehn Tagen an den Kurator der Universität, Herrn v. Benzel, der nun die Angelegenheit bald in Ordnung brachte. Müller erhielt eine Besoldung von 1800 Gulden, mehr als irgend ein anderer der damaligen Professoren der Mainzer Universität, dazu noch eine Reiseentschädigung von 100 Dukaten. Der Kurfürst zeigte sich Müller gegenüber umso entgegenkommender, als er der Meinung war, daß dessen Berufung ausschließlich sein eigenes Werk sei. Am 13. Februar erhielt Müller seine Bestallung als Erster Bibliothekar, der schon am 8. März die Ernennung zum Hofrat folgte.



Müller kam nach Mainz zu einer Zeit, als dort ein lebhaftes politisches Interesse erweckt worden war, als der Kurfürst eine führende Rolle nicht nur unter den geistlichen Fürsten, sondern überhaupt unter den Ständen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zu übernehmen bereit war. Friedrich Karl Joseph, Freiherr v. Erthal[1]) war am 18. Juli 1774 zum Erzbischof von Mainz gewählt worden, mit welcher Würde er auch noch diejenige des Fürstbischofs von Worms verband. Er war von schwankender Gesundheit, so daß man nicht annehmen konnte, daß er das hohe Alter erreichen würde, das ihm beschieden war, daneben tätig, von dem eifrigen Streben geleitet, etwas zu leisten, eine Rolle zu spielen, für Lob und Schmeichelei zugänglich, von seiner Umgebung abhängig, aber bemüht, wenigstens den Schein der Selbständigkeit zu wahren, von Kleinem und Großem selbst Einsicht nehmend; in seiner Staatskunst schien ihm die Hauptsache zu sein, seine Absichten und Pläne zu verbergen, geheim zu halten. Müller rühmt schon im Anfang seines Aufenthaltes seine ausgebreiteten Kenntnisse und Einsichten in Geschäften und Wissenschaften, seinen Eifer für alles Löbliche, der der eingehendsten Unterstützung würdig sei, ein Fürst, welcher bei persönlicher Bekanntschaft gewinne[2]). Und noch nach zwanzig Jahren, in der Selbstbiographie von 1806, hebt er hervor, daß der Kurfürst „weit mehr Fürstensinn hatte, als viele zu Thronen gebohrne".

Nachdem er in den ersten Regierungsjahren der streng kirchlich-jesuitischen Richtung sich zugeneigt hatte, lenkte er bald in die fortschrittliche Bahn seines trefflichen Vorgängers Emmerich Joseph ein, suchte das Finanzwesen, die Landwirtschaft und den Handel zu heben, verbesserte die Lage der Juden und wandte vor allem dem Bildungswesen eine rege Aufmerksamkeit zu. Am meisten war ihm die Mainzer Universität ans Herz gewachsen; er gestaltete sie vollständig um und weihte sie durch eine glänzende Feier vom 15. bis 19. November 1784 ein; eine Reihe hervorragender Gelehrter wurden für sie gewonnen und für die notwendigen Institute die erforderlichen Mittel gewährt. Dorsch nennt den Kurfürsten den erlauchten Restaurator der Mainzer Universität. Wie sehr er mit

---

[1]) Über ihn Leser in A. D. B. VII, 552—557; Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein S. 42 ff. Eine oft bis zum Pamphlet sich steigernde abschätzige Darstellung der Mainzer Erzbistumsverhältnisse enthält Vehse: Geschichte der deutschen geistlichen Höfe I, 173—274.

[2]) Brief an Dohm vom 6. Februar 1786, S. W. XVI, 236 f. Ein zusammenfassendes, sehr günstiges Urteil über seinen früheren Herrn gibt Müller in seiner Selbstbiographie von 1806. S. W. IV, S. XIX f.



seiner ursprünglichen Richtung gebrochen und sich einer freieren Auffassung angeschlossen hatte, zeigt sich wohl auch in der Berufung Müllers, der aus seiner protestantischen Überzeugung kein Hehl machte und sich in Mainz der kleinen reformierten Gemeinde anschloß. Von seiner Hoheit und Würde als Erster geistlicher Kurfürst und Erzkanzler hatte er eine übertriebene Vorstellung; er fühlte sich berufen, als Hüter und Wahrer die alte Verfassung und Ordnung des Reiches aufrecht zu erhalten. Anfangs hatte er natürlicherweise in Österreich die Hauptstütze seiner eigenen Stellung erblickt und sich daher dem Kaiser angeschlossen; aber die ungestüme Art Josephs II., die Rücksichtslosigkeit gegen die Reichsverfassung, gegen die hergebrachten Ansichten und Ordnungen und gewisse persönliche Zurücksetzungen, die des Erzbischofs Eitelkeit verletzten, riefen dessen größte Besorgnis hervor, die auch die meisten anderen geistlichen und kleineren weltlichen Fürsten teilten und die den Gedanken aufkommen ließ, durch eine Verbindung zum gegenseitigen Schutze sich gegen die Umsturzpläne des gefürchteten Kaisers zu sichern. Im Winter des Jahres 1784/85 war der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar in Mainz erschienen, um über den Beitritt der geistlichen Fürsten zu einem allgemeinen deutschen Fürstenbund zu unterhandeln; bei der Gesinnung des Kurfürsten Friedrich Karl Joseph war eine Annäherung nicht schwierig, auch nachdem sich die Lage dadurch geändert hatte, daß sich Preußen an die Spitze einer deutschen Union gegen die Übergriffe des Kaisers gestellt hatte und Karl August von Weimar bei seinem zweiten Besuche im folgenden Jahre als Vertrauensmann und Parteigänger des Berliner Hofes auftrat, um den Anschluß des Erzbischofs an den deutschen Fürstenbund zu bewirken. Zu dem gleichen Zwecke hatte der König von Preußen den Freiherrn Heinrich Friedrich Karl vom Stein, den späteren großen Minister, in geheimer Sendung nach Aschaffenburg, in die Sommerresidenz des Mainzer Kurfürsten, geschickt. Nach einigem Schwanken, verursacht durch die Umtriebe der kaiserlichen Partei, unterzeichnete der Erzbischof am 18. Oktober 1785 den Anschluß an den Fürstenbund. Preußen schien damals die kräftigste Stütze der deutschen Freiheit gegen die despotischen Gelüste des Kaisers zu sein. Den Erzbischof aber beseelte die Hoffnung, eine leitende Stellung unter den verbündeten Reichsständen einnehmen zu können; er glaubte durch seine enge Verbindung mit Preußen die Ordnung und den Frieden im deutschen Reiche gesichert, zu einer Kräftigung und Neubelebung der hinfälligen Reichsverfassung beigetragen zu haben.



Wie sich der Erzbischof als Hüter der Reichsinteressen[1]) gegenüber den zerstörenden Tendenzen des Kaisers betrachtete, so glaubte er auch zum Beschützer und Bewahrer der deutschen Nationalkirche, vor allem der Rechte des deutschen Episkopates gegenüber den immer maßloser werdenden Ansprüchen der römischen Kurie und ihrer Nuntien berufen zu sein. Die deutschen Erzbischöfe hatten beim Papst und beim Kaiser gegen die Errichtung einer neuen Nuntiatur in München Einsprache erhoben und stellten auf einem Kongreß zu Ems am 25. August 1786 in der Emser Punktation die Grundsätze fest, die sie über die bischöflichen Rechte und ihr Verhältnis zu Rom durchzusetzen bestrebt waren. Ein Schlag ins Wasser, wie sich bald genug erweisen sollte. Aber damals knüpfte man an das Vorgehen der Erzbischöfe die Hoffnung, es werde aus dieser Bewegung eine von Rom unabhängige deutsche Nationalkirche hervorgehen.

Die Ankunft Müllers in Mainz fällt in diese politisch und kirchlich lebhaft bewegte Zeit. Daß er bei seiner Vorliebe für die Politik an den schwebenden Fragen ein reges Interesse nahm, ist selbstverständlich, und daß er von vornherein die Hoffnung nährte, bei der Lösung dieser Frage kein müßiger Zuschauer bleiben zu müssen, erkennen wir aus einem Briefentwurfe, in welchem er von Bern aus seine Abreise zur Vorstellung in Mainz anzeigt und bereits die Absicht kundgibt, eine Schrift über den Bund deutscher Fürsten zu verfassen[2]). Schon am 6. Februar 1786 schrieb er an Dohm[3]): „Der Churfürst schien auch besonders aufmerksam auf die Kenntnisse, die ich im Staatsrecht erworben, und geneigt, sie zu gebrauchen." In der Tat hat Friedrich Karl Joseph, der bei der Anstellung Müllers 67 Jahre alt war, Müller gegenüber bald eine Art von väterlichem Wohlwollen gezeigt und ihm sein Vertrauen geschenkt, ja ihn als einen seiner Berater in politischen und kirchlichen Dingen benützt. „Johannes Müllern behandelte er, da er ihn bald ganz kennen lernte und jahrelang täglich vielmal um sich hatte, weniger mit Gnade, als mit einer väterlichen Freundlichkeit"[4]). —

[1]) In einer Ansprache, die der Bruder Steins bei seiner ersten Mission nach Aschaffenburg im September 1786 im Auftrage des Königs von Preußen an den Kurfürsten hielt, bezeichnet er ihn als „den erleuchteten Bewahrer deutscher Reichsgesetze" (Berlin, Geh. St.-A. Rep. 96, 170 F). Als solchen hat sich der Erzbischof selbst betrachtet. In einem Briefe an den Grafen v. Callenberg schreibt er: „Je voudrais faire aimer les lois et faire respecter notre Constitution précieuse. Je voudrais établir le bien."

[2]) Msc. Müll. St.-B. 57, 1.

[3]) S. W. XVI, 237.

[4]) Müller in der Selbstbiographie S. W. IV, S. XX.



Man kann nicht sagen, daß Müller sich als geschmeidiger Höfling sofort dem Willen und den Interessen seines Fürsten unterworfen habe, mit Aufopferung seiner eigenen Überzeugung. Indem Müller den Kurfürsten in der Verfolgung seiner Politik unterstützte, entsprach er gleichzeitig den politischen Ansichten, die er schon vor seiner Anstellung in Mainz geäußert hatte[1]).

Am kurfürstlichen Hofe bestand übrigens zwischen den einflußreichen Persönlichkeiten vielfache geheime Feindschaft und Intrige. Die oberste Stelle nahm der Bruder des Kurfürsten ein, der Oberhofmeister v. Erthal, eine durchaus unbedeutende Persönlichkeit, der seine Stellung nur der nahen Verwandtschaft mit dem Kurfürsten verdankte; er war dem Anschlusse von Kurmainz an den Fürstenbund zugetan. Bedeutender war der Einfluß des Geheimen Staatsrats v. Strauß, eines geschmeidigen, ränkesüchtigen und charakterlosen Höflings, der im Verdachte stand, mit dem Wiener Hof in geheimer Verbindung zu stehen — „secrettement vendu aux Viennois“, schreibt Stein von ihm. Aber als gewandter Geschäftsmann, der die schwierigen Finanzen des Kurfürstentums leitete, war er dem Kurfürsten unentbehrlich. Seine Gegner waren die Geheimen Staatsräte v. Deel und Heimes. Deel war wohl einer der begabtesten Staatsmänner am Mainzer Hof, gebildet und geschäftskundig, dabei ehrgeizig und eifersüchtig auf das größere Vertrauen, das v. Strauß beim Kurfürsten genoß. Unter seinem Einfluß stand der Geheime Staatsrat Valentin Heimes, Weihbischof von Worms, der einflußreichste Ratgeber des Erzbischofs in kirchlichen Angelegenheiten, der Hauptbeförderer der Emser Verhandlungen, der Bestrebungen zur Erlangung einer größeren Unabhängigkeit des deutschen Episkopates von Rom. Diese beiden Staatsmänner schlossen sich eifrig dem neuen politischen System des Kurfürsten, dem Gedanken des Fürstenbundes und der Verbindung mit Preußen gegen die Pläne des Kaisers an. Dieser Partei gegenüber treten die Parteigänger Österreichs, der auch der Kurator der Mainzer Universität,

---

[1]) 22. Januar 1784 an Bonstetten: „In der gegenwärtigen Lage der Sache kommt unter den Menschen auf diesen König (Friedrich II.) wahrhaftig das meiste an. An der Spitze eines großen Bundes mit Bourbon und allen kleinen Staaten könnte er dem Kaiser das Gegengewicht halten.“ — 20. August 1785 an Füßli: „Ich sehe aus einem Briefe des Ministers v. Herzberg an mich, daß der Bund für die Reichsverfassung wahr ist; er glaubt, wir nehmen großen Antheil an allem zu Erhaltung des Gleichgewichts und Einschränkung der Präpotenz Dienlichem. Ich sehe voraus, daß er uns nur aus der Geographie kennt, und nach der sollte es ja so seyn.“ Müller an Dohm 20. April 1785, S. W. XVI, 200; an Gleim 8. Januar 1786, S. W. XVI, 232.



Freiherr v. Benzel und dessen Bruder angehörten, im Vertrauen des Kurfürsten mehr und mehr in den Hintergrund. — Bei der Kränklichkeit des Erzbischofs war schon frühzeitig die Frage nach seiner Nachfolge lebhaft erörtert worden; neben dem Domdechanten v. Fechenbach, der als geheimer Kandidat Österreichs galt, dem Dompropst von der Leyden, der durch Frankreich begünstigt wurde und dem durch den Kurfürsten selbst unterstützten Domherrn v. Dienheim trat mehr und mehr der kurmainzische Statthalter von Erfurt, Freiherr Karl Theodor v. Dalberg, hervor, der von den Anhängern des Fürstenbundes lebhaft begünstigt wurde und für den vornehmlich Karl August von Weimar wirkte, während der Kurfürst selbst ihn nicht ohne ein gewisses Mißtrauen betrachtete. Dalberg war ein Mann von reicher Begabung und glänzender Phantasie, vielseitig gebildet, für alles Schöne und Gute begeistert, ein eifriger Anhänger der Aufklärung, von fesselnder Liebenswürdigkeit, freigebig und leutselig, in vertrautem Verkehr mit Schiller, Goethe, Herder, Wieland, dabei aber ehrgeizig und eitel, ohne festen Halt, ein Bewunderer des Augenblicks, ohne Konsequenz, von weicher Natur, ohne Charakterstärke, aber voll Herzensgüte. In seinem ganzen Wesen zeigt er so viele Berührungspunkte mit Johannes Müller, daß die Freundschaft, welche die beiden Männer bald verband, leicht erklärlich ist.

Am Hofe des Kurfürsten machte sich aber auch noch weiblicher Einfluß zugunsten der Politik des Fürstenbundes und Preußens geltend. In Mainz lebten zwei Nichten[1]) des Kurfürsten, die Frau Sophie v. Coudenhoven, Tochter des kurkölnischen Oberhofmarschalls Graf Karl Ferdinand v. Hatzfeldt, und die Frau v. Ferret[2]), Gattin des Oberjägermeisters (grand veneur) des Bischofs von Basel. Vor allem die erstere besaß einen kräftigen, männlichen Geist, der sich gerne auf die Wege einer ränkevollen Staatskunst verirrte. Ihr Gemahl, der General v. Coudenhoven, der am 13. Juli 1786 starb, hatte durch seine Spielsucht die Vermögensverhältnisse seiner Familie tief erschüttert; die Witwe strebte nun danach, sich und ihren Kindern wieder eine Stellung und ein Vermögen zu sichern. Sie ver-

[1]) Das Verwandtschaftsverhältnis ist mit dem Worte „Nichte" nicht ganz richtig bezeichnet. Der Erzbischof war ein Vetter der Mutter von Frau v. Coudenhoven.

[2]) Stein schreibt über sie: „assés jeune et jolie femme, pour laquelle il parait que l'Electeur a des bontés toutes particulières. Cette femme là a l'esprit le plus fin et le plus délié qu'on puisse trouver; avec l'air de ne scavoir de rien, de ne se mêler de rien, elle scait tout, parcequ'elle a toujours l'oeil sur le tapis, et qu'elle a le grand talent, de comprendre à mi-mot."



stand es vortrefflich, als durchaus uneigennützige Freundin und Gesellschafterin des greisen Kurfürsten zu erscheinen. Ohne Erfolg hatte der Wiener Hof versucht, sie in das Interesse des Kaisers zu ziehen und ihren Einfluß auf den Kurfürsten zugunsten der österreichischen Politik nutzbar zu machen. Der österreichische Gesandte v. Trautmannsdorf hatte ihr versprochen, einen langwierigen und wichtigen Prozeß, den sie führte, zu ihren Gunsten zu entscheiden; sie wirkte vielmehr eifrig und erfolgreich für den Fürstenbund und für Preußen; ihr Haus bildete den Sammelplatz der preußisch gesinnten, gegen die Politik des Wiener Hofes arbeitenden Partei. — In ihrer Korrespondenz mit Müller nennt sie sich scherzweise die „Landesmutter"; der Kurfürst bezeichnete sie als seinen „petit chancellier".

Müller wurde bald nach seiner Ankunft in Mainz durch Sömmering im Coudenhovenschen Hause eingeführt. Zwar hatte Frau v. Coudenhoven die Stelle des verstorbenen Dieze für Heinse in Düsseldorf erwerben wollen; trotzdem wurde Müller bald einer der vertrautesten Hausfreunde der einflußreichen Frau, und vor allem durch ihre Verwendung kam er auch in immer nähere Beziehungen zum Kurfürsten[1]). Dadurch wurde er mehr und mehr auf das Gebiet der Politik hinübergezogen, die ihn seit jeher interessiert hatte; jahrelang wurde er als Berater zu den wichtigsten Angelegenheiten herangezogen.

Müller hatte in Mainz in der Nähe der Rheinbrücke eine möblierte Wohnung mit fünf Zimmern gemietet; das Mittagessen nahm er im Gasthaus zu den drei Reichskronen ein; später wohnte er im Hause Sömmerings und schließlich bei Frau v. Coudenhoven. Er hatte von Anfang an vielfachen geselligen Verkehr: als seine nächsten Bekannten bezeichnet er den Domherrn Graf Friedrich v. Stadion und zwei kaiserliche Gesandtschaftskavaliere, den Grafen Karl v. Ludolf, den Sohn des neapolitanischen Ministers bei der Pforte, der später Gesandter in Kopenhagen wurde und mit Müller eng befreundet blieb, und den jungen Freiherrn v. Buol von Schauenstein, einen jungen Bündner, „mit welchem ich über Vaterlandsliebe sympathisiere". Auch mit dem hannoverschen Gesandten v. Stein-

---

[1]) Sömmering an J. Georg Müller. S. W. XVI, 219. Müller stand bald in nahen persönlichen Beziehungen zum Coudenhovenschen Hause. Nach dem Tode des Grafen nahm er lebhaften Anteil an allem, was die Familie bewegte, unterstützte auch die Witwe in der Wahl eines tüchtigen Hauslehrers für ihre Kinder. Pfeffel in zwei Briefen an J. M. vom Jahre 1786, der ihm einen Abbé Métrot in Straßburg empfiehlt. Msc. Müll. St.-B. 90.



berg, dem Schwager des Freiherrn vom Stein, der kurz nach Abschluß des Fürstenbundes nach Mainz gekommen war, stand Müller in enger Verbindung, während er sowohl mit dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Trautmannsdorf, als dem preußischen Geschäftsträger, dem schwer zugänglichen und hochmütigen Legationsrat v. Böhmer, wenig verkehrte. Im Sommer 1786 wurde auch der Sohn des früheren Vormundes von Kinloch, des Gouverneurs Thomas Boone von Südkarolina, ein liebenswürdiger junger Offizier, dem Müller längere Zeit Unterricht in der Universalhistorie erteilte, ein Hausgenosse Müllers[1]). Den Kurfürsten und die Staatsräte sah er anfangs regelmäßig alle vierzehn Tage. Der Ton in Mainz, „gleich entfernt von Aberglauben und von Freigeisterei", gefiel ihm, seine Gesundheit war gut, so daß er, wie nach jedem Wechsel, zunächst mit seiner Lage wohlzufrieden war. Sowohl zum Reichsarchiv als zu dem des Erzbischofs hatte er ungehemmten Zutritt, und er faßte wohl den Gedanken, nach Beendigung der Schweizergeschichte die Geschichte des Erzstiftes Mainz nach den Quellen zu studieren und darzustellen, um die große Bedeutung desselben für deutsche Geschichte und Kultur nachzuweisen.

Im Sommer 1786 führte Müller mehrere Reisen aus, zunächst nach Wilhelmsbad, wo der Landgraf von Hessen sich aufhielt und wo er seinen alten Gönner und Freund, den General Schlieffen, besuchte; dann begleitete er den Kurfürsten in dessen Sommerresidenz Aschaffenburg, kehrte darauf nach Mainz zurück, von wo er schon nach vier Tagen durch den Tod des Generals v. Coudenhoven wieder nach Aschaffenburg zurückgerufen wurde. Dann schickte ihn der Kurfürst in einer nicht näher bezeichneten Familienangelegenheit nach Lothringen. Auf der Reise dorthin traf er in Speier im Hause der geistreichen Frau La Roche, die er bei dieser Gelegenheit persönlich kennen lernte, mit seinem Herzensfreunde Bonstetten zusammen; von dort reiste er über Straßburg und die Vogesen nach Lothringen und über Worms und Mainz nach Aschaffenburg zurück. Anfangs August war er wieder in Mainz. Im September besuchte er in Düsseldorf Friedrich Heinrich Jacobi, mit dem er von Mainz aus in lebhaftem Briefwechsel stand; dort sah er auch den ihm von Berlin her befreundeten Dohm, der eben damals preußischer Gesandter beim niederrheinischen Kreise in Köln geworden war. Bei Jacobi lernte er auch den feinsinnigen jungen Gelehrten Th. Wizzenmann, der schon im folgenden Jahre starb, und den hochbegabten Wilhelm Heinse kennen, den er sofort nach seiner Rückkehr dem Kur-

[1]) Siehe Bd. I, S. 189, Anm. 1.

fürsten empfahl und dem er mit Unterstützung der Frau v. Coudenhoven schon am 25. September die Stelle eines Vorlesers des Kurfürsten verschaffte, mit einer allerdings vorläufig bescheidenen Besoldung von 600—800 Gulden, aber mit der Aussicht auf eine einträglichere Stelle, unter der Bedingung, daß er nichts gegen die Landesreligion sage oder schreibe[1]).

Das Amt als Bibliothekar nahm anfangs Müllers Haupttätigkeit in Anspruch; sie sagte ihm auch zunächst sehr zu; er bezeichnet sie als belehrend und unterhaltend, da er dabei eine große Anzahl von literarischen Werken kennen lernte. Drei Bibliotheken waren seiner Aufsicht unterstellt; täglich war er fünf Stunden durch Bibliothekgeschäfte in Anspruch genommen. Aber bald wurde ihm diese Arbeit lästig. „Die Besorgung der Bibliothek kostet mir täglich die besten fünf Stunden, die Blüthe der Kraft," schrieb er am 29. August 1786 an Dohm, und am 21. Dezember klagt er Jacobi, daß er bis vor zehn Tagen täglich fünf Stunden in der abstumpfenden Arbeit, viele tausend Büchertitel in alphabetische Ordnung zu legen, verloren habe. Es war damals eine vollständige Reorganisation der Mainzer Bibliothekverhältnisse begonnen worden, die mit der Verlegung der Bücherei in ein neues Gebäude verbunden wurde. Müller legte hiefür einen alphabetischen Zettelkatalog mit ungefähr 30 000 Zetteln an, dem ein systematischer Realkatalog, für den er einen Plan ausarbeitete, folgen sollte. Er erkundigte sich bei seinem Bruder über die auf den Schaffhauser Bibliotheken liegenden alten Mainzer Drucke und nahm sich auch tatkräftig des Bibliothekpersonals an, für das er schon in den ersten Monaten seiner Tätigkeit eine Besserstellung erwirkte. Die Abhandlung über den Fürstenbund, die er im Auftrage des kurfürstlichen Hofes schrieb, befreite ihn gegen Ende des Jahres 1786 für einige Wochen von der Bibliothekarbeit, und 1787 wurde er bereits vom Kurfürsten in so weitgehendem Maße zu diplomatischen Geschäften verwendet, daß die Tätigkeit auf der Bibliothek ganz in den Hintergrund trat.

Neben dieser vielseitigen Tätigkeit ging seine Arbeit an seinem Hauptwerke, der Schweizergeschichte. Schon im April 1785 hatte er seinem Verleger Reich in Leipzig das Manuskript des ersten, vollständig umgearbeiteten Teils zugeschickt und auch den zweiten Teil

[1]) Im folgenden Jahre empfahl Müller seinen Freund Heinse dem Kurfürsten als Professor der griechischen Sprache und Archäologie an der Universität Mainz. 1789 wurde Heinse, sicher nicht ohne Müllers Zutun, Bibliothekar des Kurfürsten mit dem Titel Hofrat, somit der Nachfolger Müllers. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode am 22. Juni 1803.



größtenteils vollendet. Nach einem im Herbst 1783 mit Reich als dem Vertreter der Buchhandlung M. G. Weidmanns Erben und Reich in Leipzig, die inzwischen den Verlag der allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie und Gray übernommen hatte, abgeschlossenen Vertrage sollten die drei ersten Teile der Schweizergeschichte in diesem Sammelwerk erscheinen; Müller hatte die Vollendung in zwei Jahren in Aussicht gestellt. Nach der ersten Sendung vom April 1785 folgten mehrere Fortsetzungen; am 23. September berichtete er Füßli: „Das Buch wächst; in wenigen Tagen werde ich die Einnahme des Aargaus schreiben," und am 25. Weinmonat: „Der Sempacherkrieg ist schon zu Leipzig. Lebe wohl, ich gehe aufs Concilium, und schenke Euch das Aargau; nur traget wohl Sorge dazu." Am 22. Wintermonat 1785 verlangt er von dem Freunde Auszüge aus dem Zürcher Stadtbuch für die Darstellung des alten Zürichkrieges. „Ich bin unglaublich beschäftigt über meinem Buch, und daß es zur Ostermesse erscheine, muß man zu Leipzig doch wohl mit Ende Februar die letzten Bogen haben, und ich sollte doch auf den Baseler Frieden kommen"[1]).

Als Müller im Januar 1786 Bern verließ, war das Manuskript des ersten und zweiten Buches fertig abgeliefert und der Druck hatte bereits begonnen; das dritte Buch von 1415 an war erst angefangen; am 8. Januar 1786 schrieb er an Gleim, daß er zum dritten Teil noch dritthalbhundert Seiten in zwei Monaten auszuarbeiten habe. Die starke Inanspruchnahme in seiner neuen Stellung machte das Erscheinen des dritten Teiles in nächster Zeit unmöglich. Müller fand vorläufig nur die Zeit, zu den bereits gedruckten zwei Teilen die Widmungen zu schreiben. Das erste Buch widmete er „Allen Eidgenossen", das zweite seinem Herrn, dem Kurfürsten von Mainz, der dies gewünscht hatte, obwohl es Müller nicht ganz gelegen war und ihm auch keine besonderen Vorteile brachte[2]). Ende Mai 1786 erschienen die beiden ersten Teile. Müller gab sich Mühe, auch den begonnenen dritten Teil zu vollenden. Am 17. Februar 1787 schrieb er an Mülinen, daß er, nachdem er drei Monate lang fast ausschließlich mit der Schrift über den Fürsten-

[1]) Füßli bemerkt hiezu: „Wohl zum Vortheile der Liebhaber ächter Geschichtskunde hatte sich M. hier gewaltig verrechnet."

[2]) Sömmering schrieb darüber am 12. August 1809 an Joh. Georg Müller: „Gar bald gewann er hier beym Kurfürsten ein so hohes Ansehen, daß er von ihm die Dedication des zweyten Bandes seiner Schweizer-Geschichte förmlich verlangte, welches Ihren guten Bruder in nicht geringe Verlegenheit setzte, an welcher ich um so mehr Theil nahm, als ich zum Voraus wußte, daß ihm diese abgenöthigte Dedication keinen Heller eintragen würde." S. W. XVI, 219.



bund beschäftigt gewesen sei, endlich wieder zur vaterländischen Historie komme; 16 Bogen zum dritten Teil seien schon gedruckt. Von Füßli und anderen Schweizerfreunden ließ er sich die nötigen Materialien nach Mainz schicken. Eine Verzögerung der Herausgabe der ersten Abteilung des dritten Buches trat ein durch den Tod des Verlegers Reich am 3. Dezember 1787, noch mehr aber durch die anstrengende politische Tätigkeit Müllers. Doch hatte er am 10. März 1788 das Manuskript zur ersten Abteilung des dritten Buches vollendet; am 19. Mai schrieb er die Widmung. Am 3. Juni 1788 konnte er dem Bruder den Empfang der letzten Bogen dieser Abteilung melden, „aus deren Vorrede man sehen wird, ob ich gedenke, sie bis auf unsere Zeit fortzusetzen." —

Nun vergingen wieder sieben ereignisreiche Jahre, bis Müller der ersten Abteilung des dritten Buches die zweite nachfolgen lassen konnte, in der die Zeit des alten Zürichkrieges von 1436 bis 1443 behandelt war. Sie erschien Ende September 1795. Erst von Berlin aus, am Weihnachtstage 1804, konnte er das Manuskript zum vierten Buche nach Leipzig senden; es erschien im Juli 1805 und umfaßte die Geschichte der Schweiz vom letzten Teil des alten Zürichkrieges bis zum Beginn des Burgunderkrieges, 1444—1476. Im Juni 1806 folgte die revidierte Gesamtausgabe mit 2000—3000 Verbesserungen und Zusätzen; diese ist seither wiederholt nachgedruckt worden, zuerst von Johann Georg Müller in den Sämtlichen Werken Band 19—26. Während des Sommers 1806 schrieb Müller an der Fortsetzung, dem Beginn des fünften Buches, als die Katastrophe über den preußischen Staat hereinbrach. Er arbeitete an der Schweizergeschichte weiter bis in den Herbst und hoffte, das fünfte Buch bis zur Ostermesse 1808 herausgeben zu können, als ihn seine Verpflanzung an den Hof des Königs Jérôme nach Kassel die Feder des Geschichtschreibers aus der Hand zu legen zwang. Doch konnte er den ersten Teil des fünften Buches noch im November 1808 erscheinen lassen, den Zeitraum von 1476 bis 1489, bis zum Sturze Waldmanns umfassend. Aus seinem Nachlaß hat der Bruder in der Ausgabe der Sämtlichen Werke noch ein viertes Kapitel hinzugefügt, den Rorschacherkrieg und die Beziehungen der Schweiz bis zum Tode Friedrichs III. enthaltend. Die Ungunst des Schicksals und die eigene Schuld hatten es dem Manne, der in erster Linie dazu berufen schien, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben und zu einem unvergänglichen Denkmal zu erheben, versagt, das große Werk zu Ende zu führen; spätere Fortsetzer haben die Ehrenpflicht Johannes Müllers eingelöst. —



Als Ergebnis seiner Arbeit an der Schweizergeschichte während der Zeit des Mainzer Aufenthaltes sind somit, da die beiden ersten Bücher bei seiner Abreise von Bern bereits vollendet waren, die erste Abteilung des dritten Buches und die Vorreden zum ersten bis dritten Buche zu betrachten.

Während das erste Buch gegenüber der ursprünglichen Bearbeitung von 1780 vollständig umgearbeitet wurde und als ein ganz neues Werk erscheint, hat sich Müller bei der späteren Auflage von 1806 mit einer größeren Anzahl von Zusätzen und Verbesserungen begnügt; der allgemeine Charakter des Werkes ist von ihm nicht mehr geändert worden. Es ist deshalb gerechtfertigt, hier sein Hauptwerk, die Schweizergeschichte, einer näheren Betrachtung und Beurteilung zu unterziehen.

Im Gegensatz zu der Bearbeitung von 1780, in welcher Müller die Vorgeschichte der Schweiz bis zum Bunde von 1291 auf nur 65 Seiten behandelte, gibt er nun in dieser neuen Bearbeitung eine breit ausgeführte Geschichte des schweizerischen Gebietes, von Land und Leuten, von der ersten Besiedelung bis auf den ewigen Bund von 1291 auf 570 Seiten. Erst von hier an kann die erste Bearbeitung als Grundlage für die zweite betrachtet werden; doch ist auch da eine gründliche Umarbeitung erfolgt, so daß das Werk als eine durchaus neue Arbeit angesehen werden muß. Die erste Bearbeitung führte in 30 Kapiteln die Schweizergeschichte bis zur Näfelser Schlacht; die sechs ersten Kapitel reichen bis zum Beginne des Jahres 1308 auf 84 Druckseiten. Die Ausgabe von 1786 widmet diesem Zeitraum das ganze erste Buch mit 18 Kapiteln auf 614 Seiten. Diesem schließt sich das zweite Buch, den Zeitraum vom Neujahrstage 1308 bis zum fünfzigjährigen Frieden mit Österreich im Jahre 1412 umfassend, mit 7 Kapiteln auf 740 Seiten an. Auch dieser Zeitraum war wenigstens bis zur Schlacht bei Näfels schon in der ersten Bearbeitung behandelt worden; eine ganz selbständige Fortsetzung ist das Werk erst von der Mitte des sechsten Kapitels des zweiten Buches an[1]). Die 1788 erschienene erste Abteilung des dritten Buches behandelt in 2 Kapiteln auf 363 Seiten den Zeitraum von 1414, vom Konstanzer Konzil, bis 1436; die 1795 erschienene zweite Abteilung in 10 Kapiteln auf 363 Seiten das Zeitalter des alten Zürichkrieges von 1436 bis 1443, bis zum Tode des Bürgermeisters Rudolf Stüßi.

Im Gegensatz zu der ersten Bearbeitung von 1780 hatte sich Müller entschlossen, bei dieser neuen Auflage den Quellennachweis

[1]) Seite 468 der Ausgabe von 1786.



in zahlreichen Anmerkungen zu leisten, um vor allem dem Wunsche der gelehrten Leser Rechnung zu tragen. So ist diese Ausgabe mit sehr zahlreichen Fußnoten versehen, welche die Quellennachweise, Ergänzungen und kritische Bemerkungen enthalten[1]). Sie sind für uns von großem Werte, weil sie uns genauen Aufschluß geben über das Rüstzeug, welches Müller zu seiner Arbeit benutzt, und über die Art und Weise, wie er es kritisch verwertete. —

Müller hat das Quellenmaterial, welches ihm damals zur Verfügung stehen konnte, mit seinem bewunderungswürdigen Fleiße sozusagen vollständig herangezogen und verarbeitet, nicht bloß das gedruckte Material, sondern viele ungedruckte Quellen und Urkunden, die ihm in Bibliotheken, in öffentlichen und Familienarchiven zugänglich waren. Dazu kam seine reiche Belesenheit in der klassischen Literatur der Alten wie in den Werken der deutschen, französischen, englischen und italienischen Sprache, die er sich durch seine umfangreiche Exzerptensammlung nutzbar gemacht hatte und deren Anwendung ihm zudem durch sein geradezu erstaunliches Gedächtnis erleichtert wurde; das gestattete ihm, überall Beziehungen zu Verhältnissen und Begebenheiten anderer Zeiten und Völker zu finden, Parallelen zu ziehen und so die Geschichte seines Landes gleichsam in den Rahmen der allgemeinen menschlichen Entwicklung hineinzustellen.

Dazu kommt seine Kenntnis des Schweizerlandes und Volkes, die er auf seinen Reisen durch das Vaterland erworben hatte; die meisten Gegenden hatte er bereist und mit offenem Auge, mit dem bestimmten Zwecke, die erworbenen Kenntnisse für sein Lebenswerk zu verwerten, betrachtet und erforscht. Das befähigte ihn zu seinen trefflichen Schilderungen der Landesnatur, der Lebensweise und Sitten der Bewohner, deren Geschichte er zu schreiben unternommen hatte.

Im ersten Buche will er aus den älteren Zeiten dasjenige melden, was an dem Volke der Schweiz „merkwürdig und möglich zu wissen ist"; es soll „mehr historische Schilderung des jeweiligen Zustandes als eigentliche Thatenhistorie sein"[2]); im zweiten und dritten Buche soll dargestellt werden, wie aus der „wohl verdienten Dunkelheit, in der alle Einwohner des Landes zwischen dem Rhein, Rhodan und Jura lagen, nach langen Jahrhunderten eine sehr kleine Völkerschaft, ohne Bundesgenossen, ohne Brodt, ohne Geld, ohne andere

[1]) Die bis 1795 erschienenen Bücher enthalten nicht weniger als 8619 solcher Fußnoten, die für jedes Kapitel besonders numeriert sind.

[2]) I. Buch, 1. Kapitel, S. 7, Anm. 32.



Staatsklugheit noch Kriegskunst, als welche die Natur einem jeden Menschen lehrt, von vortheilhaften Zeiten klugen und standhaften Gebrauch macht, so daß in der allgemeinen Veränderung der europäischen Verfassungen sie selbst frey und in ihren alten Sitten bleibt, und fast anderthalb Millionen Menschen, von mancherley Sprachen und Gewohnheiten, in einem Land von mehr als neunhundert Quadratmeilen, eben dieses Glück verschafft".

Müller hat von vornherein ein bestimmtes Ziel im Auge, eine Tendenz, die sein Werk verfolgt: die Entstehung der Eidgenossenschaft soll als auf durchaus rechtmäßigem Wege geschehen dargestellt werden; sie erscheint als die Wahrung uralter, angestammter Freiheit gegen die Ansprüche der aufkommenden habsburgischen Fürstengewalt. Das steht dem Verfasser als unumstößliche Tatsache fest, für die er nicht erst in scharfer kritischer Arbeit die Beweise suchen will. „An das Land sind unsere Rechte überzeugend erwiesen; keine Fürstengewalt hat bessere Gründe"[1]). Die strenge kritische Beurteilung steht ihm fern und entspricht nicht seinem Wesen. „Mir hat von Kindheit auf," schreibt er an Jacobi, „die Natur den andern Weg aufgegeben, die Erfahrungen der Menschen in allen Quellen der Geschichte mühsam zu suchen, zu ordnen, und in Verbindung vorzutragen; — die nöthige Unpartheylichkeit eines Geschichtschreibers hat mir zur Fertigkeit gemacht, im Componiren an gar keinen Menschen und keine Zeit, nur an die Sache und ihre Zeit, zu gedenken, daher ich vielleicht besser die Wahrheit vorstellen, als den Irrthum widerlegen werde. Meine ganze Natur (jeder hat seine) macht mich zu letzterm nicht sehr tüchtig." —

Dieser Mangel an kritischer Schärfe erklärt die starke Beeinflussung Müllers durch Tschudi, der er sich auch in dieser vollständig umgearbeiteten zweiten Auflage nicht zu entziehen vermochte. Die scheinbare Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Tatsachen, die epische Kraft der Darstellung, die edle patriotische Gesinnung des größten der schweizerischen Chronisten mußten umso mehr auf Müller einwirken, als sie seinem eigenen Wesen und Ziele entsprachen, und als er unter den vielen Geschichtschreibern, die vor und nach Tschudi die Geschichte seines Vaterlandes schrieben, keinen fand, der nur annähernd an die Größe Tschudis herangereicht hätte. Nicht, daß Müller gewisse Mängel Tschudis nicht empfunden hätte. Einmal verfügte er über ein viel reicheres Material, als Tschudi vor zweieinhalb Jahrhunderten zusammenzubringen vermocht hatte. Überaus wichtige Urkunden, wie der älteste erhaltene Bundesbrief von

[1]) An alle Eidgenossen. Ausgabe 1786, S. XXXI.



1291 waren dem Glarner Chronisten noch entgangen[1]). Dann blieb auch Müller eine gewisse Parteilichkeit Tschudis nicht verborgen[2]). Trotzdem ist er immer wieder in den Fehler verfallen, die Tschudische Chronik als primäre Quelle zu betrachten und zu benützen. In derselben kritiklosen Weise zieht er auch noch andere Quellen und Chroniken heran. Er untersucht sie nicht sorgfältig auf ihre Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit, sondern aus der überreichen Fülle von Nachrichten und urkundlichem Material konstruiert, „komponiert", wie er sich selbst ausdrückt, er eine Darstellung, wie sie ihm richtig und wahr zu sein schien und wie sie seiner Absicht und seiner Auffassung vom Zwecke und Ziele der Geschichtschreibung entsprach[3]). Hierin hat er das Beispiel Gilg Tschudis, seines Führers, befolgt. Dieser Mangel an kritischem Scharfblick hat der Müllerschen Schweizergeschichte schon längst ihren Wert als grundlegendes Werk für die Geschichte unseres Landes genommen; vor der neuen historischen Kritik vermag es nicht zu bestehen, und Kopp hat in

[1]) Müller kannte ihn aus der Dissertation von J. H. Gleser von 1760: Specimen observationum ex jure gentium et jure publico circa Helvetiorum foedera, cui acc. antiquissimum perpetuum foedus trium civitat. sylv. nunc prim. in lucem editum. Bas. 1760.

[2]) M. an Füßli 11. Mai 1783 bei Haag S. 337: „Hin und wider scheint mir doch fast, auch Papa Tschudy auf ein paar Nebenpfaden zu finden, wo er so mit halboffenem Aug neben der Wahrheit vorbey gieng, wenn sie zu tigurianisiren schien. Sonst ist er würklich ein herrlicher Alter, genau, scharfsichtig und eidgenössisch. Jene kleinen Streiche aber sollen ihm nicht geschenkt seyn."

[3]) Auch von der zweiten Ausgabe gilt das über die erste Bearbeitung Gesagte, Band I, S. 243 ff. Charakteristisch ist vor allem seine Behandlung der Tellsage. Bei jeder neuen Bearbeitung nahm er neue Züge der Sage in seine Darstellung auf, wie eine Vergleichung der Ausgabe von 1780 mit derjenigen von 1786 und der Ausgabe von 1806 ergibt. 1780 bringt er weder die Hutszene noch den Apfelschuß, 1786 nur die Hutszene und erst 1806 beide zusammen. Mülinen schrieb am 8. August 1786 an Müller: „Ich bin, wie es scheint, mit Ihnen vollkommen gleichstimmig, nemlich die Nachricht von Geßlers Tod und dem Freiheitshut anzunehmen; die Geschichte des Apfels aber als unzuverlässig anzusehen. Fast wäre ich geneigt, zu glauben, es seyen zwei Tell gewesen, ein älterer, mit dem sich die Geschichte des Apfels zugetragen, und ein neuerer, die man, wie man mit vielen Helden des Alterthums ähnliche Beispiele aufzuweisen hat, mit einander verwechselt." — Bemerkenswert ist auch die Anmerkung, die Müller zur Schlacht bei Laupen macht (Buch II, 3. Kapitel, S. 167, Anm. 70): „Es ist für die Kriegshistorie der neuern Zeiten ein wahres Unglück, daß die Kriegsmänner sie trocken taktisch, die andern Geschichtschreiber aber gemeiniglich ohne Kenntniß noch Liebe des Kriegswesens, und also unverständlich, beschreiben; daher kömmt unsere ungleich größere Theilnehmung an taktisch und moralisch beschriebenen Kriegen der Alten, als an Schlachten der neuesten Zeit, von welchen ich selber von den Schriftstellern verachtete Anekdoten weiß, die Plutarchus zu ewigem Ruhm der Theilhaber ausgemahlt haben würde."



seiner Geschichte der eidgenössischen Bünde mit unerbittlichen Schlägen das wissenschaftliche Ansehen der Schweizergeschichte von Johannes Müller zerstört[1]).

Und doch verliert das Werk Müllers seine literarische Bedeutung durch dieses vernichtende Urteil der historischen Kritik nicht. Es war der vortrefflich gelungene Versuch, die Entstehung und Entwicklung der freien Gemeinwesen der schweizerischen Eidgenossenschaft von ihren einfachen ursprünglichen Verhältnissen an darzustellen; in der durch die Schriften Rousseaus für Natur und Freiheit begeisterten Zeit mußte ein solches Werk umso lebhaftere Anerkennung finden, als es von der wärmsten Vaterlands- und Freiheitsliebe durchdrungen war. Sein politischer Zweck war ja die Verteidigung des Vaterlandes gegen die befürchteten Angriffe Kaiser Josephs II, der Nachweis der vollständigen Rechtmäßigkeit der schweizerischen Freiheit, die Darstellung der Tugenden der Vorfahren, durch welche die schweizerische Eidgenossenschaft entstanden und groß geworden war, und der immer wiederkehrende Appell an die Zeitgenossen, zu diesen Tugenden der Altvordern zurückzukehren, um das Vaterland vor dem drohenden Umsturz zu bewahren. Überall suchte Müller aus der Geschichte der Vergangenheit Lehren für die Gegenwart abzuleiten, Vorbilder, glänzende Beispiele der Tapferkeit, Rechtschaffenheit und Hingabe an das Vaterland aufzustellen und zur Nachahmung aufzufordern[2]).

Wir fühlen nicht den kritischen Verstand des Verfassers, sondern sein warmes Herz, das ihm die Feder führt. An feuriger Vaterlandsliebe übertrifft Müller alle Geschichtschreiber der schweizerischen Eidgenossenschaft vor und nach ihm, und seine Schweizergeschichte verdient deswegen noch heute unsere Beachtung und wird wenigstens in einzelnen Teilen noch ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn so viele Werke der neuen kritischen Geschichtschreibung in Vergessenheit gekommen sein werden. Sie bleibt ein unvergängliches Denkmal des Patriotismus aus einer Zeit des Verfalls und Umsturzes der vaterländischen Verhältnisse. —

[1]) Wie Kopp mit seinen heftigen Angriffen gegen Müllers Darstellung wenigstens in Detailfragen oft über das Ziel hinausgeschossen hat, ist von Meyer von Knonau an mehreren Beispielen nachgewiesen worden. (Siehe Jahrbuch für Schweizergeschichte VII, S. 3, 12, 24, 28, 30 und die Ausgabe von Kuchimeister in den Mitteil. zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen, XVIII an verschiedenen Stellen.)

[2]) „Die Historie ist ein Spiegel der Wahrheit, welcher die vorigen Zeiten darstellt, wie sie waren, damit unser Zeitalter sorgfältiger wache." (An alle Eidgenossen, S. XXII der Ausgabe von 1806.)



Mit dieser patriotischen Gesinnung steht in Verbindung die Freimütigkeit, mit der er sich über bestehende Mängel und Gebrechen der Eidgenossenschaft ausspricht[1]); doch suchte er ernstlich jeden beleidigenden Ton zu vermeiden; die Aufregung, die er durch seine unkluge und unfeine Bemerkung zur ersten Ausgabe in Zürich hervorgerufen hatte, diente ihm als Warnung. „Du kannst versichert seyn, daß kein verständiger Mensch in dem, was ich herausgebe, weder irgend eine Partheylichkeit für noch wider einen Canton, noch irgend eine spöttische Boshaftigkeit in Entblößung der schwachen Seiten des Vaterlandes, noch irgend ein Versäumniß der Pflicht, gewisse bittere Wahrheiten so unbeleidigend als möglich zu sagen, wird entdecken können; ich liebe die Freyheit wie kaum Einer in der Schweiz, und habe auswärts dem Vaterland vergeben gelernt," schrieb er am 18. Juli 1784 an den Bruder. Auch den Rat, den ihm Mülinen[2]) am 26. November 1783 in der Frage gegeben hatte: „soll ein Geschichtschreiber, der Witz hat, sich nicht Gewalt anthun, so wenig als möglich davon in sein Werk einfließen zu lassen? Schadet nicht alles Epigrammatische, alles Ironische, so sanft letzteres auch seyn mag, der edlen Einfalt und Würde der Geschichte?" hat Müller beherzigt und alles vermieden, was den Ernst und die Würde seines Werkes hätte gefährden können[3]).

Die glühende vaterländische Gesinnung, die das ganze Werk adelt, findet ihren beredtesten Ausdruck in der Zueignung „Allen Eidgenossen", die Müller in Mainz geschrieben hat, eine Anrede an die Väter des Volks, an die Bürgermeister, Schultheißen, Landammänner und Räte der dreizehn Orte der Eidgenossenschaft, die einzelne Gedanken der Abschiedsrede Müllers vom 20. Januar 1786 näher ausführt, zum Teil wörtlich wiederholt. Wie kraftvoll tönen die Worte: „Der Grundsatz unserer Eidgenossenschaft ist von einer so einleuchtenden besiegenden Klarheit; so gar offenbar beruhet unser aller Ehre, Glück, Daseyn, auf unserer Verbindung, und unser

---

[1]) Tagebuch vom 24. Februar 1787: „Meine Bestimmung, Freiheit und Gesetze zu behaupten; ich habe wollen alles durch die itzigen Regenten der Schweiz thun; wollen sie nicht, so sollen sie müssen; decke die Usurpationen der höchsten Gewalt, den elenden Zustand der Defensionalverfassung etc. auf. Stille, Herz, du bist zu unruhig; bringe kein fremdes Feuer auf den Altar; allein die helle volle Flamme des Geistes wahrer Freyheit."

[2]) Maurer-Constant V, 5.

[3]) Der Rezensent in Nicolais Allg. Deutsch. Bibl. Bd. 85, St. 2, S. 332 hebt mit Recht hervor: „Dem Patriotismus ist offenbar diese ganze Geschichte geweiht, sie predigt laut, auch wo sie nur erzählt, Liebe zum Vaterlande, zur Freyheit und Einigkeit, den Eifer für Tugend und gemeinen Wohlstand."



Volk ist noch so vaterländisch bieder, daß zwar, nach Familienart, Brüder auf Brüder wol gezürnt, aber nie der großen Tage vergaßen, da wir allesammt, gemeine Eidgenossen von Städten und Ländern für den Bund, als unsern Vater, und für die Freyheit, unsere Mutter, in Einem Sinn sieghaft und glorwürdig zusammengestanden. Und ferners; rechtschaffenes, für dein Vaterland rüstiges Volk! laß dir von keinem Sophist widerlegen, was deine heldenmüthigen Altvordern über die Furcht vor überlegener Macht und über die Schrecken des Todes erhob: Gott bewahret unsern Bund. Gering von Macht, auf daß du dich nicht überhebest; frey, und stiller Freyheit Muster, verfolgter Unschuld Freystätte; eine bewaffnete Nation der Obrigkeit ungezwungen gehorsam, und je vaterländischer, desto gerechter, desto besser; dies Volk sollte seyn: du bist's. Das thal nicht unser Gebürg; siehe den Montblanc; er ist höher, und Savoyen gehorcht. Viele größere Nationen waren so frey als wir, und werth es zu seyn: was gelten ihre Landstände? die vergessenen Freyheiten modern ohne Ehre in dem Archiv des Gewalthabers. Wo ist jene Hansa der siebenzig Städte, der Bund vom Rhein, und (unsere Genossin) die niedere Vereinigung? Durch unsere Bündniß, welche vor König Albrechts Vögten kaum für drey unansehnliche Waldstette war, sind wir seit fünfhundert Jahren eine Nation. Den Unterschied haben Umstände gemacht. Wenn Gott unsern Bund nicht billigte, er hätte die Umstände anders gefügt, und wären unsere Väter gemeine Seelen gewesen, so hätten sie dieselben ungenutzt vorbeygehen lassen. Beydes wird in dieser Historie gezeigt; jenes, auf daß ihr nicht mit Schrecken auf Artillerie und Soldaten, sondern ruhig auf den Gott eurer Altvordern sehet; letzteres, auf daß ihr lernet, w e m er hilft. Wachsamen, verständigen, tapferen Männern. Dieses, o Eidgenossen, erwäget; gedenket, was ihr gewesen; haltet fest; fürchtet nichts!" — „Durch die vielveränderlichen Modificationen großer Staatskrisen kann jede Nation, so gerecht, so friedsam sie sey, in Augenblicken, da sie es am wenigsten vermutet, aufgerufen werden, vor Europa zu zeigen, wer sie ist. Wie dann, wenn sie schläft! In langem Frieden (wie können wir es uns verhehlen) wird nach und nach das Große in der Politik aus den Augen verloren; die Grundfesten der Verfassungen altern, der Väter Weisheit geht aus Mißverstand in Vorurtheile über; und endlich betreffen alle großen Bewegungen Privatinteressen und innere Kleinigkeiten; der Blick wird unbrüderlich auf eingebildete Absichten des oder des Cantons, nicht edel auf die auswärtigen Verhältnisse geschärft. Weltmonarchien sind so untergegangen; ein



Staat, welcher ohne außerordentliche Tugend nie zum Staat geworden wäre, darf sich der vergessen? Billig wird an dem Türken für schändlich gehalten, daß er zur Erhaltung der Eroberungen Mohammeds und Suleimans die gehörigen Maßregeln versäumt. Wie aber, wenn ein Volk, das gewisse Sitten und Grundsätze nicht vernachlässigen dürfte, ohne augenscheinliche Gefahr, seine Verfassung, Freyheit und Sicherheit, seinen Ruhm und Wolstand, seine Existenz, unwiederbringlich zu verlieren, diese allgemeine Angelegenheit fast nie gemeinsam betrachtete — wenn seine Versammlungen meistens uninteressante Formalitäten wären; wenn die wesentlichsten Plane vor Alter unbrauchbar würden, ehe man sich nur über dieselben erklärt; wenn die Staatsressourcen im Verhältniß der heutigen Bedürfnisse kaum berechnet, ihr Gebrauch nicht systematisch geordnet, und über die moralischen Kräfte fast vollends nicht gearbeitet würde; wie würden von so einem Volk die Zeitgenossen, die Bundverwandten, die Nachkommen urtheilen!

Ihr, o Eidgenossen, seyd wol noch nicht so. Wie doch aber, daß große Dinge liegen bleiben, welche euern Vorältern schon im dreißigjährigen Krieg, schon im Anbeginn der Gewalt Ludwigs des vierzehenden wesentlich schienen? Worauf wartet ihr mit Wiederbelebung der Bünde? mit Opfern dafür? mit Vervollkommnung der Landwehr, die Hauptpflicht unser aller, und wozu alles Volk mit Leib und Gut bereitwillig ist? Ich weiß, daß gesagt wird: ‚Unsere Eidgenossenschaft, aller Welt unbeleidigend, bewohne von uralten Zeiten her wolgewährleistete Landschaften, welche ohne die Freyheit Wüsten, der Schandfleck unpopulärer Herrschaft, seyn würden; hier sey Frankreich, in dreyhundertjähriger Freundschaft und unlängst erneuerter Bündniß; dort Östreich, schon unter den habsburgischen Kaisern in alter fester Erbvereinigung; und nun wie viel günstiger unter dem Hause Lothringen, uns nie anders als in der burgundischen Gefahr durch die beste und glücklichste Freundschaft bekannt.‘ Unstreitige Wahrheiten; auf die hin wir billig ohne Mißtrauen wohnen, aber die uns mächtig aufrufen, die zu bleiben, welche auf hundert wolbehaupteten Schlachtfeldern die Hochschätzung der Valois und Bourbons verdient und mit welcher Renatus von Lothringen vor Murten und bey Nancy die stolze Macht Burgunds gebrochen. Es ist keine Freundschaft ohne gegenseitige Achtung; für uns ist bey Joseph und Ludwig und vor Europa hiezu kein Weg, als die zu seyn, die wir seyn sollen: ein festverbrüdertes, wolgeordnetes, für Freyheit und Ruhe unüberwindlich zu Sieg oder Tod entschlossenes Heer, in seinen Land-



marken auf jeden Feind rüstig, außer derselben ohne Haß wider jemand, ohne Absichten, freundschaftwillig. O Volk, zu brav, um verachtet, und nicht groß und reich, um beneidet zu werden, erkenne dein besonderes Glück, daß du ohne Aufsehen alles darfst, weil du keinen Fuß breit fremden Landes begehrst." Dann ruft er den leitenden Männern der Orte die ernste Mahnung zu, dahin zu wirken, daß der Privatmann seine Meinungen und Leidenschaften dem Staat und jeder Kanton sich der Nation aufopfere. „Nicht euer Geschichtschreiber, Vorsteher des Volks, der Geist eurer Altvordern, auf deren Stülen ihr sitzet, er ist's, welcher zu Befestigung ihrer Eidgenossenschaft eine unversöhnliche Fehde wider Selbstsucht und Staatsvergessenheit von eurem Verstand und von eurem Edelmuth fordert, heischt, gebietet, erwartet; von den Weisesten und Besten, wer immer die seyn, zuerst, und beharrlich."

Es ist bereits erwähnt worden, daß Müller auf den ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten diesem das zweite Buch widmete; er tat es nur widerstrebend; seine „Zuschrift" beschränkt sich auf wenige, den Kurfürsten als Erhalter althergebrachter Formen der Verfassung, die er durch die Beförderung wahrer Aufklärung mit einem neuen Geiste zu beleben trachte, feiernde Sätze. —

Wärmer wird wieder die Widmung des ersten Teiles des dritten Buches, vom 19. Mai 1788: „Den Hochgeachten, Wolweisen, Gnädigen Herren, einer Löblichen Republik Schaffhausen bestverdienten Herren Bürgermeistern, Statthalter, Seckelmeistern und beyden Räthen, und einer ganzen Edlen und Ehrliebenden Bürgerschaft von Gesellschaften und Zünften, zum Denkmal und Pfand unveränderlicher Verehrung und Liebe gewidmet von Johannes Müller, Ihrem Mitbürger." — „Die Ursache, o Vaterstadt, warum ich dir diese Blätter widme, ist, weil jeder gern von dem spricht, was ihm das erfreulichste ist, und was er sich zur besonderen Ehre schätzt; mir ist nichts theurer, als von Geburt ein freyer Bürger der Löblichen Stadt Schaffhausen zu seyn." Aus dem „dreytausendjährigen Schauspiel" der Weltveränderungen gibt er der Vaterstadt die große Lehre: „Alles hat seine Zeit und Stelle in der Welt. Suche nicht, mehr zu seyn, sey aber auch nie weniger, als zu deiner Zeit in deiner Stelle möglich ist." „Du, o Vaterstadt," so schließt die kurze, aber gedankenreiche Widmung, „wirst nie weder die Würde, welche einer freyen Republik, noch die bescheidene Mäßigung, die einer der kleinsten Republiken zukömmt, aus den Augen setzen. Auf den Tagen der Nation werden Deine Gesandten allzeit für gemeineidgenössische Maßregeln stimmen. Zu allem wird man dich bereit,



und in der Verwaltung musterhaft finden. Mehr und mehr werden Bürger aus unserer Mitte in Künsten des Kriegs und Friedens den Ruhm größerer Cantons wetteifernd zu erreichen trachten, und Helvetien wird am schönsten blühen, wenn keiner sich vergißt, alle aber für den ewigen Bund einstimmig fühlen. Diesen Geist, o Vaterland, erhalte Dir Gott, und lange Jahrhunderte glückseliger Freyheit!"

Dieser Widmung schließt sich eine Vorrede an, die noch heute gehört zu werden verdient. Müller stellt darin den Satz auf, daß die Neutralität als die erste Klugheitsregel für die Schweiz erscheine, daß sie aber doch zu allem bereit sein müsse, sonst sei sie ihrer Freiheit auch nicht ein halbes Jahr sicher. „Wir wünschen das einige, zu bleiben wie wir sind: wenn wir uns aber dabey nicht behaupten können, so bleiben wir es nicht länger als andern gefällt. Wir wollen uns in keine fremden Sachen mischen, thun auch wol daran; allein obschon wir die Augen zuthun, sehen uns die andern doch. Was ist hiebey zu thun anders, als Männer zu seyn; daß uns, wenn uns Zahl und Uebung fehlt, jeder unserer Leute von solchen Gesinnungen begeistert sey, so viel aushalten könne, zu so vielerley That geschickt sey, daß er sich messen könne gegen zehen der andern!" Dazu ist erforderlich erstlich Abhärtung und Geschmeidigmachung des Körpers von Jugend auf, Beschäftigung und Arbeit, die erheitert und stärkt, Fernhaltung der Verfeinerung des Auslandes und Wahrung der Einfalt schweizerischer Sitten, daß die Liebe eines jeden für seine persönliche Stellung und Neigungen zusammenfließe in die eine Überzeugung, daß alle Eidgenossen wie Ein Mann für jeden Fußbreit Vaterland wie für das, was jedem das liebste ist, das Leben anwenden und hingeben müssen. Zu diesen Gesinnungen aber trägt ungemein viel bei, daß nicht bloß der ersten Helden ehrwürdiges Andenken, sondern auch die späteren Jahrhunderte der vaterländischen Geschichte uns lebhaft vor Augen schweben, erstlich, weil zu allen Zeiten große Vorsteher und Bürger gelebt haben, die zum Vorbild dienen können, zweitens weil die meisten Verfassungen in dem letzten Zeitraum ihre Ausbildung erhalten haben und aus der historischen Beleuchtung ihres Ganges am besten erhellet, in welchem Geist sie zu verwalten, was zu behaupten, was im Stillen zu verbessern sei, drittens endlich, weil man notwendigerweise bisweilen betrachten müsse, ob die Fundamente des Gebäudes (Bund, Verteidigungsstand, Nationalgesinnungen) im Laufe so langer Zeit nicht etwa gelitten haben, welche Ursachen sie unterfressen, wie man ehemals zu helfen gedacht, und was zu tun uns obliegen und



möglich sei. „Sollte dieses Geschichtsbuch bis auf unsere gegenwärtige Zeit heruntergebracht werden können, und endigen mit einer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes unserer Eidgenossenschaft, ihrer Anstalten, Verfassungen und Volksclassen, so dürfte sich zeigen, daß wenn wir nicht sind wie wir sollten, doch dazu die Kraft noch nicht fehlt."

Aber die Darstellung der Geschichte der neueren Zeiten ist auch eine Ehrenpflicht der Nachwelt gegenüber. Heldentaten lernt man auch in der Geschichte der alten Völker kennen; doch wie Bundesvereinigungen und Republiken entstehen, erkennt man am allerbesten aus der Schweizerhistorie, zumal aus der neueren. „Die Erfahrung unserer Staatsmänner, ihre Versehen, ihre Tugenden, sind für späte Nationen gewissermaßen der einige Spiegel ihres Verhaltens in Festsetzung einiger nothwendigen Maximen republikanischer Politik. Daher wir nicht bloß in Beziehung auf den augenblicklichen Gebrauch oder unsere kleinen Localinteressen, sondern in einem höheren Sinn, als Bürger der großen Gesellschaft, verbunden sind, sie aufzuzeichnen. Diese Geschichten sind auch unser eigenthümlicher und nach abgelegten Waffen einig übrig gebliebener Ruhm."

Darum sei er entschlossen, die Taten, Maximen und Sitten der schweizerischen Eidgenossen bis auf seine eigene Zeit mit möglichstem Fleiße und unparteiischer und freimütiger, als wenn er in seinem Vaterlande selbst leben würde, zu schildern. Seine vornehmste Absicht sei, zu zeigen, daß ihm die Fortsetzung seines Werkes am Herzen liege. Da ihm diese Arbeit nur Nebenbeschäftigung sein dürfe, so werde sie nicht vor dem neunzehnten Jahrhundert erscheinen können. Nebenrücksichten hätten ihn niemals geleitet, weder die Größe eines Kantons noch der Glanz des Adels, noch Parteilichkeit für die geistlichen Staaten, noch persönliche Freundschaft oder erlittene Beleidigung oder Aussicht auf äußere Vorteile — „denn der Mensch geht herab zu den Schatten, die er geschildert; alsdann sind seine guten und bösen Tage dahin; die That der Geschichtschreibung bleibt, schön oder schlecht, je nachdem, was er sagt, in allen Jahrhunderten wahr oder falsch befunden wird. — Ich vor allen andern wünsche den Eidgenossen einen Geschichtschreiber, der diese Arbeit unnütz mache; der aber wird nie entstehen, der das Vaterland redlicher liebe."

Die im September 1795 erschienene zweite Abteilung des dritten Buches wird durch eine Vorrede eingeleitet, in welcher Müller ausführt, daß trotz der Veränderung der Weltumstände durch den Ausbruch der französischen Revolution und seiner persönlichen Lage



durch die Übersiedlung an den kaiserlichen Hof nach Wien sich seine Denkungsart über die Freiheit und die ewigen Bünde gemeiner Eidgenossen nicht geändert hätten, daß er für Unterwalden die Demokratie, für Bern den Senat, für große Staaten aber eine gemäßigte Monarchie nach dem Vorbild der englischen für die passende Staatsform erachte; er, der sich des Papsttums angenommen habe, als man seiner Meinung nach gegen den römischen Hof zu weit gegangen sei, und der doch Protestant geblieben sei, und der die Verfassung des deutschen Reiches gegen Josephs Unternehmungen verteidigt habe, dürfe wohl zum unparteiischen Geschichtschreiber nicht ganz ungeschickt sein. „Die Formen ändern sich; ewig sind nur Wahrheit und Recht." Mit Wahrheit und umständlich, künftigen Zeiten zur Warnung, will er den Ursprung des alten Zürichkrieges, die Entfernung von Einfalt und Eintracht, die größte, von der Eidgenossenschaft jemals ausgestandene Gefahr schildern, die Bestätigung der Wahrheit, daß die Eidgenossen sich selbst am meisten zu fürchten haben. „Biderbe Männer von Zünften, Gemeinden und Landsgemeinden!" so ruft er seine Zeitgenossen in den Tagen der Verbreitung der revolutionären Ideen auf, „wenn sogenannte Kinder (ja wohl, Kinder!) der Freyheit Euch, die Ihr darin aufgewachsen und alt geworden, eine andere Freyheit bringen wollen als die Eure Väter auf Euch vererbt, und wenn sie in ferner Aussicht, jenseits vieler tiefer und breiter Blutsströme, Euch ein Glück vormalen, welches Ihr, wie nur wenige alte oder neue Nationen, schon so lang wirklich besitzet, so belehret sie aus Eurer Geschichte, wie unschuldsvoll und unblutig die ewigen Bünde, wie gleichsam von selbst im Lauf zwey voller Jahrhunderte Eure Verfassung sich gebildet; wie Ihr von den ältesten Einrichtungen möglichst viel, sogar Feudalrechte, und besonders eine solche Menge Privilegien einzelner Städte, Dörfer, ja Häuser, sorgfältig erhalten, daß in Eurem kleinen Lande bey hundert mannigfaltige Verfassungen in der friedsamsten Ordnung neben einander bestehen; wie die Folgen der Ländersucht, die Schrecknisse der Aufruhren (!), die Früchte der Ungebundenheit, auch unter Euch bekannt seyn, aber aus der Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts; die neuen Lehrer der Menschheit (wenn sie nicht von Euch lernen wollen) sollen erst so alt werden wie Ihr, und wenn sie auf ihre Weise auch ein halbes Jahrtausend durchlebt, dann wieder zu Euch kommen." — „Die Formen der schweizerischen Freyheit und Verfassung sind von solcher Beschaffenheit, daß erhebliche Neuerungen so unnöthig scheinen, als gefährlich sie jetzt wären. Aber ihre Wiederbelebung durch die Tugenden und



Grundsätze, wodurch sie gestiftet und behauptet worden, ist keine Neuerung, sondern eine Erneuerung ihres Geistes, wodurch sie auf Jahrhunderte hinaus können erhalten werden."

Diese in Wien geschriebene Vorrede steht ganz unter dem Eindruck der Zeitumstände, der sich verbreitenden Revolution, deren Übergreifen in sein Vaterland Müller durch die Neubelebung des alten Schweizergeistes vorbeugen wollte, und deswegen wollte er durch ausführliche und umständliche Darstellung des alten Zürichkrieges zeigen, welche Gefahr in früheren Zeiten die Zwietracht über die schweizerische Eidgenossenschaft gebracht hatte. Auch hier tritt wieder die patriotische Tendenz in den Vordergrund. Gerade die Darstellung des Zürichkrieges zeichnet sich aus durch ihre wohltuende Unparteilichkeit, die allgemeine Anerkennung gefunden hat. —

Auch in dieser zweiten Bearbeitung bleibt der Stil Müllers gedrängt, kraft- und würdevoll[1]. Sein Aufenthalt in Deutschland ist nicht ohne Einfluß auf seine Schreibweise geblieben. Er bemüht sich jetzt, die Dunkelheit und Schwerfälligkeit, die vielfach in der Ausgabe des ersten Bandes von 1780 sich zeigt, zu vermeiden, ohne die Kraft und Würde des Stils, die ihm für seinen Gegenstand einzig angemessen schien, zu verlieren. Er selbst hat die Behauptung, daß er in seinem Stile Tacitus nachahme, zurückgewiesen; aber bei den Alten, in deren Geist er tief eingedrungen war, hatte er gelernt, die geschichtliche Darstellung als Kunst aufzufassen und zu behandeln. In seinen lebhaften Schilderungen und Bildern, vornehmlich in seinen mit Recht berühmten Schlachtengemälden, schwingt sich sein Stil zu epischer Schönheit und Kraft auf[2].

---

[1]) Der Rezensent in der Allgem. deutschen Lit.-Zeit. Bd. 85, St. 2, S. 332 nennt „den Ausdruck sorgfältig gewählt, stark, energisch, viel umfassend in der gedrängtesten Kürze, den Zeiten und Völkern und den Schritten einzelner merkwürdiger Männer, aber auch den entscheidend großen Handlungen mit vieler Kunst angemessen". Aber im Bestreben, die Worte möglichst zu sparen und sie gleichsam dem Leser zuzuwägen, werde er öfters „dunkel, gezwungen und holperich". — In der Rezension des vierten Teiles in der Neuen Leipz. Lit.-Zeit. 65. Stück, 21. März 1806, S. 1025 ff. wird hervorgehoben, daß die Darstellung des Details der Triumph des historischen Genies sei. „Schwerlich gibt es irgend ein neueres Geschichtswerk, das diese Forderungen mehr befriedigte, als die Geschichte der Schweiz. Der Verfasser lasse im feinen Gefühl auf die Erzählung so vieler Kriegstaten und einzelner Vorfälle, welche die drei ersten Kapitel ausfüllen, eine Ruhepause folgen; das vierte und fünfte Kapitel sei die Krone des Buches; in diesen schreibt er von der alten Schweizer Denkungsart und Kenntnissen und entwirft eine detaillierte Schilderung aller Gegenden Helvetiens zwischen den Jahren 1456 und 1469."

[2]) Heeren (Joh. v. Müller, der Historiker, Leipzig 1809) bezeichnet den Stil Müllers als einen veredelten Chronikenstil, der in einer inneren Harmonie mit

Neben den zweifellosen Vorzügen von Müllers Schreibweise dürfen allerdings die häufigen Unklarheiten, Dunkelheiten und Verstöße nicht übersehen werden; selbst Bonstetten, der doch im deutschen Stile nicht stark war, hat ihm beim ersten Durchlesen des Buches eine ganze Blütenlese solcher Fehler vorgeworfen[1]). Öftere Anwendung altertümlicher, schon zu Müllers Zeit nicht mehr gebräuchlicher Ausdrücke, unrichtige Anwendung der Bindewörter, Verstöße gegen die Logik, falsches Geschlecht mancher Hauptwörter[2]) kommen recht häufig vor. Sie sind umso auffallender, als Müller in anderen Erzeugnissen seiner Feder, wie in seinen Briefen und politischen Schriften, einen durchaus leichten und gewandten Stil führte[3]). Es erklärt sich diese auffallende Erscheinung aus dem Streben, seiner Schweizergeschichte ein ganz besonderes Gepräge zu geben; wobei er etwa auf Abwege geraten ist, die ihm selbst nicht bewußt geworden sind. Ganz zutreffend bemerkt Bonstetten: „Da in deinem Kopf alles äußerst klar dargestellt ist, fühlst du nicht, wann der ausdruck dunkel wird." Daneben darf nicht vergessen werden, daß Müller zur letzten und sorgfältigen Ausarbeitung die nötige Zeit mangelte. Gedrängt durch den Verleger, hat er sein Manuskript öfters nach Leipzig abgeschickt, bevor er die letzte Feile

---

dem Stoffe stand, den der Geschichtschreiber behandelte. „Er hat die deutsche Sprache auf eine höhere Stufe gehoben, indem er den historischen Stil von der Weitschweifigkeit und Schwäche zur Kürze und Kraft zurückführte." — In neuester Zeit ist Friedrich Gundolf (Joh. v. Müllers Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft) der Bedeutung Müllers als Schriftsteller gerecht geworden, „indem er nachweist, daß Müller auf seine Zeitgenossen nicht als Gelehrter, sondern als Schriftsteller die größte Wirkung ausgeübt hat." Er bezeichnet seine Schweizergeschichte als ein unvergängliches deutsches Sprachdenkmal. Die Eigentümlichkeiten seines Stils werden vor allem auf drei Bedingtheiten zurückgeführt: auf seine schweizerische Nationalität, auf seine Doppelsprachigkeit, die Beherrschung der französischen Sprache, die ihn unter den Einfluß der französischen Aufklärung, vor allem Montesquieus gebracht hat, und endlich auf seine gründliche Kenntnis des klassischen Altertums, die ihn zum „schweizerischen Tacitus" machte und befähigte, der deutschen Prosa architektonische Wucht im Sinne des Altertums zu geben. „Für die zusammenbrechende Schweiz war Müllers Geschichte nicht mehr und nicht weniger als ihr Mythus. Kein späteres Schweizer Geschichtswerk kann neben dem seinen bestehen, mögen auch manche kritischer und genauer sein." — „Seine Schweizergeschichte ist das erste schriftstellerisch durchgebildete Gesamtgeschichtswerk in deutscher Sprache."

[1]) Bonstetten an Müller (Haag a. a. O. S. 60 ff.).

[2]) „die Stift, die Verständniß, die Bündnis, die Kleinod etc." Die meisten dieser Verstöße gegen den Sprachgebrauch sind in der revidierten Ausgabe von 1806 und in den nach Müllers Tod erschienenen Ausgaben vermieden worden.

[3]) Bonstetten an Müller a. a. O. „doch hat dein Styl seine Erbsünd auf sich, und ich berge dir desto weniger, wie ermüdend er ist, weil du doch auch einen andern hast."



hatte anlegen können. Er selbst hat dies bekannt und bedauert[1]).

Trotz dieser unverkennbaren Mängel wurde das Werk von allen Seiten mit enthusiastischem Beifall aufgenommen, vor allem in seinem Vaterlande. Der Berner Senat, welchem Müller ein Exemplar der beiden ersten Bücher übersandt hatte, ließ ihm zum Zeichen der Anerkennung eine goldene Medaille im Werte von 40 Dukaten (100 Talern) prägen, die vorher erst einmal verliehen worden war, im Jahre 1783 dem Ingenieur Perronet für sein Ludwig XVI. gewidmetes und ebenfalls dem Berner Senate überschicktes Werk: Description des projets et de la construction des ponts de Neuilly, de Nantes, d'Orléans et autres[2]). Das wertvolle Geschenk traf mit einem verbindlichen Schreiben vom 9. August 1786 bei Müller ein und machte ihm die größte Freude. Auch der Herzog von York übersandte ihm mit einem Dankschreiben eine goldene und zwei silberne Medaillen[3]).

Von unbekannter Seite, ohne Anzeige oder Brief, erhielt er „ein zwar kleines, aber sehr artiges Thee- und Kaffee-Service von Nyon-Porzellan". Hervorragende Männer wie Mülinen von Bern, Hirzel von Zürich, Balthasar von Luzern und der gelehrte Zurlauben schrieben ihm Briefe voll höchster Anerkennung, Gabriel v. Erlach von Spiez äußert sich in einem Brief vom 8. November 1786: „Si un Suisse après vous avoir étudié, n'est pas un excellent patriote, il est indigne de son patrie"; er nennt Müller „le bienfaiteur de notre Patrie commune" und meint: „l'éloignement même où vous êtes vous met à même d'écrire avec plus de liberté", und Karl Ludwig v. Erlach, der später beim Untergang des alten Bern ein so tragisches Ende nahm, äußerte sich: „si chaque Indi-

[1]) Müller an Mülinen 8. August 1786 (Haag S. 316): „Vous souvient-il du regret que je Vous ai marqué un jour (ou peut-être plus d'une fois) d'avoir été pressé par les circonstances de l'envoyer trop tôt à l'imprimerie. Je ne le sens que plus fortement aujourd'hui que je l'ai entre les mains." So auch an Nicolai 27. Hornung 1788 (S. W. XVI, 305), wo er auch die Behauptung zurückweist, daß er Tacitus nachahme; er halte weit mehr auf einige Griechen, am meisten aber auf die Einfalt Cäsars. „Die Ursache meiner oftmals dunkeln Manier war immer der Mangel genugsamer Muße zur Ausarbeitung; es ist mir nicht möglich gewesen, die Darstellung des Fürstenbundes oder die Schweizer Geschichte auch nur abzuschreiben. Daher ein Excerptenstyl, den lange Gewohnheit mir, wie Hallern, eigen gemacht. Auch was aus der Seele geflossen, ist aus diesem einigen Grund nicht ein heller Bach, sondern hervorbrechender trüber Alpenstrom, der mehr fortreißt, als befruchtet."

[2]) Siehe hierüber Haag a. a. O. S. 205 u. 322.

[3]) Hannover, 26. Juli 1786. St.-Bibl. Msc. Müll. 95.



vidu de notre Patrie savoit lire cette histoire avec le même sentiment et dans le même Esprit qu'elle a été écrite, Cette Patrie pourrait compter sur de meilleurs Citoyens qu'aucune république n'a encore produits." Er beabsichtigte, von dem Werke des Freundes einen kurzen populären Auszug, vor allem auch für die Jugend, herauszugeben, ließ aber diesen Plan bald wieder fallen. Er berichtete über die Aufnahme des Werkes in den kleinen Kantonen: „Die kleinen Cantone lesen dich mit Vergnügen und fühlen sich freyer. Jeder Gedanke von dir verewigt sich in ihren Herzen. Fühle deine Würde, und seye groß an Tugenden, an Sitten, wie du es an Genie bist."

Müller hatte natürlich auch dem Rate seiner Vaterstadt ein Exemplar seines Werkes geschickt. Erst am 4. September 1786 schwangen sich „Bürgermeister und Rath der Stadt Schaffhausen" zu einer Antwort auf, in welcher sie das Geschenk „mit gebührender Danknehmigkeit und gnädigem Wohlgefallen" annahmen und erklärten, sie werden mit Vergnügen Gelegenheit und Mittel ergreifen, dem verdienstvollen Verfasser „Unsern gänzlichen Beifall und vollkommene Zufriedenheit thätig zu bescheinen und Ihme würkliche Beweise derjenigen Hochobrigkeitlich-gnädigen Gesinnung und Zuneigung zu geben, mit dem wir demselben forthin zugethan verbleiben"[1]). Der Kurfürst, dem Müller dieses Schreiben vorwies, fand Gefallen daran „wegen der Würde des Tons und Herzlichkeit seines Geistes". Aber nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern auch in Deutschland fand das Werk lauten Beifall; der Kurfürst und die vornehmsten Prälaten des Domstiftes äußerten ihre Anerkennung; der ältere Dalberg schrieb ihm darüber: „Dem, dessen Geschichte

[1]) St.-Bibl. Msc. Müll. 56, 2. Hier finden sich ferner: Das Dankschreiben von Bürgermeister, Kleinen und Großen Räthen der Stadt Schaffhausen vom 23. April 1789 für die Zueignung des dritten Teils und vom 22. August 1805 für den vierten Teil, mit der zutreffenden Stelle: „In jeder Rücksicht mußte Uns ein solches Werk, aus welchem warme und kraftvolle Vaterlandsliebe hervorleuchtet, sehr erfreuen. Nicht nur Wir, sondern ganz Helvetien wird Ihnen Dank wissen, daß Sie den durch die gegenwärtigen Zeitumstände dahingesunkenen Ruhm Unseres Vaterlandes durch Ihre vortreffliche Arbeit gleichsam wieder erneuert; was aber dieses Werk, bey welchem nicht allein die dabey aufgebrachte historische Kunst, sondern auch der Geist, den diese Geschichte allenthalben athmet, zu bewundern ist, Uns vorzüglich schätzbar macht, ist das Bewußtseyn, daß einer Unserer Mitbürger, auf welchen Unsere Vaterstadt als eine wahre Zierde des Vaterlandes mit Recht stolz seyn kann, der Verfasser von einem Werke ist, welches dazu geeignet zu seyn scheint, Unsere Nation bey Auswärtigen sowohl als auch bey der Nachwelt zu ehren, und durch welches auch der Verfasser selbst sich einen unvergeßlichen Dank und einen unsterblichen Ruhm gestiftet."



seines Vaterlandes ein großes Ganze darstellt, und jeden einzelnen schönen Zug seiner Urahnen doch mit herzlicher inniger Wahrheit schildert, dem schweizerischen Tacitus, J. M., dankt ein Leser, der in diesem Buch Stärkung männlicher Thätigkeit und patriotischer Tugend auf jedem Blatt findet."

Auch der neue Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. und dessen Minister Hertzberg ließen ihm durch ihren Gesandten am Mainzer Hofe ihre Anerkennung aussprechen, und mit großer Freude erfüllte es Müller, daß auch der von ihm hochverehrte Herder seine Zufriedenheit äußerte[1]). Die etwas abfällige Rezension Spittlers veranlaßte Müller zu der Äußerung: „Spittler in seiner Recension hat eine Kleinigkeit vergessen, nemlich den Geist des Buchs; dessen erwähnt er nicht. Es fehlt ihr viel, daß sie nicht ist, wie sie seyn sollte; ich hoffe aber, sie soll vor meinem Tode vollkommener werden"[2]).

Die Kritik sprach sich allgemein recht anerkennend über das Werk aus[3]). Mit fast überschwenglicher Begeisterung verhieß der Rezensent der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung dem Verfasser des Meisterwerkes bleibenden Nachruhm. Er sei stark genug, um für Zeitgenossen und Nachkommen zu wirken, und groß gesinnt genug, um eher alles Andere aufzuopfern, als den unverwelklichen Lorbeer, den die Geschichtsmuse für ihn bereitet. Eben diese großen

[1]) Herder an Joh. Georg Müller, 19. März 1787 (Min.-Bibl. 65): „Ihres Bruders Geschichte habe ich mit wahrer Verwunderung und Bewunderung gelesen: monumentum aere perennius. Sagen Sie ihm doch darüber ein gutes herzliches Wort von mir. Ich freue mich seines Werkes, als ob es mir selbst angehöre und will es zum Sommervergnügen noch tapfer durchackern. Es ist eine Art Wegweiser für die Geschichte des ganzen Europa und beinahe aller Welt. O wenn Sie ihn doch dazu bringen könnten, daß er die Entstehung der Geschichte Europas herausgäbe! Aber da nimmt er sich noch dreißig neue Jahre Zeit und stirbt darüber."

[2]) Mit der gleichen Selbsterkenntnis und Bescheidenheit schrieb er in seine „Selbstgeständnisse und Vorsätze" (Min.-Bibl. 151, 54): „Ich weiß leider selbst wohl, daß mein Buch über die Geschichte der Schweiz von keinem Nutzen ist für die Nation; sie kann es nicht verstehen. Warum schrieb ich so? aus Mangel an Zeit und unter drückenden Umständen. Wie ist dem zu helfen? Gott gebe mir Muße, Kräfte und Hülfsmittel, deren er nur die letzten zwei mir noch nie ganz fehlen ließ. Thut Er es nicht, so hüte dich, zu murren; du wärest nicht erwählt hiezu; trauern magst du darüber, denn ursprünglich schien es dir bestimmt, aber du wurdest es wohl unwürdig, und so gab Gott einem Bessern den edlen Beruf."

[3]) Rezensionen erschienen unter anderm in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1786, St. 168, S. 1697 ff., in Büschings Wöchentlichen Nachrichten 1786, St. 34, S. 190, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek Bd. 85, St. 2, S. 311, in der Neuen Allgemeinen Bibliothek Bd. 104, S. 439, in der Hallischen Gelehrten Zeitung 1786, St. 53, S. 417, in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (Jena) 1789, Bd. 2, Nr. 129, 1797, Bd. 1, Nr. 15 u. 16, in der Zeitschrift „der Freimüthige" 1805, Nr. 144, in der Neuen Leipziger Literatur-Zeitung 1806, Bd. 2, St. 65, usw.



Gesinnungen haben auch ganz den Geist und Ton seiner Geschichte belebt, einen Geist, der nicht das, was scheint, sondern das, was ist, groß oder klein, wichtig oder unwichtig aufnimmt, so wie es ist, in keiner andern Beziehung, als die es auf das Gemeinwesen hat, der alten Muth und Freiheitssinn und Eintracht so kraftvoll schildert, nicht damit man seine Kunst preise, sondern damit den Thaten selbst und ihren Vollbringern die gebührende Gerechtigkeit widerfahre und die Nachkommen entflammt werden mögen zur Tugend ihrer Vorfahren, der nirgends sich oder irgend einen Nebenzweck, sondern überall nur das Vaterland sieht; einen Ton voll Ernst und Würde, der ganz seinem Stoffe anpaßt, der ohne gesuchten Schmuck, durch seine innere Kraft hinreißt und, wenn wir ihn vergleichen wollen, in der Form dem des Tacitus, so wie der Materie nach dem des Sallustius am nächsten kommt. Hier erzählt keiner von den gewöhnlichen kalten und gleichgültigen Geschichtschreibern, sondern ein Meister, der alle Feinheiten seiner Kunst versteht, aber groß genug ist, im wahren Geist der Thaten, die er schildert, manchmal lieber etwas von seinen Feinheiten aufzuopfern, als eine dem Vaterland nützliche und nöthige Lehre zu unterdrücken." Und in derselben Zeitschrift in der Rezension des dritten Buches 1797 wird nachzuweisen versucht, warum man den Verfasser mit Recht den Tacitus der Neuern nenne. „Beide haben einen edlen Patriotismus gleichsam zum Hintergrund ihrer ganzen Darstellung gemacht und dadurch ihrem Stoff Einheit gegeben." „In Hinsicht auf die Tiefe der politischen Weisheit ist auch kein Geschichtschreiber des Alterthums mit dem gegenwärtigen zu vergleichen. Allenthalben werden als Resultate der Historie Grundsätze geäußert, die eine eiserne Wahrheit haben, und die Anwendung auf besondere Gelegenheiten, die öfters gemacht ist, muß für jeden denkenden Kopf zu einem lehrreichen Beispiele werden. Der helvetische Bund im Ganzen sowohl als einzelne Orte der Eidgenossenschaft finden durch die Weise, wie die Historie ihrer Vorfahren hier behandelt worden, einen Codex voll herrlicher, politischer Gesetze für die Gegenwart und Zukunft in diesem Buche. Wenn jeder Staat eine solche Darstellung seiner Vergangenheit hätte und es uns nicht am Sinn fehlte, die politischen Maximen, welche die Geschichte uns gibt, richtig anzuwenden auf vorkommende Fälle, welche wohlthätige Gesetzgeberin würde gerade in den jetzigen Zeitläuften die Historie werden, da man die gesetzgebende Gewalt an eine Philosophie bringen will, die für sich selbst nicht einmal ihre Geschäfte vollendet hat." — „Er bleibt vielleicht das einzige historische Genie unter



den Neuern. — Eine solche Fülle von Urtheil, Empfindungen und Phantasie bey einer solchen Enthaltsamkeit, einen so festen Charakter bey solcher Schonung, einen so umfassenden politischen Blick bey einem so scharfen psychologischen vereinigte kein Historiker in sich, seitdem die Stätte der großen Genien des Alterthums leer geblieben war. Keiner von diesen konnte ihm gleich seyn, keiner von den Neuern ist ihm gleich an historischer Gelehrsamkeit und Empfänglichkeit für die Individualität aller Zeiten und Nationen." —

Bei der starken Inanspruchnahme durch berufliche und politische Geschäfte, die ihm nur wenig Zeit zur Arbeit an der Schweizergeschichte ließen, konnte Müller nicht an die Ausführung anderer wissenschaftlicher Pläne, die sich ihm in Mainz aufdrängten, schreiten. Öfters beschäftigte ihn der Gedanke, seine Vorlesungen zu einer Universalgeschichte auszuarbeiten; dann wieder gedenkt er für zwölf bis fünfzehn Jahre die Arbeit an der Schweizergeschichte auszuschalten und dafür ein „Geschichtsbuch vom Reich der Teutschen" aus Urkunden authentisch zu verfassen. Die reichen Schätze des Mainzer Archivs legten ihm den Gedanken nahe, die Verfassung des Reichs aus den Gesetzen, Abschieden und Staatshandlungen zu studieren[1]). Sowohl Füßli als der Kurfürst und der Koadjutor von Mainz rieten ihm aber ernstlich zur Vollendung der Schweizer Geschichte. Daß auch eine Geschichte des Kurfürstentums Mainz in Frage kam, ist kaum verwunderlich. So schreibt er am 18. April 1786 dem Bruder[2]): „Wenn ich in Teutschland bleibe, so schreibe ich vielleicht bald über die hiesige Geschichte, den im Geistlichen und Weltlichen so großen tausendjährigen Einfluß der hiesigen Erzbischöfe und Erzcanzlare und Churfürsten, deren viele groß, mehrere, wie überall, theils dem Vortheil ihrer Geschlechter, theils der Furcht vor mächtigeren dienstbar gewesen. Diesmal bin ich über die preußische Association zu schreiben geladen, aber noch nicht entschlossen."

Damit berührt nun Müller eine Tätigkeit, die auf Jahre hinaus seine besten Kräfte in Anspruch nahm, hinter welcher seine literarische Arbeit zurücktreten mußte: seine politische Betätigung, in die er durch das Vertrauen seines Herrn immer mehr hineingezogen wurde. Der Kurfürst hatte die reichen Kenntnisse seines Bibliothekars, sein lebhaftes Interesse für die politischen Verhältnisse seiner Zeit, bald erkannt und beschlossen, sich seiner gewandten Feder zur Förderung seiner politischen Bestrebungen zu bedienen. So wurde

---

[1]) Es liegt auch ein Fragment von Müllers Hand von 1786 oder 1787 vor: „Idées sur une histoire de l'Empire". St.-B. Msc. Müll. 131.

[2]) S. W. V, 165; ähnlich im Brief an Dohm S. W. XVI, 238.



Müller zu Mainz ein politischer Schriftsteller, dessen Schriften großes Aufsehen machten.

Eine erste Frucht dieser Tätigkeit ist eine kurze Abhandlung vom Juni 1786, betitelt „Zweierlei Freiheit", die in der Julinummer 1786 des Leipziger Deutschen Museums, gegen den Willen des Verfassers, unter seinem vollen Namen veröffentlicht wurde[1]). Er schickte sie dem Kurfürsten, um nach seinem Rat und nach dem Eindruck, den sie machen werde, sich zu entscheiden, ob er diese Tätigkeit fortsetzen oder aufgeben wolle. „Dazu war sie mir nützlich, daß ich mich der Gelegenheit bedient, abzulehnen, was man mich seit Monaten wollte machen schreiben, und in Dohms Note bei ‚Zweierlei Freiheit' schon angekündigt ist."

Die kleine Schrift ist eine Polemik gegen die Schrift des Reichsfreiherrn Otto v. Gemmingen „Über die königl. preußische Assoziation zur Erhaltung des Reichssystems", die vom österreichischen Standpunkt aus die preußische Politik heftig angegriffen und nachzuweisen gesucht hatte, daß die dem Fürstenbund sich anschließenden deutschen Staaten, vornehmlich das Kurfürstentum Mainz, nur untergeordnete Werkzeuge der politischen Absichten eines mächtigen Hofes würden, der dem deutschen Reich seit jeher den größten Schaden zugefügt habe[2]). In wirksamer Weise stellt Müller ein Beispiel aus der alten Geschichte einem aus der neuen gegenüber: die Verhinderung des Bündnisses der griechischen Staaten mit Philipp V. von Mazedonien durch die Umtriebe der Römer, die den Griechen durch Flamininus die Freiheit verkündigten, um Mazedonien und Griechenland umso leichter unter ihre Herrschaft zu bringen. Diesem Beispiel stellt Müller das Bündnis der europäischen Staaten gegenüber, das Wilhelm III. von Oranien gegen die ehrgeizigen Pläne

[1]) Wiederabdruck S. W. IX, 3—10. Dohm, der an der Nennung von Müllers Namen schuld war, fügt der ersten Ausgabe die Bemerkung bei: „Ein Fragment einer größeren Schrift, welche dem Verfasser durch die Dohmsche über den deutschen Fürstenbund entbehrlich gemacht schien. Gewiß mit Unrecht. Eine Schrift, wie sie dieses Fragment verspricht, kann durch keine andere entbehrlich gemacht werden, und da ich unwissend den Anlaß gegeben, daß mein Freund seine Arbeit unterbrochen, so habe ich es mir destomehr zur Pflicht gemacht, ihn um deren Fortsetzung zu ersuchen, und kann auch jetzt die Hoffnung geben, daß gegen Ende dieses Jahres ein kleines, aber an großen Gedanken reiches Werk über die patriotische Verbindung erscheinen werde, würdig des Gegenstandes und des edlen Geschichtschreibers der Eidgenossen."

[2]) Über den Fürstenbund und seine Verteidiger und Angreifer, vor allem Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit Bd. III, S. 46—153. Er nennt noch im Jahre 1817 die Schrift Müllers über die Darstellung des Fürstenbundes eine treffliche Schrift, voll richtiger und feiner Bemerkungen.



Ludwigs XIV. zustande brachte. „So viel, Fürsten deutscher Nation! vermochte die assoziirte Freiheit eurer Väter; den Ausgang der unassoziirten habt ihr gesehen; diese räth euch Herr O. v. G.; die Historie jene. In diesem Jahr am neunten Heumonat werden hundert Jahre seyn von der Assoziation eurer Väter; ihr seid noch frei, durch sie!"

Zur Zeit des Erscheinens dieser kleinen politischen Schrift war Müller bereits mit seiner bedeutenden Abhandlung über den Fürstenbund beschäftigt. Daß diese Arbeit ihn lebhaft interessierte und daß sein Wirken für den Fürstenbund seinen eigenen politischen Überzeugungen entsprach und nicht nur im Interesse seines Herrn, sondern nach seiner Ansicht auch in demjenigen seines schweizerischen Vaterlandes war, ist bereits nachgewiesen worden. Tatsächlich hatte er schon in Bern den Plan einer Schrift gegen die Abhandlung des Reichsfreiherrn v. Gemmingen gefaßt und mit der Ausarbeitung begonnen, als ihm die Veröffentlichung Dohms, die ihm der Verfasser selbst zuschickte, diese Arbeit als überflüssig erscheinen ließ, „weil der Feind schon überwunden lag".

Der Gedanke, die Arbeit von neuem aufzunehmen, wurde schon im April 1786 wieder geweckt durch einen Antrag des Buchhändlers Spener in Berlin, der von Müller für den von ihm herausgegebenen historischen Almanach für das Jahr 1787 eine Abhandlung über den Fürstenbund wünschte[1]). Die Bedenken, die Müller anfangs hegte, wurden durch die Zustimmung des Kurfürsten und die Vorstellungen seiner Freunde am Mainzer Hofe und der Berliner Staatsmänner[2]), vor allem Dohms und Hertzbergs, bald zerstreut. Von allen Seiten wurden ihm die nötigen Quellen und das statistische Material zugesagt.

Schon am 10. Mai 1786 schrieb er vertraulich an Nicolai, daß er die Arbeit begonnen habe, und am 6. Juni berichtet er dem Bruder, daß er schon viel gelesen und erforscht, viel bemerkt und notiert und wenigstens den Entwurf vom preußischen Kabinett sehr gebilligt gesehen habe. Nun müsse er in die Geheimnisse der Sache eingeweiht werden und die verschiedene Macht und Lage der zwölf Staaten genau kennen lernen. Allerdings stiegen ihm noch einmal

---

[1]) Fünf Briefe von Karl Spener an J. M., St.-B. Msc. Müll. 93. Müller gab schließlich vor allem auch auf den Rat Dohms den Gedanken, die Abhandlung im Spenerschen Almanach herauszugeben, auf und entschloß sich, sie in einer besonderen Schrift zu veröffentlichen.

[2]) Am 1. Juni 1786 schrieb Boulet aus der nächsten Umgebung des preußischen Kronprinzen an Müller, der Kronprinz sei sehr erfreut darüber, daß Müller für diese Schrift gewonnen worden sei. St.-B. Msc. Müll. 93.



Bedenken auf, ob es in seiner Stellung klug sei, in dieser Weise politisch hervorzutreten, weil bei einer möglichen Neubesetzung des Erzbistums Mainz sich die politische Parteinahme des Erzbischofs ändern könnte und er dann von allen Seiten, auch von Preußen, das alles ignorieren wolle, im Stiche gelassen würde[1]). Der Tod Friedrichs des Großen am 17. August 1786 hatte in bezug auf den Fürstenbund keine Änderung der preußischen Politik zur Folge; Friedrich Wilhelm II., der Müller schon als Kronprinz sehr günstig gesinnt war, und der Minister Hertzberg, der mit ihm seit längerer Zeit im Briefwechsel stand, betrieben zunächst mit allem Eifer den weiteren Ausbau des Fürstenbundes[2]). Schon Ende Juni 1786 war Dohm als bevollmächtigter Minister am kurkölnischen Hofe und als Gesandter beim niederrheinisch-westfälischen Kreise nach Köln und damit in die Nähe des ihm eng befreundeten Müller gekommen. Dieser traf bei Gelegenheit seiner Reise nach Lothringen im September 1786 mit dem preußischen Diplomaten zusammen und wurde von ihm in dem Plane zu einer Schrift über den Fürstenbund bestärkt; zudem erhielt er nun von seinem Hofe den ausdrücklichen Auftrag dazu. Im Dezember wurde er für einige Wochen von seinen Amtsgeschäften auf der Bibliothek befreit, um sich ganz dieser Aufgabe widmen zu können. Sie nahm ihn mehr in Anspruch, als er anfänglich gedacht hatte, denn sie war ihm unter der Hand gewachsen und machte während der Ausarbeitung manche Verbesserung nötig[3]). Am 13. Februar 1787 war das Werk beendigt; am 24. Februar berichtete er an Jacobi, daß der Druck bevorstehe oder bereits begonnen habe. Im Mai 1787 erschien bei Weidmann in Leipzig ohne Angabe des Verfassers die bedeutendste

---

[1]) Bedenken machte es ihm auch, daß man ihm das Dokument des Fürstenbundes nicht zur Einsicht überlassen wollte und daß ihm durch Dohm mitgeteilt wurde, er solle den Minister Hertzberg so viel als möglich aus dem Spiele lassen.

[2]) Müller sprach sofort in einem Briefe an Hertzberg seine Freude aus über die Anerkennung, die ihm vom neuen Herrscher entgegengebracht werde. Immerhin äußerte er bald Bedenken über die Richtung der neuen preußischen Regierung. Am 18. Januar 1787 schrieb er in sein Tagebuch: „Friedrich der Große wird von Friedrich Wilhelm II. verachtet; er spottet seiner; so sein Hof. Ihre Maxime: alles anders! Schon ist in allen Collegien geändert. Hertzberg will den Schulmeister machen; der König ist darüber ungeduldig. Zedlitz hängt, wie er schwach ist, den Mantel nach dem Winde. Gemisch von Frömmigkeit, Freymaurerey, Rosenkranzerey; diese Gesellschaft regirt alles. Der Kronprinz hat sich Friedrich Wilhelm I. zum Vorbild genommen, lacht über Manschetten, weint, wenn er Orden tragen muß. Man sucht nun den König für Östreich zu gewinnen."

[3]) In Müllers Tagebüchern wird fast täglich über den Fortschritt der Arbeit berichtet.

politische Schrift Müllers: „Darstellung des Fürstenbundes"[1]). In der Vorrede weist er darauf hin, daß Assoziationen der Fürsten schon wiederholt dem Reiche heilsam gewesen seien, daß auch jetzt wieder die Rettung des Reiches durch die Vorsicht und Entschlossenheit patriotischer Fürsten erfolgt sei; es erscheine als Pflicht, einerseits für die Nachkommen, die den Fürstenbund als eine Hauptstütze ihrer Sicherheit ehren werden, die Geschichte seines Ursprungs zu beschreiben, anderseits seine Grundsätze in klares Licht zu stellen. Nicht aus Furcht habe er seinen Namen auf dem Titel verschwiegen, sondern um nicht den Eindruck zu erwecken, als ob die Schrift auf Befehl seines Landesherrn entstanden sei. Nicht für die Regierungen der deutschen Stände, sondern für das deutsche Volk und die Nachwelt sei sie bestimmt; deshalb habe er sie frei, nach *seiner* Einsicht und *seinem* Gefühle geschrieben; sie sei also keine Hofschrift. Diese Versicherung ist insofern nicht ganz zutreffend, als Müller tatsächlich vom kurmainzischen Hofe zu der Schrift ermuntert und für ihre Bearbeitung für einige Monate von seinen Amtsgeschäften als Bibliothekar beurlaubt worden war. Sicher ist sie auch vor der Drucklegung vom Kurfürsten und von dessen Ratgebern genau geprüft worden.

Das erste Buch handelt, weit ausholend, von der Freiheit, von der Entstehung der Gesetze und der Gewalt, vom Aufkommen der alten Weltmonarchien als Folge der Sittenentartung, vom Einfluß der christlichen Religion, welche die christlichen Völker auf eine gleichmäßige Kulturstufe gehoben und dadurch die allunterjochende Präpotenz eines einzelnen verhindert hat; wie schon früher, spricht Müller wieder den Gedanken aus: Der Papst, ein Vormund unserer barbarischen Väter, gründete dieses neue System. Lang hielt er es zusammen. Der Mißbrauch seiner Macht erregte Protestationen." — Durch mangelhafte Verfassungen, durch Fürsten und Völker, zumal durch die Stände, ist vieles versäumt, sehr viel Tunliches nicht getan worden. Aber „jenes herkulische Mittel der Verzweiflung, die Universalmonarchie, verhält sich zu allen diesen Übeln wie zu Krankheiten der Tod". Nun folgt die eindringliche Warnung vor der Universalmonarchie, die Asien, den Garten der Erde, vormals frei in hundert Staaten, jetzt unterjocht von wenigen

[1]) Sie ist 1788 in zweiter verbesserter Auflage und 1789 unter dem Titel: „Tableau de la confédération germanique" in französischer Übersetzung von G. A. H. Graf v. Callenberg in Berlin herausgekommen und nach der Ausgabe von 1788 wieder abgedruckt in der S. W. IX, 13—310 mit einer vorher nicht gedruckten Vorrede.



Despoten, zugrunde richtet, und die Ermahnung, zu arbeiten für die Erhaltung und Vervollkommnung der Verfassungen, „diese sich selbst belohnende Arbeit, in der wir uns Männer fühlen".

„Leben ohne Arbeit ist wie eine Despotie, die in Untätigkeit fault. Wenn wir die Sorge für die Freiheit versäumen, so will ich nicht sagen, daß wir unwürdig sind, Bürger dieses Welttheils, und unwürdig, teutsche Männer zu heißen; wir können keine Christen seyn."

Das „andere" Buch handelt „vom Gleichgewicht". Die Gleichgewichtstheorie erscheint in Müllers Schriften als ein Leitmotiv; sie war im Geiste der Zeit begründet, tritt aber bei keinem anderen Geschichtschreiber und Staatsmann so scharf ausgeprägt hervor wie bei Müller, dem das Gleichgewicht als Lebensprinzip und historisches Erleben erscheint[1]). Müller durchgeht hier die deutsche Geschichte von der drohenden Universalmonarchie Karls des Großen durch das ganze Mittelalter, immer hervorhebend, welche Kräfte erfolgreich der Ausbildung des Despotismus entgegenwirkten und das Gleichgewicht aufrecht erhielten. Auch die mächtig aufstrebende, erblich gewordene Monarchie in Frankreich wurde, als sie sich über Italien auszudehnen unternahm, durch die Verbindung Kaiser Maximilians mit Ferdinand von Spanien zurückgewiesen. „Diese Bündnisse waren die Grundlage zu einem System des Gleichgewichtes für Europa, wie es zuvor nur zwischen den verschiedenen Staaten Italiens war. — Die Idee des europäischen Gleichgewichtes ist groß und wohlthätig. Wie dem gewaltigsten so dem geringsten Staat, werden durch die Theilnehmung der zunächst interessierten und ferners der übrigen Staaten seine Rechte gesichert."

Darauf bildete sich die gewaltige Macht Karls V., eine neue drohende Universalmonarchie, der weder die Vereinigung der Kurfürsten noch die Religionsspaltung Einhalt gebieten konnten; der Schmalkaldische Bund wurde gesprengt, „zur großen Lehre für uns,

---

[1]) Karl Schück (Studien über Joh. v. Müller S. 34—37) erblickt in Herders Lehre von der Dynamik, vom harmonischen Zusammenwirken, vom Gleichgewicht der Kräfte die philosophische Vertiefung von Müllers Gleichgewichtslehre. Neuerdings hat Jaggi (über Johannes v. Müllers Geschichtsauffassung S. 67 ff.) zutreffend nachgewiesen, daß Müllers Gleichgewichtsidee nicht auf der Forderung der Ausgeglichenheit und Harmonie im Sinne Herders beruht, sondern daß sie eine Hauptanschauung des wirtschaftlichen Liberalismus teilt, die mit der Überzeugung Macchiavellis von der wohltätigen Wirkung anspornender Gefahr und Konkurrenz übereinstimmt. Mit Müllers Gleichgewichtsidee hängt auch sein Staatsideal zusammen: mittelgroße und kleine Staaten, die aus Furcht vor anderen ihre Kräfte beständig rege erhalten müssen; für große Staaten die Monarchie; nur für kleinere ist die republikanische Ordnung annehmbar.



auf daß wir im Frieden den Krieg bedenken und nie vergessen, daß zu unserer Zeit die beste auch die schwerste Sache ist". Aber zwei haben Europa vor Karl V. errettet: ein König von Frankreich, der sein Interesse kannte, und ein Kurfürst, der seine Pflicht beobachtete. Müller rechtfertigt die Erhebung von Moritz von Sachsen gegen Karl V.; er trat für die Gesetze des Reiches gegen den Kaiser ein; er war dazu verpflichtet; mit ihm wäre das Reich gefallen. Der Bund mit Frankreich war natürlich, weil Frankreich darauf dringen mußte, daß Deutschland seine Verfassung behalte; die Alleinherrschaft in Deutschland wäre für Frankreich gefährlicher geworden, als Frankreich dem deutschen Reiche gewöhnlich sein kann. — Darauf scheiterte die Macht Philipps II. an der Verbindung Heinrichs IV. von Frankreich, der englischen Königin Elisabeth und Wilhelms von Oranien. —

In den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges erwies sich die protestantische Union als unfähig; in dem Augenblick, da sie Deutschland bewahren sollte, war sie unschlüssig und uneins. Ferdinand II. konnte mit despotischer Willkür sich über den Reichstag und die Gesetze des Reichs hinwegsetzen, bis Gustav Adolf und Richelieu sich ihm entgegenstellten. Der Westfälische Frieden war der Zeit angemessen, in seinem Geist so umfassend und systematisch, daß er das erste Studium der Staatsmänner sein muß. Er befestigte die Gesetze der Deutschen und die europäische Freiheit. Die furchtbare Übermacht des Hauses Habsburg seit Karl V. war bei weitem die größte politische Gefahr, welche die Menschheit seit mehr als tausend Jahren bedroht hatte. Das System des Gleichgewichtes wurde durch die vielfache Bewegung der größten Staatsangelegenheiten sehr erweitert; nur zum Teil den Seemächten und Rußland blieb es fremd. — Bei der glücklichen Entscheidung dieser Krise war nur das zu bedauern, daß die Verfassung des Reichs durch fremde Hilfe behauptet worden war. Müller weist nach, daß das französische Interesse mit dem reichsständischen eng verbunden sei. Es ist aber für die europäische Freiheit nicht genug, daß die Reichsverfassung bestehe; die Deutschen müssen hierzu selber stark genug sein. —

Dem Niedergang dieser Macht folgte die Erhebung Frankreichs unter Ludwig XIV. Aber das System des Gleichgewichtes hemmte seine Macht; es bildeten sich Bündnisse gegen ihn; Wilhelm III. von Oranien erreicht alles durch Assoziationen; aber er erreichte es in seiner Jugend auch durch die Hilfe des großen Kurfürsten. „Die brandenburgische Monarchie ist von außerordentlich vielen Gränzen zugänglich. Darum sind Heldenmuth, Klugheit, Sparsamkeit und



Bündnisse dieser Macht nothwendig." Aber die Stände des Reichs trennten sich über kleinliche Fragen der Hofetikette. Es folgte die Pfälzer Erbfolgefrage und die Wahl des Kurfürsten von Köln. Es ist ein unendlich wichtiger Punkt im System des allgemeinen Gleichgewichtes, daß das Kurhaus Pfalz zwischen Frankreich und Österreich möglichst fest und gewaltig regiere, und so lange im Reiche Gesetze gelten, ist äußerst viel daran gelegen, daß die geistlichen Kurfürsten der besten Partei zugetan sind und nicht unter den Einfluß einer prädominierenden Macht fallen; sie vermögen mehr Gutes, als viele begreifen. Das System des Gleichgewichtes wurde im Jahrhundert Ludwigs XIV. so allumfassend, daß von dem an weder eine Staatsveränderung von allgemeinem Einfluß ohne Teilnehmung der übrigen Mächte, noch in diesen letzten 80 Jahren eine Präpotenz wie jene vorigen, jemals hat entstehen mögen. Daher die Konsistenz der Staaten; der gewaltigste muß viele schwächere oder in Verfall sinkende neben sich leiden. Die Kriege sind auch deswegen seltener, weil den unermeßlichen Aufwand nicht mehr so leicht eine Eroberung ersetzt. — „Europa hat sich in zwei Konföderationen gebildet: eine des zu jeder Zeit mächtigsten, welcher durch scheinbare Vortheile den oder diesen in sein Interesse zieht, und eine bei weitem zahlreichere deren, welchen die Freiheit angelegen ist. Aus diesem Gleichgewicht entsteht eine Ruhe, die keine Universalmonarchie besser geben könnte, blüht ein Leben aller Theile des Ganzen, wie es unter den besten der alten Cäsaren nicht war. Das gemeinschaftliche Interesse für Freiheit und Frieden verbindet die Völker am festesten; nie haben sich die Errungenschaften der Kultur schneller und wirksamer fortgepflanzt, als da ein jeder sich bestrebt, in keiner Sache unter dem anderen zu sein." In diesem System traten die europäischen Mächte in das laufende Jahrhundert ein. Es zeigt sich in den Teilungstraktaten um die spanische Erbfolge, im Sukzessionskrieg, in den Bündnissen, welche des Alberoni unruhigen Mut brachen, im Ton der Verwaltung Georgs I. von England und im Ministerium des weisen Fleury.

Im 18. Jahrhundert entwickelten sich zu fast allgemeinem Erstaunen Revolutionen und Verhältnisse, die den gerechten und notwendigen Grundsatz des Gleichgewichtes nicht stürzten, aber neue Modifikationen seiner Anwendung erforderten. Handel und Kredit wurden zu Hauptgegenständen der Politik. Der Handel, der Sohn der Freiheit und Zögling des Friedens, erhob Länder, die im Reich der Cäsaren geringe Provinzen gewesen waren, zu bedeutender Macht. Diese Veränderungen fühlten vornehmlich die Seemächte.



Gleichzeitig aber zwang Peter der Große dem Norden sein Gesetz auf und erwarb Rußland eine Macht, die für Freund und Feind wichtig wurde, und in Brandenburg-Preußen bewies Friedrich Wilhelm I., was großer Verstand und genaue Ordnung vermögen. Er legte die Grundlage für Friedrich II., der den Zustand Europas vornehmlich durch zwei Dinge veränderte: seine neue Kriegskunst und dadurch, daß er zeigte, daß eine starke Kriegsmacht unterhalten werden könne, ohne Hemmung der Bevölkerung, durch beharrlich gute Ordnung. Er gab den Anstoß zur Verbesserung des Kriegswesens in vielen anderen Staaten.

Die Ausführungen des zweiten Buches faßt Müller im Schlußkapitel in den Sätzen zusammen: „Ein Staatensystem, worin die Macht unter mehreren Fürstenthümern und Republiken so vertheilt sey, daß kein Staat ungerecht seyn dürfe — das System des Gleichgewichtes — ist in einer bedenklichen, doch nicht verzweifelten Lage. Rüstung wider Angriffe ist das beste Mittel, sie zu verhüten; die Behauptung des gemeinen Wesens ist gerade schwer genug, um Ruhm zu versichern; Versäumniß ist feiges Hingeben seiner selbst und Verrätherei an der Menschheit; auch ist, wie in Solons Republik, Gleichgültigkeit unklug und unerlaubt. Nationen, welchen man die auswärtigen Sachen gleichgültig machen will, sollten sich gesagt seyn lassen, was dem Volke des großen Hermanns geschah. Lang hielten die Cherusker unangefochten tiefen und einschläfernden Frieden. Bequem war ihr Stillsitzen, aber unsicher: es ist eine trügerische Ruhe zwischen leidenschaftlichen und gewaltigen Nachbarn; wenn es auf die Waffen ankömmt, heißt gut und gerecht, wer den Sieg erhält. Aus diesem Grund wurden eben dieselben ehemals die guten redlichen Cherusker, endlich aber die trägen, die thörichten genannt (Tacitus Germ. 36)."

Das dritte Buch handelt „von dem Reich der Teutschen", von der Bedeutung Europas für die materielle und geistige Kultur der Menschheit und von der Stellung Deutschlands in Europa, vom Charakter der Deutschen und ihres Landes. Es mutet fast wie die verhängnisvolle Überhebung mancher Deutscher in den Zeiten vor dem großen Weltkrieg an, wenn Müller meint, von ihnen hängt alles Gleichgewicht in der Politik, die Freiheit von Europa, das Wohl des menschlichen Geschlechts ab. Er kommt dabei zu einer zweifellosen Überschätzung der damaligen Reichsverfassung, die man kennen und schätzen müsse, wenn man sie behaupten wolle. Ihre Form ist zwar durch Revolutionen mannigfaltig bestimmt worden; ihre uralte Grundfeste aber ist die Freiheit. Auch nach der Völker-



wanderung war die Majestät bei den Königen, die Macht bei den Gemeinden; sie ist im Laufe der Zeit an die Landstände und Fürsten gekommen. „Wie vormals bei den Gemeinden, so präsidierten die Kaiser bei den Fürsten." Im Reich ist niemand souverän, als das Reich selbst. Durch seinen Willen sind Kaiser gesetzt, von ihm ist ihre Majestät ausgegangen. Die gesetzgebende Gewalt, die Kriegserklärung, das Reichsfinanzwesen hängt von den Ständen ab. Ein Kaiser ist Kaiser nach Gesetzen; in dem Augenblick, da er sie übertritt, verschwindet der Kaiser; der Despot beginnt; ihm ist keiner verbunden, sondern jeder gegen ihn. Die Souveränität als höchste Gewaltübung gebührt aber weder dem Kaiser noch dem Reich, sondern dem Gesetz, welches dem Reichshaupt und jedem Stand Gewalt und Grenze bestimmt. Der Mächtigste und der Schwächste, alle müssen dem Gesetze gehorchen. So ist's in den Republiken. So ist ein deutscher Fürstenbund nicht für oder wider Personen, sondern für das Gesetz, nur wider die Feinde des Gesetzes. Gegenüber dem Streben der Kaiser, eine erbliche Hausmacht auszubilden, war nichts dem Vaterlande nützlicher, als die Assoziation geistlicher und weltlicher Fürsten für die gemeinschaftliche Freiheit. Einem Kaiser der Deutschen ist eine große Hausmacht nicht notwendig; der Glanz des Reiches besteht darin, daß jeder den vaterländischen Gesetzen gehorche. Ihr Ansehen beruht auf der Teilnehmung von vielen sicherer, als auf der Gewalt eines einzigen. Wider fremden Angriff sind alle ohne Unterschied verbunden. Die Freiheit der alten Deutschen lebt noch in der Verfassung des Reichs. Der Thron des Oberhauptes ist noch von den Fürsten umgeben, zu denen später noch die Städte hinzugekommen sind; ohne ihren Rat wird in Reichsangelegenheiten nichts geschlossen. Die Reichsverfassung ist eine große Eidgenossenschaft ungleicher Mitglieder, die, bewogen durch den Wechsel der Zeiten, sich verständigten auf gemeinsames Recht und gemeine Hilfe, nicht auf Eroberungen. Unschuldigere, der menschlichen Gesellschaft angemessenere, löblichere Maßregeln, als Assoziationen für Freiheit und Frieden gibt es nicht. Sie sind gemeiniglich ungeschickt, sich zu vergrößern; das verschiedene Interesse löst sie alsdann auf. Man sieht es an den Schweizern: unüberwindlich in den Waffen der Freiheit, getrennt, sobald sie erobern wollten, hierauf durch ihren gesunden Verstand und mancherlei Umstände zum Frieden bewogen, genießen sie, unbeleidigend und unangetastet, nun ins dritte Jahrhundert eines Glücks, welches ihre Mäßigung nie besser wünscht und welches auch den Nachbarn vorteilhaft ist. —



Die Deutschen haben sich in allen Krisen durch Assoziationen geholfen. Hansa, schweizerische Eidgenossenschaft, St. Georgenschild, Landfrieden, Religionsverträge, Westfälischer Friedensvertrag sind assoziationsweise errungen worden; keine Maßregel ist konstitutioneller. Darin liegt germanische Freiheit und Reichsverfassung. „Dort liegt Gold neben Fesseln, hier der seltene Ruhm, zugleich die stärkste und beste Nation zu seyn. Wer deutschen Sinn hat, kann der zweifeln?"

Das vierte Buch handelt „von Begebenheiten und Grundsätzen, durch die ein Fürstenbund veranlaßt werden mochte". Zunächst wird der Übergang der Macht von Habsburg auf das Haus Lothringen und der Wert der Kaiserwürde für dieses Haus hervorgehoben. Joseph II. hat in seiner kühnen und schnellen Art sofort neue Grundsätze eingeführt. Er anerkennt kein anderes Gesetz, als das Beste seines Staates, das er nach dem Lichte seines Geistes, dem Eifer seiner großen Seele und nach den Berichten derer, denen er sein Vertrauen schenkt, bestimmt.

Der Grundsatz seiner Staatskunst lautet: Verträge muß man halten, so lange die Machtverhältnisse unverändert bleiben; wenn sie sich ändern, wenn der eine der kontrahierenden Teile schwach geworden ist, so ist der andere zu nichts mehr verbunden. Es falle der Staat, der sich nicht weiß zu erhalten. Patriotismus ist Selbstsucht; ein aufgeklärter Mann ist Kosmopolit. Kleine Fürsten haben eine erkünstelte, unnatürliche, ängstliche Macht. Besser, wo, von Weisen umringt, Einer herrscht; er wird Freiheit gestatten und Menschenglückseligkeit schaffen, weil er es kann. Die Friedenschlüsse sind das Werk augenblicklicher Not. Nur das Gesetz des Wohls vom Ganzen ist ewig, unveränderlich, „impräscriptibel". Sollte die Schwäche der Vorfahren binden? Die Auslegung und Anwendung ist dessen, dem Gott gab, der Gewaltigste zu sein. „In diesem Geiste sind keine barrières mehr; der Kaiser will nichts mehr davon hören; die Verträge sind nichts mehr."

Nun werden die Fälle besprochen, in denen sich der Kaiser über Verträge und urkundliche Rechte hinwegsetzte: die Passauer Irrungen, die Verkürzung der Diözesanrechte des Erzbistums Salzburg, die Erteilung massenhafter Panisbriefe durch den Kaiser, die pfalzbayrischen Dominikalsteuern, das burgundische Insassengeschäft, die Schädigung der Interessen der Reichsritterschaft, der Durchmarsch kaiserlicher Truppen nach Holland und die Verletzung der Requisitionsformen, die österreichischen Werbungen, der versuchte Tausch von Bayern, die Bedrohung der bayrischen Landesfreiheiten, der



pfalzbayrischen Kurrechte und Hausverträge, der Interessen des Reichs, der geistlichen und weltlichen Herren und Reichsstädte in Oberdeutschland, die Bedrohung der Schweiz durch die gewaltige Vergrößerung der österreichischen Macht in Oberdeutschland und die Bedrohung Frankreichs.

In eindringlicher Weise wird auf diese Gefährdungen der Rechte und des Friedens, auf die drohende Despotie aufmerksam gemacht, und es werden daran politische Ratschläge und Grundsätze angeschlossen. „Wo die Gesetze aufhören, ist gefährlich für den Schwächern, sein Recht hilflos zu compromittiren.“ „Wo nur die Macht gilt, muß der Schwächere nachstehen; in Deutschland können die Gesetze angerufen werden.“ „Patriotismus und Ehre lassen sich nicht denken, wo niemand etwas ist, als wozu ihn der Fürst macht.“ „Wenn die Hierarchie ein Übel wäre, besser doch, als Despotie: Sie sei eine leimerne Mauer; sie ist's doch gegen Tyrannei; der Priester hat ein Gesetz; der Despot hat keines; jener beredet, letzterer zwingt; jener predigt Gott, letzterer sich.“ „Das Ärgste, das Unverbesserliche, der Tod alles Guten ist Despotismus, militärische Alleinherrschaft.“ „Ich möchte den großen Geist, welcher die Kirchenreform bewürkte, nicht unterdrücken, aber den unpolitischen Schultheologengeist, in den er ausartet. Ich will keinen Protestanten katholisch machen, aber der Katholische soll dürfen katholisch bleiben. Ich habe nichts dawider, daß für sein Gewissen einer die Pfaffen und einer die Freigeister fürchtet; ich aber fürchte zwo Millionen geübte Krieger gegen hilflose Rechte.“ „Daß die Hierarchie der katholischen Kirche unabhängig sei, hat gleich guten Grund im Interesse der Völker und in den Gesetzen der Kirche.“ „Man muß dem Stümmeln und Untergraben des Reichskörpers in den ersten Wegen wehren.“ „Vernichtet und verloren ist ein kleiner Staat, sobald er der Übermacht in seinem Recht nur ein Haarbreit nachgiebt.“ Die Eingriffe in verbriefte Rechte sind derart, „als ob die Bande des Reichs der Deutschen schon aufgelöset, keine Reichsgerichte, kein Reichstag zu ehren wäre. Es wird Modeton, sich darüber hinwegzusetzen. Die Fürsten müssen zusehen, daß dem gemeinen Wesen kein Abbruch geschehe; es muß ein Fürstenbund seyn.“ „Nichts ist gering, was von dem Mächtigsten herrührt; oft ist von geringem Anfang die fürstliche Gewaltübung erwachsen.“ Im besonderen über die brennende Frage, die wiederholten Versuche Josephs II. zur Erwerbung von Bayern, sagt Müller: „Es mag in einem Hausvertrag vorbehalten seyn, daß im Nothfall, mit Einwilligung des gesammten Hauses, eine unbedeutende Verpfändung und eine Veräußerung stattfinden könnte;



eine gänzliche, eine immerwährende des Baierlandes oder eines beträchtlichen Theils, ist so wenig nach Tractaten, als nach den politischen Interessen, ebenso wenig einem, als allen Gliedern dieses Hauses erlaubt. — Das Reich und die weltlichen und geistlichen Stände dürfen nicht zugeben, daß ein unabhängiges Reichsfürstenthum die untergeordnete Provinz einer großen Monarchie wird, in welcher der Unterthan fünfmal mehr bezahlen muß, in der vom Ansehen der Landstände kaum der Name übrig ist, wo kein Rekurs ist, welche sich dem Reich möglichst fremd macht. — Wer die Umstände bedenkt, wird zwischen der Besitznehmung Baierns und der Eroberung des Reiches nur den Unterschied finden, daß jene vorgehen muß, diese aber hierauf nicht wohl zu hindern seyn wird." „Aber auch die Schweiz und Frankreich können es nicht zugeben. Mit Joseph steht die Schweiz in sehr guten Beziehungen; sie verehrt ihn ohne Furcht oder Mißtrauen. Aber dawider kann Joseph nicht sichern, wenn die benachbarten Kreise vereinigt würden, daß ein Thronfolger nicht auch gegen sie die Nahrungswege sperre und Kriegsheere sende. Der Fall der Eidgenossenschaft würde nicht geschehen ohne großes Geräusch und sehr empfindliche Folgen für das allgemeine Staatensystem. Auch um der Schweiz willen darf Europa nicht leiden, daß vermittelst Baierns die oberen Lande unter Einen Herrn kommen, und Frankreich liegt an der Schweiz ebenso viel, als den Schweizern selbst. — Um der Sache willen des mächtigsten Gewährleisters der westfälischen Tractaten kann das Reich nicht zugeben, daß mit Baiern eine Veränderung vorgehe; um seines Reichs willen kann der König von Frankreich sie nicht gestatten; des allgemeinen Friedens wegen muß Europa sie hindern; um der gegenseitigen Freundschaft willen, wenn die bleiben soll, darf Österreich dieses nicht suchen."

Zum Schlusse dieses vierten Buches führt Müller die älteren Verträge auf, die dem Ländertausch entgegenstehen; die Politik Friedrichs II. dagegen, durch die er zum Retter der Gesetze Deutschlands und des allgemeinen Staatensystems geworden ist, den Feldzug von 1778 und den Frieden von Teschen und endlich die neuesten Umtriebe der österreichischen Politik von 1785, die durch den Freiherrn v. Lehrbach in München und durch den russischen Minister Graf v. Romanzow in Zweibrücken gemacht worden waren und den Umtausch von Bayern, Oberpfalz, den Fürstentümern Neuburg und Sulzbach und der Landgrafschaft Leuchtenberg gegen die österreichischen Niederlande als Königreich Burgund erreichen sollten, von bedeutendem Vorteil für Österreich, für das deutsche Reich aber



von größtem Nachteil. Sie wurden aber durch die Erklärung des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken, „daß er seine altväterlichen Erblande nie vertauschen werde", vereitelt. — Diese letzten Vorgänge veranlaßten nun Friedrich II. zur Gründung des Fürstenbundes, mit dem sich das fünfte Buch der Abhandlung beschäftigt. Es hebt zunächst den gewaltigen Eindruck, den das Gerücht des beabsichtigten Ländertausches in Bayern hervorgerufen hatte, hervor. Die Gefahr sei zwar durch die standhafte Haltung des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken für einmal beseitigt worden; sie könne sich aber wiederholen. Einen Schutz dagegen bietet das System des Königs von Preußen. Die Stellung Preußens zum Reiche gründet sich auf seine Lage. „So lange diese bleibt und ein König sie kennt, so lang müssen die Preußen die Erhaltung des deutschen Reiches wollen; das Können hat Friedrich hinterlassen. Er hat die preußische Armee, den langgesammelten Schatz, die Blüte des Landes, die angestammte Fürstenweisheit, den Nationalheldenmut und feurigen Patriotismus nicht zu Werkzeugen des finsteren Ehrgeizes gemacht, sondern der allgemeinen Sache deutscher und europäischer Freiheit geweiht." Fast überschwenglich wird die Politik Preußens gerühmt; „sein Flor ist Glück und Sicherheit für alle". In diesen Gesinnungen hatte Friedrich der Große den Frieden von Teschen zustande gebracht, und nach dem neuen Plan des Ländertausches seinen Plan zur Erhaltung des Reichssystems den vornehmsten Reichsfürsten mit größter Freimütigkeit mitgeteilt. Daraus ist der Fürstenbund hervorgegangen. Europa ist aus allen Krisen durch zweierlei Mittel gerettet worden: durch große Männer oder durch Assoziationen. Solche zu schließen, kommt allen zu. Nichts ist natürlicher in der deutschen Verfassung, die im ganzen und in Teilen selbst eine mannigfaltige Assoziation ist. Nun werden ältere Assoziationen aufgeführt. Im Westfälischen Frieden wurde den Reichsständen das Recht, solche Bündnisse abzuschließen, ausdrücklich gewahrt, ebenso in den Wahlkapitulationen. Es ist auch im 18. Jahrhundert behauptet und ausgeübt worden. Gegen die Berechtigung des von Preußen angetragenen Fürstenbundes können keine staatsrechtlichen Bedenken erhoben werden. Dieser Fürstenbund ist nicht offensiv; er nennt niemand; er bezieht sich auf kein Faktum, sondern auf mögliche Fälle; er ist nicht gegen eine bestimmte Unternehmung; höchstens sieht man, daß er in den Zeiten seinen Grund haben muß. Er ist nicht eine von verschiedenen Reichsständen mit Preußen, sondern von verschiedenen Reichsständen, deren Preußen einer ist, untereinander, für einen wie für alle, ohne eine auszeichnende Be-



dingung, übereingekommene Assoziation; er legt keinem neue Verpflichtungen auf, fordert kein Opfer. Das Reich hat gegen möglichen Mißbrauch übermächtiger Hausmacht eines Kaisers durch eine Assoziation in sich selber Stärke gesucht. Der Fürstenbund ist somit eine in Maßregeln und Mitteln bestimmbare Erklärung der allgemeinen Reichspflicht gegen widerrechtliche, gewalttätige Ansprüche und willkürlich aufgedrungene Zumutungen, gegen alle eigenmächtige, dem Reichssystem entgegenlaufende Unternehmen, die Reichsverfassung zu erhalten und ihre Glieder bei Rechten, Ländern und Besitzungen zu schützen. Er ist selbst für des Reichsoberhauptes gesetzmäßiges Ansehen und Rechte; er ist auch für Österreich. Seine Errichtung war von vornherein gegeben; wo nur patriotisches Gefühl und beobachtender gesunder Verstand herrschte, fand er als Bedürfnis Eingang. Er brachte den Kaiser zu der Erklärung vor dem Reichstage, daß er das Reichssystem in allen seinen Teilen erhalten und nichts geschehen lassen wolle, das den Grundgesetzen entgegen wäre oder einem Stand lästig werden könnte, Erklärungen, die der Fürstenbund noch vor seiner Entwicklung als herrliche Früchte hervorbrachte. In diesem patriotischen Geiste wurde am 23. Heumonat 1785 in Berlin von drei Kurfürsten: Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg der Fürstenbund besiegelt. Unschuldsvolle edle Gerechtigkeit und gemeines Interesse waren seine Empfehlung; die Herzen des Volkes, der Beifall von Europa waren für ihn, so daß sich im Laufe weniger Monate neun der vornehmsten deutschen Höfe anschlossen. Nun wird der Reihe nach die Stellung der einzelnen Bundesglieder zur Anschlußfrage erörtert, wobei Müller genauer auf Kurmainz eingeht, um die Haltung des Erzkanzler-Erzbischofs zu rechtfertigen. Er hat mannigfaltigere Verpflichtungen, als irgend ein anderer Reichsstand. Ihm, dem Erzkanzler, steht die Wahrung der Gesetze, die Kenntnis ihres Geistes zu; er hat ihre Verhältnisse zum Ganzen der Verfassung, ihre Mängel, ihren Mißbrauch und ihre Gefahren zu beherzigen, auf die Verbesserung der ersten, die Abstellung der anderen und auf die Befestigung ihres Ansehens anzutragen; er mußte als der oberste, mächtigste und vermögendste der geistlichen Fürsten im Guten und Großen den Ton angeben. Die meisten Fürsten des Bundes sind Protestanten; aber sie gewähren die Rettung angelasteter Rechte geistlicher Mitstände. „Es ist Zeit, sich über die Routine zu erheben. Sei katholisch oder protestantisch, du bist ein freier teutscher Mann, dessen Vorältern lieber haben sterben wollen als dienen. Es ist klar, daß, wenn Mainz dem Fürstenbund nicht beitreten sollte, nicht Friedrich Karl Joseph



Kurfürst sein durfte, sondern ein der Geschäfte unkundiger, in der hohen Politik unaufgeklärter, für Pflicht und Würde gefühlloser, furchtsamer oder untätiger Fürst, welcher ohne eigenen Willen regiert worden wäre und Freunde und Räte gehabt hätte, denen das Gute und sein Ruhm nicht so viel als ihr Eigennutz angelegen wäre. — Sollte aus den Jahren dieser wirksamen glänzenden Regierung auf die Nachwelt auch nur dieses kommen, so werden die Staatsmänner später Zeiten übereinstimmen, der Kurfürst Friedrich Karl Joseph habe durch diesen Schritt seine mannigfachen Obliegenheiten zugleich erfüllt und ein Beispiel dargestellt, was ein Patriot und Staatsmann auf dem Stuhl zu Mainz dem Reich der Teutschen sein kann."

390 Tage nach der Unterzeichnung des Fürstenbundes starb sein Stifter, der große Friedrich; kein anderer hätte ihn besser stärken können als sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. Er trug die Grundsätze dieser Union in sein Herz geschrieben, längst ehe sie unterzeichnet wurden. Zum „Beschluß" führt Müller in überschwenglicher Weise die Hoffnungen aus, die auf den Fürstenbund gesetzt werden. Er wird deutsche Denkungsart aufnehmen und ausbreiten; er wird der Stolz des Jahrhunderts und die größte Wohltat sein, welche das Volk seinen Fürsten zu danken hat, wenn seine edlen und gerechten Grundsätze von jedem derselben in seiner Landesverwaltung befolgt werden. Er soll eine neue Seele in den Reichstag bringen und sich der Reichsjustizreform annehmen; er wird die Verbesserung der Reichsverfassung durchführen. „Sie ist bei weitem nicht unter den denkbaren die beste; aber sie hat unendliche Vorzüge vor willkürlicher Alleinherrschaft." Aber, wie überhaupt hohe Tugenden und große Anstalten keinen verderblicheren Feind haben, als die Meinung, die Tat sei vollendet und des Guten genug, so möge der Fürstenbund nie vergessen, daß nicht seine Existenz das Nationalglück macht, sondern seine Tätigkeit, wenn den bezweckten Frieden jeder Fürst wohl nutzt. In der politischen und moralischen Lage der Menschheit ist wie in der Natur unaufhörliche Bewegung; wer nicht vorwärts dringt, gerät hinter sich.

„Der Vater der Menschen und Gott aller Ordnung," so schließt Müller in wirkungsvoller Weise seine politische Denkschrift, „der von Anbeginn der Historie die Krisen der Nationen durch tausend unerwartete Wendungen meist allemal für die entschieden, welche ihrer selbst am wenigsten vergessen haben, gebe späteren Geschichtschreibern das Glück, in gegenwärtigem Fürstenbund eine folgenreiche Epoche neubelebter Vaterlandsliebe zu finden! Ich aber, in



Erinnerung, daß Patriotismus vom größten zum geringsten jeden verbindet, für das gemeine Beste sein Möglichstes zu tun, weihe Jahre und Kräfte, die ich nicht für mich, sondern zu gemeinnütziger Anwendung bekommen, der Darstellung voriger Zeiten zur Stärkung des aufkeimenden Guten."

Die Schrift Müllers machte in Deutschland großes Aufsehen und fand vor allem in den Staaten des Fürstenbundes ungeteilten Beifall. Hervorragende Staatsmänner, wie Hertzberg[1]), ferner der sächsische Minister des Äußern, der russische Gesandte, lobten sie; Dohm, der mit größtem Interesse der Abhandlung entgegengesehen hatte, bezeichnete sie als ein herrliches Buch. „Plan und Anlage des Ganzen, eine Menge heller Ideen, großer erhebender Gesinnungen haben mich ungemein interessiert, hingerissen, unterrichtet. Der Ton und Geist Ihres Buchs wird, hoffe ich, in den Geist unserer Politik Einfluß haben, ihn mit Licht und Stärke erleuchten und heben[2])." Und Nicolai schrieb: „Soll ich Ihnen, gleich dem ganzen Deutschland, meinen großen Beifall über diese Schrift bezeugen?" Auch Johann Georg Schlosser bezeichnete die Schrift als ein Meisterstück. Vor allem ließen es auch der preußische König und der Kurfürst von Mainz nicht an Anerkennung fehlen[3]).

Die „Darstellung des Fürstenbundes" ist eine Schrift, die bis zum heutigen Tage ihren Wert nicht verloren hat; für die Geschichte

---

[1]) Dankbrief Hertzbergs vom 23. Juni 1787, St.-B. Msc. Müll. **101**.

[2]) Dohm an Müller 13. Februar und 29. Juli 1787 (Maurer-Constant II, S. 321 f). Er sah vor allem gern, daß die Schrift „mehr auf den Horizont geistlicher Staaten kalkuliert" war. Er wünschte, daß der geistliche Bund, der durch die Emser Punktation angebahnt worden war, mit dem Fürstenbund verschmolzen werden könnte.

[3]) Der Kurfürst ließ ihm ein Geschenk von 50 Louis anweisen (St.-B. Müll. **131**); nach der zweiten Auflage erhielt er vom König von Preußen ein Geschenk von 100 Karolins (Müller an den Bruder 7. Juli 1788). — Er hatte am 10. Juni 1787 die Schrift dem König überschickt mit einem Begleitschreiben (Geh. Staatsarchiv Berlin Rep. 96, 208 T.), in dem er um die Erlaubnis bat, seinem Dienste sein Leben zu weihen; er hebt auch hier hervor, daß er für die Union und für sein eigenes Vaterland arbeite und im König von Preußen „den Vater der Freyheit und Schirmherrn der Völker" erblicke. Friedrich Wilhelm II. hat oben an diesem Briefe eigenhändig die Bleistiftbemerkung beigefügt: „Man kan ihm danken und ihm antworten, das ich mir alle zufriedenheit verspreche bei durchlesung eines buches, das von seiner sehr geschickten feder käme." Dieses Dankschreiben, vom König unterzeichnet, vom 19. Juni 1787 datiert, St.-B. Müll. **95**. Hier auch ein Dankschreiben des Herzogs Frederick v. York vom 27. Juli 1787: „C'est un surcroit de bonheur pour la bonne cause, quand elle est expliquée et mise au jour par des gens de mérite, et aussi à cet égard cette association ne pouvoit tomber dans des meilleurs mains que dans les Votres."



des Fürstenbundes bleibt sie grundlegend. Ranke[1]) nennt sie „eine der besten historisch-politischen Schriften, welche wir überhaupt besitzen"; Müller verknüpft darin das Ereignis des Tages mit dem geistlich-weltlichen Herkommen im Reiche und den Weltbegebenheiten der letzten Jahrhunderte. „Müller gehörte seiner Gesinnung und Bildung nach in den Kreis der Männer, die in dieser Sache zusammenwirkten, und gab ihm Glanz durch sein Talent; mit Stein war er innig befreundet."

Es ist eine politische Tendenzschrift, die sich aber weit über das Wesen einer juristischen Verteidigungsschrift erhebt durch die Gesinnung, die aus ihr spricht. Müller konnte mit voller Überzeugung die Sache des Fürstenbundes vertreten; auch an dieser Arbeit war sein Herz beteiligt. Seine politischen Grundsätze, die Sicherung der Freiheit der einzelnen Staaten und Völker durch die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes, die Bekämpfung der drohenden Universalmonarchie und des Despotismus, die Verteidigung des historischen, urkundlichen Rechtes, treten uns auch hier entgegen, und zudem konnte Müller damit seiner schweizerisch vaterländischen Gesinnung Genüge leisten; schließlich erblickte er in der Sache Preußens diejenige des Reiches und Europas.

Müller hat in Sachen des Fürstenbundes noch mehrere Gutachten und Denkschriften verfaßt, die nicht für den Druck, sondern für diplomatische Verhandlungen bestimmt waren. Dazu gehört in erster Linie ein „Mémoire sur la convenance et les moyens d'attacher les Princes Ecclésiastiques d'Allemagne au système de l'Union"[2]). Wir begegnen darin demselben Gedankengang, wie in

---

[1]) Die deutschen Mächte und der Fürstenbund I, 375. Auch Wegele (Historiographie S. 825) anerkennt die große Bedeutung der Schrift, wenn er auch verschiedene Mängel derselben (in der Auffassung der Reichsverfassung und Reichsgeschichte, der Beurteilung der päpstlichen Hierarchie, der staufischen Kaiser usw.) hervorhebt. „An historischem Wissen und umfassender Kenntnis des deutschen Staatsrechts, wie sie Müller in dieser Schrift entfaltet, mochten ihm wenige seiner Zeitgenossen gleichkommen. Überhaupt, die Universalität seines Blickes und seines Gedankenganges verleihen seinen Auseinandersetzungen eine fesselnde Kraft. — Er galt seit der Zeit nicht mit Unrecht als der erste Publizist in Deutschland."

[2]) Ranke a. a. O. I, 377 kennt die Denkschrift aus dem Weimarer Archiv; „den Autor, der diese einleuchtenden, aber ungewöhnlichen Gedanken hatte und sich sehr wohl ausdrückt," weiß er nicht zu nennen. Es ist zweifellos Johannes Müller. Der Bericht findet sich, von Müllers Hand geschrieben, auch im Geheimarchiv zu Berlin (Rep. 96, 170 F., 9 Seiten Folio), der stark überarbeitete erste Entwurf auf der Stadtbibliothek Schaffhausen, wo noch andere Entwürfe zu Abhandlungen über den Fürstenbund vorhanden sind. Der preußische König schrieb hierüber an Stein: „J'ai lu avec beaucoup d'attention le Memoire sur les moyens



der „Darstellung des Fürstenbundes", doch mit besonderer Rücksicht auf die geistlichen Fürstentümer. Es wird ausgeführt, wie im Mittelalter die Hierarchie und die deutschen Fürsten aneinander Stütze und Rückhalt gefunden gegen die Bestrebungen des universellen Kaisertums; darauf sei die deutsche Reichsverfassung begründet worden. Die Reformation habe das in seiner religiösen Stellung bedrohte Papsttum zur engen Verbindung mit Österreich gebracht, wodurch auch die deutschen Hochstifte zum größten Vorteil für Österreich diesem ihre Länder in seinen Kriegen und ihre Stimmen an den Reichsversammlungen zur Verfügung gestellt hätten. Der erste tatkräftige Widerstand gegen dieses Übergewicht Österreichs ist von Preußen ausgegangen, und in Rom war man bereit, die preußische Politik zu unterstützen, weil die Rechte des Papsttums nun durch Österreich bedroht waren; der Fürstenbund ist in Rom willkommen. Der Anschluß der geistlichen Fürsten ist von großer Wichtigkeit. An der Spitze der gutgesinnten Partei steht der Erste Erzbischof Deutschlands; sein Beispiel wird die anderen nachziehen. Von größtem Wert wäre es, wenn der Papst oder der Kardinalstaatssekretär den Beitritt zum Fürstenbund ausdrücklich gutheißen würde. Die Denkschrift schließt mit den Sätzen: „Les noms et les formes ne sont rien; mais que la liberté reste! que les lois et les traités soyent rendus plus puissants que la force des armes d'un seul. Les conquêtes des provinces sont aujourd'hui difficiles, coûteuses, ruineuses; conquerrons les coeurs et l'opinion publique! Les Germains, nos pères, ont renversé le trône des anciens Césars; prenons garde qu'il ne se relève!"

Müller hat im Frühling 1787 eine weitere kleine politische Schrift verfaßt und veröffentlicht, die „Briefe zweener Domherren"[1]). Sie ist ein merkwürdiges Beispiel des Anpassungsvermögens des Verfassers an ihm ursprünglich fernstehende Verhältnisse. Es ist ein fingierter Briefwechsel zwischen einem jungen, dem deutschen Ritterstande entsprossenen Domherrn und seinem väterlichen Freund und Berater, einem Domdechanten. Es wird darin auszuführen gesucht, wie auch die geistlichen Reichsstände, die Domkapitel, zur Aufrechterhaltung und Neubelebung der Reichs-

---

d'attacher les Princes Ecclesiastiques d'Allemagne au système de l'Union, et je trouve que les moyens allegués dans ce memoire doivent servir de base pour la conduite à tenir à ce sujet" (22. Juni 1787).

[1]) Frankfurt und Leipzig 1787. Ohne Angabe des Verfassers und Verlegers. Wiederabdruck S. W. VIII, 63—100. Die Schrift wurde in durchaus zustimmendem Sinne besprochen in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek 1788, Bd. LXXXI, 2. Stück.



verfassung beitragen können und müssen. Es ist für sie ein Gebot der Selbsterhaltung, „denn der nächste Krieg wird auf ihre Unkosten verglichen werden, wenn sie nicht die mächtigeren Stände des Reiches für ihren Beistand interessieren können," sagt der erste Brief prophetisch voraus. Zu diesem Zwecke müssen sie sich miteinander fest verbinden, in wichtigen Dingen gemeinsam vorgehen und sich gegenseitig stützen; sie müssen um jeden Preis verhindern, daß geborene Prinzen zu Koadjutoren oder Fürstbischöfen erhoben werden, sondern diese Wahlen immer innerhalb der Reichsritterschaft treffen, deren Interessen aufs engste mit denen der geistlichen Stände verbunden sind. Zunächst ist nötig, daß in Zeiten, wie die gegenwärtige, in der Hierarchie selbst Friede herrsche. Wie bei der jetzigen Lage der Sachen die Reichsverfassung trotz ihrer Mängel in statu quo zu erhalten ist, so soll der hierarchische Körper, der durch weltliche Gewalt in große Not des Todes gekommen ist, zuerst für die Rettung seines Lebens sorgen und alsdann erst für seine „regelmäßigere Schönheit und Reinlichkeit". Es ist vortrefflich, daß die Erzbischöfe dem Papste gezeigt haben, daß sie wissen, was ihnen zukommt, und daß sie es durchsetzen konnten; künftig sollte aber alles gütlich geschehen oder vorderhand bleiben, wie es ist, auf daß die Herde nicht geschlagen werde, wenn der Hirt nicht mehr ist und sie sich untereinander selbst trennen. Diese Stelle ist besonders bemerkenswert, weil sie bereits den Rückzug des Mainzer Erzbischofs von den Beschlüssen des Emserkongresses andeutet[1]).

Aber der günstige Augenblick, da das Reich sich des inneren und äußeren Friedens erfreut, muß ohne Zaudern ausgenutzt werden; dem oft erschütterten Gebäude des deutschen Reiches muß durch möglichst viele Stützen neue Festigkeit gegeben werden; auf die ganze Nation muß ein anderer Geist und neues Leben ausgegossen werden; der Deutsche muß gewahr werden und fühlen, wer zu sein ihm obliegt, nämlich der Gewährsmann der europäischen Verfassung und der Retter der Menschheit gegen wiederkommenden Despotismus. Die Fürsten müssen den Geringsten des Volkes die germanische Freiheit empfinden lassen, oder sie werden untergehen, weil sie den Zweck wollen ohne die Mittel; aber alle Stände müssen dazu beitragen; Katholiken und Protestanten, Fürsten, Ritter und Städte,

[1]) Müller selbst war schon früher mit den Bestrebungen der deutschen Erzbischöfe nicht recht einverstanden. Am 10. Oktober 1786 schrieb er dem Bruder (S. W. V, 181): „Die Erzbischöfe wollen in Disciplinarsachen frei werden. Aber freilich sollten sie ihre Oberherrschaft nicht noch mehr herabsetzen, und, billig, sind die Bischöfe diesem System zuwider."



Geistliche und Laien, Edle, Bürger und Landleute müssen einander treulich unterstützen in der Behauptung ihrer herkömmlichen Rechte; sie müssen die alten Vorurteile fallen lassen, sonst werden sie die Opfer des Unverstandes, der sein Jahrhundert nicht kennt. Alle müssen dazu beitragen, daß Nationalgeist und Sinn für das gemeinschaftliche Vaterland emporkeime. Dazu haben auch die Domkapitel beizutragen; warum sollten sie allezeit schlafen? Am Schlusse ruft der alte Berater seinem jugendlichen Freunde zu: „Wandeln Sie mannhaft ihren schön angetretenen Weg. — Erwägen Sie den herrlichen Beruf, eine tapfere, biedere, kraftvolle Nation von Gefühllosigkeit und Nachahmung des Ausländers zum Selbstgefühl emporzurufen; üben Sie sich, et magni quaties Demosthenis arma." —

Von großem Interesse ist vor allem auch eine Stelle, in der Müller eine Frage berührt, die für ihn selbst von entscheidender Bedeutung geworden ist, ob er sich dem gelehrten oder dem politischen Leben zuwenden solle — der Zwiespalt, der durch sein eigenes Leben geht. „Ob für Sie", läßt er den Domdechanten schreiben, „das gelehrte oder das politische Leben vorzuziehen sei; über diese Ihre Frage nur etwas zu sagen, so verwundere ich mich, wie Sie den Gedanken haben können, als wäre möglich, in dem einen oder andern vollkommen zu werden, ohne die Verbindung von beiden. Ein bloßer Gelehrter mag speculiren, compiliren, recensiren, ein gutes Compendium schreiben, und nach demselben cum applausu dociren; ohne Erfahrung und Kenntniß der Welt wird er nie der Mann werden, der gleich sei jenen Alten, welche bei weit geringerem Schatz von Gelehrsamkeit und schlechterer Kritik bis in die spätesten Jahrhunderte zugleich die Meister der Lebensweisheit und Muster des guten Geschmacks, die Lust aller vernünftigen Leser, bleiben. Ebenso wird ein Staatsmann, der nicht liest, alles was die wenigen Jahre seines Geschäftslebens ihm noch nicht vor Augen gebracht, fremde und neu finden; sein staunender Geist bleibt manchmal ohne Ressource; ja wenn auch ein Verstand, wie ihn die Natur in tausend Jahren nur Wenigen gibt, ihn dieses überwinden läßt, so hat seine Verwaltung doch nie den Glanz, der die Menschen fesselt, bezaubert, hinreißt, und welcher den Feind schon halb besiegt, ehe er eine That versucht. Sie müssen beides verbinden, lieber Jüngling, damit Ihre Gelehrsamkeit praktisch, und Ihre Geschäftsführung aufgeklärt werde."

Müller hat hier die Doppelseitigkeit seines Wesens zum Ausdruck gebracht. Seine Anlagen und Neigungen führten ihn gleicherweise auf das Gebiet der Geschichtsschreibung und der Politik, und



er hielt das eine vom anderen als untrennbar; er glaubte sich dazu berufen, als Historiker und als Staatsmann die ihm verliehenen Gaben zum Wohle des gemeinen Wesens nutzbar zu machen. Das war nun einmal in seinem ganzen Wesen begründet, und es ist unnütz, über diesen Zwiespalt im Leben Müllers zu klagen und ihn sogar dafür anzuklagen. Ohne dieses Doppelwesen wäre er nicht Johannes Müller gewesen[1]).

Daß er zu politischem Wirken nicht befähigt war, kann man angesichts der Vortrefflichkeit seiner meisten politischen Schriften, vornehmlich derjenigen zum Fürstenbunde, nicht ernstlich behaupten. Allerdings hat er auch hier wieder, wie schon 1780 bei seiner ersten politischen Tätigkeit als Vertrauter Tronchins in Genf[2]), seine Dienste einer im Grunde genommen verlorenen Sache gewidmet. Nach seiner Auffassung sollte der Fürstenbund nicht bloß eine Sicherung, sondern eine Neubelebung der bestehenden Reichsverfassung, die Weckung eines neuen vaterländischen Geistes, erzielen. Da er sich in Mainz, am Sitze des Erzkanzlers, eine gründliche Kenntnis der Verhältnisse des Reiches, des herrschenden deutschen Staatsrechts, verschaffen konnte, verleitete ihn dies zu einer vollständigen Überschätzung dieser Verfassung, zur irrigen Ansicht einer ihr noch innewohnenden Lebens- und Entwicklungsfähigkeit, die ihr tatsächlich durchaus abging. Die patriotische Begeisterung, zu der sich Müller hinreißen ließ, galt einer bereits verlorenen Sache, und wie viele seiner deutschen Zeitgenossen, vornehmlich auch sein eigener Herr, der Mainzer Kurfürst, hat Müller erst später erkannt, daß der Fürstenbund doch in erster Linie den preußischen Interessen dienstbar gemacht werden sollte. Und wie die alte Verfassung des Reiches, so trieben auch die geistlichen Fürstentümer, für deren Erhaltung Müller so eifrig wirkte, unaufhaltsam der Auflösung entgegen.

Zunächst noch teilte Deutschland die Hoffnungen, die Müller in den Fürstenbund setzte, mit dem Friedrich der Große sein Leben gekrönt habe und der von seinem Nachfolger weiter entwickelt

[1]) Recht gut hat auf diese Doppelseitigkeit seiner Veranlagung und auf den Einfluß, den sie auf das ganze Leben Müllers, auf die bunte Außenseite seines Lebensganges mit all ihren Merkwürdigkeiten und Widersprüchen und ihrem unglücklichen Ausgang ausübte, Karl Schück (Studien über Joh. v. Müller, Heidelberg 1912) aufmerksam gemacht. Er versucht, Müller als Sohn seiner Zeit aufzufassen und ihm in der Entwicklung des Zeitgeistes die ihm gebührende Stellung anzuweisen. Die eigentümliche Zwischenstellung, welche der Geschichtschreiber als Gelehrter und Staatsmann zugleich einnahm, räumt ihm einen besonderen Platz in der Geistesgeschichte seiner Zeit ein.

[2]) Band I, 233.



wurde. Und einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen fand er auch im Papsttum, das, um den Übergriffen Josephs II. in kirchlichen Dingen entgegentreten zu können, mit dem deutschen Fürstenbund ein gutes Verhältnis herzustellen suchte und ihn offenkundig begünstigte[1]).

Der Fürstenbund, seiner Mehrheit nach aus protestantischen Reichsständen bestehend, wurde zu einer Stütze der päpstlichen Hierarchie im deutschen Reiche, und das protestantische Preußen hat vornehmlich zur Rettung der Stellung des Papsttums in Deutschland beigetragen. Das verstand denn auch die päpstliche Politik klug auszunützen, um die unbequemen Selbständigkeitsbestrebungen der deutschen Erzbischöfe, die auf dem Emser Kongresse zur Geltung gekommen waren, wirkungslos zu machen. Friedrich Wilhelm II. war eifrig bemüht, vor allem das erste geistliche Kurfürstentum dem Bunde dauernd zu erhalten, und da bei der Kränklichkeit des Erzbischofs Friedrich Karl Joseph ein baldiger Umschwung zugunsten der kaiserlichen Politik nicht unmöglich war, sollte dieses durch die Wahl eines den Bestrebungen des Fürstenbundes geneigten Koadjutors und künftigen Nachfolgers verhindert werden; keiner aber schien dazu geeigneter zu sein, als Karl Theodor v. Dalberg, der vor allem durch den ihm befreundeten Herzog Karl August von Weimar empfohlen wurde[2]).

Politische Erwägungen überwanden die anfängliche Abneigung des Kurfürsten gegen diesen hochbegabten Mann, und mit großem Geschick, die Gegner vollständig überraschend, betrieb die Partei des Fürstenbundes die Wahl Dalbergs zum Koadjutor und Nachfolger des Erzbischofs von Mainz. Der Kurfürst, der zuerst einen Mainzer Chorherrn, Dienheim, der auch von dem preußischen Gesandten in Mainz, Böhmer, als besser gesinnt bezeichnet wurde[3]), begünstigt hatte, ließ diesen fallen und wandte die Stimmen Dalberg zu, dessen Wahl dadurch gesichert wurde.

Zur kräftigen Beförderung der Interessen des Fürstenbundes und Preußens war im Januar 1787 der Hof- und Landjägermeister der Mark, Johann Friedrich Freiherr vom Stein, der ältere Bruder

[1]) Siehe besonders Ranke a. a. O. I, 377.

[2]) Siehe oben S. 97.

[3]) Bericht Boehmers an den König vom 14. September 1786 (Berliner Geh. St.-A. Rep. 96, 170 F.). Preußen hat sich diese Wahl etwas kosten lassen; die Ausgaben beliefen sich auf 180 000 fl., welche Summe durch den Herzog von Weimar dem Grafen v. Hatzfeldt überbracht wurde (Berliner Geh. St.-A. Rep. XI, 164). 60 000 fl. davon fielen dem Chorherrn Dienheim als Entschädigung zu; 70 000 fl. wurden für den Stimmenkauf verwendet usw.



des späteren großen preußischen Ministers Freiherr Karl vom Stein, als außerordentlicher preußischer Gesandter nach Mainz gekommen[1]). Schon unter Friedrich II. zeitweilig zu diplomatischen Aufträgen verwendet, — er hat im Jahre 1781 Dalberg, damals kurmainzischer Statthalter in Erfurt, für die preußische Politik gewonnen — erlangte er unter Friedrich Wilhelm II. bedeutenden Einfluß und trat zu dem neuen König in ein sehr vertrautes Verhältnis; mit dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar war er durch enge Freundschaft verbunden. Er war ein Staatsmann von großer Gewandtheit, voll Feuer und Geist, ein scharfer Beobachter und Menschenkenner, hochgebildet und kunstsinnig, dabei spottsüchtig. Im Coudenhovenschen Hause war er bald der beliebteste Gast und wurde hier in die intimsten Verhältnisse des kurfürstlichen Hofes eingeweiht; ja, aus seinem Briefwechsel mit Müller geht sogar hervor, daß er sich im geheimen mit der Frau v. Coudenhoven verlobte, welches Verhältnis allerdings bald wieder gelöst wurde[2]). Hier auch befreundete er sich eng mit Johannes Müller, den er hochschätzte und als eines der wertvollsten Werkzeuge für seine diplomatischen Pläne mit Recht betrachtete[3]). Frau v. Coudenhoven und ihre Partei erwarben dem preußischen Diplomaten allmählich das fast unbedingte Vertrauen des Kurfürsten, der ihn am preußischen Hofe gegen die Intrigen seiner Feinde in Schutz nahm und erklärte, er wünsche, daß während seines Lebens der König nicht daran denken möge, Stein durch einen anderen Gesandten zu ersetzen; auf seinen Wunsch wurde Stein im Oktober 1787 zum ständigen Gesandten und bevollmächtigten

[1]) Über ihn H. v. Petersdorff in A. D. B., Bd. XXXV, 642 ff. Er war schon am 6. September 1786 in einer diplomatischen Sendung nach Aschaffenburg gekommen und hatte über die Verhältnisse und Persönlichkeiten am kurmainzischen Hofe einen sehr zutreffenden Bericht abgestattet (Berliner Geh. St.-A. Rep. 96, 170 F.).

[2]) In einem Berichte an den König nennt er sie „le plus excellent Ministre que Votre Majesté puisse avoir à la Cour de Mayence." Er verwendet sich dafür, daß man ihre Verdienste gebührend anerkenne, vor allem dadurch, daß man die Zukunft ihrer Kinder sicher stelle, was in der Tat geschah, wie aus dem Dankschreiben der Mutter an den König hervorgeht. Ein Geschenk von 2000 Dukaten, welches ihr der König durch Stein anbieten ließ, hat sie abgelehnt. Über die intimen Beziehungen geben vor allem zwei Briefe Müllers an Stein vom 10. August und 20. September 1788 Aufschluß.

[3]) Die Briefe Steins an Müller auf der Stadtbibliothek Schaffhausen Msc. Müll. 133 und 155, die Briefe Müllers an Stein im Geheimen Staatsarchiv Berlin Rep. 92 Stein 13. Zahlreiche Stellen des sehr umfangreichen und interessanten Briefwechsels sind chiffriert. Für die Beförderung der Korrespondenz in den Zeiten, in denen sich Stein in Berlin aufhielt, wurden ganz besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Kaiserliche Reichspost in Frankfurt, der man offenbar nicht traute, umgehen zu können.



Minister des Königs von Preußen bei den Höfen von Kurmainz und Pfalz-Zweibrücken ernannt[1]); er hat diesen wichtigen Posten mit großem Geschick fünf Jahre lang bekleidet und wenigstens in den ersten Jahren, bevor die Wege der preußischen und kurmainzischen Politik mehr und mehr auseinandergingen, einen maßgebenden Einfluß auf den Kurfürsten ausgeübt[2]). Der tägliche vertraute Verkehr mit dem gewandten und geistvollen Staatsmann war für Müllers eigene diplomatische Tätigkeit zweifellos von großem Vorteil und bot ihm reiche Anregung; aber in sittlicher und ökonomischer Hinsicht trug er für ihn eine große Gefahr in sich, denn der um zwei Jahre ältere Stein war wie Müller Junggeselle, leichtlebig und über seine Mittel hinaus verschwenderisch[3]), der verwandte Eigenschaften Müllers zur Entwicklung bringen konnte. —

Die nächste Sorge der Anhänger des Fürstenbundes war die Durchführung der Wahl Dalbergs zum Koadjutornachfolger in Mainz. Sie war dadurch erschwert, daß hiezu die Zustimmung des Papstes gewonnen werden mußte, der mit dem Mainzer Erzbischof wegen der Emser Beschlüsse in Zerwürfnis war. Mit der schwierigen Mission, die Bedenken Roms zu beschwichtigen, betraute Friedrich Wilhelm II. den gebildeten und diplomatisch gewandten italienischen Marchese Lucchesini, der von Friedrich dem Großen wegen seiner literarischen Kenntnisse hochgeschätzt und in seine tägliche Tischgesellschaft gezogen worden war, von seinem Nachfolger nun auch zu diplomatischer Tätigkeit verwendet wurde. Im Frühjahr 1787 reiste er über Weimar und Mainz nach Rom, um die Zustimmung des Papstes zur Mainzer Koadjutorwahl, für die damals noch Dienheim in Aussicht genommen war, zu erwirken, wogegen er die Zusage machen konnte, daß der Kurfürst auf die strenge Durchführung der Emser Punktation verzichten und die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands in statu quo ante belassen werde, doch ohne Schmälerung der erzbischöflichen Diözesanrechte[4]).

---

[1]) Von dem vertrauten Verhältnis des Kurfürsten zu Stein zeugt auch die eigenhändige Bemerkung, die der Kurfürst einer Einladung an Stein beifügte: „Tels sont mes sentimens, venez donc avec mon petit chancelier, vous ne sauriez être nul part où on vous aime plus que chez moi.“

[2]) In den Kreis der Diplomaten, die am Mainzer Hofe die Sache des Fürstenbundes betrieben, gehörte auch der Schwager Steins, der hannoveranische Gesandte Graf v. Steinberg.

[3]) Er ist 1799 mit Hinterlassung einer bedeutenden Schuldenlast gestorben.

[4]) Diese Verzichtleistung erregte den lebhaften Widerspruch des Weihbischofs Heimes. „Ce Ministre,“ schrieb Lucchesini von Neapel aus am 14. Juni 1787 dem König, „renonce mal volontiers au conclusum d'Embs, qui est son ouvrage;



Inzwischen erfolgte nun der Umschwung zugunsten Dalbergs. Am Palmsonntag, 1. April 1787, war die Mehrheit der Stimmen des Mainzer Domkapitels für dessen Wahl gewonnen, zur vollständigen Überraschung der österreichischen Partei, die den kaiserlich gesinnten Dechanten Fechenbach vorgeschlagen hatte, aber zur großen Genugtuung der Partei des Fürstenbundes; kurz nachher entschied sich auch die Wahl eines Koadjutors des Bistums Worms, das Friedrich Karl Theodor gleichzeitig mit dem Erzbistum Mainz bekleidete, für Dalberg. Ein Jahr später, am 18. Juni 1788, wurde er auch noch Koadjutor des Bistums Konstanz[1]), wobei ebenfalls Lucchesini die Vermittlung in Rom führte[2]). Es galt das als ein neuer großer Erfolg des Fürstenbundes. —

An den geheimen Unterhandlungen, die zu diesem Ergebnis führten, war Müller in hervorragender Weise beteiligt. Das Vertrauen, das ihm der Kurfürst mehr und mehr entgegenbrachte, machte ihn zu einem einflußreichen Manne am kurmainzischen Hofe. Auf den Rat Steins[3]) entschloß sich der Kurfürst, Müller nach Rom zu schicken, um Lucchesini noch in letzter Stunde die veränderte Instruktion zu überbringen, nun für Dalberg vom Papste die Zustimmung zu erlangen, die bisher für Dienheim gewünscht worden war. Der Entschluß war am 2. April 1787 nachmittags 1 Uhr gefaßt worden; noch am gleichen Abend erfolgte die Abreise. So wurde

il voudroit detenir l'influence papale dans la Hierarchie de l'Empire, pour mettre à sa place celle de la Cour de Mayence, dont il se flatte de continuer à être l'âme." Lucchesini erblickt seine Pflicht darin, sorgfältig den Verdacht, der einen oder andern Partei anzugehören, zu vermeiden.

[1]) Er hielt sich 1788 einige Zeit in Meersburg am Bodensee auf, wohin ihm Müller durch Vermittlung des Schaffhauser Kaufmanns Gaupp, des Schwiegervaters seines Bruders, wiederholt Briefe schickte, die offenbar geheimgehalten werden sollten. — Am 14. Januar 1800 eröffnete ihm der Tod des Fürstbischofs Max v. Rodt die Nachfolge in Konstanz, wo er Ignaz Heinrich v. Wessenberg zum Generalvikar ernannte.

[2]) Über die Mission Lucchesinis und Müllers nach Rom geben Aufschluß die Akten im Berliner Geheimen Staatsarchiv Rep. 92, Lucchesinis Nachlaß Nr. 9 und Italien Generalia R. 96, 154 A, ferner zahlreiche Aktenstücke in Original oder Abschrift Schaffh. St.-B. Müll. 133. Der briefliche Verkehr Lucchesinis mit Berlin wurde meistens durch Stein vermittelt, der in den Briefen die verabredeten Chiffern auflöste.

[3]) Unmittelbar vor der Abreise Müllers schrieb Stein an Lucchesini: „J'ai insisté là dessus et enfin obtenu, que Muller Vous fut envoié, lui qui fut le témoin et même souvent un des acteurs principaux dans toute cette négociation. — C'est un homme que je ne puis assés Vous recommander, qui a la confiance du Maître et de tous les serviteurs emploiés et en crédit." Man habe Müller 400 Dukaten mitgegeben; Lucchesini soll ihm, wenn nötig, weitere Mittel zur Verfügung stellen.



der lange gehegte Wunsch Müllers, die ewige Stadt zu sehen, durch diese diplomatische Mission erfüllt. Man trug kein Bedenken, den Protestanten Müller nach Rom zu schicken, weil es sich um eine politische, nicht um eine kirchliche Angelegenheit handelte.

Müller reiste von Mainz in zehneinhalb Tagen über Augsburg, den Brenner, Mantua, Modena, Bologna, Florenz, Siena und Viterbo nach Rom[1]), wo er sich aber nur fünf Tage aufhalten konnte; während der Zeit, die ihm seine Geschäfte übrig ließen, begeisterte er sich an den Altertümern der ewigen Stadt. Dann war er zur Rückreise gezwungen, um den Bericht über den Erfolg seiner Mission nach Mainz zu bringen; sie führte ihn über das Sabinerland, Spoleto, Terni, Loretto, Bologna, wieder über den Brenner, Innsbruck, München, Donauwörth, Dillingen, durch das Württembergische und über Mannheim und Worms nach Mainz zurück, wo er am 30. April morgens halb ein Uhr eintraf. Die ganze Reise hatte kaum vier Wochen gedauert; aber sie hatte auf sein empfängliches Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. „Es wird mir einen lebenslänglichen Eindruck lassen, dasjenige Land gesehen zu haben, welches der Finger der Natur noch itzt das erste seyn macht, und eine Nation, zwar erniedriget; in der aber auch der Geringste nichts Gemeines hat, der meiste Theil aber hohe Spuren der innewohnenden Größe und Kraft in Gesichtszügen und vielen Handlungen verräth. — Ich könnte ein Buch schreiben über diesen Monat meines Lebens." —

Müller hatte beabsichtigt, die Rückreise durch die Schweiz zu machen, und die Mutter gebeten, für ihn einen Kaffee aufs Feuer zu setzen; aber es wurde ihm dadurch verunmöglicht, daß er für München Aufträge erhalten hatte. Das Ergebnis seiner ersten diplomatischen Reise befriedigte seine Auftraggeber vollständig. In der ersten Woche nach der Rückkehr war er noch mit dieser Sache beschäftigt, bis der Kurier, der ihn von Rom begleitet hatte, mit neuen Weisungen an Lucchesini abgefertigt war; dann genoß er mit seinem neuen Freunde Stein die Gastfreundschaft von dessen achtzigjährigem Vater, dem Reichsfreiherrn Karl Philipp vom Stein, auf dessen Stammschloß zu Nassau. Schon Mitte Mai war er wieder in Mainz zurück, um seine politische Tätigkeit fortzusetzen. „Meine Gesundheit ist ganz vortrefflich. Auch sonst stehen meine Sachen gut; sowohl der Churfürst als der Coadjutor sind mit allem, was ich gethan, außerordentlich wohl zufrieden," schrieb er am 18. Mai der Mutter.

[1]) Die Beschreibung der Reise im Brief an die Mutter vom 18. Mai 1787: S. W. V, 188 ff. Über seine Eindrücke auch an Jakobi 31. Mai 1787: S. W. XVI, 284 f.



Nachdem so die Hindernisse aus dem Wege geräumt waren und auch Dalberg der römischen Kurie sich hatte verpflichten müssen, dem deutschen Fürstenbunde treu zu bleiben, die in Ems gefaßten Beschlüsse ohne Folge zu lassen und den Status quo in Sachen der kirchlichen Disziplin zu bewahren[1]), erfolgte am 5. Juni 1787 die endgültige Wahl zum Koadjutor, an die sich Festlichkeiten anschlossen, mit deren Vorbereitung Müller ebenfalls beschäftigt war.

In der ersten Woche Juli 1787 folgte Müller dem kurfürstlichen Hofe bei seiner Übersiedlung in die Sommerresidenz Aschaffenburg. Über seine Tätigkeit schrieb er am 11. August: „Meine Morgenstunden von 9—12 Uhr pflege ich auf dem Schloß zuzubringen, hierauf die etwa vorkommenden Geschäfte zu besorgen, die übrige Zeit auf Ausarbeitungen und Lectüre zu verwenden. Ich habe noch immer das vollkommene Zutrauen meines Herrn und seines Hauses und genieße auch vom bestimmten Nachfolger lauter zuvorkommende Freundschaftlichkeit, welche mir glauben macht, ich werde einst unter ihm nicht weniger Gelegenheit haben, zu allen guten Dingen thätig zu seyn. Ich habe bisher noch immer meinen vorigen Titel, werde aber nicht mehr bei der Bibliothek, sondern in den Staatsgeschäften gebraucht und genieße hierin des Vertrauens auch vieler Ausländer."

In diesem Briefe deutet Müller bereits eine zweite Reise an, die er im Auftrage des Fürstenbundes noch im Herbste dieses Jahres ausführte, seine Reise in die Schweiz, um die Gesinnung der schweizerischen Orte dem Fürstenbund gegenüber auszuforschen und wenn möglich den Anschluß der Eidgenossenschaft an denselben vorzubereiten. Der Gedanke zu dieser Mission ist vom Freiherrn vom Stein ausgegangen, der durch den Kanzler des Bistums Konstanz, Hebenstreit, vernommen hatte, daß die leitenden Staatsmänner der Republik Bern einer Verbindung mit dem Fürstenbunde sehr günstig gesinnt seien[2]). In den Plan dieser Schweizerreise war außer dem

---

[1]) Schon am 25. März 1787 hatte er dem Herzog von Weimar die schriftliche Erklärung abgegeben, daß er weder Österreicher noch Preuße, sondern Deutscher sei; er hasse allen Parteigeist und liebe das Wohl des deutschen Vaterlandes und verehre deshalb innigst dasjenige in dem erhabenen Fürstenbunde, was zur Befestigung der deutschen Grundverfassung beitragen könne (Berliner Geh. St.-A. Rep. 96, 170 F.).

[2]) Über den Kanzler Hebenstreit schreibt Müller an Stein schon am 2. August vor seiner Abreise: „Cependant il faut être sur ses gardes avec le vieux renard de chancellier, qui originairement étoit bon Autrichien. Quant à cela, comptez que je ne l'oublierai jamais." In einem Briefe an Frau v. Coudenhoven vom 27. September 1787 wiederholt er, daß man sich auf Hebenstreit nicht verlassen könne.



König und Stein auch der Herzog von Weimar eingeweiht, während das Ministerium Hertzberg nichts davon wußte, wie überhaupt Friedrich Wilhelm II. öfters über die Köpfe seiner Minister weg gehandelt und durch seine Kabinettsregierung deren Stellung außerordentlich erschwert hat. — Die Frage des Anschlusses der Schweiz an den Fürstenbund war schon früher vom Berliner Hof ins Auge gefaßt worden. Vom 18. November 1786 liegt ein Bericht[1]) des Generalmajors de Beville über seine Mission beim Berner Rate vor mit der Mitteilung, daß der Anschluß von Bern zurzeit unmöglich erscheine, weil die einflußreichsten Leiter Berns französische Jahrgelder beziehen. Es genüge, das Terrain sondiert und der Republik Bern neuerdings empfohlen zu haben, das Fürstentum Neuchâtel in den Bundesvertrag mit Frankreich aufnehmen zu lassen. Stein, der den Anschluß der Schweiz auch deswegen für sehr vorteilhaft hielt, weil sie die kleinen süddeutschen Staaten gegen Österreich schützen könnte, erhielt von Müller einen vom 20. Juli 1787 datierten Bericht, den er dem König unterbreitete. Müller schrieb darin über die Stimmung in der Schweiz: „Toutes les bonnes têtes de la Suisse sont généralement portées pour la Prusse, premièrement parcequ'ils ont un même ennemi commun, secondement à cause de la Bavière, dont ils tirent nécessairement du sel et quelque bléd, et dont l'acquisition par l'Empereur mettroit tous les Etats de la Haute-Allemagne dans le plus grand danger." Er äußert sich dann über die Aussichten, die in der Schweiz für den Anschluß an den Fürstenbund vorhanden seien, und glaubt im neuen Schultheißen von Bern, Steiger, eine kräftige Stütze zu finden. Er erklärt sich bereit, einen Auftrag des Königs für eine Mission des Fürstenbundes in der Schweiz zu übernehmen, wobei er noch voraussetzte, daß er beauftragt werde, mit den Schweizern bereits die Vorverhandlungen über ihren Anschluß zu führen. Davon aber wollten weder der König noch Stein etwas wissen; der letztere machte zu dem Berichte Müllers die Bemerkung: „Müller est un homme d'un rare mérite, excellent historiographe; comme négociateur il peut avoir de grands talens, lesquels cependant ne sont pas encore assés mis au jour pour oser, selon moi, lui confier le soin de commencer et de finir tout de suite une affaire aussi importante que difficile dans les présentes conjonctures."

Müller reiste diesmal also in preußischem Auftrag, aber im Einverständnis mit dem Kurfürsten, der ihm bereitwillig den Urlaub

---

[1]) Berliner Geh. St.-A. Rep. 96, 163 A.

für diese diplomatische Mission gab[1]). Die von Friedrich Wilhelm II. eigenhändig unterzeichnete Instruktion an Müller ist vom 13. August 1787 datiert; sie war von Stein entworfen und vom Herzog von Weimar geprüft worden[2]). Der König will durch Müller keine offiziellen Verhandlungen anknüpfen; er soll vorerst nur mit aller Vorsicht und Klugheit an Ort und Stelle untersuchen, 1. ob es in Bern Amtspersonen gebe, die eine Verbindung mit dem Fürstenbunde mit den Interessen der Republik vereinbar halten, 2. ob man mit Grund hoffen dürfe, daß die nämlichen Grundsätze bezüglich des Anschlusses auch bei den anderen, namentlich den katholischen Kantonen, Anklang finden. Er soll erforschen, was man in der Schweiz vom Bunde halte, und seine Nation zu überzeugen suchen, wie enge ihr Interesse mit demjenigen der verbündeten Staaten verknüpft sei. Er möge alles vermeiden, was die Ansicht erwecken könnte, als wolle Preußen die Verbindung der Schweizer mit Frankreich trennen; denn das wäre in dem gegenwärtigen Augenblick, wo Frankreich und Preußen in so freundschaftlicher Beziehung zueinander ständen, verhängnisvoll. Dagegen soll er vor allem darauf hinweisen, daß es für die Schweiz sehr notwendig sei, sich für alle Fälle in einen besseren Verteidigungszustand zu setzen, und daß hiefür die Verbindung mit Deutschland ein wesentliches Mittel sei. Er soll, sobald er einen Kanton verlassen habe, einen Bericht an Stein zu Handen des Königs absenden. Da der König großes Vertrauen auf den Eifer und die Rechtschaffenheit seines Vetters, des Markgrafen von Baden, habe, soll sich Müller auf der Reise nach der Schweiz zu demselben begeben, aber alle Vorsichtsmaßregeln ergreifen, damit kein Verdacht hinsichtlich des Gegenstandes seiner Reise aufkomme. Er soll überhaupt sorgfältig alles vermeiden, was ihm nur von ferne den Schein eines Emissärs geben könnte. „Seine churfürstliche Hoheit hat mir das Vergnügen gemacht, an Sie 200 französische Louis d'or für Ihre Reisekosten zu bezahlen. Allein ich werde den Beweis meiner Erkenntlichkeit nicht auf diese Summe beschränken, wenn Sie sich, wie ich nicht zweifle, Ihres Auftrages mit Treue und Klugheit entledigen," so schließt die Instruktion in verheißungs-

[1]) Über diese Reise Müllers handelt Mezger in „Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte" III, 87 ff., der für den Bericht Müllers den Entwurf auf der Stadtbibliothek Schaffhausen benutzte. Unsere Darstellung beruht auf dem Original im Geheimarchiv zu Berlin. Sehr umfangreiche Akten dazu finden sich in Müllers Nachlaß in Schaffhausen sowie im Berliner Archiv Rep. 92, Stein 13.

[2]) Instruction pour le Conseiller de la Cour et Bibliothecaire Müller. Fait à Charlottenburg le 13. d'Aout 1787. mit dem Kabinettssiegel. Schaffh. St.-B. Müll. 131.



voller Weise. Sehr viel war dem preußischen König daran gelegen, daß die Mission geheim gehalten werde; vor allem sollte um jeden Preis vermieden werden, daß Frankreich Argwohn schöpfe. Der Kurfürst selbst versicherte in einem Briefe an Stein: „Soyez sûr du secret, mon cher Stein; il n'y a que Müller, Mimi (Frau v. Coudenhoven) et moi qui en savons quelque chose." Der an Müller am 25. August 1787 ausgestellte Paß gibt als Reisezweck die „Besorgung seiner Privatangelegenheiten" an, und vielleicht sollte die Reise auch dadurch als harmlos erscheinen, daß sich Müller von seinem jungen amerikanischen Freund Benjamin Huger aus Carolina, dem Neffen Kinlochs, der mit ihm in Mainz zusammenwohnte und mit Politik nichts zu tun hatte, begleiten ließ. Müller selbst hat das Geheimnis seiner Mission strenge bewahrt; in seinen Privatbriefen wird davon nichts erwähnt; auch seinem vertrauten Bruder gegenüber zeigte er sich sehr zurückhaltend.

Müller verließ Aschaffenburg am 26. August und begab sich seiner Instruktion gemäß zuerst nach Karlsruhe, wo er die volle Zustimmung des Markgrafen zu den Plänen des preußischen Königs erlangte. In den nächsten drei Monaten besuchte er alle dreizehn Orte der Schweiz und mit Ausnahme von zweien auch die Zugewandten. Am 27. November 1787 traf er wieder in Mainz ein, „vom Churfürsten mit fast väterlicher Zärtlichkeit, freundschaftlich vom Coadjutor empfangen"[1]).

Für seine Briefe aus der Schweiz hatte er mit Stein eine Chiffre verabredet, die aber wenig verwendet werden sollte. Müller wollte vielmehr von der Schweiz aus nur an Frau v. Coudenhoven schreiben und seine Berichte so verschleiern, daß sie nur von ihr und Stein ihrem Inhalt nach erraten werden könnten. Sie sollten den Eindruck erwecken, als ob Müller nur in Privatangelegenheiten, vor allem wegen seiner Gesundheit, reise und froh sei, sich nicht mit den Angelegenheiten des Reiches langweilen zu müssen. So wird zum Beispiel der Schultheiß v. Steiger als „grand médecin" bezeichnet, der ihm als Arzt gute Ratschläge erteilt.

---

[1]) Das Itinerar der Reise ist aus den Briefen festzustellen. Zuerst hielt sich Müller längere Zeit in Bern auf; am 26. September war er in Zürich, besuchte dann seine Familie in Schaffhausen, setzte die Reise fort über St. Gallen, Arbon, Rheineck, Speicher, Trogen, Herisau nach Glarus, wo er sich am 13. Oktober befand, von dort nach Chur (15. Oktober) und über Reichenau, Disentis und den Oberalppaß (Crispalt, „couvert de neiges jusqu'à mi-corps") ins Urserental, von dort über Altorf und Schwyz nach Luzern, über das Entlibuch ins Emmental nach Bern, Freiburg und nach Genf, wo er neun Tage blieb, nach Lausanne, Neuchâtel, Solothurn. Basel und über Straßburg nach Mainz zurück.



Über diese Reise und seine Beobachtungen verfaßte Müller einen ausführlichen Bericht an Friedrich Wilhelm II., den er mit einem kurzen Begleitschreiben, in welchem er den Wunsch ausspricht, dem König, den Interessen des Fürstenbundes und seinem Vaterlande sein ganzes Leben weihen zu können, am 15. Januar 1788 abschickte[1]). Der Bericht zerfällt in vier Teile, jeder mit einer besonderen Anrede an den König. Der erste Teil: Rélation générale, enthält das Ergebnis der Unterredungen mit dem Schultheißen Steiger von Bern. Dieser war Müller kein Unbekannter; war er doch einer der eifrigsten und begeistertsten Zuhörer von Müllers Berner Vorlesungen im Winter 1785 gewesen. Einleitend hebt Müller die hervorragenden Eigenschaften des Berner Standeshauptes hervor; unter allen schweizerischen Staatsmännern kenne er die allgemeinen Zustände des Landes am genauesten und habe ein konsequentes System politischer Grundsätze. Durch seinen Geist, seine Uneigennützigkeit, seine Vaterlandsliebe und seine Volksbeliebtheit in Bern und auf den Tagsatzungen habe er das ungeteilte Vertrauen gewonnen. Den Fürstenbund bezeichne er als das größte Glück für Europa; in der Schweiz seien die Meinungen darüber geteilt. Die Absichten des Kaisers auf Bayern seien für die Schweiz beunruhigend. Bei der politischen Erschlaffung der Schweizer sei allerdings ein sofortiger Anschluß an das System des Fürstenbundes nicht zu erwarten, aber unfehlbar würden sich die Kantone bei der ersten Veranlassung; wenn etwa der Kaiser auf den Thurgau oder das Veltlin oder die italienischen Vogteien Ansprüche erheben sollte, an den König von Preußen wenden. Steiger habe immer auf die Einigkeit unter den Kantonen und damit auf die Stärkung der Kraft des Vaterlandes gewirkt und deswegen das allgemeine Bündnis mit Frankreich von 1777 befördert; Bern wäre auch bereit gewesen, die Grafschaft Baden dem Mitbesitz der katholischen Orte zurückzugeben, wenn Zürich damit einverstanden gewesen wäre. —

Um die Unterhandlungen mit den schweizerischen Orten zu erleichtern, sollte der König von Preußen erstens Frankreich bestimmen, Neuenburg in den Bundesvertrag von 1777 aufzunehmen; das würde die Verbindungen des Königs mit der Eidgenossenschaft befördern, zweitens bei der Neubesetzung des Bistums Konstanz einen Vertrag zur Erledigung aller streitigen Punkte mit den acht regierenden Orten des Thurgaus zustande bringen und den Bischof

[1]) Rapport sur les dispositions des cantons Suisses relativement au système de l'Union Germanique dans les mois de Sept., Oct. et Nov. de l'année 1787. Berliner Geh. St.-A. Schweizer Generalia Rep. XI, 260 B.



unter den Schutz der Kantone stellen, ungefähr wie der Bischof von Basel ein Glied des helvetischen Bundes sei. Im übrigen müsse man, ohne zu viel über den Bund zu sprechen, die dem Plane entsprechenden Grundsätze ausbreiten und den günstigen Augenblick sofort ausnützen. — Diesen Äußerungen Steigers fügt Müller seine eigenen Bemerkungen über die Lage der französischen Partei in der Schweiz bei. Ihr Einfluß sei geschwächt infolge der unwürdigen Behandlung der Schweiz seit dem Abschluß der letzten Allianz durch Aufhebung der Handelsprivilegien, durch die Unordnung der französischen Finanzen und den offenkundigen Verfall der französischen Macht. Immerhin würde die Mißbilligung Frankreichs dem Anschluß der Schweiz an das System des Fürstenbundes hinderlich sein. Die Beziehungen zum Kaiser seien momentan nicht schlecht, da Österreich die Schweizer auffallend rücksichtsvoll behandle; dadurch habe es in aller Stille einen großen Einfluß auf Graubünden und den unbedingten und ausschließlichen Übergang für seine Truppen aus Mailand nach dem Tirol und umgekehrt erlangt; es mische sich dort in alle inneren Händel ein, was das Mißtrauen der Kantone wachgerufen habe; nur schwer würden sie ihre Zustimmung zum Projekte einer neuen großen Straße, welche die Österreicher durch ihre Länder zu bauen beabsichtigen, geben. Müller will diese Sache sorgfältig im Auge behalten und den König von allem, was geschieht, in Kenntnis setzen. Bisher habe die französische Partei diesen Umtrieben Österreichs entgegengearbeitet, aber beim verstorbenen französischen Minister Graf v. Vergennes kein genügendes Interesse gefunden. Als Ergebnis dieser Betrachtungen gibt Müller an: Die Unterhandlungen, die der König als Oberhaupt und Schutzherr des Fürstenbundes mit den Schweizern anknüpfen könnte, erfordern einen einheitlichen Plan. Einen raschen Erfolg darf man nicht erwarten; aber die Stimmung ist gut, und der König sollte diese Stimmung pflegen; vielleicht werde bei dem gegenwärtigen Zustand Europas und bei dem Charakter des Kaisers der entscheidende Moment früher kommen, als man erwarte. Zu bedauern sei es, daß Friedrich der Große diese Verbindungen außer acht gelassen habe; man hätte jetzt nicht so große Hindernisse zu überwinden, und die Schweiz und das Reich befänden sich dabei sehr wohl.

Der zweite Teil des Berichtes: „Détails ultérieures“, enthält Einzelheiten über die an der Spitze stehenden Staatsmänner, an die man sich in erster Linie wenden könnte, ferner über die Streitkräfte der Schweiz und über die Art, wie man mit den Kantonen unterhandeln sollte. Vor allem sei es wünschenswert, sich mit dem



Schultheißen Steiger zu verständigen, der sich bei der letzten Zusammenkunft mit Müller förmlich bereit erklärt habe, die gute Sache mit seinem Rate zu unterstützen. Der einzige Weg, seine Zustimmung zu gewinnen, sei, das Wohl des Staates zu suchen und ihm das volle Vertrauen, dessen er würdig sei, entgegenzubringen. Dann folgen der Reihe nach Auseinandersetzungen über die Stimmung in den Kantonen Bern, Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, in den fünf weiteren Kantonen, ferner in der Abtei St. Gallen und in den rhätischen Bünden. Das Wallis zu besuchen, habe er wegen der vorgerückten Jahreszeit unterlassen müssen. Überall hebt er die Gesinnung der leitenden Männer hervor und nennt diejenigen, die der Sache gewogen seien, in Zürich den Seckelmeister Wyß, den besten Kopf von Zürich, der auch an Stelle des Bürgermeisters Ott an das Ruder gelangen werde. Luzern sei stark heruntergekommen und zum Teil durch Freiburg aus seiner leitenden Stellung unter den katholischen Orten verdrängt worden. Die guten Köpfe in Luzern halten den Anschluß an den Fürstenbund für sehr nützlich; ein sicheres Mittel, sie zu gewinnen, wäre, ihnen durch die Vermittlung des Bischofs von Konstanz und des römischen Stuhls die Erlaubnis zu verschaffen, von den sehr reichen Gütern ihrer Geistlichkeit eine Steuer zu erheben. Um die katholischen Kantone zu gewinnen, müsse man vor allem die Kapuziner auf seiner Seite haben; sie seien die eigentlichen Herren dieser freien Völkerschaften. Sowohl die Ordens- als die Weltgeistlichkeit sei gegen den Kaiser. Aber der päpstliche Nuntius in Luzern sei ein geiziger und bigotter Herr, der weder die Welt noch sein Jahrhundert kenne. Es wäre gut, wenn der Papst ihn entweder abberufen oder ihm einen begabten Gesandtschaftssekretär an die Seite geben würde.

Der regierende Landammann von Uri, Schmid, sei ein Mann von lebhaftem Geist, Haupt einer mächtigen Familie und Führer der französischen Partei, ein Gegner der Geistlichkeit, sehr populär, den man gewinnen müßte. Das Haupt der vaterländischen Partei, Landammann Müller, einer der angesehensten schweizerischen Staatsmänner, sonst unzugänglich, könnte vielleicht verpflichtet werden durch die Übertragung des bischöflich konstanzischen Lehens der Herrschaft Wasserstelz an seinen Bruder, den Seckelmeister des Kantons. — In Schwyz habe Müller den jungen Seckelmeister Reding, der nächstens an die Spitze des Kantons treten werde, nicht getroffen. Schwyz gehöre zu den Kantonen, in denen die Liebe zur alten Freiheit am stärksten herrsche. — In Unterwalden sei der Einfluß der Kapuziner groß; es bestehe eine französische und eine vater-



ländische Partei; die Biederkeit und Einfalt der alten Sitten habe sich hier am reinsten erhalten; diese Leute müßte man davon überzeugen, daß die Gerechtigkeit und das Interesse der Freiheit auf der Seite des Fürstenbundes seien. — Zug ist französisch. In Glarus habe er die Freundschaft des jungen Seckelmeisters Zwicky gewonnen, der den größten Einfluß besitze und ohne den nichts zu erreichen sei; er halte viel auf das Vaterland und die Ehre; er sei gut gesinnt. In allen kleinen Kantonen müsse man das Volk gewinnen, dessen selbst die mächtigsten Häupter nicht immer sicher seien.

Von den übrigen fünf Kantonen seien Freiburg und Solothurn ganz unter französischem Einfluß, Basel und Schaffhausen, den Österreichern am meisten ausgesetzt, würden nicht zurückbleiben, sondern in alle gut begründeten Schutz- und Trutzpläne eintreten. Appenzell sei nur für die Franzosen, weil es einen Freund unter den benachbarten Königen haben müsse. In erster Linie müsse man die acht alten Orte gewinnen; die anderen würden mitgezogen. Nicht außer acht lassen dürfe man den Abt von St. Gallen, der über 120 000 Seelen gebiete. Er fühle den Vorteil einer Stütze im Reiche gegen die Ansprüche des Kaisers. Müller habe sich mit dem Sohne seines Ministers, Müller von Goßau (Karl Müller von Friedberg) in Beziehung gesetzt, einem Manne von viel Geist und Kopf, der des Abtes Vertrauen besitze. — Graubünden sei in den Händen des Kaisers, der es auf drei Seiten umgebe und vertragsweise den Durchpaß durch das Land besitze. Aber durch das Haus von Salis sei die französische Partei ansehnlich. Bei dem kriegerischen Geist des Volkes und der Wichtigkeit seiner Pässe sei dieses Land nicht zu übersehen. Er habe ein genaues Verzeichnis der vorzüglichsten Köpfe der französischen, österreichischen und vaterländischen Partei. —

Der dritte Teil: „Forces de la Suisse“, macht Angaben über die Hilfsmittel der Schweiz, damit der König selbst beurteilen könne, ob es der Mühe wert wäre, sich damit zu beschäftigen. Zunächst werden die volkswirtschaftlichen Verhältnisse berührt. Ackerbau und Weinzucht gehen zurück, während sich der Wiesenbau ausdehne; auch die Industrie schwinge sich auf, worunter das Reislaufen leide. Die guten Bürger sehen mit Schmerz, wie Luxus und Handel die Tatkraft und die Liebe zu den Waffen schwächt bei einem Volke, das seine Verteidigung ausschließlich in seinem Mute und seiner militärischen Tüchtigkeit zu suchen hat. — Diese Klagen und die Gefahren, die alle kleinen Staaten bedrohen, haben zur Bildung einer freien Gesellschaft von Staatsmännern, Kriegsleuten und jungen Patriziern geführt, die alljährlich am Sempacher Schlacht-



tage in Sursee sich versammle, um über einen allgemeinen Verteidigungsplan zu beraten. Aber es zeige sich dabei mehr guter Wille, als der so notwendige Erfolg. Schultheiß Steiger wünsche sehr, daß es Müller gelingen möchte, den Verteidigungsplan für die Schweiz, der sich im Schlosse zu Bückeburg unter den Papieren seines Verfassers, des berühmten Grafen Wilhelm von Lippe, befinden müsse, zu erhalten; Müller ersucht deswegen den König dringend, sich dahin zu verwenden, daß dieses wichtige Aktenstück den Schweizern zugestellt werde; denn sein Besitz wäre für die Schweiz ein großes Glück. Er wolle sich selbst nach Bückeburg begeben, um es zu suchen[1]).

Die Schwäche der Schweiz habe ihren Grund einzig und allein in dem Mangel eines dem gegenwärtigen Stand der Dinge angemessenen Systems. Diese Planlosigkeit ist schuld, daß die Schweiz nicht fühlt, was sie zu leisten vermag. „Ein guter Bürger möchte blutige Tränen vergießen, wenn er sieht, welche Kraft seinem Vaterlande innewohnt, und wie sie doch so völlig brach liegt." Deshalb dringe Steiger mit aller Macht auf die Erneuerung der Bünde und eine festere Verbindung unter den Kantonen. Sobald allgemeine Pläne, neue Maßnahmen Anklang finden, können die Schweizer einen ehrenvollen Platz unter den Verteidigern der allgemeinen Freiheit behaupten. Ein aufschreckendes oder aufstachelndes Ereignis würde dazu genügen. Eine einzige Tagsatzung könnte dann mehr ausrichten, als die letzten hundert Jahre. Aber es müssen schon von jetzt an und unermüdlich die zweckdienlichen Vorbereitungen getroffen werden. Fast allgemein zeigt sich das eifrige Streben, die militärischen Einrichtungen zu verbessern. Das Herz des Volkes hängt an den Waffen, und es lebt noch die alte Überzeugung, daß man entweder sterben oder frei leben müsse. Die Bestrebungen Berns und die reichen Hilfsmittel dieses Staates werden hervorgehoben und als Staatsgeheimnis mitgeteilt, daß Bern einen Staatsschatz von ungefähr 48 Millionen livres tournois besitze, wovon 18 Millionen in bar, das übrige in England, beim Herzog von Zweibrücken und anderen Fürsten und bei Reichsstädten angelegt seien. Dazu besitze jede Gemeinde einen eigenen Schatz zum Zwecke der

[1]) Müller ersuchte auch seinen Kurfürsten um Verwendung in dieser Sache. Noch am 10. Juni 1788 bat er ihn, bei Gelegenheit der Anwesenheit der Prinzessin von Hessen, Gräfin von Lippe, beim Souper den Wunsch vorzubringen, daß Müller das Manuskript für einige Wochen erhalte, um die auf die Schweiz bezüglichen Stellen ausziehen zu können, zur Mitteilung an einen bedeutenden schweizerischen Staatsmann und zum Heil sowohl für die Schweiz als die allgemeine Politik. — Friedrich Wilhelm II. verwandte sich in der Tat bei der verwitweten Fürstin von Schaumburg-Lippe um die Herausgabe dieses Manuskriptes (St.-B. Müll. 97).



dringendsten Kriegsbedürfnisse; endlich komme noch dazu der Ertrag der Familienkassen und die etwa 1 200 000 Franken betragenden Einkünfte der Landvogteien. Und keinen Rappen Abgaben, keine Schulden, keine Subsidiengelder. — Bei der schweizerischen Miliz herrsche ein guter kriegerischer Geist, Gehorsam und Mannszucht. Von größtem Werte ist es auch, daß die alten Streitigkeiten über die Religion, die Macht, die Aristokratie und Demokratie sehr abgenommen haben, daß die Kantone dem Ziele einer innigeren Vereinigung vielleicht noch nie so nahe gewesen sind als jetzt. Den großen Stein des Anstoßes bilden immer noch die Verluste der katholischen Orte infolge des Bürgerkrieges von 1712; er habe an alle möglichen Mittel und Wege gedacht, Zürich zur Rückgabe dieser Eroberungen zu bewegen. Wenn dies zu erreichen wäre, so könnte man von den kleinen Kantonen alles erlangen. —

Der letzte Teil: „Moyens d'attacher les Suisses à l'alliance de Votre Majésté et de l'Union", handelt von den Mitteln, die Schweiz an das System des Bundes der kleinen Staaten zur Verteidigung ihrer Rechte und Besitzungen zu binden. Sie hängen wesentlich von der Wendung der politischen Verhältnisse ab. Müller nimmt vier Möglichkeiten an: erstens, daß der König von Preußen sich mit Frankreich in ein gutes Verhältnis setzen würde, was dem Fürstenbunde die französische Partei und die besseren Bürger zuwenden würde; zweitens, daß er mit dem Kaiser sich verständigen und die Befestigung des Reichsfriedens zur Bedingung machen würde, was einen großen Abfall in der französischen Partei bewirken würde, da nur wenige Schweizer Frankreich lieben; sie lieben dagegen Preußen und fürchten den Kaiser. Die helvetische Nation würde durch diese politische Wendung wieder deutsch. Am günstigsten wäre der dritte Fall, daß Preußen sowohl mit Frankreich als mit Österreich einig würde, und daß die Mächte wünschen, daß die Schweizer zur Erhaltung des gegenwärtigen Standes der Dinge mitwirken möchten. Wenn dagegen der vierte Fall eintrete, daß Preußen sowohl mit Frankreich als mit Österreich entzweit würde, so wäre es weder leicht noch vorteilhaft, mit den Schweizern eine engere Verbindung einzugehen. Sie würden dann befürchten, sowohl die Freundschaft Frankreichs als die rücksichtsvolle Behandlung Österreichs zu verlieren. In diesem Falle müßte man sich darauf beschränken, die bisherigen freundschaftlichen Beziehungen zu erhalten, darüber zu wachen, daß der Kaiser die Kantone nicht in seine Pläne hineinziehe, die guten Bürger an den Bestrebungen zur Kräftigung der Republik arbeiten zu lassen und günstigere Umstände abzuwarten.



— Man könnte sich noch zwei besondere Gelegenheiten zunutze machen: erstens die Aufnahme Neuenburgs in den Bundesvertrag der Orte, zweitens, wenn der Koadjutor von Mainz und Worms auch Bischof von Konstanz werde, den Abschluß eines Vertrages zur Feststellung seiner Beziehungen zu den Schweizern in dem Sinne, daß ihnen die Getreidedurchfuhr, ihm dagegen die Freundschaft und wenn möglich der Schutz der Kantone zugesichert würden. Eine dritte Gelegenheit würde sich dadurch bieten, daß man den Bischof von Chur, dessen Güter und Einkünfte in den Erbstaaten sich der Kaiser bemächtigen wolle, dagegen schützte. „Ich habe ihnen gesagt, sie sollen sich daran erinnern, daß der Erzbischof von Mainz ihr Metropolitan ist. Das wäre eine Gelegenheit, Graubünden die wirksame Kraft unseres Bundessystems zu zeigen." Endlich sollte man den Schweizern auch ihre italienischen Vogteien sichern, die für die kleinen Kantone von unberechenbarer Bedeutung seien; „überdies ist die Schweiz verloren, wenn sie irgendwie nachgibt".

Ein wirksames Mittel, die Stimmung der Schweizer zu beeinflussen, sei endlich, die Nation aufzuklären über den mißlichen Stand der allgemeinen Angelegenheiten, über ihre eigene Schwäche, ihre Ursachen und Gefahren, über ihre Streitkräfte und die Mittel, sie wieder zu heben. Es wolle ihm scheinen, daß die verständigen und gutgesinnten Bürger sehr wünschen, er möchte die Geschichte der Schweizerbünde in volkstümlicher Sprache bis auf die jetzigen Tage weiterführen und außerdem von Zeit zu Zeit mit Freimut, Wärme und Klugheit über ihre gegenwärtigen Interessen schreiben. Pflicht und Neigung treiben ihn dazu, und er werde seine wenige Muße darauf verwenden. Er habe in allen Kantonen Verbindungen angeknüpft und werde weder Kosten noch Mühe scheuen, sie zu pflegen und auf ungezwungene Weise die erwünschten Berichte und Ideen unter ihnen zu verbreiten. —

Der Bericht Müllers vom 15. Januar 1788 fand beim König von Preußen volle Anerkennung. In einem eigenhändig unterzeichneten Schreiben sprach Friedrich Wilhelm II. dem Verfasser seinen Dank aus und die Hoffnung, er werde Gelegenheit finden, sich erkenntlich zu zeigen.

Am 14. November 1787 hatte der Baron Jean François de Chambrier, Kammerherr und Gesandtschaftsrat im Fürstentum Neuenburg, dem König einen Bericht eingeschickt, der wesentlich zu denselben Ergebnissen kam, wie Müller[1]). In einem Briefe vom 9. Januar

[1]) Original im Berliner Geh. St.-A., Abschrift auf der Stadtbibliothek Schaffhausen. Der Brief Müllers ebenfalls im Berliner Geh. St.-A. Rep. 92, Stein 13.



1788 widersprach Müller einigen Behauptungen Chambriers, vor allem der Ansicht, daß man zuerst Bern und Zürich gewinnen müsse; das würde gerade die Uneinigkeit in der Schweiz befördern und dem Zwecke entgegenwirken; man müsse vielmehr Kantone beider Konfessionen heranziehen.

Übrigens war Müller bald zur Überzeugung gekommen, daß ein direkter Anschluß der Schweiz an den Fürstenbund nicht möglich und auch nicht ratsam erscheine[1]). Im März 1788 schrieb er an Stein, der Fürstenbund sollte bei der gegenwärtigen politischen Lage keine Bundesgenossen außerhalb des Reiches suchen. Nach seinen Nachrichten aus der Schweiz werde man dort kaum einen bis zwei Kantone zum Eintritt bewegen können, und das würde ein solches Aufsehen hervorrufen, daß daraus mehr Schaden als Nutzen entstehen werde. Dagegen erschien es ihm vorteilhaft, in gewissen Fragen das Interesse Preußens wach zu erhalten. Am 9. Mai 1788 schrieb er dem König, es biete sich schon jetzt eine Gelegenheit, mit den Schweizern in Verbindung zu treten. Eines der hervorragendsten Häupter der Rätischen Bünde — gemeint ist Ulysses v. Salis-Marschlins — habe ihm über die Unruhen in den bündnerisch-italienischen Vogteien Veltlin, Chiavenna und Bormio geschrieben und über die Einmischung der österreichischen Regierung in Mailand und des kaiserlichen Gesandten v. Buol, die offenbar danach streben, die Rätischen Bünde zum Verkauf oder Umtausch dieser Gebiete zu drängen, die wegen ihrer Lage und ihrer Verbindungswege von großer Wichtigkeit seien, weil dadurch alle Schlüssel der Alpen von Triest bis Piemont in die Hände des Hauses Österreich fallen würden. Wenn sich nun die Bündner im Notfalle an den König von Preußen wenden würden und dieser sich ihrer annehmen wollte, so könnten die Rätischen Bünde für das System des Fürstenbundes gewonnen werden; dieser würde dadurch sowohl Nachbar der Schweiz als Italiens und die Hoffnung aller Schwachen und Unterdrückten in diesen Ländern werden. Er frage deshalb an, ob sich die Bündner im Falle der Not an den König wenden dürfen[2]). Daß der Berliner Hof wirklich auf diese

[1]) Schon am 2. Januar 1788 schrieb er an Ulysses v. Salis, die Kantone täten besser, sich unter sich selbst zu stärken, als sich in der Krisis, deren Wendung und Entwicklung recht unsicher erscheine, bloßzustellen. Ähnlich im April 1788 an Mülinen (S. W. XVI, 206 u. 327).

[2]) Berliner Geh. St.-A. Rep. 96, 170 F., chiffriert. Schaffh. St.-B. Müll. **131** auch ein Auszug eines Briefes von Lucchesini an Stein vom 27. Mai 1788: der König habe mit großem Interesse den Bericht Müllers entgegengenommen und beschäftige sich mit der Frage, auf welche Weise man den Bündnern am besten



Sache eintrat, zeigt ein Brief Müllers an den Schultheißen Steiger vom 5. Juni 1788 mit der Anfrage, ob angesichts der Gärung in den bündnerischen Vogteien und der Umtriebe der österreichischen Regierung in Mailand die Republik Bern es gerne sehen würde, wenn Preußen und der Fürstenbund im Falle der Not sich der Bündner annehmen würden, und ob dies nicht Veranlassung zu einer näheren Verbindung zwischen dem Fürstenbund und der schweizerischen Eidgenossenschaft geben könnte. In Deutschland schenke man dieser Sache ernsthafte Beachtung, nicht nur wegen der Wichtigkeit jener Gebiete, sondern auch aus allgemeinem Interesse für die Eidgenossenschaft, die man von keiner Seite und auch nicht in einem ihrer kleinen Teile verletzen lassen könne oder wolle. Frankreich sei gleichzeitig darauf aufmerksam gemacht worden, daß es einer Veränderung in dem Zustand jener Landschaften nicht gleichgültig zusehen dürfe. Müller versichert, er habe den ausdrücklichen Auftrag, zu wiederholen, daß alles, was den bernischen Staat berühre, auch seine Freunde berühre und daß er besonders einen Freund habe, der ihn unbegrenzt schätze, sein Bestes wolle und das vollkommenste Vertrauen in die Weisheit und den Patriotismus von Steigers Ratschlägen setze. —

Am folgenden Tage schrieb Müller auch an Ulysses v. Salis-Marschlins: Graubünden möge fest bleiben; es werde erfahren, daß es Freunde habe, die sich lebhaft seiner annehmen und es auf lange hinaus sicher stellen werden; er möge ihn im Interesse der guten Sache auf dem Laufenden halten und darauf zählen, daß er lebhaftes Interesse daran nehme und keine Gelegenheit versäumen werde, zu reden oder zu handeln, was der Sache dienen könne. —

Die Bündnersachen haben auch noch später die preußischen Staatsmänner beschäftigt. Im Oktober 1788 mußte Müller bei seiner Anwesenheit in Berlin dem König über die Streitigkeiten der Bündner mit den Veltlinern berichten; am 20. März 1789 schickte Stein mit einem Berichte zwei Briefe von Chur vom 19. Februar und 10. März 1789 ein, die er von Müller erhalten hatte,

---

helfen könne; bei der großen Entfernung sei an direkte Hilfe nicht zu denken. Der König werde Bern dafür zu gewinnen suchen, die Rechte der rätischen Bünde zu schützen; er werde auch den König von Sardinien auf das Schicksal eines Landes aufmerksam machen, das ihn so nahe berühre. — Auf den Brief Müllers bezieht sich ein eigenhändiges Schreiben Friedrich Wilhelms II. vom 22. Mai 1788 (Berliner Geh. St.-A. Rep. XI, 164) mit der Bemerkung: „Voici une lettre assez interessante de Müller de Mayence que j'ai voulu Vous comuniquer; je Vous prie de me la rendre demain, et de venir demain après midi à deux heures et demi chez moi."



über die Stellung Österreichs gegenüber den Unruhen im Veltlin. Am Schlusse des zweiten Briefes wird berichtet, daß man in Chur daran denke, eine Deputation an die dreizehn Orte zu senden und ihren Beistand anzurufen. Der französische Hof habe diesen Schritt empfohlen; es sei zu wünschen, daß der Wiener Hof mit seinen Absichten, dieses kleine Land den Rätischen Bünden zu entfremden, nicht durchdringe. Wenn der König von Preußen es ratsam finde, den Schweizern seine Absichten in dieser Sache mitzuteilen, so würde wohl Müller diesen Auftrag übernehmen. Das Kabinettsministerium (unterzeichnet Finkenstein und Hertzberg) antwortete darauf, daß der Streit zwischen den Rätischen Bünden und der Statthalterschaft in Mailand über die Verhältnisse im Veltlin und der Vogtei Chiavenna dem König zu fern liege, um sich einzumischen; das sei Sache der Berner, die im Notfalle Freunde und Unterstützung finden werden wie die ganze Eidgenossenschaft; diese solle sich selbst raten. —

Von der Schweizerreise des Jahres 1787 an wurde Müller vollständig in die politische Tätigkeit hineingezogen. Es war die Beschäftigung, nach welcher er seit langem gestrebt hatte, zum Teil aus politischem Ehrgeiz, zum Teil, weil er sie für unerläßlich für seinen höheren Beruf, den des Geschichtschreibers, hielt[1]).

Schon am 1. Juni 1787 hatte er in einem Schreiben an den König von Preußen seine Unbefriedigung mit seiner Anstellung als Bibliothekar ausgesprochen[2]); der Kurfürst sei geneigt, ihn im Kabinett zu verwenden; aber Strauß sei gegen ihn und Heimes eifersüchtig; im Dienste des Königs könnte er verschiedene Stellen zum Vorteil des Staates mit Ehren bekleiden: in auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin oder bei verschiedenen Höfen im Interesse des Fürstenbundes, als Mitglied der Berliner Akademie, wobei er Muße hätte, über die Reichsgeschichte zu arbeiten und den Geist der Konstitution zu beleuchten[3]), gelegentlich auch in jeder Art von

---

[1]) Müller an Stein 25. Juli 1787: „L'Electeur paroit disposé à me placer dans le cabinet; c'est ce que j'ai toujours ambitionné, parceque mon métier d'historiographie a besoin de la double lumière que le Sécretaire de Florence caracterise dans ces mots: una lunga sperienza delle cose moderne ed una continua lezione delle cose antiche. Cela guérit des erreurs de la politique spéculative et des préjugés de ceux qui ne connoissent la marche des affaires que par les livres."

[2]) Schaffh. St.-B. Müll. 57: Mémoire concernant l'offre de mes services que j'ai faite à S. M.

[3]) Ebenda 131: Idées sur une histoire de l'Empire. „C'est le désir général des amis de la bonne cause en Allemagne, que les Princes, les Grands, les Mi-



Geschäften und Aufträgen, zu denen man nicht offizielle Beamte verwenden wolle. Allerdings würde der Kurfürst ihn nur ungern entlassen; aber auch diese Schwierigkeit wäre zu überwinden. Dem Kurfürsten selbst empfahl er sich im August 1787, vor seiner Abreise in die Schweiz, für folgende Geschäfte: Ordnung der Reichsarchive — geheime Korrespondenz, vornehmlich in Abwesenheit des Freiherrn vom Stein — als Sekretär des Komitees oder der Konferenz des Fürstenbundes, wenn eine solche einberufen werde — zu Arbeiten und Missionen, mit denen der Kurfürst nach Bedürfnis der Zeit ihn zu betrauen für gut finden werde. —

Allerdings hatte Müller das Gefühl, daß ihn die politische Arbeit seinem wahren Berufe entfremde, und vor allem sein Bruder und Herder suchten ihn immer wieder zur wissenschaftlichen Arbeit zurückzurufen. Er hat auch die Berechtigung ihrer Vorstellungen durchaus anerkannt. So schrieb er am 25. Februar 1788 dem Bruder: „Das fühle ich übrigens tief, daß alle sogenannte politische Arbeit eitel und nichtswürdig ist in Vergleichung mit gelehrter: diese würkt Jahrtausende und auf Nationen, die noch nicht sind; sie ist pure, freie Geistesfrucht, aus der ein Mann zu schätzen ist; jener ihre Würkung verweht wie Stroh, sobald ein Thor oder Bösewicht seine Übermacht mißbraucht oder seine Rolle versäumt; für den, der nicht en chef arbeitet, ist an keinen Ruhm zu gedenken. Ich thue also, was ich schuldig bin, rechne aber nur die für wahre Lebensstunden, in welchen ich ausarbeiten oder für die Zukunft aus mancher Blume den Honigsaft sauge. Herder hat völlig recht (und wiederhole mir's manchmal!), daß ich mich in Obacht nehmen soll, nicht über der Politik die Bestimmung meines Lebens zu vergessen. Ich halte aus vielen Beobachtungen dafür, daß ich in die Welt gekommen, um aus der Erfahrung vergangener Zeiten unserm Volk und andern den Weg Gottes zu lehren und mit einer gewissen Kraft feste Mannstugend und getroste Religion in einigen hiedurch wieder anzufachen. Dieses verliere ich auch nicht aus dem Auge, vielmehr ist es das Ziel meiner Wünsche, und ich habe hierüber mancherlei Pläne;

---

nistres, les gens en place, les gens du monde et ceux de guerre, que le citoyen enfin, ait de la constitution de l'Empire, de ses principes, de son excellence et de sa perfectibilité, une idée et un sentiment assez eclairés et assez vifs pour y trouver d'autant plus de motifs à la défendre, à la bien servir de toutes les manières." Er hielt sich zur Abfassung eines solchen noch nicht vorhandenen Buches besonders geeignet, weil er durch seine Heimat und Erziehung durch keine konfessionellen oder politischen Rücksichten gebunden, von lokalen Vorurteilen und Familienrücksichten frei sei, nur durch seinen Beruf als Geschichtschreiber und sein Interesse an der Sache getrieben werde.



ihre Vollziehung wird Gott mir zu geben wissen, oder mich hinwegnehmen."

Trotz dieser Selbsterkenntnis ließ sich Müller immer tiefer in den Strom des politischen Lebens hineinreißen. Am 25. April 1788 erhielt er vom Kurfürsten die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Legationsrat[1]). Freudig bewegt berichtete er schon am nächsten Tage der Mutter von seiner Beförderung; die Stelle sei ehrenhaft und folge im weltlichen Staatskalender gleich nach dem Ersten Minister und den drei Staatsräten. Die Besoldung sei zwar noch nicht vermehrt, die Vermehrung aber versprochen; sie betrage 1710 Gulden; dazu komme Holz und Postfreiheit (was für Müller bei seiner sehr ausgedehnten Korrespondenz eine beträchtliche Erleichterung bedeutete). In begeisterter Aufwallung schreibt er: „Gottes sonderbare Leitung und milde Hand hat mir also Ruhm und Ehre und reichliches Auskommen beschert in einem Land und unter Leuten, von denen und wo wir es nie gedacht hätten. Dabey Gesundheit, glückliche Arbeiten, munterer Geist, eine geliebte Mama, einen Bruder und eine Schwester, wie ich sie mir nicht besser wünschen könnte, und ein Herz voll des Wunsches, durch die gute Anwendung von dem allem Ihm, dem Vater des Guten, würdig zu danken."

Die Ernennung zum Geheimen Legationsrat hatte den Rücktritt Müllers von der Bibliothekarstelle zur Folge. Auf die Bitten Heynes in Göttingen bemühte sich Müller mit Erfolg, dessen Schwiegersohn Georg Forster, den Weltumsegler, der mit Müller während seines Kasseler Aufenthaltes in befreundete Beziehungen getreten war, dem Kurfürsten sehr lebhaft als seinen Nachfolger zu empfehlen[2]). Forster hatte seine Stelle an der Universität Wilna, die ihn nicht befriedigte, schon 1787 wieder aufgegeben; er wartete in Göttingen auf eine neue Verwendung und war Müller sehr

---

[1]) An die Mutter, 26. April 1788: „Adresse: Churmainz. würklicher Geheimder Legationsrath, französisch: Conseiller intime des légations de S. A. E. de Mayence."

[2]) Die eifrigen Bemühungen Müllers für seinen Freund Forster und für die vielen Wünsche, die dieser hatte, gehen aus dem Briefwechsel mit Forster, dessen Frau Therese und Heyne hervor (teilweise gedruckt bei Maurer-Constant VI, 252 ff. und II, 37 ff.), ferner aus vielen ungedruckten Briefen in Müllers Nachlaß (St.-B. Müll. 111). Es war keine leichte Aufgabe, auf die immerwährenden Klagen und Bitten Forsters einzutreten. Müller ist dem unruhigen und in seinen finanziellen Verhältnissen in beständiger Verlegenheit befindlichen Forster mit unermüdlicher Freundschaft beigestanden, obwohl er ihm schließlich schlecht gedankt hat. — Über Georg Forster und seine Anstellung in Mainz vor allem: K. Klein, Georg Forster in Mainz 1788—1793; W. Langewiesche, Georg Forster.



dankbar, daß er ihm die Bibliothekarstelle in Mainz verschaffte. Müller erwirkte auch, daß der Kurfürst dem wie immer in Geldverlegenheit befindlichen Forster seine beiden Reisen nach Mainz, die seiner Anstellung vorangingen, und die Kosten der Übersiedlung von Göttingen nach Mainz im Betrage von 900 fl. vergütete. Forster hat seine neue Stelle im Oktober 1788 angetreten. —

Durch die Empfehlung Müllers erlangten auch noch andere Gelehrte Anstellung in Mainz, so, wie schon erwähnt, Heinse, 1788 auch K. F. v. Dalwigk als Hof- und Regierungsrat[1]). Welchen Einfluß man ihm zuschrieb, beweisen die zahlreichen Bittschriften und Gesuche um seine Verwendung. —

In dieser Zeit hat Müller auch seine erste Bekanntschaft mit Wilhelm v. Humboldt gemacht, der damals in Göttingen studierte und eine Reise nach Mainz machte, wo er durch Forster an Müller empfohlen worden war. —

Obwohl nun sein nächster Wunsch in Mainz erfüllt war, hat Müller auch jetzt noch nicht die Rückkehr nach der Heimat und die Annahme eines Amtes in der Vaterstadt, etwa des Archivariates oder der Stadtschreiberstelle, aus dem Auge gelassen; im Briefwechsel der beiden Brüder und mit Füßli ist häufig davon die Rede; aber die Unmöglichkeit, mit der kargen Besoldung, die ihm für seine Dienste angeboten werden konnte, auszukommen, und die kleinlichen und teilweise auch zerfahrenen Zustände des kleinen Schaffhauser Freistaates[2]), die Armut an bedeutenden und geistvollen Männern, die ihm einen anregenden Verkehr gesichert hätten, verhinderten die Ausführung dieser Pläne. Der getreue Bruder selbst, so sehnlich er auch das Zusammenleben mit ihm wünschte, machte ihn oftmals auf diese Schwierigkeiten aufmerksam, und die deutschen Freunde, voran Stein, rieten ihm ernstlich von diesem Schritte ab. Auch Bonstetten und die Freunde in Genthod sprachen sich gegen die Annahme einer Stelle in Schaffhausen aus: „il ne faut jamais que les gens d'esprit se mettent à la merci de ceux qui n'en ont pas"[3]). In einem Briefe vom 8. April 1788 wägt Müller die Vorteile und Nachteile einer Übersiedlung in die Vaterstadt gegeneinander ab. Es handle sich darum, zu prüfen, wo er eine seinen Neigungen entsprechende Tätigkeitssphäre erlangen könne und, wenn

---

[1]) Briefe an C. v. Dalwigk 1782—1808. St.-B. Müll. 105.

[2]) In einem Briefe vom 19. Oktober 1791 (ungedruckte Stelle) schreibt J. Georg Müller, der Bürgermeister Keller sage es seinen Vertrauten, so könne es kaum noch zehn Jahre fortgehen ohne eine gewaltige Revolution.

[3]) Bonstetten an M. 24. Dezember 1788.



die Frage zugunsten der Schweiz ausfalle, wie er mit so geringem Einkommen leben könne. In der Schweiz könnte er durch schriftstellerische Arbeit, durch Aufklärung des Volkes in politischen Fragen eine verdienstvolle Tätigkeit entfalten; für die Fortsetzung der Schweizergeschichte sei die Anwesenheit in der Schweiz geradezu notwendig. Zur Erlangung der nötigen Einkünfte zum Lebensunterhalt faßt er ein Mittel ins Auge, das recht bezeichnend für die Auffassung der damaligen Zeit ist, weil Müller es ganz ungescheut anderen gegenüber äußert: er meint, der König von Preußen könnte ihm eine Pension von etwa 80 Louis zukommen lassen, „pour que je veille sur tout ce qui peut l'interesser en ces pays là." Der Landgraf von Hessen unterhalte dort einen solchen vertrauten Mann, Frankreich außer der Gesandtschaft noch drei Minister, der Kaiser zwei, England einen; er selbst würde keinen Titel verlangen, nichts, was das geringste Aufsehen hervorrufen könnte. Er würde einfach Berichte einsenden über die Vorgänge in der Schweiz und im benachbarten Schwaben, welches beständig durch die Unternehmungen des Wiener Hofes beunruhigt werde; er würde auch nach Wunsch geheime Missionen übernehmen, etwa wegen der Aufnahme von Neuchâtel oder beim künftigen Bischof von Konstanz. Seine Stellung in Mainz sei bei dem Alter des Kurfürsten und der sehr zarten Gesundheit des Koadjutors unsicher; Stein werde nicht dauernd dort bleiben und er könne ein Land, in welchem man, um wie ein anderer leben zu können, Ahnen brauche, nicht sehr lieben. —

Am 11. April 1788 setzte er in einem Schreiben dem Kurfürsten selbst seine Lage auseinander und bat ihn, ihm bald seine Verfügung über seine Person mitzuteilen, damit er danach seine Antwort nach Schaffhausen richten könne. Die unmittelbar darauf folgende Ernennung zum Geheimen Legationsrat bestimmte Müller, für einmal den Plan der Rückkehr in die Heimat aufzugeben; aber der Gedanke, seiner Vaterstadt zu dienen, drängte sich ihm auch später wieder auf, wozu die offenkundige Verehrung, die ihm seine Mitbürger entgegenbrachten, beitrug. Am 18. August 1788 wurde er „ohnverhofft und ohngesucht", wie ihm die Mutter freudig berichtete, von seiner Zunft zun Gerbern beinahe einhellig in den Großen Rat gewählt; in der ganzen Bürgerschaft sei darüber große Freude. Diese Ehrung war eine direkte Folge der Widmung des dritten Teils der Schweizergeschichte an die Vaterstadt. „Deine Dedikation hat eine Sensation gemacht, welcher ich mehr Beständigkeit wünsche, als so etwas bei uns gewöhnlich hat," schrieb ihm der Bruder. Das Zeitungsblatt, das die Widmung enthalte, sei von



über hundert Hohen und Niederen gekauft worden; viele gemeine Bürger kaufen das Buch selbst; sogar Näherinnen und Mägde wissen davon zu sagen; Müller möge jetzt nach Schaffhausen kommen und sich den Mitbürgern zeigen; der Bruder ladet ihn zu seiner Hochzeitsfeier auf den 18. September ein[1]). — Zur großen Freude des Bruders nahm Müller die Wahl an[2]). Sie verpflichtete ihn nicht zur Rückkehr, sondern war eine Ehrenstelle, die er auch von der Ferne aus bekleiden konnte. Allerdings hatte er den über hundert Zunftgenossen ein Ehrenessen mit dem üblichen Wahlwein zu leisten, erhielt aber dafür auch in seiner Abwesenheit eine kleine Besoldung, über die der Bruder, der sein kleines Vermögen in Schaffhausen verwaltete, genaue Rechnung ablegte. „Jtzt ist die Zeit Deiner Blüte in Schaffhausen (die des Fruchtbringens wird aber noch besser seyn)." Die Ehrung Müllers werde, wie der Landvogt Meyer v. Schauensee an J. Georg Müller schrieb, in der ganzen Schweiz gebilligt. „So lohnt die Republik wahres Verdienst und muntert dadurch zu großen Taten auf."

Noch im Januar 1792, als die Ratschreiberstelle durch die Erkrankung des damaligen Inhabers erledigt zu werden schien, suchte man Müller dafür zu gewinnen. Der Bürgermeister Keller bot ihm die Aufnahme in sein Haus und an seinen Tisch an; er sei ein alter Mann, der der Republik keine großen Dienste mehr leisten könne; wenn er Müller nach Schaffhausen bringen könnte, glaube er das Beste getan zu haben, was er in seinem ganzen Leben für sie habe tun können. Aus dem Einkommen von etwa 700 Gulden und den Zinsen seines kleinen Vermögens könnte allerdings ein Professor Schwarz leicht leben, nicht aber der Herr Bruder, von dessen ökonomischem Geist er nicht eben hohe Begriffe habe, meinte J. Georg.

Wie hoch das Ansehen Müllers damals bei seinen Mitbürgern stand, schrieb der Bruder am 10. Juni 1792: „Letzten Pfingstmontag hat in Abwesenheit beider Bürgermeister der H. Seckelmeister Pfister die Rede in der Kirche gehalten. Es trieb mir Thränen in die Augen, als er hier vor der ganzen Bürgerschaft am feierlichsten Tage des Jahres der vaterländischen Geschichte unseres würdigen Mitbürgers Meldung that — denn seit 100 Jahren möchte eine solche Ehre einer Privatperson nie wiederfahren sein, und mich hat es innigst

[1]) An diesem Tage vermählte sich J. Georg nach vierjähriger Verlobungszeit mit der an Verstand und Gemüt reichen Marie Gaupp.

[2]) Müller berichtete darüber an Stein: „Je trouve que j'aurois tort de négliger l'amour de mes concitoyens, dans l'incertitude de la tournure des choses humaines."



gerührt, als Dein Mitbürger und Dein Bruder. Noch ist die Hoffnung bei mir nicht erstorben, Dich einst in unserer Rathsstube an einem der ersten Plätze zu sehen, und ich kann Dir bezeugen, daß dies der Wunsch der Besten unter uns ist." — Am 29. August 1792 wurde Müller von beiden Räten einmütig wegen der Widmung des dritten Buches der Schweizergeschichte und „anderem gegen Schaffhausen und die ganze Eidgenossenschaft bezeugtem guten Willen" ein Geschenk von 50 L.N. zuerkannt. Die für ihn in Aussicht genommene Stadtschreiberstelle wurde erst im November 1793 durch den plötzlichen Tod des Stadtschreibers Ziegler erledigt. Müller hatte damals seine neue Stelle in Wien inne, und der Bruder in Schaffhausen wagte nicht, ihn vorzuschlagen, „weil er wohl kaum ein Einkommen von 5400 Reichsgulden mit einem von 6—700 und eine so angesehene Stelle am ersten Hofe von Europa mit der eines Schaffhauser Stadtschreibers vertauschen würde."

So zerschlugen sich denn diese Pläne. Aber die Verbindung mit der Vaterstadt blieb erhalten durch den getreuen Bruder, der trotz seiner häufigen Klagen über die kleinlichen und verrosteten Zustände aufs innigste mit der Heimat verwachsen war und dem Bruder oftmals Schaffhauser Landsleute mit Empfehlungen zuschickte oder ihn um Verwendung in den verschiedensten Angelegenheiten bat, die Johannes Müller mit großer Bereitwilligkeit und oft mit Erfolg erledigte.

Der Kurfürst hatte es verstanden, Müller durch immer neue Beweise des Vertrauens an sich zu fesseln. Im Oktober 1788 ernannte er ihn zum Geheimen Konferenzrat, wodurch die ihm gewährte Postfreiheit auch auf auswärtige Posten ausgedehnt wurde, was für ihn eine Ersparnis von mindestens 200 Gulden jährlich bedeutete. Zwar versuchte man verschiedene Mittel, den Kurfürsten von dieser Begünstigung Müllers abzubringen. In Mainz wurde damals ein Buch gedruckt, in dem unter anderem vorgeschlagen wurde, die Protestanten für so lange von öffentlichen Stellen auszuschließen, als die protestantischen Fürsten keine Stellen an Katholiken vergeben. Aber diese Berufung auf die katholische Gesinnung des Erzbischofs blieb ohne Wirkung. Friedrich Karl Joseph, der jetzt mit einem wahren Feuereifer für den Fürstenbund einstand, schenkte sein unbedingtes Vertrauen den Personen, die ihn in dieser Politik am kräftigsten unterstützten, dem Freiherrn vom Stein, Müller und der Madame v. Coudenhoven, die eine förmliche Kabinettsregierung bildeten und in die tiefsten Geheimnisse der Politik eingeweiht waren. So rückhaltlos war dieses Ver-



trauen, daß der Kurfürst sogar offizielle Schreiben an den Berliner Hof und die Instruktionen an seinen dortigen Gesandten, den Grafen Hugo v. Hatzfeldt, den Bruder der Frau v. Coudenhoven und des Generalmajors v. Hatzfeldt, durch Stein entwerfen ließ, während dieser neben den offiziellen, für den König oder Hertzberg bestimmten Schreiben auch solche annahm, die nur für ihn bestimmt waren, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie nicht zur Mitteilung an den Berliner Hof gelangen sollten. Stein hat sich denn auch beim König und seiner Regierung der Interessen des Kurfürsten kräftig angenommen und dessen gute Gesinnung und staatsmännische Begabung lebhaft gepriesen. Die intimen Beziehungen Steins zu Frau v. Coudenhoven brachten ihn auch dem Kurfürsten persönlich nahe, und es verging kaum ein Tag, ohne daß Karl Friedrich Joseph mit den drei Vertrauten zusammenkam; während des Aufenthaltes des Kurfürsten in der Sommerresidenz Aschaffenburg wurde Müller regelmäßig zur kurfürstlichen Tafel gezogen. Auch mit dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der im Juni und Oktober 1787 in Aschaffenburg mit dem Kurfürsten in Sachen des Fürstenbundes verhandelte, stand Müller in reger Verbindung, ebenso mit dem Freiherrn v. Edelsheim, dem Minister des Markgrafen von Baden in Karlsruhe, und anderen Staatsmännern der am Fürstenbund beteiligten Staaten, wie dem kurhannoverschen Gesandten Freiherrn v. Steinberg[1]).

Das Endziel dieser am Hofe des Kurfürsten sich vereinigenden Bestrebungen ging dahin, dem Fürstenbund eine weitreichende praktische Wirksamkeit zu verschaffen, durch ihn die Befestigung und Verbesserung der hinfälligen Verhältnisse und Verfassung des deutschen Reiches zu erlangen. Während aber der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar die Einberufung eines Kongresses der Verbündeten nach Mainz verlangte, wollte der Kurfürst von Mainz, um jedes Aufsehen zu vermeiden und der beabsichtigten Versammlung von vornherein den Anschein eines Gegenreichstages zu benehmen, keinen eigentlichen Kongreß einberufen, sondern vielmehr durch Vollmachten an die kurfürstlichen Gesandtschaften an seinem Hofe oder an den Herzog von Weimar eine enge Verbindung zwischen den Mitgliedern des Fürstenbundes herstellen und sie durch

---

[1]) Korrespondenz mit Steinberg. Schaffh. St.-B. Müll. **116**. 86 Nummern mit Beilagen aus den Jahren 1786—1792. — Im handschriftlichen Nachlaß Müllers liegen zahlreiche Abschriften und Entwürfe zu Gutachten, Briefen usw. Sie werden ergänzt durch den im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin liegenden Nachlaß des Freiherrn vom Stein.



eine rege Korrespondenz über den jeweiligen Zustand der Dinge unterrichten. Eine vorbereitende Kommission sollte sich über die Mittel und Wege zur Erreichung des vorgesteckten Zieles beraten. In einem Gutachten vom 14. Juni 1787[1]) setzte Müller auseinander, daß der Verfall eines Staates oder eines Systems vereinigter Staaten vor allem durch Untätigkeit herbeigeführt werde. Um das allmähliche Abschwachen des Fürstenbundes zu verhüten und ihn in Tätigkeit zu erhalten, soll ein vorbereitender Ausschuß der Bundesstaaten eingesetzt werden. Solche Kommissionen sind notwendig zur Vorberatung der öffentlichen Verhandlungen. Das beweist die Geschichte der letzten Visitation des Reichskammergerichtes; denn obwohl zwischen ihrer Anordnung und ihrem Zusammentritt 112 Jahre und 6 Monate verstrichen, begann sie doch zu früh, weil die Beratungsgegenstände nicht vorbereitet waren. So sind noch viele für das Reich wichtige Angelegenheiten liegen geblieben; Angelegenheiten, die nicht vorbereitet sind, kommen immer zu früh. Die Untätigkeit führt dazu, die Gelegenheiten zu verpassen, und die Übereilung verdirbt die Geschäfte. Das einzige Mittel, diese beiden Übelstände abzuwenden, ist beständige und zielbewußte Arbeit. Zu diesem Zwecke sollte eine Kommission von zwölf bis fünfzehn der tüchtigsten Köpfe eingesetzt werden, denen die Fürsten oder die Union die nötige Muße verschaffen würden, sich ganz dieser Arbeit zu widmen[2]). Die einen hätten über die Geschichte und Gesetzgebung des Reiches, die anderen über die einer einzelnen Provinz zu arbeiten. Die Kommission soll aus Geschichtschreibern und Staatsrechtskundigen bestehen, die über alle Verhältnisse, die das Reich und seine Ordnung betreffen, Untersuchungen anzustellen haben. Ein Generalsekretär hat das Ergebnis den Fürsten mitzuteilen. Jeder Fürst soll einen eigenen Gesandten oder einen der anderen Gesandten beim Reichserzkanzler mit den nötigen Vollmachten versehen. Auf diese Weise ergäbe sich ein gemeinsamer Gesichtspunkt über jede Angelegenheit. Von Zeit zu Zeit würden sich verschiedene Fürsten und die Bevollmächtigten der anderen etwa in Mainz oder Aschaffenburg einfinden, ohne Aufsehen. Nachdem sich die Gelehrten der

[1]) „De la nécessité et de la convenance d'un comité préparatoire des Etats de l'Union Germanique, ce 14. Juin 87," in zweiter Bearbeitung: „Idée d'un Comité préparatoire des affaires de l'Union Germanique."

[2]) Das erscheint als eine Modifikation der Lieblingsidee des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, die aufgeklärten Gelehrten zu einem Institute für den Allgemeingeist Deutschlands unter den Auspizien einiger Fürsten zu vereinigen, für welche auch Herder einen Plan schrieb. S. W. XVI, 315. Müller überträgt hier diesen Plan auf den politischen Boden.



Kommission verständigt hätten, sollten sie versuchen, durch Schriften die Öffentlichkeit auf Ideen vorzubereiten, deren Verwirklichung zur allgemeinen Genugtuung der Nation im günstigsten Augenblick versucht würde. Auf diese Weise wären im Zeitraum von zehn bis fünfzehn Jahren die wichtigsten Punkte der Geschichte und des Geistes der germanischen Gesetze klarer gemacht, als es durch die Arbeiten einzelner ohne bestimmten Plan während ebensovielen Generationen sein könnte. Es wäre ein des Fürstenbundes würdiges Verdienst, die Gesetze, deren Verteidigung die Grundlage seines Vertrages bildet, klarzulegen und zu vervollkommnen, dabei nicht die blinde Macht noch die Ideen eines einzelnen spekulativen Kopfes anzuwenden, sondern die vereinigten Einsichten der vortrefflichsten Denker, gleichzeitig der deutschen Literatur das bisher den Alten eigentümliche Verdienst zu verschaffen, von einer tatsächlichen Nützlichkeit für das Vaterland zu sein.

Man sollte damit sofort beginnen. Die Zeitlage gestatte noch nicht, in Verhandlungen über die Wahl eines römischen Königs oder eines neunten Kurfürsten einzutreten; der Verteidigungsplan stehe naturgemäß denjenigen zu, welche die bedeutendsten Streitkräfte oder eine vollkommene Kenntnis der Kriegskunst leisten; aber diese Dinge können doch vorbereitet werden. — Zuerst sollten zwei Punkte behandelt werden: erstens die neuen Anschläge des Kaisers auf Chur, Konstanz und Regensburg; mit dieser Diskussion ließe sich diejenige über die behaupteten Ausnahmegesetze des Hauses Österreich, das kein Gesetz mehr anerkenne, verbinden; zweitens der Zustand des Reichskammergerichtes und die Mittel, Visitationen, die dort Ordnung schaffen könnten, einzurichten. Außerdem gebe es noch keine lesbare Reichsgeschichte; der einzige, der mit einem gewissen Aufsehen begonnen habe, Schmidt, beziehe jetzt eine kaiserliche Pension von 400 Louis. So hätte man Stoff genug, die Schriftsteller des Fürstenbundes zu beschäftigen. —

Der ohne jedes Aufsehen durch Verständigung unter den in Mainz residierenden Gesandten zu bildende vorbereitende Ausschuß würde sich zuerst mit der Reform des Reichskammergerichtes beschäftigen; die anderen Beratungsgegenstände würde der Kaiser selbst liefern. „Le prix qu'il y mettra ne sera pas une périssable medaille; ce sera la liberté publique. Il ne le donnera pas; quiconque a du coeur le prendra; et les lauriers du vainqueur seront distribués par la patrie et par la posterité.“ So schließt das Gutachten Müllers vom 14. Juni 1787.

In einem zweiten Entwurf spricht er die Ansicht aus, daß die



Reichsgesetze in ihrem Geiste vortrefflich seien, weil sie alles enthalten, was für den Gehorsam und die Freiheit nötig sei; aber diese schönen Denkmäler des großen Sinnes der alten Germanen seien mit Staub bedeckt und verrostet; man müsse sie aus diesem Zustand der Entwürdigung herausziehen; dann werde ihr Glanz alle Augen treffen. Hier wird nun in Aussicht genommen: erstens eine Vereinigung von Gelehrten und zweitens ein politischer Kongreß. Der literarische Kongreß würde dazu dienen, den anderen der Beobachtung zu entziehen.

Ein weiterer Entwurf Müllers bezeichnet die Verhandlungsgegenstände für den vorbereitenden Ausschuß[1]).

Zu den dringenden Fragen gehörte vor allem auch die Aufstellung eines Verteidigungsplanes im Kriegsfalle. In einer Abhandlung darüber[2]) führt Müller aus, daß die Fürsten der Rheinländer im Falle eines Krieges zu schwach wären, ihre Neutralität zu schützen. Die großen Höfe müssen sie in ihren Rüstungen unterstützen. Deshalb muß der Fürstenbund einen bestimmten Operationsplan aufstellen, den alle diese kleinen Armeen beim ersten Signal zu befolgen haben. Der Kurfürst von Mainz kann kein Heer stellen; aber seine dreitausend gut disziplinierten Soldaten und die sechstausend Milizen, die er bilden kann, sind besser als nichts, und Mainz ist immer ein ausgezeichnetes verschanztes Lager. Sogar wenn Frankreich gegen den Fürstenbund wäre, könnte der Fürstenbund den Kampf gegen beide Fronten aufnehmen. Aber man muß die starke Verteidigung vorbereiten. Man sollte den König von Preußen als Haupt und Beschützer bitten, sofort die Bundesglieder einzuladen, den genauen Bestand ihrer Streitkräfte und Hilfsmittel anzugeben und durch die größten Feldherrn genaue Pläne über die wirksamste Verwendung dieser vereinigten Streitkräfte im Falle einer Umwälzung in Bayern vorlegen zu lassen, allen Fürsten die Weisung zu geben, was jeder bei einer solchen Wendung zu tun

---

[1]) „Points de discussion pour le Comité préparatoire des Princes Unis." Der Entwurf ist unvollständig erhalten. Was er enthielt, ist ersichtlich aus einem Bericht Steins im Berliner Geh. St.-A. (Rep. 92, Lucchesini Nr. 9): „Extrait des Rapports Ministeriels, et autres Pièces aiant un rapport aux Affaires de l'Union Germanique, depuis le 13. Déc. 1787 jusqu'en Mars 1788." 39 S. Folio. Der hervorragende Anteil Müllers an diesen Vorberatungen läßt sich darin erkennen.

[2]) „De la nécessité de travailler au plan de défense." Sie war für den Kurfürsten von Mainz bestimmt. Müller hat den Entwurf zuerst Stein vorgelegt mit der Bemerkung: „Naturellement tout ce que nous nous disons et communiquons n'est pas comme entre le Ministre de Prusse et un conseiller de Mayence, mais comme entre deux amis qui cherchent le bien des affaires."



und auf was er sich vorzubereiten habe. So könnte man den Krieg verhüten durch die Kriegsbereitschaft oder ihn schnell und glücklich zu Ende führen.

In einem anderen Bericht an den Kurfürsten spricht sich Müller über die Notwendigkeit aus, eine Verbesserung der zerrütteten Rechtsverhältnisse beim Reichskammergericht, bei dem 61 000 unerledigte Prozesse anhängig seien, und beim Reichshofrat, der tatsächlich noch keine gesetzliche Ordnung habe, herbeizuführen. Das soll durch den vorbereitenden Ausschuß geschehen nach zwei Seiten hin, einmal durch die Reform der Gerichtshöfe, anderseits durch die Befestigung der politischen Verfassung durch eine dauernde oder wenigstens besser verstandene Wahlkapitulation. Das dringlichste sei die Visitation der Reichsgerichtshöfe; zuerst müsse man sich über ein System hiefür verständigen, wobei vor allem der Staatsrat v. Deel als der erfahrenste Kenner in diesen Dingen mitzuwirken habe; er, Müller, wolle, wenn man ihm die Akten bezüglich die Wahlkapitulation überlasse, eine dem Reiche nützliche Arbeit über die politischen Gesetze zu liefern versuchen.

Über diese Fragen sind im handschriftlichen Nachlaß Müllers noch zahlreiche Schriftstücke vorhanden, so ein Brief an Stein vom 27. Dezember 1787 über das weitere Vorgehen zur Verbesserung des Rechtswesens und zur Durchführung der Visitationen des Reichskammergerichts und des Reichshofrates, Bemerkungen Dalbergs zu dem Gutachten des Staatsrates v. Deel über die Visitationen vom 21. April 1788, eine auf einem Bericht des Generals Graf v. Hatzfeldt beruhende Denkschrift über die heruntergekommene materielle Lage und die moralische Schwäche des Herzogs von Zweibrücken, ein von Müller entworfenes Schreiben des Kurfürsten von Mainz an den Minister Graf v. Hertzberg vom 22. Februar 1788[1]), in welchem das vollste Vertrauen in den patriotischen Eifer des preußischen Ministers und die unbegrenzte Zufriedenheit mit der Tätigkeit des preußischen Gesandten vom Stein ausgesprochen wird. Man müsse zwar Vorsicht beobachten, um dem Wiener Hof keinen Grund zum Verdacht zu geben, aber man dürfe doch die günstige Gelegenheit, die konstitutionellen Ziele des Fürstenbundes zu erreichen, nicht versäumen, damit eine so denkwürdige Vereinigung nicht ohne Wirkung und Erfolg bleibe.

Vom gleichen Tage, 22. Februar 1788, ist ein anderer, von

[1]) Das Original, von Müller geschrieben und vom Kurfürsten unterzeichnet, im Berliner Geh. St.-A. Rep. XI, 164. Die Antwort Hertzbergs ist datiert vom 4. März 1788.



Müller verfaßter Entwurf zu einem Briefe des Kurfürsten an Stein datiert, in welchem wieder die Einberufung einer Versammlung von Abgeordneten der Bundesstaaten angeregt wird. Der Kurfürst anerbietet sich, die anderen verbündeten Höfe zu einem gegenseitigen Einvernehmen einzuladen; er wünsche, daß sie durch Vermittlung der kurfürstlichen Höfe bestimmt werden, ihre Vollmachten einem der bereits in Mainz befindlichen oder in der Folge dort einzusetzenden Gesandten zu übertragen. Die Befürchtung, die Stein ausgesprochen habe, daß ein solcher Schritt im Reiche Verdacht erwecken könne, teile er nicht. Der König von Preußen, der schon als Kronprinz so großen Anteil an dieser Verbindung genommen habe, könne nun sein Werk nicht unvollendet lassen. Die beiden vom Bunde zu erstrebenden Ziele seien die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und die Verhinderung des Tausches von Bayern. Der Kurfürst wünscht zu erfahren, ob die drei Kurhöfe Brandenburg, Sachsen und Hannover sich hierüber bereits verständigt haben und ob man diesen Gegenstand vor die in Aussicht genommenen Konferenzen bringen werde. Man müsse aber sehr vorsichtig vorgehen und alles vermeiden, was die Rechte des Reichstages verletzen könnte; man müsse auch nicht alles auf einmal zu erreichen suchen, sondern Schritt für Schritt seine Ziele verfolgen.

Wirklich ließ auch der Kurfürst durch den Staatsrat v. Deel ein solches Rundschreiben an die unierten Höfe verfassen: „Ad status unitos“. Es wurde mit einem von Müller verfaßten Begleitschreiben zunächst an die Könige von Preußen und England (als Kurfürst von Hannover) und an den Kurfürsten von Sachsen geschickt, um ihr Einverständnis zu erlangen, bevor es an die anderen Bundesglieder verschickt werde. Dann soll unverzüglich darüber beraten werden, nach welchen Grundsätzen vorerst den schreienden Übelständen der Reichsjustizverfassung zum besten der Nation und zum unsterblichen Ruhm der verbündeten Höfe abzuhelfen wäre.

Zur peinlichen Überraschung des Mainzer Hofes ließ nun Hannover durch seinen Gesandten v. Steinberg die Erklärung abgeben, daß es nicht damit einverstanden sei, wenn sich der Fürstenbund in eine andere Sache einmische, als den Tausch von Bayern, daß es alles zurückweise, was sich auf die Verbesserung der Rechtspflege und der Reichsverfassung beziehe[1]).

[1]) Der gerade in Mainz anwesende Minister Lucchesini konnte den Eindruck, den diese Erklärung auf den Kurfürsten machte, wahrnehmen. Dadurch werde das ganze System des Fürstenbundes erschüttert. Alles stehe auf dem Spiel. Es handle sich tatsächlich um die Stärke, den Zusammenhang und den Bestand



Wie sehr Stein und Müller zusammenarbeiteten, zeigt sich aus dem Entwurfe eines Briefes vom 24. April 1788, der von Müller verfaßt ist, aber als Vorlage für einen Brief Steins an den Kurfürsten dienen sollte. Es handelt sich um die Frage der Einrichtung der kammergerichtlichen Senate, die im Frühjahr 1788 von dem neuen preußischen Gesandten in Regensburg, Graf Eustach v. Görz, vor den Reichstag gebracht wurde; sie führte wirklich nach vielen Schwierigkeiten zu einem übereinstimmenden Beschluß der drei Kollegien des Reichstages. —

Eine neue Frage wurde in diese Verhandlungen geworfen durch den Gesandten des Mainzer Hofes in Wien, Helm, der mit dem ersten Geschäftsträger des Fürsten v. Kaunitz, Spielmann, und anderen einflußreichen Persönlichkeiten in Wien, vor allem auch mit dem Reichsreferendar Albini in Beziehungen stand[1]). Bei seiner Anwesenheit in Mainz im August 1788 machte er den Kurfürsten darauf aufmerksam, daß man zwar in Wien eine geringe Meinung von den Wirkungen des Fürstenbundes habe, daß aber der Beitritt des Kurfürsten von Mainz dort nur mit großer Mühe verdaut worden sei; man wünsche lebhaft eine Annäherung an den Kurfürsten. Spielmann habe Helm den Auftrag gegeben, überall zu versichern, daß man in Wien das Reich und vor allem die geistlichen Fürstentümer in dem bestehenden Zustand erhalten wolle; mit dem König von Preußen stehe der Wiener Hof in den Fragen der äußeren Politik im Einvernehmen; nur der Hof von London suche nach Kräften zu trennen aus Furcht für Hannover von seiten Frankreichs. Deswegen wolle man vor allem den Kurfürsten von Mainz gewinnen, der das Reich retten könnte. Helm habe auch die Frage der künftigen Königswahl berührt. In Wien fürchte man, daß der Fürstenbund einen Wechsel zwischen protestantischen und katholischen Kaisern einführen wolle. Der Wiener Hof verfüge über die Stimmen von Trier, Köln, Böhmen und Bayern-Pfalz; es hänge nun alles von der fünften Stimme ab; hiefür suche man Mainz zu gewinnen, indem man dem Kurfürsten die größten Vorteile für seine Person, seine Familie und sein Land verspreche und ihm vorstelle, daß er gleichzeitig einen Bürgerkrieg verhindern könne. Diesen Ver-

des Fürstenbundes, um den wichtigen und ruhmvollen Vorteil oder die vollkommene Nutzlosigkeit dessen, was bisher in Mainz geschehen sei, um die Entscheidung, wem in Zukunft der größte Einfluß in diesem Teile Deutschlands zukomme, dem Hofe von Berlin oder von Wien, und ob die Nation noch etwas vom Fürstenbunde erhoffen dürfe oder nicht.

[1]) Précis d'une conversation de S. A. E. avec le Baron de Stein. Von Müller geschrieben.



lockungen gegenüber gab nun der Kurfürst dem preußischen Gesandten die bestimmte Erklärung ab, daß er sich nie vom System der Union trennen und nie etwas von sich aus tun werde. Dafür erwarte er auch eine bestimmte Erklärung der drei anderen Kurfürsten des Fürstenbundes und eine aufrichtige, aber geheime Übereinkunft mit der gegenseitigen Verpflichtung, in keinem Falle und aus keinem Grunde irgend eine besondere Maßnahme zu treffen, sondern nur eine Stimme abzugeben, die sich ausschließlich und unbedingt nach dem zwischen ihnen vereinbarten Übereinkommen entscheiden werde. Bei einer anderen Unterredung zwischen Stein und dem Kurfürsten wurde die Notwendigkeit der Ernennung eines beglaubigten Ministers des Königs von Preußen am Hofe von Trier hervorgehoben, da der Kurfürst von Trier unzuverlässig sei und schon in der Frage der Nuntiaturen eine zweideutige Erklärung abgegeben habe. Der beim Kölner Kurfürsten in Bonn beglaubigte preußische Gesandte v. Dohm würde auch die Vertretung beim Kurfürsten von Trier übernehmen können und sich dazu am besten eignen. Der Kurfürst von Mainz ließ in der Tat beim Berliner Hof diese Vorstellung machen, und zwar mit Erfolg. —

Noch eine weitere politische Frage beschäftigte zu Anfang des Jahres 1788 den Mainzer Hof. Der Herzog von Weimar hatte während seines Aufenthaltes in Holland bei Gelegenheit der Unterdrückung der dort ausgebrochenen Unruhen den Plan entworfen, daß die Republik der vereinigten Provinzen ein Korps von 15 000 Mann der Fürsten des Fürstenbundes in Sold nehmen sollte. Wie ein von Müller verfaßtes und von Stein unterschriebenes Gutachten beweist, waren diese beiden Staatsmänner einem solchen Subsidienvertrag günstig gesinnt; der Kurfürst könnte auf diese Weise seine Truppenmacht bedeutend vermehren, ohne seine Untertanen damit zu bedrücken, auch seinen Verpflichtungen dem Fürstenbund gegenüber besser nachkommen und die wichtige Festung Mainz in gutem Verteidigungszustand erhalten. Wenn der Kurfürst zu Unterhandlungen darüber geneigt wäre, wie die Herzöge von Weimar und Gotha, so sollte man sich mit den Höfen von London und Berlin, welche die Garantie dieses Vertrages zu übernehmen hätten, verständigen. In Friedenszeiten sollte nur die Hälfte der Soldtruppen in den Niederlanden stehen, die andere Hälfte mit halbem Sold in den Staaten der verbündeten Fürsten. Gegen dieses Projekt aber sprach sich Dalberg in einem Gutachten vom 31. Januar 1788 aus. Mainz solle sich in die ihm fremde holländische Sache nicht einmischen; die holländischen Patrioten hätten unrecht gehabt, aber



auch die Partei des Statthalters. Der Erzkanzler des Reichs müsse ein genauerer Bewahrer der Grundsätze des allgemeinen öffentlichen Rechtes sein, als ein anderer Fürst. Auch aus politischen Gründen sei der Subsidienvertrag mit Holland gefährlich. — Diese Erwägungen mögen den Ausschlag gegeben haben: der Vertrag wurde nicht abgeschlossen, obwohl auch der General Graf v. Hatzfeldt ihn empfohlen hatte. —

Zu den politischen Fragen, mit denen sich Müller damals beschäftigte, gehört auch seine Verwendung für den Fürsten Ludwig Gonzaga von Castiglione. Dieser erhob als Erbe seines Urgroßvaters Ansprüche auf das Herzogtum Mantua und die Herrschaften Sabionetta und Bozzolo, die Österreich seit Anfang des 18. Jahrhunderts widerrechtlich an sich gezogen habe. Bei den Akten über diesen Rechtsfall liegt ein gedrucktes Gutachten von vier Pariser Rechtsgelehrten vom 25. Februar 1787 vollständig zugunsten des Fürsten. Im Einverständnis mit dem Kurfürsten überließ Müller demselben beglaubigte Abschriften von Aktenstücken des Kurfürstenkollegiums von 1741; er nahm sich auch sonst des Bittstellers, der im übrigen ein liederlicher Geselle war, der seine rechtmäßige Gattin im Stich ließ und sich mit einer Mätresse herumtrieb, an und empfahl dem Kurfürsten dessen gerechte Sache. Dieser interessierte sich in der Tat um den Fall und wandte sich deswegen auch an den König von Preußen, und durch den französischen Gesandten in Mainz, O'Kelly, an den König von Frankreich. Aus den eindringlichen Vorstellungen des Fürsten geht hervor, daß er auch an den Fürstenbund appellierte und ihn daran erinnerte, daß er einen unterdrückten Reichsfürsten gegen das Unrecht in Schutz nehmen sollte. Seine Hoffnung aber setzte er vor allem auf das Kurfürstenkollegium, das nach der Goldenen Bulle die Hauptstütze des geheiligten Baues des römischen Reiches sei; der Kaiser sei zu gerecht und zu weise, als daß er auf die Verwendung der Kurfürsten dem Hause Gonzaga sein rechtmäßiges Erbe vorenthalten werde. — Neben Müller nahm sich auch Deel der Sache des Fürsten an[1]).

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 131. Aktenstücke von 1787—1788. Über diese Sache berichtete auch Stein wiederholt an seinen Hof. Sie kam 1790 bei der Wahlbotschaft zu Frankfurt zur Verhandlung und führte zu dem Beschlusse eines kurfürstlichen Kollegialschreibens an den Kaiser vom 28. September 1790, in welchem dem Kaiser empfohlen wurde, „daß Allerhöchstdieselben allergnädigst geruhen mögen, diese Sache nach dem Gange der Justiz oder in andern Wegen nach Allerhöchst Dero bekannten großmüthigen Gesinnungen zu ihrer Erledigung bringen zu lassen". Selbstverständlich blieb dieses Kollegialschreiben ebenso wirkungslos als ein solches von 1711 und alle anderen Schritte in dieser Sache gewesen waren.



Die Entwürfe, die damals am kurfürstlichen Hofe in Mainz zur Befestigung und Neubelebung des deutschen Reiches gemacht wurden, an deren Ausarbeitung Müller einen hervorragenden Anteil hatte, lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen: 1. Erhaltung des gegenwärtigen Bestandes des Reiches und seiner einzelnen Glieder, Vereitelung der ehrgeizigen Pläne des Kaisers zunächst zur Erwerbung Bayerns; 2. Verbesserung der Rechtsverhältnisse durch Visitation der beiden Reichsgerichtshöfe, des Reichskammergerichts in Wetzlar und des Reichshofrates in Wien; 3. Stellungnahme der kurfürstlichen Höfe zu einer künftigen Wahl des römischen Königs durch Aufstellung einer den Übergriffen desselben entgegentretenden Wahlkapitulation; Verständigung der Kurfürsten über die Person des zu Wählenden; 4. Zurückweisung der Eingriffe des römischen Stuhles in die Rechte des deutschen Episkopates, vornehmlich in der Nuntiaturfrage, die nicht nur in der Wiederaufhebung der neu ernannten Nuntiatur in München bestehen sollte, sondern in der grundsätzlichen Ablehnung der Beeinträchtigung der Jurisdiktion der deutschen Bischöfe durch päpstliche Nuntien überhaupt. Wenn auch der Mainzer Erzbischof bei den Unterhandlungen mit Rom über die Koadjutorwahl Dalbergs auf die Durchführung des Emser Programms verzichtet hatte, so hatte er sich doch seine erzbischöflichen Rechte durchaus vorbehalten; die Verteidigung der Rechte der deutschen Kirche lag ihm am Herzen, und dafür hoffte er auf die Unterstützung des Fürstenbundes; 5. Vornahme militärischer Maßregeln zur Sicherung des Reichsbestandes, insbesondere Instandstellung der ungenügenden Festungswerke von Mainz und Verstärkung der Kriegsmacht von Kurmainz als eines überaus wichtigen Bollwerkes im Falle eines Krieges in Deutschland oder eines französischen Angriffs[1]). —

Aber die Wirkung des Fürstenbundes und seine innere Kraft wurden zweifellos von seinen eifrigsten Verfechtern, dem Herzog von Sachsen-Weimar und dem Mainzer Kurfürsten mit seinen

— Noch im Jahre 1841 erließ Alessandro Gonzaga gegen Österreich eine feierliche Protestation unter Wahrung seiner Ansprüche auf das Erbe seines Hauses. — Schaffh. St.-B. **141** enthält 56 Briefe samt Beilagen des Fürsten und seiner Gemahlin von 1787—1800, auch Abschriften von Briefen Gonzagas an Hertzberg und andere. — Am 22. Mai 1790 macht der Kurfürst in einem Brief an Müller die Bemerkung: „Dieu délivre moi du Prince Gonzaga." Am 25. August 1790 schrieb Müller im Auftrage des Kurfürsten an Gonzaga, er solle sich sofort mit seiner Gemahlin aussöhnen, sonst würde seine Sache verloren sein.

[1]) Über die Wichtigkeit der Festung Mainz und die Notwendigkeit ihres Ausbaues finden sich im Nachlaß Müllers verschiedene Aktenstücke.



Staatsmännern bedeutend überschätzt. Bei der unendlichen Zersplitterung des Reiches, bei der kleinlichen Eifersucht, mit welcher die zahlreichen Glieder des Reiches auf ihren hergebrachten Rechten und ihrer Selbständigkeit beharrten, war ein solches Wiederbelebungswerk von vornherein aussichtslos. Selbst unter den Staaten, die als erste sich dem Fürstenbund angeschlossen hatten, zeigten sich bedenkliche Meinungsverschiedenheiten. Hannover widersetzte sich, wie bereits bemerkt, einer Einmischung in die Frage der Verbesserung der Rechtspflege und Reichsverfassung; auch Sachsen äußerte verschiedene Bedenken; Preußen brachte den weitgehenden Plänen, die von Mainz angeregt wurden, nicht das wünschbare Interesse entgegen; der preußische Gesandte Stein wurde von seiner Regierung vielfach im Stiche gelassen; Hertzberg ging seine eigenen Wege; Karl August von Weimar und Stein beklagten sich bitter darüber, daß er niemals etwas annehmen könne, was von anderen gemacht worden sei, ohne etwas von Seinem hinzuzufügen. Stein war über die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich den Plänen über die Wirksamkeit des Fürstenbundes entgegenstellten, oft mutlos und wünschte, aus diesem Irrgarten der Politik erlöst zu werden. Rückhaltsloser als in seinen offiziellen Schreiben an den Berliner Hof sprach er sich selbstverständlich in seinem Briefwechsel mit Müller aus, und auch dieser klagt in seinen Briefen an Stein oftmals über die Mitarbeiter am Werke der Union, so über Deel, der durch seine genaue Kenntnis der Gesetze und Verfassung des Reiches unentbehrlich war, über Heimes und über Dalbergs Unzuverlässigkeit.

Aus dieser Stimmung[1]), die bereits den hohen Schwung, der in der „Darstellung des Fürstenbundes" zum Ausdruck gekommen war, eingebüßt hatte, aber doch noch an der Hoffnung festhielt, daß auf Grund der alten Reichsverfassung eine politische Erneuerung der deutschen Nation erzielt werden könne, ist die anonym er-

---

[1]) An den Bruder, 7. Juli 1788: „Ich bin freilich für die deutsche Union, aber in der Hoffnung, sie werde würken; thut sie's nicht, so kann sie mich auch nicht interessieren." Schon im Januar 1788 schrieb er in sein Tagebuch: „Quant à moi j'ai la plus mauvaise opinion du monde 1) d'une union sans plan pour la chose principale, 2) du défaut d'énergie et en même tems de la présomtion de quelques Prussiens; il n'ont pour tout que les triomphes de Frédéric pour eux, et ils ne cessent de le critiquer;" und am 25. Februar 1788 an den Bruder: „Gut, wenn das Gemeine Beste würksam befördert würde; ich fange aber an zu zweifeln, ob sich aus der deutschen Verfassung, nach der Lage, worin die Welt und Denkungsart ist, viel herrliches wird bilden lassen. Indessen muß das Mögliche geschehen" usw.



schienene Schrift Müllers hervorgegangen: „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbund"[1]). Der Ton, der in ihr vorherrscht, ist in der vorangestellten Aufschrift ausgesprochen: „Unser Fürstenbund scheint, seit einiger Zeit, einer bloßen Mauer zu gleichen, die zwar fest genug ist, aber kein lebendiges Erzeugniß verwahrt und noch weniger hervorbringt."

Deutschland, so führt die Schrift aus, ist je und je durch tatenloses Harren auf bessere Zeiten, durch den Krähenruf: „Es wird alles gut werden!" betäubt und eingeschläfert worden. Alle Versuche eines kräftigen Aufschwungs sind an dieser Lethargie gescheitert. Nun zeigte sich eine vielversprechende Erscheinung: der Fürstenbund. Wird er durch Untätigkeit der Selbstauflösung entgegengehen oder eine Vereinigung bleiben, wider alle ungerechte Gewalt und schädlichen Mißbräuche mit patriotischer Übereinstimmung zu handeln? Es darf das Bessere gehofft werden. Die drei ersten Glieder des Bundes, der Kurfürst von Sachsen und die Könige von Preußen und England werden sich in ihrem eigenen Interesse von dem Guten nicht abwenden; der Kurfürst von Mainz und andere Reichsfürsten können ihren Vorteil nur in diesen Verbesserungsabsichten, in der Heilung der Gebrechen der Konstitution erblicken. Ernstliche Hindernisse sind nicht zu erwarten. Der Kaiser wird durch die Einleitung patriotischer Gesetze nicht beleidigt werden; von ihm ist keine Gegnerschaft zu befürchten. Da der Fürstenbund das Wohl Deutschlands befördern kann, wenn er nur will, zu diesem Wollen aber die stärksten Gründe hat, so wird er es nicht aus dem Auge lassen. „Billig also sproßte vor ohngefähr dritthalb Jahren im ganzen Reiche neue Hoffnung empor."

Die Zeit dazu war seit Maximilian I. nie günstiger. Die konfessionellen Gegensätze sind durch eine geläuterte Einsicht gemildert. Sogar die Eifersucht zwischen den beiden höheren Reichskollegien, den Kurfürsten und Fürsten und dem dritten Kollegium, schien aufgehoben. Die ehrgeizigen Pläne Josephs II. sind zum Glück für ihn und die Welt durch die Übereinstimmung der Reichsfürsten verhindert worden. Die Stände vergaßen bei der Gefahr ihre zwecklosen Parteiungen und einigten sich. Sollten sie nicht auch gedacht haben, dem Reiche mehr Konsistenz zu geben? Die Union wird sich bei der Nachwelt Lob und selbst beim Kaiser Dank verdienen, wenn sie ein unbrauchbar gewordenes organisches Gebäude durch ihr Zutun wieder in Bewegung bringt. Der Kaiser, die Kurfürsten und

[1]) Sie ist anfangs Juli 1788 in Leipzig erschienen und 1811 in Band V der S. W. wieder abgedruckt worden.



Fürsten haben das gemeinsame Interesse, die Verfassung des Reiches nicht nur zu erhalten, sondern durch innere Selbständigkeit mehr und mehr von Zufällen unabhängig zu machen. Kurmainz hat seinen Ruhm darin, die Gesetze zu vervollkommnen; der einsichtsvolle Kurfürst weiß, was Deutschland von ihm fordert. Niemals ist die Zeit günstiger gewesen für die Heilung der Reichsgebrechen. Zuerst durch die Engländer, dann durch Montesquieu und eine Menge guter Schriftsteller sind neue, edle Begriffe in allen Teilen der Staatswissenschaft in Umlauf gebracht worden, so daß dieses Licht sogar nach Deutschland gedrungen ist, das germanische Phlegma elektrisiert und allen Vernünftigen sinnlose Pedanterie widrig und lächerlich gemacht hat. Es ist nicht wahr, daß die Sittenverfeinerung und die Aufklärung die Kraft der Völker geschwächt hat. Deshalb ist es auch nicht zu begreifen, daß die Deutschen Verstand und Mut verloren haben sollten, endlich einmal über die Jahrhundert alten Pedantereien hinauszukommen zu ordentlichen Kammergerichtsvisitationen, zu einer wohleingerichteten Reichshofratsvisitation, zu festen Vorschriften und einem subsidiarischen Gesetzbuch, zu einer zweckmäßigen, billigen und beständigen Wahlkapitulation, einer tätigen Reichstagsverfassung, zu echtem Reichszusammenhang, zu gemeinem Vaterlandsgeiste, damit auch wir endlich sagen dürfen: „Wir sind eine Nation!"

Das gute und billige deutsche Volk wird jede Verbesserung als Wohltat erkennen; eine Schwächung der Fürstenmacht ist nicht zu befürchten; Fürstenmacht kann überall mit Nationalfreiheit noch bestehen. Nicht die Monarchie, sondern die Folgen der Anarchie sind den Deutschen zuwider. Desto leichter wäre es den Fürsten, die Nation zu befriedigen, zu beglücken, zu veredeln und emporzubringen ohne die mindeste Gefahr für ihre Würde und Herrschaft.

Wie werden diese Forderungen erfüllt? Das Reich ist eine übel zusammenhängende unbehilfliche Masse, wo die Starken tun, was sie wollen, und die anderen nicht, was sie sollten, ein Zustand voll Finsternis, Verwirrung und Überdrang. Was Satire scheint, ist leider Geschichte. Durch religiöse und politische Eifersucht ist Deutschlands Entwicklung gehemmt, Kräfte und guter Wille sind ohne Wirkung, weil einzeln, nicht unterstützt, weil durch Parteigeist alles geschah. —

Nun haben sich Kurfürsten und Fürsten, Katholiken und Protestanten, Geistliche und Weltliche in einem Bunde vereinigt, im hellsten, verbesserungsfähigsten Jahrhundert, wo der erste Fürst der Welt, Joseph, über kleinliche Politik und finstere Vorurteile



erhaben, entbrannt für jeden Ruhm und keine Hindernisse achtend, des Reiches Kaiser ist, dessen Lykurg er sein kann, wenn er will. Ganz Deutschland erwachte zu frohen Hoffnungen; Europa schien bereit, uns zu bewundern, aller Augen sind auf uns gerichtet; die öffentliche Meinung ist uns günstig — — — und es geschieht nichts!

Es geschieht nichts! So klingt das letzte Kapitel der Schrift aus. Was hemmt denn wohl die gute Sache? Nicht der Widerspruch des Kaisers. Liegt die Schuld an Preußen? Während manche von Hertzberg wenig erwarten, wird er, nach anderen, besseren Zeugnissen, von hohem Patriotismus erfüllt, sich bereit finden, in der großen Sache des Vaterlandes voranzugehen; Sachsen und Hannover werden Preußen in solchen Dingen nicht hindern; der Erzkanzler wird nach den entschlossensten und edelsten Schritten nicht zurückgehen; die guten Pläne können sich nicht ausschließlich auf die vier Kurfürsten beschränken, sonst würden sie durch Vertilgung des gemeinschaftlichen, einigenden Geistes mit eigener Hand die Union vernichten und aus ihren Trümmern die alten Ungeheuer der Parteisucht und Trennung wieder hervorrufen, von welchen sie, gleich den Helden der Vorzeit, das Vaterland zu reinigen schienen.

Wann sollen die guten Entwürfe kommen? Gewöhnlich zeigt sich in Konföderationen das meiste Leben bei ihrer Entstehung. „Die im dritten Jahr schlummert, wird noch Atem in ihr sein im siebenten?" Etwas muß für das Reich geschehen; es muß der Nation geholfen werden. Die Palme ist aufgesteckt; wer sie erreicht, dem werden die Völker zujauchzen. „Wir glaubten, in der Union sei Sinn für etwas Edles. Fast scheint es, wir haben uns geirrt, sie wolle den Ruhm dem lassen, welchem er von Amtes wegen gebührt. Wohl! so wird die Nation auch für ihn sein und sein hoher unsterblicher Ruhm durch die unabsehbare Reihe zukünftiger Geschlechter. Sollte auch dieser den edlen Kranz verschmähen, so haben wir zum wenigsten gelernt, denen nie mehr zu vertrauen, die bald nicht helfen wollen, bald nicht können. Sie mögen stehen oder fallen; der Enthusiasmus für ihre Union und Waffen höre auf. Verflucht sei der Mann, Schande komme über sein Haupt, der dem Säumigen das Wort redet. — Eins bleibt jedem Biedermanne übrig und, kann er schreiben, ein zweites. Jeder diene seinem Fürsten gewissenhaft, mit Wahrheitsliebe und Eifer, wenn er seines Landes oder Ländchens Vater ist, helfe dem Volke, mildere seinen Zustand und mache ihm sein Leben froh. So schimmert in schwarzen Wetternächten zuweilen



ein Stern erfreulich hinter den Wolken hervor. Wen aber der Geist Gottes treibt, der streue den Samen vernünftiger Freiheit aus, unbesorgt, ob er die Frucht davon erlebe. Montesquieu hat mehr gewürkt als alle Fürstenunionen."

Müller führt hier eine kraftvolle Sprache, durch die er, gewiß im Einverständnis mit dem Kurfürsten, die Glieder des Fürstenbundes endlich zu tatkräftigem Handeln aufzurütteln versuchte; aber durch die Schrift geht bereits die Ahnung, daß der Fürstenbund das Ziel, das seine edelsten Beförderer von ihm erhofften, nicht erreichen, daß er an der elenden Zersplitterung der deutschen Staaten ruhmlos zugrunde gehen werde[1]).

Die „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde" waren anonym erschienen. Außer den nächsten Vertrauten Müllers, dem Kurfürsten, Stein, der Frau v. Coudenhoven, seinem Bruder und Jakobi, dem er die Schrift schon vor dem Drucke zur Äußerung seiner Bemerkungen zugeschickt hatte, kannte niemand den Verfasser, nicht einmal Dalberg und der Herzog von Weimar. Als Verfasser wurden vermutet Friedrich Karl v. Moser, Stein, Dalberg, der Herzog von Weimar, sogar Otto v. Gemmingen oder eine Kreatur des Wiener Hofes. Hertzberg in Berlin, der sie dem Herzog von Weimar zuschrieb, war von ihr sehr unangenehm berührt. Jedenfalls machte sie großes Aufsehen und wurde viel besprochen. „Es spukt und rumort ja ganz verzweifelt mit den Erwartungen," schrieb Müller am 20. August 1788 an Jakobi. „Der Herzog von Weimar verglich selbst die Union einer ‚Glocke ohne Klöpfel' und Fürstenberg einer ungeladenen Pistole. Beide haben wohl recht. Die Krähen krächzen, zumal von Regensburg aus, wo das Hauptnest ist. Hingegen die Weisen, Dalberg, Grosschlag, Jakobi, Fürstenberg, die Allgemeine Literatur-Zeitung, die Vaterlandschronik — loben das Büchlein sehr."

Hertzberg mochte darin nicht mit Unrecht einen Vorwurf an seine eigene Adresse erkennen; denn er hat durch seine eigenwillige

[1]) Müller erkannte auch, daß der Fürstenbund durch seine Untätigkeit sein Ansehen im Ausland aufs Spiel setzte. Am 9. Januar 1789 berichtete er dem Kurfürsten nach einem Briefe des jungen Amerikaners Huger aus Bern, daß dort das Gerücht verbreitet werde, der Kurfürst wolle aus dem Bunde austreten wegen der Uneinigkeit unter den bedeutendsten Mitgliedern und ihrer Untätigkeit, daß die Reisen des letzten Frühlings den Zweck gehabt hätten, einen anderen Bund unter den geistlichen Fürsten abzuschließen, der dem Kaiser angenehm wäre. Der Fürstenbund habe in der Schweiz mehr verloren als gewonnen, weil man etwas von ihm erwartet habe. Müller hofft, daß die Reisen und Unternehmungen dieses Jahres diese Eindrücke zerstören werden.



Politik die Bestrebungen der eifrigsten Beförderer des Fürstenbundes vielfach durchkreuzt und gehemmt[1]). —

Anfangs Juni 1788 hatte der Kurfürst den Grafen Hugo v. Hatzfeldt, Bruder der Frau v. Coudenhoven und des Generalmajors Graf v. Hatzfeldt, als außerordentlichen Gesandten an die Höfe von Berlin und Dresden geschickt, um dort mit allem Nachdruck die Interessen des Fürstenbundes zu betreiben. Eine Reihe geheimer und „geheimster" Instruktionen wurden ihm mitgegeben oder nachgesandt[2]); der Briefwechsel sollte in einer Chiffre geführt werden, deren Schlüssel nur in den Händen der vertrautesten Ratgeber des Kurfürsten, der Frau v. Coudenhoven, Steins und Müllers sich befand und auch dem Legationssekretär A. Otto, der den außerordentlichen Gesandten „um des Anstandes und des erforderlichen Decorums wegen" begleitete, vorenthalten werden sollte. Hatzfeldt hatte zuerst in Dresden seine Beglaubigungsschreiben abzugeben, sich dann nach Berlin zu verfügen und, wenn nicht außerordentliche Umstände eine Änderung notwendig machten, seine Zeit zwischen den beiden Höfen so zu teilen, daß er jeweilen nach einem halbjährigen Aufenthalt in Berlin wieder einige Zeit in Dresden zubringen sollte, um dadurch ein fortwährendes Einverständnis unter den drei Kurhöfen herzustellen, während der kurhannoveranische Gesandte in Mainz die Verbindung mit seinem Hofe aufrecht erhalten sollte. Diese vier dem Fürstenbunde angehörenden Kurhöfe sollten ein Gegengewicht im Kurkollegium gegen die vier dem österreichischen Einflusse offenstehenden Kurhöfe von Köln, Trier, Bayern-Pfalz und Böhmen bilden. Wir erfahren aus diesen Verhandlungen unter anderem auch, daß die Höfe von Berlin, Dresden und Hannover sich durch einen geheimen Vertrag verpflichtet hatten, an den Unterhalt des Koadjutors Dalberg einen jährlichen Beitrag von 8000 Gulden zu leisten.

Als Hauptpunkte der ersten Instruktion vom 2. Juni 1788, die von Müllers Hand geschrieben ist, wurden hervorgehoben: militärische Rüstungen für Mainz für den Fall eines drohenden Krieges, Vermehrung und Mobilmachung der Truppen, Instandstellung der

---

[1]) Karl August von Weimar an den Kurfürsten von Mainz: „Hertzberg a vivement senti le contenu du livre der Erwartungen des F. B. et s'en est plaint. Notre terrain Prussien est arîde par la nature de son sol; ce n'est que par un travail très suivi et par une consequence dans l'ouvrage du defrichement qu'on peut venir à bout de lui porter des beaux grains."

[2]) Zahlreiche Aktenstücke über diese Mission Schaffh. St.-B. 133 sowie im Geheimen Staatsarchiv Berlin: Müller spricht sich über diesen Gesandten sehr anerkennend aus.



Festungswerke, Leistung von Subsidien der Fürstenbundstaaten zu diesem Zwecke, worüber der Generalmajor v. Hatzfeldt schon 1787 in einer geheimen Mission an die unierten Höfe unterhandelt hatte, ohne zu einem Abschluß zu kommen. Der Gesandte hatte ferner anzuzeigen, daß sich der Kurfürst auf den vom Herzog von Weimar angeregten holländischen Subsidienvertrag nicht einlassen werde, dagegen an gemeinsamen Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Integrität und der Verfassung des Reiches lebhaft beteiligen werde. In einer weiteren Instruktion vom 8. September 1788 wird auch die Frage der künftigen Königswahl berührt. Der Kurfürst war auf diese Frage gedrängt worden durch das offenkundige Bestreben Österreichs, zum voraus die Stimme von Kurmainz als fünfte Kurstimme sich zu sichern; es war dies im August 1788 bei der Anwesenheit des kurmainzischen Gesandten am Wiener Hofe, Helm, in Aschaffenburg geschehen, wie man annahm, im geheimen Auftrag des österreichischen Ministers Spielmann, der sich aber selbst nicht bloßstellen wollte. Damals hatte der Kurfürst durch den eben nach Potsdam zurückreisenden Baron vom Stein dem Berliner Hofe mitteilen lassen, daß er unter allen Umständen am System der Union festhalten werde, und den Abschluß einer geheimen, aber aufrichtigen Übereinkunft in dieser Frage der künftigen Königswahl angeregt. In Berlin war man zwar bereit, dem Kurfürsten zu versichern, daß man in dieser Sache nichts ohne Verständigung mit den anderen Kurhöfen tun werde; aber eine formelle Konvention halte man für überflüssig. Müller, der hierüber unmittelbar nach der Rückkehr von seiner Berliner Mission dem Kurfürsten berichtete[1]), erfuhr in Berlin, daß hierüber schon ein geheimer Vertrag zwischen Berlin, Dresden und Hannover bestehe, den man dem Kurfürsten von Mainz vorenthalten hatte; er riet nun seinem Herrn, sich nicht mit einer bloßen Versicherung des Berliner Hofes zu begnügen, da zwar an der Aufrichtigkeit des Königs nicht zu zweifeln, das Ministerium dagegen weniger zuverlässig sei: „Nous savons les façons de faire de son ministère; l'on ne communique rien en confidence ou trop tard; Hertzberg dans sa naive présomtion de siéger comme arbitre de l'Europe, dédaigne même de porter ses regards sur des interêts qui le touchent si peu." Er solle vielmehr der in wenig Tagen zu erwartenden preußischen Erklärung zuvorkommen und den Vorschlag des hannoveranischen Gesandten Steinberg, der auch

[1]) Schreiben vom 16. Oktober 1788. Den Gang der Unterhandlungen in dieser Sache setzt ein „Projet du Réscrit au Comte de Hatzfeldt", von Stein geschrieben, auseinander.



auf einen Vertrag in der Wahlsache dringe, benützen, um den Entwurf zu einer Konvention aufzustellen, der die vier Kurhöfe zu gemeinsamem Handeln verpflichte. Wenn der Kurfürst rasch handle, so werde er dem preußischen Vorschlag, nur mit ihm allein zu unterhandeln, zuvorkommen und die gewünschte Konvention erreichen können. Der Kurfürst scheint diesen Rat in der Tat befolgt zu haben; während Steinberg nach Hannover zurückreiste und die Sache dort mit allem Eifer beförderte, wurde sie dem gerade in Aschaffenburg weilenden sächsischen Gesandten v. Bünau vertraulich mitgeteilt, der sich sehr dafür interessierte und den Beitritt seines Hofes in Aussicht stellte. Im Dezember kehrten Stein und Steinberg nach Mainz zurück; der letztere legte das Projekt der geheimen Konvention vor; Stein erklärte wenige Tage darauf, daß sein König damit einverstanden sei und ihm den Auftrag gegeben habe, mit den Gesandten von Hannover und Dresden zu unterhandeln. Wirklich wurde der Vertrag vom 24. Dezember 1788 endgültig aufgesetzt, durch den Minister-Großhofmeister im Namen des Kurfürsten von Mainz unterzeichnet und zur Ratifikation an die anderen Höfe geschickt. —

Dieser Vertrag stieß nun aber am Dresdener Hofe auf unerwartete Schwierigkeiten. Zunächst wurde die Anregung monatelang unbeantwortet gelassen. Um die Bedenken des Hofes zu heben, wurde der Gesandte Hugo v. Hatzfeldt nach Dresden geschickt; er soll darauf hinweisen, daß die Konvention nichts enthalte, was in Wien irgendwie Anstoß erregen könnte. Wenn der Kurfürst von Mainz, der fast ohne Heer und nach allen Seiten gefährdet sei, nicht gezögert habe, sich anzuschließen, so sei es nicht erklärlich, wenn Sachsen mit seiner bedeutenden Streitmacht und seiner Nachbarschaft mit dem mächtigsten Gliede des Fürstenbundes sich zurückhalte. — Die Mission Hatzfeldts hatte nicht den gewünschten Erfolg. Sachsen weigerte sich nicht nur, der Konvention beizutreten, sondern sogar, Kurmainz in den früheren geheimen Artikel des Fürstenbundes aufzunehmen, wozu sich dieses bereit erklärte, obwohl es die Konvention vom 24. Dezember 1788 für viel besser und wirksamer hielt. Der Kurfürst fühlte sich begreiflicherweise durch diese Weigerung des sächsischen Hofes beleidigt; er werde dies dem Dresdener Hofe bei Zeit und Gelegenheit zu erkennen geben. Den Vorschlag Hertzbergs, die Sache vorläufig ruhen zu lassen, fand der Kurfürst unratsam, weil bei dem schlechten Gesundheitszustand des Kaisers plötzlich eine Änderung eintreten könne. Wenn sich die vier unierten Höfe nicht vorher verständigen, so seien alle schönen Pläne und Entwürfe für eine neue Kapitulation, welche die Grundlage



zu einer besseren Reichsgesetzgebung bilden müssen, vereitelt: „en un mot, nous en sommes la dupe“. —

Im Juni 1789 aber lenkte Sachsen ein und zeigte sich bereit, Kurmainz in den geheimen Artikel aufzunehmen; es hoffte dadurch die Zustimmung von Mainz für das Reichsvikariat, das im Falle eines Interregnums von Kursachsen und Kurpfalz beansprucht wurde, zu erlangen. Der Kurfürst von Mainz aber, durch den langen Widerstand und die beleidigende Zurücksetzung Sachsens verletzt, verzichtete nun auf diesen Ausweg und behielt sich seine Stellung in der Vikariatsfrage vor; er erklärte, seine Zustimmung zum Vikariate nur unter gewissen Bedingungen geben zu wollen, wenn Sachsen das Reichsdirektorium im Umfange seiner hergebrachten Amtsverrichtungen nicht nur unterstützen helfe, sondern auch seine Vikariatskommission mit demselben in dem vollkommensten Vertrauen zu Werke gehen lasse und wenn es dem Kurfürsten von Mainz in der Nuntiatursache seine Stimme zuwende, um durch einen förmlichen Reichsschluß die deutsche Kirchenfreiheit wider alle mit den Schlüssen der Konzilien zu Basel und Trient und den deutschen Fürstenkonkordaten nicht vereinbarliche Gerichtsbarkeit fremder römischer Nuntien herzustellen und für die Zukunft zu erhalten. Kurmainz setzte sich auch mit Kurköln und Kurtrier in Verbindung und schickte den Generalmajor v. Hatzfeldt im August nach Bonn zu Unterhandlungen mit dem kurkölnischen Minister v. Waldenfels auf Grund einer von Müller aufgestellten geheimen Instruktion, die von Stein lebhaft gebilligt worden war. Es handelte sich erstens um die Aufrechterhaltung der Rechte des Reichstages während des Vikariates, und zweitens um die tatkräftige Unterstützung der Erzbischöfe in Sachen der Nuntiaturfrage. Preußen ging auch hier seine eigenen Wege, indem es die Ansprüche Sachsens in der Vikariatsfrage bedingungslos unterstützte[1]). Auch in dieser Sache blieben die eifrigen Bemühungen von Kurmainz ohne die gewünschte Wirkung; die elende Zersplitterung des Reiches vereitelte alle Bestrebungen, einen engeren Zusammenhang unter den Reichsgliedern herzustellen. —

Die eigentliche Herzenssache des Kurfürsten aber bildete die

---

[1]) Stein, indem er die Weisungen seines Hofes nicht beachtete, riet dem Kurfürsten, fest zu bleiben und den Reichsvikariaten keine zu große Macht einzuräumen; auch Hannover und Kurköln seien damit einverstanden, und vielleicht könne auch Böhmen gewonnen werden. „J'outrepasse de beaucoup les bornes des Ordres que j'ai. Vous n'ignores pas cela: je risque tout, si on le scait jamais chez nous; cela est tout aussi clair — ainsi soyons prudents, ou pour mieux dire, devenons-le, après avoir dit tout ce qu'il fallait.“ —



Kirchenfrage, die Auseinandersetzung zwischen den Rechten der deutschen Kirche und den Ansprüchen der römischen Kurie. Er hatte zwar, um die Anerkennung Dalbergs als Koadjutor durch den Papst zu erlangen, ausdrücklich auf die in der Emser Punktation aufgestellten Forderungen der vier deutschen Erzbischöfe verzichtet, aber sich doch den Status quo, der eine Einmischung der päpstlichen Nuntien in die erzbischöfliche Gerichtsbarkeit ausschloß, vorbehalten. Eine wahrhaft fieberhafte Tätigkeit hatte ihn ergriffen. Die außerordentliche Gesandtschaft Hatzfeldts in Berlin, dem er noch am 29. August 1788 eine eingehende Weisung geschickt hatte, durch Hertzberg dem König den Wunsch aussprechen zu lassen, beim Reichstage den Kurfürsten von Mainz in der Nuntiaturfrage zu unterstützen, genügte ihm nicht mehr. Anfangs September reiste Dalberg selbst im Einverständnis mit dem Kurfürsten nach Berlin und Dresden, um mit den dortigen Regierungen vornehmlich über die Nuntiaturfrage zu unterhandeln. Vor seiner Abreise, am 4. September 1788, setzte ihm Müller in vier kurzen Instruktionen den bisherigen Gang der Verhandlungen auseinander. Daß die Frage, ob die fortgesetzte Gerichtsbarkeit der Nuntien in der germanischen Kirche mit der Verfassung und den Gesetzen des Reiches vereinbar sei, dem Reichstage unterbreitet werde, sei direkt veranlaßt worden durch die Einsetzung des neuen Nuntius Zoglio in München; aber es handle sich jetzt nicht um diesen einzelnen Fall, sondern um eine grundsätzliche Erledigung der Frage, die ohne Zweifel eine Reichssache sei; die Gerichtsbarkeit der Nuntien sei für die ganze deutsche Hierarchie von größtem Interesse; deswegen sei der Kurfürst von Mainz mit den anderen Höfen und auch mit den Bischöfen der Mainzer Diözese in Verbindung getreten; als Erzkanzler und Hüter der Reichsverfassung sei er es seinen Pflichten und seiner Würde schuldig, in dieser Sache zu handeln. Er habe allerdings dem Papste durch den Marquis v. Lucchesini die Erklärung abgeben lassen, daß er zur aufrichtigen Freundschaft mit der römischen Kurie und zu einer gütlichen Beilegung der Meinungsverschiedenheiten über die Nuntiaturen und die Grundsätze des Emser Kongresses bereit sei, in dem unbedingten Vertrauen, daß auch der Papst dazu und zum Schutze der Autorität der deutschen Erzbischöfe, der erzbischöflichen und bischöflichen Rechte bereit sei. Auf demselben Standpunkte stehe der Koadjutor, und auch der König von Preußen habe dem Papste die Garantie des Status quo in diesem Sinne zugestanden. Der Kurfürst von Mainz sei zu einer gütlichen Verständigung bereit gewesen; aber die römische Kurie habe durch wiederholte Eingriffe in die



erzbischöflichen Rechte, insbesondere in Worms, die ausdrücklich festgestellten Bedingungen sine qua non verletzt. Der Reichstag habe nur festzustellen, was zu allen Zeiten in bezug auf die Gerichtsbarkeit der Nuntien gewesen sei. Die gesetzmäßige Diskussion dieser Streitfrage sei von einem dem römischen Hofe am meisten ergebenen Fürsten verlangt worden. Der Erzbischof von Mainz habe nur getan, was er ohne Verletzung seiner vornehmsten Pflichten nicht vermeiden konnte. Der Koadjutor solle deswegen bei jeder Gelegenheit versichern, daß der Kurfürst an diesem konstitutionellen und untadelhaften Vorgehen festhalten werde und dabei auf die Unterstützung des Königs von Preußen und der deutschen Höfe, die sich für die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Rechte des Reiches und der germanischen Kirche ausgesprochen haben, rechne. Er werde nichts versäumen, der Nachwelt zu zeigen, daß es nicht seine Schuld gewesen sei, wenn die germanische Kirche in diesem Augenblicke nicht gestützt und befreit worden sei[1]).

Im ferneren sollte Dalberg in Berlin mitteilen, daß der Kurfürst einen schwebenden Rekurs (in der Schwartzachischen Sache) benutzen wolle, um dem Reichstag den grundsätzlichen Antrag zu stellen, daß es den Reichsgerichten nicht zustehe, sich in die Fragen der kirchlichen Disziplin einzumischen; auch hierin hoffe er auf die Unterstützung der verbündeten Höfe.

Über andere Angelegenheiten soll zunächst das Material gesammelt werden, um eine spätere Übereinstimmung vorzubereiten. Auch mit den fürstlichen Höfen muß eine allgemeine Verständigung angestrebt werden. Von der Nützlichkeit und Notwendigkeit des Fürstenbundes ist der Koadjutor ebenso überzeugt, wie der Kurfürst; er weiß, daß man niemals daran gedacht hat, aus der Union einen besonderen Körper innerhalb des Reiches zu machen, sondern eine Stütze der Reichsgesetze. Kurfürst und Koadjutor wollen eine enge Verbindung unter den Gliedern des Fürstenbundes, aber keine Bündnisse mit fremden Fürsten. Der Kurfürst wird mit allen Mitteln die Verfassung und die Besitz- und Rechtsverhältnisse der verschiedenen Glieder des Reiches aufrecht erhalten, dem Vaterlande nichts versagen, sich aber in jeder anderen Hinsicht streng neutral verhalten. Endlich soll der Koadjutor in den vertraulichen Be-

---

[1]) Der Kurfürst erklärte damals dem Abt von St. Blasien in einem von Müller geschriebenen lateinischen Briefe, daß er immer die Rechte der Kirche verteidigen werde, mit dem Kaiser gegen den Papst, wenn dieser in die Rechte der germanischen Kirche eingreife, mit dem Papst gegen den Kaiser, wenn dieser die Rechte der Kirche verletze.



sprechungen, welche ohne Zweifel zwischen dem König und ihm stattfinden werden, bemerken, daß die Grundlage des großen Vertrauens, das so viele Fürsten in den König von Preußen setzen, die Überzeugung sei nicht nur vom zielbewußten und persönlichen Patriotismus des Königs und seiner Minister, sondern auch von der unerschütterlichen Festigkeit und Kraft, mit welcher er nach dem Vorbild des großen Friedrich immer in ihrem ersten Keimen alle jene Hofintrigen, welche anderswo so oft die Minister dazu gebracht haben, sich entgegenzuwirken und die Geschäfte zu verderben, vernichten wird[1]). —

Müller selbst war der Ansicht, daß man in den bevorstehenden Unterhandlungen mit Rom nur von einer sicheren Grundlage ausgehen dürfe. „Ne dites pas," schrieb er am 9. Juli 1788 an Stein, „que je suis pour les Romains; je ne saurois pourquoi — mais un accomodement n'est possible que quand il y a de l'équité de deux côtés. — La voye proposée d'ici est sage et décente. Il faut la suivre, et point faire de pas que de bien mésurés et surtout aucun qui ne soit parfaitement combiné"[2]). —

Nicht ohne ein gewisses Mißtrauen war Dalberg mit dieser Mission nach Berlin und Dresden betraut worden. Auch Stein traute ihm nicht[3]). Man glaubte, daß er in geheimem Briefwechsel mit Lucchesini stehe, der damals noch in Rom die Verhandlungen mit dem Papste über eine Verständigung mit den deutschen Erzbischöfen im Sinne der preußischen Vermittlung führte und dabei offenkundig die päpstlichen Ansprüche begünstigte, da er der Ansicht war, der Kurfürst von Mainz sei unter dem Einfluß des Weihbischofs Heimes seinem Versprechen untreu geworden, indem er an dem Standpunkt der Emser Punktation festhalte, um die deutsche Kirche dem Papste zu entziehen und unter das Erzstift Mainz zu

[1]) Dies enthält eine Anspielung auf die Intrigen, die damals am Berliner Hofe gegen Stein und den Herzog von Weimar in Szene gesetzt wurden. — Gleichzeitig mit dieser Instruktion an Dalberg erging ein von Deel, Heimes und Müller verfaßtes Schreiben in der Nuntiatursache an die Fürstenbundstaaten (ad status unitos, 26 S. Fol.) und ein ähnliches an die Bischöfe (ad episcopos, 14 S. Fol.), ferner eine vertrauliche Mitteilung an Stein am 16. September neben einem Brief „qu'il peut montrer à Hertzberg", mit den Richtlinien des Kurfürsten in der Nuntiaturfrage.

[2]) Auf der andern Seite ärgerte er sich über die Ängstlichkeit anderer Mainzer Staatsmänner. „Horix se meurt de peur de ce qu'on diroit à Mayence, si l'Electeur était excommunié par le S.te Padre, et il croit remarquer des mouvemens très remarquables parmi les Ex-jésuites. Les Kannegießereien ont donné la colique à l'Electeur; il est vrai, que d'un Geh. Staatsrath c'est assez pitoyable."

[3]) Stein an Müller 3. September 1788.



bringen[1]). Ja, man hatte Dalberg im Verdacht, daß er den Einflüsterungen des Wiener Hofes zugänglich sei und daran denke, seine Reise nach Wien auszudehnen, um mit dem kaiserlichen Hofe zu unterhandeln[2]).

Unerwartet trat ein Ereignis ein, welches den Kurfürsten bestimmte, noch eine dritte Mission nach Berlin zu schicken: Am 26. September 1788 erhielt Müller vom Kanonikus Bibra in Fulda die Nachricht, daß der dortige Bischof im Sterben liege. Da die Leiter des Fürstenbundes eifrig bemüht waren, bei jeder Erledigung von geistlichen Fürstentümern Anhänger ihrer Politik zur Wahl zu bringen, wandte sich Müller noch am gleichen Tage an den Kurfürsten mit dem Vorschlag, sofort einen Kurier über Fulda nach Berlin zu senden, um über die geeigneten Schritte zur Neubesetzung des Bistums zu unterhandeln, damit man nicht wieder, wie bei der Koadjutorwahl für Lüttich, durch Unentschlossenheit und Langsamkeit die günstige Gelegenheit verpasse. Der Kurfürst ging auch sofort auf diesen Gedanken ein. Fulda sollte, wenn möglich, dem Koadjutor Dalberg verschafft werden, der dafür das weniger wichtige Konstanz einem anderen überlassen sollte. Im Rate des Kurfürsten wurde beschlossen, Müller ungesäumt nach Fulda zu schicken, um sich dort über den Stand der Parteien zu erkundigen und zu sehen, was zu machen sei; von dort solle er sofort nach Berlin reisen, um mit dem Koadjutor und Stein über die notwendigen Schritte zu unterhandeln[3]).

In dem Schreiben des Kurfürsten, das Müller dem König von Preußen zu überbringen hatte, war neben Dalberg auch der Kanonikus Bibra als Bewerber genannt. Der General v. Hatzfeldt sollte

---

[1]) Auch Stein war mit der kirchlichen Politik von Heimes nicht durchwegs einverstanden; er bezeichnet sie als „politique à quatre pattes". „Le Roi ne se souciera pas du tout de voir gâter ces affaires par la haine théologique de cet homme et sa fureur contre le Pape. — Il veut être le Pape de Mayence, voilà le tout en deux mots — mais je lui en fricasserai!"

[2]) In einem Briefe vom 27. September 1788 tritt Dalberg diesen Gerüchten entgegen. Nur in dem Falle, daß der Bischof von Konstanz ihn nach Wien senden würde, um die Differenzen zwischen Österreich und dem Bistum in Minne beizulegen, könne er sich dieser Verpflichtung nicht entziehen. Er bekennt sich dabei mit Leib und Seele zum Fürstenbunde. —

[3]) Schon im Juni/Juli 1788 war Müller mit dem Kurfürsten nach Koblenz, Bonn und Lahnstein gereist zu Unterhandlungen mit den Kurfürsten von Köln und Trier, offenbar in der Nuntiaturfrage. Ende Juli wurde er zu einer Konferenz nach Schlangenbad bei Wiesbaden abgeordnet, wo es sich um die Ernennung eines Koadjutors für das Bistum Lüttich handelte; aber die vom Kurfürsten gewünschte Wahl des Kanonikus Nesselrodt kam nicht zustande.



in Fulda bleiben und den Agenten des Kaisers, die für den Kanonikus Warnsdorff tätig waren, entgegenwirken. Müller selbst blieb nur einen halben Tag dort; er hatte den Eindruck, daß Dalberg gute Aussichten habe, daß das Kapitel aber auch anderen Einflüssen zugänglich sei. Die Wahl Bibras wäre mit 50 000 Gulden zu erreichen. Bei der Wichtigkeit des Bistums sollte man diesen Betrag aufwenden. Unter Umständen könnte der Kurfürst sich entschließen, selbst eine Wahl anzunehmen und Bibra als Koadjutor für Fulda zu ernennen, wofür dann Dalberg das Bistum Worms erhalten sollte, wozu noch Konstanz nach dem Tode des Bischofs kommen würde; es würden dadurch die doppelten Kosten für die Wahl in Fulda erspart werden. —

Am 1. Oktober traf Müller in Potsdam ein. Der Koadjutor Dalberg, Hugo v. Hatzfeldt und Stein waren eben zu einer Zusammenkunft mit den Herzögen von Weimar und Braunschweig nach Aschersleben abgereist; durch einen Eilboten berichtete er sofort an Stein seine Ankunft und den Inhalt seines Auftrages.

Die Verhandlungen, die Müller in Potsdam über die Besetzung des Bistums Fulda zu führen hatte, blieben erfolglos. Dalberg lehnte die Bewerbung ab, und der König erklärte, daß er sich in die Wahl kleiner Bistümer nicht einmischen wolle. Am 16. Oktober, sofort nach seiner Rückkehr, erstattete Müller dem Kurfürsten einen schriftlichen Bericht über diesen Ausgang, mit der Bemerkung, daß er dafür am Berliner Hofe, wo er sowohl vom Könige als von Hertzberg mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden sei, andere wertvolle Beobachtungen gemacht; er habe erstens aus einem Briefe des Kardinals Buoncampagni an Lucchesini erfahren, daß der Papst zu einer friedlichen Auseinandersetzung mit den deutschen Erzbischöfen bereit sei und einen Brief von ihnen erwarte, um die Unterhandlungen beginnen zu können; dies sollte nun geschehen, wobei man der Wahrheit gemäß sagen könne, daß die mächtigsten Fürsten in der Nuntiaturfrage auf der Seite der Erzbischöfe stehen. Ferner verhalten sich die Minister des Königs den Kurfürsten gegenüber nicht so vertrauensvoll, wie man erwarten dürfe. Daraus ergebe sich, daß es der Würde der Kurfürsten entspreche, diesen Ministern gegenüber auch kein größeres Vertrauen zu zeigen, als gegen die Höfe von Dresden und Hannover. „Il est tout-à-fait à propos que Hertzberg soit guerri de l'opinion, qu'on ne peut aller que par lui.“ Es empfehle sich auch, dem Könige brieflich den Wunsch auszusprechen, sich bestimmt zu erklären, ob er die Jurisdiktion der Nuntien für konstitutionell halte oder nicht; auch dem



Papste sollte geschrieben und der Brief den anderen Erzbischöfen mitgeteilt werden, damit sie entweder mitunterzeichnen oder selbst an den Papst schreiben können.

Endlich bemerkt Müller über die Frage der künftigen Königswahl, er habe erfahren, daß darüber bereits ein geheimer Vertrag zwischen Berlin, Hannover und Dresden bestehe, und er erteilt dem Kurfürsten die bereits angegebenen Ratschläge. —

Auf der Rückreise hielt er sich einen halben Tag in Weimar auf, wo er von Herder und seiner Familie herzlich aufgenommen wurde und auch mit Goethe eine kurze Unterredung hatte.

Entsprechend den Vorschlägen Müllers erfolgten in den nächsten Wochen die Weisungen an den Grafen Hugo v. Hatzfeldt in Berlin über die Haltung, die er den preußischen Ministern gegenüber einzunehmen habe; auch wurde der Weihbischof Heimes beauftragt, den an die Erzbischöfe zu erlassenden Brief zu verfassen; er werde einer der entscheidendsten, die jemals vom kurfürstlichen Hofe ausgegangen seien. Aus gewissen Äußerungen des Nuntius Zoglio in München schloß man in Mainz, daß sich die römische Kurie nicht zu einem endgültigen Abkommen herbeilassen werde, sondern nur Zeit gewinnen wolle, um zu trennen und aus der gewohnten Langsamkeit des Geschäftsganges beim Reichstage Nutzen zu ziehen. Nur eine ganz bestimmte Erklärung des Königs, nur kräftige und unausgesetzte Schritte, nur eine enge Verbindung sowohl der wichtigsten Führer der Kirche als der patriotischen Höfe könne die geheimen Umtriebe und Ränke des römischen Hofes vereiteln und ihn zwingen, Grundsätze der Billigkeit zu ergreifen und diese immer wiederkehrende Hydra der Anmaßungen, Erpressungen und Mißbräuche aller Art endgültig zu vernichten. Hatzfeldt solle dies durch ein vertrauliches Schreiben dem Grafen Hertzberg auseinandersetzen, und wenn dieser den König nicht zu der verlangten Erklärung veranlassen wolle, solle sich Hatzfeldt direkt an den König wenden[1]).

Endlich traf die gewünschte Erklärung von Berlin ein. Am 10. November 1788 berichtete Müller dem Kurfürsten, daß der König am 4. November ausdrücklich erklärt habe, daß die Gerichtsbarkeit der Nuntien mit der Reichsverfassung unverträglich sei und daß er für ihre Abschaffung sowohl im allgemeinen als insbesondere derjenigen der Nuntien in München und Köln stimmen werde. Der König rate, sofort dem Papste zu schreiben, daß die Erzbischöfe zu einem gütlichen Abkommen bereit seien; er möge deshalb einen

[1]) Instruktion vom 3. November 1788.



Legaten nach Deutschland senden, weil die Sache sonst vor den Reichstag, dessen Mehrheit zweifellos dem Papste ungünstig gesinnt sei, gebracht werde. Dabei soll über die Gesamtheit der Irrungen zwischen dem Papsttum und der deutschen Kirche unterhandelt werden. Der König ersuchte auch um die Zusendung des Briefes, den die Erzbischöfe dem Papste schreiben werden; er werde sich beim römischen Stuhle eifrig für ein billiges Abkommen verwenden. — Wirklich ließ der Kurfürst dieses schon längst vorbereitete Schreiben am 13. November dem Grafen v. Hatzfeldt zur Mitteilung an den König und das Berliner Ministerium zusenden; am 22. November erfolgte die weitere Meldung, daß die Erzbischöfe von Köln und Trier mit dem Briefe an den Papst einverstanden seien; auch auf die Zustimmung des Salzburger Erzbischofs sei sicher zu rechnen. Hatzfeldt solle den König ersuchen, unverzüglich dem Papste zur gütlichen Vereinbarung mit den Erzbischöfen zu raten; das sei der einzige Weg, um dem Papste und der deutschen Kirche die unabsehbaren Folgen einer offenen und dann schwer zu versöhnenden Trennung zu ersparen. —

Am 29. November sprach der Kurfürst dem Grafen v. Hatzfeldt die volle Zufriedenheit mit dem Briefe aus, den der preußische Gesandte in München, Graf Brühl, dem Nuntius Zoglio in der Nuntiaturfrage geschrieben habe; die Briefe an den Papst und an den Kaiser[1]) seien abgeschickt worden. Der Papst scheine zum Frieden geneigt zu sein; der Brief des Kurfürsten könne ihm den Weg dazu zeigen. — Gleichzeitig wurde Hatzfeldt beauftragt, beim Grafen Hertzberg eine Verständigung über die Verhandlungsgegenstände des Reichstages, insbesondere die Visitationen anzuregen. —

Eine neue Aufregung ergriff den Kurfürsten, als der Nuntius Zoglio damals unerwartet in Mannheim eintraf. Der Kurfürst beauftragte Hatzfeldt, den Grafen Hertzberg zu bestimmen, durch den Grafen v. Brühl beim Nuntius vorstellig zu werden. Durch die Vornahme bischöflicher Handlungen in Mannheim würde er direkt in die bischöflichen Rechte der Wormser Diözese eingreifen; der Kurfürst werde dies nicht dulden; es würde einen Skandal in der Kirche verursachen[2]).

[1]) Der Brief „ad pontificem" wurde auch dem Kaiser mitgeteilt, der den Kurfürsten unterstützen müsse, wenn er nicht vor ganz Europa seiner Kapitulation zuwider handeln wolle. Müller an den Kurfürsten, den 10. November 1788.

[2]) Heimes bezeichnet in einem Brief an Müller den Nuntius Zoglio als „un homme impertinent en disant, que la Cour de Mayence vouloit ameuter à présent les autres, comme l'Année 1764. La Cour de Berlin ne devroit pas souffrir de telles sottises contre sa Cour unie et amie".



Wie der Kurfürst von Mainz sollten auch die drei anderen deutschen Erzbischöfe ähnliche Schreiben an den Papst richten. Müller war mit denjenigen von Trier[1]) und Salzburg nicht zufrieden, weil sie auf die grundsätzliche Frage nicht eingehen und fast nur auf die Nuntiatur in München eintreten; der Ton sei eher derjenige einer Partei, die den Frieden nötig habe, nicht einer, die ihn geben wolle. —

Am 5. Dezember 1788 teilte Müller dem Kurfürsten mit, daß man in Berlin die Briefe an den Papst und an den Kaiser vollkommen billige und sich ihnen mit der größten Bereitwilligkeit anschließe. Dagegen habe der Kardinal Buoncampagni in einem Briefe, der am 29. November dem Grafen Hertzberg übergeben worden sei, bemerkt, daß der Papst die Mißbräuche, über die man sich beklage, abstellen wolle; aber die Erzbischöfe hätten sich noch nie bestimmt darüber ausgesprochen, was abgeschafft werden solle und wie es zu geschehen habe. In bezug auf die Gerichtsbarkeit der Nuntien könne man die Ordnung von mehreren Jahrhunderten nicht ändern; durch das Konkordat sei der Reichstag vertragschließende Partei und nicht Richter in dieser Sache; der Papst werde deshalb einfach den Grafen Guiccioli, Legationssekretär des Nuntius Pacca in Köln, nach Berlin schicken. —

Man erkennt aus dieser Äußerung der römischen Kurie, wie wenig man in Rom bereit war, den Forderungen der deutschen Erzbischöfe entgegenzukommen, wie man nur Zeit gewinnen wollte, um sie schließlich abzulehnen. Ob der preußische Hof, der sich zunächst in der Rolle des Vermittlers gefiel, mit allem Nachdruck für die Erzbischöfe eintreten werde, war eine andere Frage. Tatsächlich ließ die päpstliche Antwort auf das Schreiben der Erzbischöfe vom November 1788 mehr als ein Jahr lang auf sich warten; erst am 16. Januar 1790 konnte Kurmainz dem Baron Stein die amtliche Mitteilung machen, daß der Papst jede gütliche Unterhandlung in der Nuntiusfrage rundweg ablehne[2]). Diesen Mißerfolg schrieb man in Mainz der Saumseligkeit des Berliner Hofes zu, der seine Er-

---

[1]) Auf den Erzbischof von Trier konnte man sich nicht fest verlassen. Am 13. März 1789 schrieb der kurkölnische Kabinettsekretär v. Heckel an Müller, man wolle den Kurfürsten von Trier zu einer Reise nach Florenz veranlassen; von dort nach Rom sei der Weg nicht mehr weit. Dies würde die Einigkeit unter den Erzbischöfen aufheben. Rom handle nach dem Grundsatz: Divide et impera.

[2]) Über die mühevollen und schließlich ergebnislosen Verhandlungen in der Nuntiatursache gibt vor allem die Korrespondenz mit dem Weihbischof Heimes Aufschluß (Schaffh. St.-B. Müll. 158). Aktenstücke dazu vor allem auch St.-B. Müll. 164.



klärung vom 4. November vergessen zu haben scheine und den Plan des Kurfürsten, die Häupter der germanischen Kirche mehr und mehr mit Preußen zu verbinden, verunmöglicht habe, wodurch der Kurfürst bloßgestellt worden sei. Nun kam der Gedanke wieder in den Vordergrund, die Frage vor den Reichstag zu bringen. Nach den Erkundigungen, die man bei den Reichsständen eingezogen hatte, rechnete man auf 65 Stimmen für die Erzbischöfe, 14 gegen sie, 12 werden als noch unbestimmt bezeichnet; von 14 waren keine Angaben eingegangen. Daß auf diesem Umwege ein günstigeres Ergebnis zu erzielen sei, konnte man wohl auch in Mainz nicht erhoffen. —

Noch eine andere Frage wurde der Intervention des Mainzer Kurfürsten in dieser Zeit unterbreitet. Der Kaiser hatte den vorderösterreichischen Klöstern eine Steuer von 20 000 Gulden auferlegt; der Dekan von St. Blasien bat in dieser schwierigen Lage, da die Klöster dadurch dem Ruin preisgegeben würden, um Rat und erhielt von Müller die Weisung, die Verwendung des Kurfürsten und seiner Verbündeten anzurufen und gleichzeitig die schreiende Ungerechtigkeit dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung durch eine gut verfaßte Schrift zu unterbreiten. Deel schrieb am 13. Dezember 1788 eine lange Abhandlung über die Schritte, welche die Klöster unternehmen sollten.

Am 18. November 1788 kehrte Dalberg, der sich im Herbst einige Zeit im bischöflich-konstanzischen Schlosse Meersburg aufgehalten hatte, von wo aus er durch Vermittlung des Schaffhauser Kaufmanns Eberhard Gaupp, des Schwiegervaters von Müllers Bruder, mit Müller brieflich verkehrt hatte, nach Mainz zurück und erstattete dem Kurfürsten Bericht über verschiedene Fragen politischer Natur[1]). Er äußerte dabei die Ansicht, daß man bei einer künftigen Königswahl das Haus Österreich übergehen und Sachsen oder Brandenburg erheben sollte; vor allem aber soll der Kaiser durch eine Kapitulation gezwungen werden, alles, was er sich ungesetzlich angemaßt habe, wieder zurückzugeben, unter anderem, was er dem Bischof von Konstanz entzogen habe. Er berichtete auch von dem geheimen Allianzvertrag zwischen Preußen und England im Falle eines Krieges und von den Absichten Preußens auf Danzig und Thorn.

---

[1]) Précis de la conversation de S. A. E. et Mgr. le Coadjuteur après son retour de Constance, roulant sur deux objets principaux, relatifs à deux lettres principales du Coadjuteur, touchant le point de vûe sur le cabinet de Berlin et la place du Vice-Chancelier. Le 18. Novembre 1788, après-diner (von Müllers Hand).



Rechnet man dazu, daß der Herzog von Weimar neuerdings die Regelung der Visitationen anregte, daß eine Klage und ein Bittgesuch der Stadt Worms über die Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der Bürgerschaft durch die Regentschaft einlief, daß gegen Ende 1788 die Frage der Ersetzung des schwer verschuldeten und vor dem Bankerott stehenden kurmainzischen Vertreters beim Reichstag von Regensburg, v. Karg, durch den geschäftskundigen Minister v. Strauß zu erledigen war, daß bei allen diesen Angelegenheiten die Mitwirkung Müllers als eines der vertrautesten Ratgeber des Kurfürsten in Anspruch genommen wurde, so wird man sich nicht verwundern, daß er sich oftmals unglücklich fühlte und aus dieser Welt der Irrungen zur stillen Beschäftigung mit den Wissenschaften zurücksehnte[1]). Ohne Rückhalt äußerte er sich gegenüber Stein, der ebenfalls über die unaufhörlichen Umtriebe die Geduld verlor. „Pensez que les hommes et les affaires“, schrieb Müller am 13. August 1788 dem Freund, „ne valent pas la peine qu'on se rende malheureux pour eux, particulièrement pour les premiers des hommes, c. a. d. les princes,“ und am 16. September: „Je me refuse tous les plaisirs, celui de même, de travailler pour mon pays qui m'est le plus cher, et celui d'étudier qui m'est le plus cher après cela.“ Die Überlast der Geschäfte zeigte sich auch in dem Gesuche an den Kurfürsten, ihm einen Sekretär an die Seite zu geben[2]), denn er könne unmöglich gleichzeitig „compilateur, penseur, écrivain et aussi copiste, chiffreur, expéditeur“ sein. Er habe das Opfer gebracht, auf die Arbeit an einem Werke, das er vor seiner Ankunft in Mainz begonnen habe, zu verzichten, um ungehindert seine Forschungen über das öffentliche Recht betreiben zu können; aber das sei ihm unmöglich, wenn er gezwungen sei, „de composer, de conférer avec les Conseillers et les Ministres étrangers, et aussi de copier et de faire le métier de chancelliste.“ — Zu den Unannehmlichkeiten seiner Arbeit gehörte auch die Umständlichkeit und die Formenreiterei im amtlichen Verkehr; der Kurfürst zeigte sich ungehalten, wenn er etwa in einem Schreiben einen Formfehler

[1]) Am 24. März 1789 beabsichtigte er, an den Kurfürsten das dringende Gesuch zu richten, ihn für längere Zeit von allen Geschäften zu befreien und ihm die Ausarbeitung eines großen Werkes über die Geschichte des Erzbistums Mainz zu übertragen. Auf den dringenden Rat von Stein unterblieb dieses Gesuch. — Am 26. August 1789 sprach er in einem Briefe an die Coudenhoven den Wunsch aus, zum Generaldirektor der kurmainzischen Archive ernannt zu werden, um dort Ordnung zu schaffen.

[2]) Diesem Wunsche wurde wirklich entsprochen, indem Müller in der Person eines jungen, von ihm empfohlenen Hauser ein Sekretär beigegeben wurde.



beging[1]). Dazu kamen allerlei Verdrießlichkeiten und Umtriebe, die ihm seine Kollegen bereiteten. Am 15. November 1788 schrieb er an Stein, er habe sich bisher über Heimes nicht zu beklagen, während er Beweise habe, daß Deel ein Erzschurke sei, der keinen anderen Gott kenne als sein Interesse, und eine niedrige Seele, obwohl sie dem Anschein nach die besten Freunde seien[2]). Am 16./17. Juli 1789 erklärte er, Deel sei wegen seiner Erfahrung und Routine in Geschäften dem Kurfürsten unentbehrlich, seine Entlassung wäre ein wahres Unglück; Stein selbst gab 1790 über ihn das drastische Urteil ab: „Deel est destiné par la Providence, à être ce qu'il a été et restera jusqu'à la fin des ses jours — faible — faux — fourbe et un foutû gueux (arrangés moi ces 4 F en Chiffre surmonté d'un Grand G et je le ferai monté en bague, pour en faire présent au Baron de Deelsbourg!)."

Zu den größten Schwierigkeiten der Lage in Mainz gehörte vor allem das gespannte Verhältnis zwischen dem Kurfürsten und seinem Koadjutor. Stein hatte es schon frühzeitig vorausgesehen; schon am 26. Mai 1788 schrieb er an Lucchesini: „Tout va jusqu'ici encore très bien entre l'Electeur et Dalberg, mais je suis moralement convaincu, que cela ne sera pas de durée et c'est pour cette raison que j'insiste de tout mon pouvoir qu'on le laisse établi à Erfurt — soyés assuré, que si cela ne devoit, contre mon attente, pas se faire, le diable sera bientôt sur jambes — plus que je vois Dalberg s'approcher du terme et vers son élevation, et plus je suis convaincu, que Vous ne Vous trompiés pas, en le nommant

---

[1]) An Stein, 9. Juli 1788: „Maintenant il me faut copier toute l'instruction de Hugo, pour avoir mis ‚Wir' au lieu d'Emmūs." Ein andermal: er habe ein Aktenstück wegen Formfehlern viermal vernichten müssen. Am 14. August 1788 schrieb er seinem Herrn, er habe während seines ganzen Lebens die alten Schriftsteller studiert und sie alle Tage gelesen, seit mehreren Jahren für die Öffentlichkeit geschrieben und Aussicht auf Nachruhm; er habe auch die besten Staatsakten gelesen; „si avec tout cela j'ai prostitué ma main à copier une lettre digne au courroux de V. A. E., je suis un coquin ou un sot." — Über die äußere Form des Verkehrs mit dem Kurfürsten schrieb er am 2. Januar 1788 in sein Tagebuch: „Der Churfürst hat in vielem gewonnen; das erstemal, als ich hieher kam, war er grob wie ein Kutscher, nun ist er die Höflichkeit selber. Hingegen ist er nun träg und hat keine Ökonomie" — und am 3. Januar: „Man kann sich mit dem Churfürsten gar nicht aussprechen; oft versteht er auch nicht recht und spricht lang nach seinem Mißverstand, haftet auch immer ob der Idee, welche er in dem Augenblick dann hat."

[2]) In dem Briefwechsel zwischen Deel und Müller (Deel an Müller St.-B. Müll. 131; 360 Nummern, Müller an Deel im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien bzw. Mainz. Corresp. 135 c) ist in der Tat ein solcher Gegensatz nicht zu erkennen; die Briefe sind in sehr vertraulichem Tone geschrieben.



un honnet Enthousiaste"[1]). Am 23. Juli 1788 schrieb Müller an Stein: „Dalberg parle bien: il voudroit de l'ouvrage, mais l'Electteur a de la peine à lui rendre quelque confiance." Das Mißtrauen, das man gegen Dalberg hegte, trat auch bei Gelegenheit seiner Mission nach Berlin im Herbst 1788 zutage; damals berichtete Müller an Stein, er möge verhindern, daß Dalberg in Berlin gewisse geheim gehaltene Dinge erfahre; er möge merken lassen, daß der Koadjutor nicht in alle politischen Projekte des Kurfürsten eingeweiht zu werden brauche. Am 15. November erwähnt er die Versuche Österreichs, Dalberg für sich zu gewinnen. Er weiß auch von einem dicken Briefe des Grafen Hertzberg an den Koadjutor: „nous n'aimons pas trop cette correspondance, à cause de l'imprudence et de la vanité des personnes." Im Februar 1789 kam es zu einem förmlichen Konflikte, als der Koadjutor eigenmächtig für die erledigte Dompropstei von Notre-Dame in Mainz, die der Kurfürst dem Domherrn v. Venningen zugesagt hatte, dem Papste den Domherrn v. Redwitz empfahl und auch von Rom die Ernennungsurkunde erwirkte, dem der Kurfürst nun das testimonium idoneitatis verweigerte. In der erregten Korrespondenz über diese Sache, die der Kurfürst Müller in die Feder diktierte, wurden dem Koadjutor die bittersten Vorwürfe gemacht: er habe in den zwei Jahren seit seiner Wahl, die er dem Kurfürsten verdanke, alles getan, um sein Vertrauen zu verscherzen[2]). Am 11. März 1789 berichtete Stein dem König: er sowohl als die Baronin v. Coudenhoven und Müller, dem der Kurfürst fortwährend die Beweise seines höchsten Vertrauens gebe, hätten bisher nach Kräften versucht, ein gewisses Gleichgewicht aufrecht zu halten; aber der Zwist sei auf einen solchen Stand gekommen, auf dem er nicht lange bleiben könne. Eine vollständige Versöhnung scheine allen moralisch unmöglich; man müsse nur dahin streben, daß der Koadjutor sich so bald als möglich nach Erfurt begebe, dort bleibe und höchstens einige Monate mit dem Kurfürsten zusammenlebe. Das Kabinettsministerium (Hertzberg-Finkenstein) gab darauf dem preußischen Gesandten den Auftrag, in diesem Sinne zu wirken, weil das gute Einvernehmen zwischen dem Kurfürsten und dem Koad-

[1]) Müller wirft Dalberg gelegentlich vor, daß er am unrechten Orte spare. Am 3. Januar 1788 schrieb er in sein Tagebuch: „für einen ihm nothwendigen Mann kann er nichts auf die Cammer assigniren, wol aber ein Nachtessen geben für 4000 und bauen für 40 000 fl."

[2]) Über diesen Zwist berichtete auch Stein am 23. April 1789 an den König. Schon am 4. Februar hatte er bemerkt, der Kurfürst und Dalberg seien zwei so total verschiedene Wesen, daß sie sich nie miteinander vertragen könnten.



jutor für die Aufrechterhaltung des gemeinsamen und patriotischen Systems notwendig sei.

Es ist eine wahre Komödie der Irrungen, diese unablässigen Bemühungen Steins und Müllers um die Befestigung des Fürstenbundes durch eine energische Tätigkeit; denn der Hof, für den sie vornehmlich arbeiteten, der aus dieser Vereinigung der deutschen Staaten den größten Vorteil ziehen konnte, durchkreuzte vielfach diese Arbeit. Man lasse den so günstigen Augenblick, sich im Reiche einen festen Einfluß zu verschaffen, unbenützt verstreichen, „uniquement faute de connaissance et par jalousie, puisque Hertzberg et Bischoffswerder n'agissent absolument plus que par des vues personnelles," klagt Stein in einem Briefe aus Potsdam vom 8. November 1789. „Tirons le rideau; croyés-moi, la comédie de l'Union Germanique est jouée. Je sais de science certaine que je suis sur la liste des proscrits, et je trouve que tout en moi me dit, qu'il a raison. Dèsque Hatzfeldt sera de retour, je Vous enverrai le rapport du Cte Hertzberg à S. M. C'est un sublime ouvrage digne du celèbre Orduinus Gratius." „Plumps von Pommerland" wird Hertzberg in den vertraulichen Briefen Steins an Müller genannt. Und schon am 6. August 1789 hatte er an die Coudenhoven geschrieben: „Jamais, non jamais, il se fera un vrai bien dans l'empire à moins d'une révolution, et quant à la Prusse, il n'y a qu'un terrible danger qui puisse la réveiller de la léthargie où elle s'endort et qui lui fait oublier ce qu'elle peut et ce qu'elle se doit pour sa propre gloire et grandeur. Vanité des vanités!" — Eine weitere Schwierigkeit ergab sich aus der heftigen Abneigung Steins gegen den sächsischen Gesandten v. Bünau; Müller warnte den Freund, sich durch seinen Haß nicht zu Unvorsichtigkeiten hinreißen zu lassen[1]). Bünau scheint überhaupt durch seine Haltung in vielen Kreisen großes Mißfallen erregt zu haben. Am 25. Juli 1789 kam es zu einem Auflauf der Mainzer Studenten vor seiner Wohnung, der zu schweren Insulten gegen den sächsischen Geschäftsträger führte und den kurmainzischen Hof zu einer gebührenden Genugtuung zwang. —

[1]) In einem Berichte vom 26. Mai 1789 gibt Stein die Gründe seines Mißtrauens gegen den sächsischen Gesandten an. Bünau selbst anerkannte bei seinem Rücktritte im Frühling 1792 das Verhalten Müllers ihm gegenüber vollkommen; sein Gesandtschaftsposten habe ihm oft die Gelegenheit gegeben, die Tiefe seiner Bildung, die Weisheit seiner Politik und die überlegenen Gaben, die ihn charakterisieren, zu bewundern; der Brief ist erfüllt von Dankbarkeit für das Vertrauen und die Freundschaft, womit er ihn beehrt und für die Aufrichtigkeit und den Freimut, die er gegen ihn bei jeder Gelegenheit gezeigt habe (St.-B. Müll. **149**).



In nicht geringe Aufregung wurde Müller gegen Ende des Jahres 1788 versetzt durch die Verhandlungen über die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Schultheißen v. Steiger in Bern. Müller war im Auftrage des Königs von Preußen durch Stein veranlaßt worden, bei Steiger vertraulich anzufragen, ob ihm diese Ehrung angenehm wäre; Steiger hatte dies bejaht. Gleichzeitig aber hatte der General de Béville, Gouverneur von Neuchâtel, dem anderen, eben im Amte stehenden Berner Schultheißen, Sinner, die Erteilung dieses Ordens in Aussicht gestellt, und die Minister Finckenstein und Hertzberg setzten es wirklich durch, daß der Orden an Sinner verliehen wurde; nach dessen Tod könne er dann auf Steiger, der für Preußen günstig gesinnt sei, übertragen werden[1]). Selbstverständlich machte diese eigentümliche Lösung auf Müller einen peinlichen Eindruck; er schickte sofort eine Stafette, deren Bezahlung der Kurfürst übernahm, an Stein nach Berlin: durch die Verleihung des Ordens an Sinner sei sowohl Stein als Müller und Steiger bloßgestellt worden; Steiger fühle sich beleidigt; Sinner, der Führer der französischen Partei in Bern, rühme sich, einen Sieg über Steiger davongetragen zu haben; das Ansehen Steigers sei dadurch erschüttert; in der Schweiz sei man allgemein über diese Geschichte überrascht. Eine Lösung aus dieser Irrung sei nur dadurch zu erreichen, daß der Orden auch noch an Steiger verliehen werde. Stein nahm sich der Sache an und wandte sich direkt an den König mit der Vorstellung, wie nachteilig es für die Interessen des Königs wäre, einen Mann, der einen so großen Einfluß ausübe, zu verletzen; der König solle deshalb den Orden beiden Schultheißen verleihen, an Sinner, den regierenden Schultheißen, als ein Zeichen der guten Freundschaft mit der Eidgenossenschaft und namentlich dem Kanton Bern, an Steiger als Zeugnis der persönlichen Achtung des Königs für ihn und seine vortrefflichen Eigenschaften. Wirklich wurde die Sache in diesem Sinne erledigt; am 13. Dezember 1788 konnte Müller an Steiger den Schwarzen Adlerorden mit einem schmeichelhaften Schreiben Steins, das vor dem Berner Senat verlesen werden sollte, übersenden[2]).

Am 11. Februar 1789 schickte Steiger sein Danksagungsschreiben, das nach unseren heutigen Begriffen eines schweizerischen Republikaners kaum würdig erscheinen kann, an den König von Preußen.

---

[1]) Berliner Geh. St.-A. Rep. XI, 103 mit der eigenhändigen Bleistiftnotiz des Königs: „Je donnerai l'ordre de l'aigle Noire à l'Avoier de Sinner."

[2]) Die Korrespondenz hierüber St.-B. Müll. 133 und Berliner Geh. St.-A. Rep. 92 Stein 13 und Rep. 96, 163 A und Rep. XI, 103.



Damit war diese große Staatsaktion schließlich zur allgemeinen Befriedigung erledigt. —

Eine andere Angelegenheit, die Müller beim Kurfürsten lebhaft betrieb, war die Berufung des Generalleutnants v. Schlieffen in kurmainzische Dienste. Dieser hervorragende Staatsmann und Soldat, mit welchem Müller seit seinem Kasseler Aufenthalte einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt, war von dem neuen Landgrafen von Hessen in empfindlicher Weise zurückgesetzt worden und deshalb von den Geschäften zurückgetreten. Müller empfahl dem Kurfürsten am 3. März 1789, den hochverdienten Mann in sein Ministerium, in welchem die Stelle des zum Reichstagsgesandten ernannten Strauß zu besetzen war, aufzunehmen; sein protestantisches Bekenntnis könne kein Hindernis sein, da schon frühere Mainzer Kurfürsten protestantische Minister gehabt hätten. Was in Hessen-Kassel Gutes geschehen sei, sei das Werk Schlieffens; seine Berufung würde die Pläne des Kurfürsten sichern und seiner Regierung neuen Glanz verleihen. Da Schlieffen als einer der ersten deutschen Staatsmänner den Gedanken eines Fürstenbundes zur Neubelebung der deutschen Verhältnisse ausgesprochen hatte, erblickten Stein, Steinberg, die Frau v. Coudenhoven und Müller darin ein Mittel, die sinkende Bedeutung des Fürstenbundes wieder zu heben. Wirklich ging der Kurfürst sofort auf diesen Rat ein; aber Schlieffen lehnte die Berufung ab mit Rücksicht auf sein Alter, das ihm nicht mehr erlaube, sich in eine neue Laufbahn einzuarbeiten. Er dankte Müller für den erwiesenen Freundschaftsdienst und meldete ihm am 13. Juni 1789, daß er vom König von Preußen zum Gouverneur der Festung Wesel ernannt worden sei; „me voilà rentré dans le tripot des ferrailleurs et rentré d'une manière flatteuse pour mon Amour propre en Egard de ma déstination." — Preußen bemühte sich nun, einer Empfehlung des Herzogs von Braunschweig folgend, den Freiherrn v. Westphalen dem Kurfürsten vorzuschlagen. Stein erhielt den Auftrag, dem Kurfürsten diese Anstellung beliebt zu machen, aber ohne die Einmischung des preußischen Hofes merken zu lassen und den König irgendwie zu nennen. So bediente sich Stein wieder Müllers, um den Kurfürsten zu beeinflussen; er meinte, dieser habe allen Grund, zu verhindern, daß der Koadjutor bei der Besetzung der Stelle den Ausschlag gebe, weil dessen Anhänger seit einiger Zeit gegen die in kurfürstlichen Diensten angestellten Protestanten intrigieren. — Schon am 15. Juli 1789 konnte Müller an Stein berichten, daß der Kurfürst bereitwillig auf die Ernennung Westphalens eingetreten sei; doch wolle er selbst mit



ihm unterhandeln; er möge deshalb gegen Ende August oder in den ersten Tagen des September nach Aschaffenburg kommen. Müller selbst hatte von Westphalen allerdings nicht die beste Meinung: „Ce n'est pas un génie; même je ne lui trouve pas beaucoup d'esprit; il a du sens, il sait les premiers principes, malheureusement inconnus ici. Tout dépend non de ce qu'il y a dans sa tête, mais de la force de son caractère. — Ce qui m'en ferait douter, ce seroit s'il est vrai, qu'il soit aussi avare que riche; bien rarement (si jamais) cette qualité se niche dans un grand caractère[1]).“ —

Wirklich trat der Freiherr v. Westphalen in das kurmainzische Ministerium ein. Müller stand mit ihm in freundschaftlicher Verbindung, die sich auch noch fortsetzte, als Westphalen schon im April 1791 Mainz verließ, um in kaiserliche Dienste überzutreten. Die Hoffnungen, die man in ihn gesetzt hatte, vermochte er allerdings nicht zu rechtfertigen[2]).

Die mißmutige Stimmung, in welche Müller durch das Übermaß der Arbeit und durch die vielen Mißerfolge seiner Bestrebungen oft versetzt wurde, steigerte sich im Jahre 1789 noch durch eine ernsthafte Erkrankung. Während er in den ersten Jahren seines Mainzer Aufenthaltes über sein körperliches Befinden die besten Nachrichten nach Hause schicken konnte und nur etwa darüber klagte, daß er dick zu werden beginne, kam im Frühjahr 1789 eine Fistelkrankheit zu einem gefährlichen Ausbruch. Sie hatte sich schon früher gezeigt, aber ohne ernstliche Gefahr. Von Bonstetten und anderen Bekannten waren ihm wiederholt gute Ratschläge zur Heilung gemacht worden. Nun nahm aber die Krankheit, die mit einer Gallenkolik begann, eine so gefährliche Wendung, daß man für das Leben des Erkrankten fürchtete[3]). Am 11. April 1789 berichtete Stein nach

---

[1]) Müller an Stein 3. Oktober 1789. Der Vorwurf des Geizes scheint nicht gerechtfertigt; denn Westphalen errichtete in Mainz eine Stiftung zur Aufnahme armer verwahrloster Kinder.

[2]) Stein gibt ihm in einem Berichte an seinen Hof ein vernichtendes Urteil: „Cet homme a montré tant d'incapacité, tant de fausseté et si peu de bonne volonté pendant tout son séjour ici, que je suis sincèrement charmé de le voir partir. Tout ce qui me fait de la peine, c'est de m'entendre répéter, que ce n'est qu'à la recommandation de V. M. par le Duc de Brunsvic, qu'on a été déterminé à l'appeler ici.“

[3]) Berichte über diese Erkrankung in den Briefen an den Bruder, an Stein, ferner 13 Berichte des jungen J. C. Stokar von Schaffhausen, den Müller seinem Vater, dem Seckelmeister Stokar zu Gefallen, bei sich aufgenommen hatte, der ihm aber durch seine Indolenz vielen Ärger bereitete; weiter 5 Berichte Bellois



Berlin, Müller sei erst vor drei Tagen mit Not dem Tode entgangen; seine Krankheit habe eine große Stockung in die Geschäfte gebracht. Mit rührender Besorgnis schreibt J. Georg am 9. April dem Bruder: „Ach mein Bruder, du, mehr dem Herzen als der Geburt nach mein Bruder! Was wäre ich ohne dich! eine einsam verdorrende Blume auf der Aue dieser Erden!“ Am 21. April sandte er ihm als Geschenk in die Krankheit die Probebogen seiner „Erstlingsgeburt“, seiner philosophischen Aufsätze, die dem Kranken eine herzliche Freude bereiteten. Am 1. Juni schickte Bonstetten an J. Georg Müller die alarmierende Nachricht, Bellois habe ihm berichtet, daß der Zustand Müllers hoffnungslos sei. „Meine Augen haben sich gestern müde geweint und ich schreibe Ihnen halb ohnmächtig vor Schmerz. Ich kann nur seine großen Tugenden und seine über alle Zeitgenossen hervorleuchtenden Talente sehen und den Freund ewig missen, mit dem ich mehr als 12 Jahre lang Freud und Leid getheilt habe.“ Er bittet den Bruder, daß er alle seine Briefe sorgfältig sammle und an ihn zurücksende. „Unser Johann war eben in dem Augenblick, alles zu seyn, wozu ihn die Natur gestempelt hatte, ein Genie mit den großen Tugenden geziert, und desto größer, weil er gekämpft und in dem großen Kampf obgelegen hatte. Nun, da Genie, Glück und Tugend da sind, wischt ihn die rohe Hand des Schicksals aus der Welt hinweg. Ihre Vaterstadt und die Schweiz verlieren ihre beste Zierde und wir unsere Hoffnung und das Beste unseres Lebens“[1]).

Diese Totenklage war glücklicherweise verfrüht; vierzehn Tage später konnte Bonstetten berichten, er habe durch Sömmering bessere Berichte erhalten; es sei die beste Hoffnung, daß Müller nun außer Gefahr sei, obwohl die Fistel nicht geheilt sei. — Müller wurde von

---

an J. Georg Müller und ein Brief Forsters. Über die Krankheitsgeschichte und die Briefe Marschalls an Müller Schaffh. St.-B. Müll. **147**.

[1]) Die Freundschaft zwischen Müller und Bonstetten war sonst schon seit einiger Zeit erkaltet. Am 29. Februar 1788 schrieb Müller an Füßli, Bonstetten habe sich ihm aus einer unbekannten Ursache ganz entfremdet, und am 23. Juli 1789, also kurze Zeit nach der Klage Bonstettens um den verloren geglaubten Freund: „Ich bin mit ihm auf einem indifferenten Fuß; erstlich: fing er an, kalt und trocken zu schreiben, ohne daß eine Ursache mir eigentlich bekannt wäre. — Bisweilen dann schrieb er wieder warm und freundschaftlich; ich bin gegen meine Freunde in solchen Sachen gemeiniglich, wie sie gegen mir.“ Ähnlich hatte er schon am 3. Juni 1788 geschrieben: „Ich stehe mit Bonstetten nun auf dem Fuße, daß er mich allzeit gerade so findet, wie er gegen mich ist: einem alten Freund entäußere ich mich nie, und einem wunderlichen Menschen laufe ich nicht nach“ (ungedruckte Stelle).



seinem Diener Bellois, der sonst eine so verhängnisvolle Rolle im Leben seines Herrn spielte, aufs treueste verpflegt, so daß er sich den warmen Dank der Schaffhauser Verwandten verdiente. Von allen Seiten kamen Versicherungen der aufrichtigen Teilnahme; Stein brachte, so lange er in Mainz war, einen großen Teil seiner Zeit am Krankenbette des Freundes zu; der Kurfürst erkundigte sich täglich mehrmals nach seinem Befinden, gab ihm seine eigenen Ärzte und ließ ihn aus seiner Küche verpflegen, besuchte ihn auch öfters und wies dem Kranken einen Pavillon seines Lustschlosses „Favorite" an. Da zwei Operationen erfolglos geblieben waren, wandte er sich am 9. Juni 1789 an den Rat von Straßburg mit dem Gesuch, den berühmten Chirurgen Marschall nach Mainz zu beurlauben. Dieser traf wirklich am 14. August in Mainz ein und nahm am folgenden Tage die Operation vor. Da auch diese nicht zur vollständigen Heilung führte, reiste Müller am 13. Oktober nach Straßburg, von wo aus er am 19. Oktober dem Kurfürsten noch über einige amtliche Geschäfte, ferner über die allgemeine Lage in Straßburg und im Elsaß und über die Vorgänge in Paris, soweit er davon erfahren hatte, berichtete. Erst am 9. November teilte er dem Bruder die glückliche Operation mit; er hoffe, wenn die milde Witterung noch anhalte, bei der Rückreise einen Umweg über Schaffhausen machen zu können. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, da sich die vollständige Heilung bis in den Dezember hinzog und Marschall die Reise im beginnenden Winter mißriet; auch riefen die Geschäfte, die bei der gefährlichen Erkrankung des Kaisers von großer Wichtigkeit wurden, Müller nach Mainz zurück. Noch besuchte er von Straßburg aus mit Marschall die alte Abtei Maurmünster, wo ein Bruder Marschalls Prälat war. Am 22. Dezember trat er die Rückreise an und traf am 24. in Mainz ein. Der Kurfürst empfing ihn „mit größter Freude und Zärtlichkeit und schenkte ihm in den höchstwichtigen Geschäften, welche itzt obschweben, ungemein viel Zutrauen"; er übernahm auch die über 1200 Gulden betragenden Ausgaben für die ärztliche Behandlung. Sofort wurde Müller wieder in den Strudel der Geschäfte hineingezogen.

Die Lage der politischen Verhältnisse war inzwischen immer schwieriger geworden, da die festeste Stütze des Kurfürstentums Mainz, die Freundschaft mit Preußen, ins Wanken geraten war. Immer deutlicher trat zutage, daß Preußen den Fürstenbund nur als Kampfmittel gegen Österreich betrachtete, einer Weiterbildung desselben im Sinne der Befestigung der Reichsverhältnisse aber sehr kühl gegenüberstand. Schon längst hatte der preußische Gesandte



in Mainz, Stein, der eifrigste Beförderer des Fürstenbundes, unter dem schlechten Willen des Ministeriums Hertzberg zu leiden. Die zögernde Behandlung der Nuntiaturfrage durch die preußische Regierung hatte den Kurfürsten enttäuscht; jetzt wurde eine förmliche Entfremdung herbeigeführt durch die Haltung Preußens in der Lütticher Sache.

Der Fürstbischof von Lüttich war mit seinen Ständen über verschiedene konstitutionelle Fragen in Streit geraten; anfangs hatte er sich scheinbar nachgiebig gezeigt, dann aber ganz unerwartet im August 1789 das Land verlassen; das von ihm angerufene Reichskammergericht in Wetzlar hatte mit ungewohnter Raschheit schon am 27. August ein Urteil zu seinen Gunsten gefällt, die Vorgänge in Lüttich als Störung der öffentlichen Ruhe und des Landfriedens erklärt und das Direktorium des rheinisch-westfälischen Kreises mit der Durchführung der Reichsexekution gegen die aufständischen Lütticher beauftragt. Während nun aber Kurpfalz und Kurköln sich eifrig auf die Seite des Bischofs stellten, zeigte sich der König von Preußen, der als Herzog von Kleve ebenfalls ein Glied des rheinisch-westfälischen Kreises war, den Ständen von Lüttich günstig gesinnt. Durch seinen Direktorialgesandten Christian Wilhelm v. Dohm hatte er mit ihnen unterhandelt und den von ihnen eingesetzten Magistrat zum Rücktritt bewogen, ihnen dafür Berücksichtigung ihrer Beschwerden und Amnestie zugesichert. Inzwischen hatten die Exekutionstruppen, etwa 7000 Preußen, Pfälzer und Kölner unter Generalleutnant v. Schlieffen am 30. November, ohne auf Widerstand zu stoßen, die Stadt Lüttich besetzt; eine Verständigung auf Grundlage der Unterhandlungen Dohms schien dem Streite ein rasches Ende zu bereiten. Daß das absolutistische Preußen in dieser Sache für die freiheitlichen Bestrebungen der Untertanen des Bischofs eintrat, hatte allerdings seinen politischen Grund in der heftigen Spannung zwischen Preußen und Österreich, die den Ausbruch eines Krieges befürchten ließ. Preußen hatte einen Allianzvertrag mit England und Holland abgeschlossen, der sich gegen Österreich und Rußland, die einen Eroberungskrieg gegen die Türkei führten, richtete; es trat mit der Türkei in Verbindung, verhandelte mit Schweden und Polen, um sich deren Mitwirkung im Falle eines Krieges gegen Rußland zu versichern, begünstigte die gegen die österreichische Herrschaft im Aufstande begriffenen belgischen Provinzen und war bereit, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, unterstützte auch die nationalen Bestrebungen der Ungarn gegen den Absolutismus Josephs II.; was immer der österreichischen Monarchie



feindlich entgegenstand, sollte in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe gegen sie ausgespielt werden. Ein Sieg der bischöflichen Partei in Lüttich hätte ohne Zweifel die Niederwerfung der belgischen Insurgenten, die mit den Aufständischen in Lüttich in Verbindung getreten waren, durch die kaiserlichen Truppen erleichtert[1]).

Aber Kurpfalz und Kurköln erklärten sich gegen die von Preußen angebahnte Verständigung, und der Fürstbischof erwirkte am 4. Dezember 1789 einen zweiten Beschluß des Reichskammergerichts, der die preußische Vermittlung zurückwies, die Wiederherstellung des Zustandes vor den Zugeständnissen des Bischofs verlangte und die strenge Vollstreckung der Exekution befahl. Da der Fürstbischof, durch diese Haltung des Reichskammergerichts in seinem Starrsinn bestärkt, die von Preußen verlangten Zugeständnisse ablehnte, zog Preußen am 16. April 1790 seine Truppen aus Lüttich zurück. Nun bot das Reichskammergericht den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Kreis zur Exekution auf; im April 1790 rückte eine Truppenmacht von etwa 8000 Mann gegen Lüttich vor; auch der Erzbischof von Mainz hatte sein kleines Heer unter dem General v. Hatzfeldt, der allerdings auf diesem Feldzuge keine Lorbeeren erntete, den Exekutionstruppen zugeschickt. Diese wurden aber von den Lüttichern wiederholt schimpflich zurückgeworfen. Man war wieder genötigt, die Vermittlung Preußens anzurufen. Im September 1790, als die Botschafter der Kurfürsten in Frankfurt zur Königswahl zusammentraten, erschienen dort auch einige Abgeordnete von Lüttich; unter preußischer Vermittlung wurde ein Entwurf zu einem Übereinkommen aufgestellt, das aber vom Fürstbischof verworfen wurde, weil Österreich inzwischen die belgischen Unruhen überwunden hatte und mit seiner Macht nun auch in die Lütticher Händel eingreifen konnte. Nachdem im Dezember 1790 die Reichsexekutionstruppen bei Visé eine neue Schlappe erlitten hatten, wandte sich das Reichskammergericht an die österreichische Regierung in Brüssel, um im Namen des burgundischen Kreises die Exekution auszuführen. Im Januar 1791 rückten die Österreicher in Lüttich ein und stellten gewaltsam und rücksichtslos die

---

[1]) Berliner Geh. St.-A. Rep. 152 c II. Am 19. Oktober 1789 schrieb der König an Dohm, die brabantischen Insurgenten sollen nicht abgeschreckt und ihnen nicht die Meinung beigebracht werden, als ob Preußen die Lütticher unterdrücken wolle. Und am gleichen Tage richtete er an Hertzberg ein vollständig eigenhändiges Schreiben, in dem es über die Revolution in Flandern heißt: „je me serés jamais preté à exciter ou fermenter pareille revolte, mais je me garderés bien de deranger par des fausses demarches une revolution qui tend à afaiblir si essentiellement mon Enemi naturelle.“



alten Zustände wieder her. Preußen hatte eine empfindliche Demütigung erlitten; den schwersten Stoß aber hatte der Fürstenbund erfahren; Kurmainz und Hannover, zwei der wichtigsten Glieder, hatten sich in dieser Frage mit Preußen überworfen. Vor allem der Kurfürst von Mainz, der sich als Hüter der Reichsverfassung fühlte, war durch die Haltung Preußens, die er als „reichskonstitutionswidrig" betrachtete, empfindlich verletzt worden, umso mehr, als die Unterstützung der Lütticher Untertanen gegen den Fürstbischof durch Preußen auch bei den Untertanen der anderen geistlichen Fürstentümer ähnliche revolutionäre Gelüste erwecken konnte. Johannes Müller hatte bald erkannt, daß diese Verwicklung zum Bruche des Kurfürsten mit seinem besten und mächtigsten Freunde, dem König von Preußen, und damit zur Auflösung des Fürstenbundes führen werde.

Der Lütticher Handel trat für einige Zeit in den Mittelpunkt des politischen Interesses und beschäftigte die Mainzer Staatsmänner und vor allem Müller in außerordentlicher Weise[1]). Wie dieser, so sah auch Stein die verhängnisvollsten Folgen der verfehlten Politik Preußens voraus; der König möge sie noch rechtzeitig aufgeben, Dohm desavouieren und abberufen und gemeinsam mit den anderen Ständen des westfälischen Kreises den Auftrag des Reichskammergerichts nach seinem Inhalt und Sinn vollstrecken. Aber der König übernahm die volle Verantwortung für das Vorgehen Dohms, das er für das allein richtige ansehe und für das er die Zustimmung der anderen Glieder des westfälischen Kreises erwarte; andernfalls würde er seine Hand völlig von dieser Sache zurückziehen und ihren Vollzug samt der Verantwortung den anderen überlassen.

Aus dieser Zeit ist ein Gutachten Müllers an den Kurfürsten erhalten, in welchem er sich nicht bloß über den Lütticher Handel, sondern auch über die Gefahr der Verbreitung revolutionärer Bewegungen im Reiche überhaupt ausspricht. Er vertritt gegenüber einem Gutachten von Strauß die Ansicht, daß das Recht, in der Verfassung eines deutschen Reichsstandes Änderungen vorzunehmen,

---

[1]) Die Aktenstücke und Korrespondenzen darüber sind im Nachlaß Müllers sehr zahlreich (Schaffh. St.-B. Müll. **132—135, 152, 153, 155, 163, 164**); sie bilden einen Teil des Briefwechsels mit Stein, dem Kurfürsten, der Mad. v. Coudenhoven, Deel, Heimes, General v. Hatzfeld, Generalleutnant v. Schlieffen, Hugo v. Hatzfeld, Dohm, Albini, Strauß, Zwierlein. Eingesehen wurden auch die Akten des Geh. St.-A. Berlin (Rep. XI. 152 c II, Rep. 92, St. 13, Rep. XI, 164) und des k. k. Haus-, Hof- u. Staatsarchivs Wien (St.-K. Berichte aus dem Reiche 237).



nicht uneingeschränkt sei, sondern nur mit Zustimmung von Kaiser und Reich ausgeübt werden dürfe; das deutsche Reich sei ein Ganzes, dessen Teile aufeinander wirken. Es könnte z. B. dem Reiche nicht gleichgültig sein, wenn die französischen Räsonnements von mehreren Ständen aus Not oder Schwärmerei angenommen würden und ihr Beispiel den übrigen Untertanen die Köpfe erhitzen würde. Es komme nicht so sehr auf die Formen selbst an, als auf die Grundsätze, wodurch diese Revolutionen bewirkt werden, und wenn es jedem überlassen bleibe, nach Wohlgefallen zu ändern, was er wolle, so habe man in etlichen Jahren ein ganz anderes Reich, ein anderes Recht, nagelneue Systeme. Vor allem aber sei es das Prinzipium der Reichskonstitution, daß nichts verändert werde durch Gewalt oder Willkür, sondern nur auf gesetzlichem Wege; sonst entstehe vollends Anarchie, bellum omnium contra omnes. Die zu Lüttich von der Oppositionspartei vorgenommene Abschaffung der seit 1684 geltenden Verfassung sei nichts anderes als eine den Reichsgesetzen zuwiderlaufende und so die Reichsverfassung erschütternde Unternehmung. Dem Erzkanzler, diesem Hüter der Gesetze, liege die besondere Pflicht ob, für Verfassung und Ruhe zu sorgen, da hiebei auch die Erhaltung seines eigenen Staates höchlich interessiert sei und niemand wissen könne, wie weit sich die Seuche verbreite. Deswegen könne nicht frühe und ernstlich genug von dem Reichskanzler dem Übel vorgebeugt werden[1]). Er solle deswegen zum Reichskammergericht stehen in einer Sache, wo es seine Pflicht getan habe, aber „compromitiert und disconsoliert" werde.

Es würde zu weit führen, alle die weitläufigen und verwickelten Verhandlungen, die durch den Lütticher Handel verursacht wurden und die Müller übermäßig beschäftigten und aufregten, auseinanderzusetzen. Die dringenden Vorstellungen des Mainzer Kurfürsten und die ernsthaften Warnungen Steins vermochten den Berliner Hof nicht zu einer Änderung seiner den Insurgenten günstigen Politik zu bestimmen; auch Besprechungen Müllers und Steins mit dem Juristen Zwierlein, der die Sache des Fürstbischofs beim Reichskammergericht vertreten hatte, und mit dem einflußreichen Ratgeber des Fürstbischofs, Wasseige, führten zu keiner Verständigung, und die Abmachungen, die nach langen und mühsamen Verhandlungen endlich am 12. September 1790 unter den kurfürstlichen

[1]) Dieses Gutachten ist bezeichnend für die Stellung Müllers zur französischen Revolution. Trotz seiner Begeisterung für die Freiheit steht er doch ganz auf dem Boden des urkundlichen Rechtes; den revolutionären Geist betrachtet er als eine Seuche, als ein Übel, dem man rechtzeitig vorbeugen müsse.



Wahlbotschaftern zustande gekommen waren, scheiterten an dem Widerstande der Lütticher, die nur bedingungsweise darauf eintreten wollten, und an dem Starrsinn und der Zweideutigkeit des Fürstbischofs, der damals bereits auf Österreich rechnete. Dazu kamen die schimpflichen Mißerfolge der Exekutionstruppen, die vor allem durch die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der einzelnen Truppenführer verschuldet wurden und in die auch das Mainzer Aufgebot mit seinem General v. Hatzfeldt verwickelt war. Zwar hatte der Minister des Kurfürsten von Köln, v. Waldenfels, bei ihrem Einrücken seine größte Bewunderung über die Schönheit der Leute und ihre vortreffliche Haltung ausgesprochen. Am 26. Mai 1790 berichtete Müller über die ersten Erfolge der Mainzer Truppen; aber diese Siegesnachricht erwies sich bald als trügerisch; bei einem Sturme auf die Festung Hasselt wurden sie schimpflich zurückgeschlagen und mußten sich auf jülichsches Gebiet zurückziehen. „Mangel an schwerem Geschütz und an Lebensmitteln nötigte die Truppen, sich zurückzuziehen," lautete der Bericht von Waldenfels an Müller schon am 31. Mai[1]). Mit heftigen Vorwürfen über seine völlig verfehlte Kriegführung wurde der Mainzer General angegriffen, der sich darauf durch ein Gutachten der sämtlichen Generale der Exekutionstruppen zu rechtfertigen suchte. Auch Stein, der sonst nicht viel auf Hatzfeldt hielt und die Operationen der Exekutionstruppen scharf kritisierte, nahm den General gegen diese Beschuldigungen in Schutz, und Müller schrieb ihm am 23. Juli einen Brief voll Freimut und Offenheit, er könne sich nicht mit Recht darüber beklagen, daß man ihm die nötigen Geldmittel verweigert habe. Um die Vorstellungen des Kölner Erzbischofs und die öffentliche Meinung brauche er sich nicht zu bekümmern. „Faite Votre devoir et laissez faire aux Dieux! sera Votre dévise comme c'est la mienne."

Nach dem Fehlschlagen der Verständigungsversuche der Frankfurter Konferenz blieb den mit der Exekution betrauten Kreisständen nichts anderes übrig, als sich zu einer weiteren Expedition aufzuraffen. Kurmainz mußte dafür nicht bloß neue militärische Rüstungen

[1]) Stein riet dem Kurfürsten von Mainz davon ab, jetzt sein schweres Geschütz nachzuschicken und dadurch die Festung Mainz zu entblößen. Er solle zuerst die Hilfe der Hannoveraner abwarten; bleibe sie aus, dann solle er seinen Quinctilius Varus zurückrufen, bevor der Mainzer Augustus gezwungen werde, sich die Haare auszuraufen und zu rufen: redde legiones! — Der Kurfürst von Mainz richtete am 31. Mai an den König von England eine dringende Mahnung, seine patriotische und reichstreue Gesinnung in der Lütticher Sache zu bewähren (Entwurf von der Hand Müllers).



treffen, sondern auch bei Hessen-Kassel ein Darlehen von 200 000 fl. aufnehmen. Aber auch der zweite Vorstoß endete mit einer kläglichen Niederlage: bei Visé an der Maas nördlich von Lüttich wurden die Exekutionstruppen schimpflich zurückgeschlagen.

Daß die Haltung Preußens notwendigerweise zu einer Lockerung des Fürstenbundes führen müsse, war schon längst in weiten Kreisen erkannt worden. Schon am 30. Dezember 1789 und am 2. Januar 1790 hatte der kurmainzische Bevollmächtigte am Regensburger Reichstage an Müller berichtet, mehrere glauben, daß durch diese Geschichte der erste Grund zur Trennung der Union gelegt werde; die Kaiserlichen behaupten, daß sie schon so gut wie erloschen sei. Und am 21. März 1790 schrieb der badische Minister v. Edelsheim: „L'affaire de Liège nous a fait une bien profonde plaie par la défiance qu'elle a fait naître. Il paroit qu'on ne se comprend plus depuis ce moment." Daß diese Befürchtungen begründet waren, beweisen die Besprechungen, die am 25. und 26. April 1790 zwischen Kurmainz und Kurköln stattfanden und zu denen Müller vom Kurfürsten nach Bonn abgeordnet worden war. Sie sollten die Bande der Freundschaft, die zwischen den beiden Kurfürsten vor allem durch das gemeinsame Auftreten in der Nuntiatur- und der Lütticher Sache angebahnt worden waren, noch fester knüpfen. Müller hat über diese Mission einen schriftlichen Bericht abgestattet[1]), nach welchem er mit dem kurkölnischen Minister v. Waldenfels unterhandelte: über die Lütticher Sache, über den Plan eines deutschen Fürstenbundes mit Ausschluß von Preußen und Österreich, über die Vikariatsfrage, über angebliche Aufreizungen im Fürstentum Köln durch Emissäre des Nuntius und mit Hilfe von Preußen. Der Gedanke eines Fürstenbundes ohne Preußen und Österreich ging von Waldenfels aus; er sollte angeblich dem bestehenden Fürstenbunde nicht entgegentreten, aber dem durch die Haltung des Berliner Hofes erschütterten Gebäude eine neue Stütze geben. In einer über zwei Stunden langen Audienz verhandelte Müller über diese Frage mit dem Kurfürsten von Köln selbst, wobei dieser erklärte, daß es zu gefährlich wäre, den ganzen Norden Deutschlands und die Niederlande mittelbar oder unmittelbar unter die Herrschaft Preußens kommen zu lassen. Über das Verhalten Preußens im Lütticher Handel war auch Waldenfels sehr erstaunt: Preußen habe dadurch einen Verlust erlitten, für den es nicht durch Millionen entschädigt werden könne, den Verlust des Vertrauens im Reiche. — Dieser Versuch, am

[1]) Relation de la mission à la Cour de Bonne, le 25. et 26. Avril 1790. 21 S. Fol.



Bonner Hofe Anschluß zu finden, zeigt bereits die beginnende Entfremdung zwischen Kurmainz und Preußen. —

Nach der neuen Niederlage der Exekutionstruppen bei Visé erschien als einzige Rettung aus der schwierigen Lage die Übertragung der Exekution an den burgundischen Kreis beziehungsweise an Österreich, wozu sich das Reichskammergericht endlich entschloß. Sie wurde nun durch Österreicher und Kreistruppen rasch durchgeführt, Lüttich besetzt und die Herrschaft des Bischofs wieder hergestellt. Während der preußische Gesandte in Lüttich, v. Senfft, gegen die Besetzungstruppen wegen ihres gewaltsamen und vertragswidrigen Vorgehens scharfe Vorwürfe erhob, rühmte vielmehr der österreichische Gesandte in Mainz in seinem Berichte nach Wien die Milde und Menschenfreundlichkeit der Exekutionstruppen[1]).

Daß in der Lütticher Sache zum Schaden des preußischen Einflusses im Reiche schwere Mißgriffe getan wurden, ist auch von preußischen Staatsmännern anerkannt worden; umso mehr hatte Österreich Grund, mit dem Ausgang dieses Handels zufrieden zu sein. Triumphierend berichtete der österreichische Gesandte am Mainzer Hofe, v. Schlick, am 25. Jannar 1791, die Abreise des Barons vom Stein werde auf den folgenden Tag erwartet; dieser ehedem vielvermögende Minister könne seinen Unwillen über seinen unendlich geschwächten Einfluß ebensowenig verbergen, als seine Unzufriedenheit über das Benehmen seines Hofes. Er habe sich gegen seine Vertrauten sehr laut darüber ausgesprochen. Das Ansehen Preußens habe schwer gelitten. Es habe durch stille und sodann laute Begünstigung der Volksbewegung Vorteil ziehen wollen, vor allem bei der Lütticher Exekution. Man erkenne nun in Mainz den von der kaiserlichen Majestät bewiesenen großen und wichtigen Schutz im ganzen Umfange. Schlick berichtete auch, wie er den in Mainz jetzt allmächtigen Albini für Österreich zu gewinnen und von Preußen abzuwenden versuche. Und am 15. Februar 1791 schrieb er, Stein habe im Übermaße seines Unwillens sich nicht enthalten, die Grundsätze des Ministers Hertzberg in der Lütticher Sache auf eine gegen seinen Vorgesetzten unanständige Weise zu mißbilligen. Stein und Hertzberg seien niemals gute Freunde gewesen; Steinberg, der hannoversche Gesandte und Schwager Steins, habe in einer vertraulichen Unterredung geäußert, daß am Berliner Hofe die Reichsangelegenheiten nicht anders als übel behandelt werden können, weil Hertzberg eigensinnig weder um Rat frage noch Wider-

[1]) Wien, Berichte aus dem Reiche 237.



spruch dulde; für das allgemeine Beste wäre seine Entfernung aus dem Ministerium zu wünschen[1]). —

Durch die Wiederherstellung der alten Ordnung in Lüttich konnten nun auch die Exekutionstruppen zurückgezogen werden; gegen Ende März gab der Kurfürst seinem General Hatzfeldt den Befehl dazu[2]); nur eine kleine Abteilung von 400 bis 500 Mann sollte noch in Lüttich zurückbleiben und auf Kosten des Bischofs unterhalten werden. Und nun endete diese für alle Teile unrühmliche Expedition mit einer widerlichen Markterei über die gewaltigen daraus erwachsenen Kosten. Eine summarische Berechnung, die Müller am 19. April 1791 dem Kurfürsten einreichte und die dessen Plazet trägt, ergab für Mainz eine Ausgabe von 427 000 bis 450 000 fl. Nach vielen Umtrieben leistete schließlich der Fürstbischof von Lüttich durch Vermittlung des jüdischen Bankhauses Baruch in Bonn die geforderte Zahlung. —

Die Lütticher Sache gehört zu den Erscheinungen, in denen sich die Erbärmlichkeit des damaligen deutschen Reiches in grellster Beleuchtung zeigt. Am wenigsten hatten sich dabei die Mainzer Truppen mit ihrem Führer Ruhm geholt. Müller schrieb darüber eine beißende Satire, die allerdings nicht zur Veröffentlichung, sondern nur zur Mitteilung an seine Vertrautesten bestimmt war[3]): „Concert des Muses du Latium, de la France et de l'Allemagne pour complimenter l'illustre guerrier Modestinus, surnommé Poliorcetes (preneur de villes) de la Délicatesse qu'il a eue de ne pas accepter une certaine place de Cabinet dans le royaume d'Aznogam (umgekehrt gelesen: Magonza, Mainz). Imprimé à Hasselt, chez François Victorieux et se trouve à Viset chez François Triomphant, 1792." Der Inhalt dieses Spottgedichtes ist die Fabel vom Fuchs mit den Trauben, lateinisch, französisch und deutsch. —

Während diese im Grunde genommen kleinliche Geschichte die Gemüter der daran beteiligten Fürsten und Staatsmänner über

---

[1]) In der Korrespondenz mit Müller wird auch die Politik Hertzbergs in der orientalischen Frage scharf kritisiert, die zweideutige Haltung gegenüber der Pforte und Österreich.

[2]) Mit beißendem Hohne berichtete der wieder nach Mainz zurückgekehrte Stein seinem Hofe: „Nous aurons donc bientôt la satisfaction de voir dans ces murs le Turenne Mayencois à la tête de ces héros qu'il a conduit vers l'immortalité à Hasselt et à Visé!"

[3]) Auf dem Titel des im Müllerschen Nachlaß erhaltenen gedruckten Blattes steht von Müllers Hand: „Veuillez n'en faire aucun usage quelconque. C'étoit l'ouvrage d'un moment de mauvaise humeur contre les fanfaronades impertinentes du héros de la pièce. Mais je n'en ai donné aucun exemplaire à qui que ce soit."



Gebühr bewegte, waren andere, ungleich wichtigere Verhältnisse, Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung eingetreten, die für Deutschland und ganz Europa von entscheidender Wirkung wurden: der Tod des Kaisers Joseph II., der eine Wendung der österreichischen Politik von großer Tragweite herbeiführte, und der Ausbruch und die Verbreitung der französischen Revolution und ihrer Ideen. Beide haben auch Müllers politische Tätigkeit hervorragend beeinflußt. —

Am 20. Februar 1790 hatte Joseph II. sein ruheloses Leben abgeschlossen, die österreichische Monarchie im Zustande größter Zerrüttung zurücklassend[1]). Das Ereignis war bei der unheilbaren Erkrankung des Kaisers schon seit Jahren vorausgesehen worden, und die deutschen Fürsten, vornehmlich die Kurfürsten, denen die Wahl des neuen deutschen Königs und römischen Kaisers oblag, waren schon längst in Verhandlungen über die verschiedenartigen Fragen, die mit dem Interregnum und dem Thronwechsel verbunden waren, eingetreten, wobei es nicht an Stoff zu Streitigkeiten und zur Entfremdung fehlen konnte. —

Von größter Wichtigkeit wurde zunächst die Wendung der äußeren Politik. Zu Anfang des Jahres 1790 schien der Ausbruch eines Entscheidungskampfes zwischen den beiden deutschen Großmächten Österreich und Preußen unvermeidlich geworden; schon standen die Heere kriegsbereit an der böhmisch-schlesischen Grenze einander gegenüber. Der neue Beherrscher der österreichischen Gesamtmonarchie, der besonnene, friedliebende, vornehmlich auf die innere Wohlfahrt seiner Staaten bedachte Leopold II. suchte den drohenden Krieg zu vermeiden und näherte sich deshalb dem Berliner Hofe. In schwierigen Verhandlungen kam am 27. Juli 1790 die Konvention von Reichenbach zustande, die den Besitzstand, wie er vor dem letzten Kriege gewesen, wieder herstellte und den Frieden sicherte. Das Versöhnungswerk wurde in den deutschen Staaten mit großer Freude begrüßt, vor allem auch in Mainz[2]), das durch einen österreichisch-preußischen Krieg in eine sehr schwierige Lage

[1]) Ein bemerkenswertes Urteil über ihn schrieb neun Tage nach seinem Tode der Reichstaxamtskontrolleur Karl v. Tilgskron in Wien an Müller (St.-B. Müll. **146**): „Nun liegt er in der Ruhe, nachdem er sowohl seine eigenen Staaten als auch beinahe ganz Europa in die größte Unruhe und Gährung gebracht hatte. Er lebte unbeliebt und starb unbedauert." Erwähnenswert sind auch die Bemerkungen Müllers selbst über Joseph II. im Briefe vom 2. März 1790 (S. W. XVI, 402 ff.).

[2]) Entwurf Müllers für einen Brief des Kurfürsten an den König von Ungarn und Böhmen.



gekommen wäre. Es zeigt, wie Leopold II. von der Politik seines Vorgängers vollständig abgewichen war und sich dem Einflusse des bisher allmächtigen Fürsten Kaunitz zu entziehen begann, wie auch anderseits der preußische König Friedrich Wilhelm II. seinen widerstrebenden Minister Hertzberg zu dieser Politik des Friedens und der Nachgiebigkeit nötigte[1]).

Der Tod Josephs II. brachte nun die schon lange erwogene Frage der Wahl eines Nachfolgers zur Entscheidung. Nachdem der vom Kurfürsten von Mainz vorgeschlagene Plan einer Verständigung unter den vier Kurhöfen von Mainz, Brandenburg, Hannover und Sachsen an dem Widerstand des letzteren gescheitert war, hatte sich Kurmainz seine Stellungnahme sowohl bei der Königswahl als in der Vikariatsfrage vorbehalten. Der Gedanke, der einmal erörtert worden war, dem König von Preußen die römische Kaiserkrone anzubieten, war schon lange fallen gelassen worden, umso mehr, als dieser gar keine Lust zeigte, die im Grunde genommen machtlose Würde zu übernehmen; auch die Erhebung des Kurfürsten von Sachsen, die von Preußen angeregt worden war, stieß in Dresden selbst auf Widerstand. Es war somit zweifellos, daß sich das Haus Österreich in dem Besitze der Kaiserkrone behaupten werde, daß Leopold II., dem man von allen Seiten mit großem Vertrauen entgegenkam, zum Kaiser erhoben werde. Deswegen beschäftigte die Kurhöfe nicht in erster Linie die Frage nach der Person des künftigen Kaisers, sondern die Regelung des Reichsvikariates, worüber schon lange vor dem Tode Josephs II. verhandelt worden war. Nach altem Herkommen stand das Reichsvikariat nach dem Tode eines Kaisers bis zur Neuwahl den Kurhäusern Pfalz und Sachsen zu. Während diese die Vikariatsrechte möglichst auszudehnen bestrebt waren, suchte der Kurfürst von Mainz den Begehren der Reichsvikare entgegenzutreten, weil die Beschränkung ihrer Wirksamkeit seine Bedeutung als Reichserzkanzler heben mußte. Er verlangte deswegen, daß noch vor der eintretenden Vakanz durch den Reichstag zu Regensburg die den Vikaren zustehenden Rechte bestimmt werden sollten. Auch bei der Begutachtung dieser Fragen hatte Müller einen hervorragenden Anteil. Seinem Einfluß ist es wohl zuzuschreiben, daß Stein bei seinem Hofe lebhaft den Standpunkt des Kurfürsten von Mainz verfocht, während der brandenburgische Reichstagsgesandte Graf Görz sich gegen die Stärkung der Autorität des Reichserzkanzlers aussprach und für die Befug-

[1]) Das Nähere hierüber bei Ranke a. a. O. II, S. 186—215.



nisse der Reichsvikare eintrat. Das Berliner Ministerium schloß sich dieser Auffassung an, vor allem, um sich Sachsen, das Österreich zuneigte, nicht zu entfremden. Die preußischen Gesandten erhielten demgemäß, ohne daß man sich zuerst mit Mainz verständigt hätte, Instruktionen zugunsten der Reichsvikare. Dadurch mußte man aber notwendigerweise den Kurfürsten von Mainz, bisher einen der treuesten Anhänger des Fürstenbundes, vor den Kopf stoßen[1]). Als nach dem Tode des Kaisers das Reichsvikariat wirklich in Kraft getreten war, konnten Zwistigkeiten nicht ausbleiben, weil vor allem der Kurfürst von der Pfalz in dem seinem Vikariate unterstellten Gebiete Rechte in Anspruch nahm, die zwar dem Kaiser zustanden, für die Vikare aber bestritten waren. So protestierte der Kurfürst von Mainz heftig gegen die Einmischung des pfälzischen Vikariates in die Bischofswahlen zu Freisingen, Regensburg und Eichstätt, das den Kapiteln seine Kandidaten fast gewaltsam aufdrängte, während der Kurfürst von Mainz den Reichsvikaren das Recht, an die zur Bischofswahl berechtigten Domkapitel einen Kommissarius abzuordnen, bestritt[2]). Ein vermittelndes Konklusum, zu dem der

---

[1]) In einem Briefe vom 18. August 1790 an Müller spricht sich Stein mit aller Schärfe dahin aus, daß der Standpunkt des Berliner Hofes in dieser Sache für die Interessen Preußens im Reiche verhängnisvoll sei — „que pour flatter la Saxe que nous n'avons plus, nous nous exposons à perdre de force ce que nous aurions pû et devrions garder bien soigneusement, c'est la confiance de l'Archi-Chancelier de l'Empire.“ Über den Grafen Görz schreibt er boshaft, er gehöre zu denjenigen, die selten ihren Blick über ihr Tintenfaß erheben können; „ses talens sublimes l'ont fait manquer, depuis Weimar jusqu'à Petersbourg, et de là par la Hollande jusqu'à Frankfurth tout au monde ce qu'il a entrepris.“

[2]) Schreiben des Kurfürsten von Mainz an das Domkapitel zu Eichstätt vom 25. Juni 1790, mit der eifrigen Ermahnung, bei der künftigen Bischofswahl eine Einmischung des rheinischen Reichsvikariates unter keinen Umständen zu dulden (St.-B. Müll. **163**). Über diese Bischofswahl liegen auch Berichte von Geheimrat Boller an Müller (St.-B. Müll. **150**) vor, der den Anmaßungen des Vikariates lebhaft entgegentritt, ferner ein Protest gegen die Einmischung der Vikariate in die Bischofswahlen und die Verleihung der Reichslehen (St.-B. Müll. **164**), dann die Abschrift eines Schreibens von Kurpfalz an das Domkapitel zu Eichstätt vom 17. Juli 1790, welches dem Kurfürsten von Mainz das Recht bestreitet, den Domkapiteln „Maße und Ordnung“ vorzuschreiben und die Actiones der Reichsvikare zu kritisieren und anzufechten. Das Domkapitel selbst meldete am 30. Juli, die Wahl sei nun auf drei Monate verschoben worden; der Kurfürst von Mainz möge gegen die Zudringlichkeiten des rheinischen Vikariates kräftige Abwendungsmittel anwenden. — Über die Bischofswahl zu R e g e n s b u r g liegt eine Korrespondenz Müllers mit dem Bischof Joseph Konrad von Regensburg und Freisingen vor (St.-B. Müll. **151**), der durch Müller den Unwillen des Erzbischofs von Mainz zu beschwichtigen suchte und versicherte, daß er niemals von seiner unveränder-



Regensburger Reichstag nach langen Verhandlungen kam, vermochte die Frage nicht befriedigend zu lösen. Noch auf der Wahlbotschaft zu Frankfurt wurde über die Eichstätter Bischofswahl verhandelt; es gelang schließlich den Vorstellungen Müllers beim päpstlichen Nuntius, diesen zu bestimmen, mit dem kurpfälzischen Wahlbotschafter Graf v. Oberndorf zu unterhandeln und ihn zu der Erklärung zu bringen, daß der Pfalzgraf mit der Verschiebung der Wahl einverstanden sei, um einen Konflikt zwischen den Ansprüchen des Reichsvikariates und der Ruhe des Eichstätter Gebietes zu vermeiden. Auch diese Verhandlungen beweisen den großen Einfluß, den Müller damals auf den Kurfürsten von Mainz ausübte. —

Im März 1790 hatte der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler des Reichs seine Botschaften an die anderen Kurhöfe zur „Denuntiation" der Kaiserwahl abgeschickt[1]).

Im Juli 1790 traten die Wahlbotschafter der Kurfürsten in Frankfurt zusammen; Kurmainz hatte vier Boten abgeordnet, den Domdechant Freiherr v. Fechenbach[2]), den Minister Klemens August Freiherr v. Westphalen zu Fürstenberg[3]), Philipp Karl Freiherr v. Deel zu Deelsberg und Johann Chrisostomus v. Keller, der während der Versammlung am 18. August in Frankfurt starb und nicht mehr ersetzt wurde[4]). Die brandenburgische Wahlbotschaft bestand aus dem Fürsten v. Sacken und dem Grafen v. Görz; Stein hatte erwartet, an des letzteren Stelle berufen zu werden, war aber von Hertzberg übergangen worden; er hatte während dieser Zeit in Mainz den Verkehr mit dem in beständiger Aufregung befindlichen Kurfürsten aufrecht zu erhalten. Johann Müller, dem der Kurfürst Wohnung in seinem Lustschlosse Favorite bei Mainz angewiesen hatte, mußte die Verbindung zwischen seinem Herrn und der Wahlbotschaft herstellen und reiste deshalb wiederholt zwischen Mainz

lichen Anhänglichkeit an die Reichsverfassung abweichen werde, daß er auch keinerlei Verpflichtungen eingegangen sei. —

[1]) Müller erhielt von dem der Gesandtschaft nach Prag und München zugeteilten Legationsrat Theodor Pauli interessante Berichte (St.-B. Müll. 147) und stand auch mit dem Legationsrat Cunibert von der Botschaft nach Köln und Trier in brieflichem Verkehr (St.-B. Müll. 150).

[2]) Briefe von Fechenbach an Müller 1788—1791, 62 Nummern, besonders aus der Zeit der Frankfurter Wahlverhandlungen (St.-B. Müll. 142 und 150).

[3]) Als zweiter Wahlbotschafter war auch der General v. Hatzfeldt vorgeschlagen, Westphalen aber schließlich vorgezogen worden. —

[4]) Briefe v. Kellers an Müller (St.-B. Müll. 151). Hier auch Berichte über seine Krankheit und seinen Tod, sowie Bittgesuche von verschiedenen Gliedern seiner Familie. — Nach dem Tode Kellers verbreitete sich das Gerücht, daß Müller an seiner Stelle als vierter Wahlbotschafter ernannt werde.



und Frankfurt hin und her; auf den Gang der Verhandlungen hat er einen bedeutenden Einfluß ausgeübt[1]).

Die Wahlverhandlungen waren überaus schleppend und mühsam. Streitigkeiten über Kompetenzen und Zeremoniell, kleinliche Eifersüchteleien zogen die Hauptverhandlungen in die Länge. Die brandenburgischen Botschafter beklagten sich über ihre Quartiere; die sächsischen verlangten, weil sie zwei Stunden vorher in Frankfurt angekommen seien, daß die mainzischen die erste Visite abzustatten hätten, während Deel daran festhielt, daß den Boten des Reichsdirektoriales (Mainz) der Vorrang gebühre. Ein heftiger Zwist brach zwischen Kurmainz und Kurköln aus, weil das letztere, das auf sofortige Erledigung des Wahlgeschäftes drang, dem Kurfürsten von Mainz in einem recht respektwidrigen Schreiben Vorwürfe über seine Saumseligkeit gemacht hatte, worüber sich der Erzkanzler schwer beleidigt fühlte[2]). Der Landgraf von Hessen erneuerte ein schon vor längerer Zeit gestelltes Gesuch, für ihn eine neue, die neunte Kurwürde zu schaffen; ein ähnlicher Anspruch war auch vom Herzog von Württemberg zu erwarten. Johann Müller hat über diese Frage ein Gutachten verfaßt, in welchem er übereinstimmend mit den preußischen Staatsmännern zu der Ansicht kam, daß die Zeit des Interregnums zur Errichtung einer neuen Kur nicht geeignet sei. —

Dem eigentlichen Wahlgeschäft hatte die Aufstellung einer Wahlkapitulation, zu welcher sich der zu wählende Kaiser von vornherein

---

[1]) Im Mainzer Erzkanzl. Archiv (K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien) liegen ganze Berge von Akten über die Wahlverhandlung und die Wahlkapitulation. Für die Beteiligung Müllers daran finden sich die Belege größtenteils in seinem handschriftlichen Nachlaß zu Schaffhausen (St.-B. Müll. 163 u. 164).

[2]) Müller machte im Auftrage seines Kurfürsten dem ersten brandenburgischen Botschafter Anzeige von diesem „unerhörten" Vorgehen von Kurköln, das dem Minister Waldenfels zugeschrieben werde. „Mais, parceque Mr. de Waldenfels a été peut-être un bon Assessor à Wetzlar, il croit pouvoir diriger l'Empire et son Directoire." — „Il seroit, peut-être, tout-à-fait à propos de montrer de bonne heure qu'on ne le souffrira pas, et que s'il y a aujourd'hui, comme quelqu'un l'a dit, une Avocatocratie dans la France, Mr. de Waldenfels n'aura pas le plaisir d'en introduire une en Allemagne." Müller macht darauf aufmerksam, daß auf solche Weise die Völker lernen, die Fürsten nicht mehr zu achten (Berliner Geh. St.-A. Rep. 81, Frankfurt III, 19). Antwort des Fürsten v. Sacken (St.-B. Müll. 163). Hierüber liegt auch ein Bericht des böhmischen Wahlbotschafters Freiherr v. Bartenstein an Kaunitz vor (Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wahl- und Krönungsakte 98 g und ein Schreiben Bartensteins an Müller vom 27. Juli 1790).



verpflichten mußte, voranzugehen. Die kurfürstlichen Höfe hatten hiefür ihre „Monita" eingereicht, und wie über die Vikariatsfrage, war auch hierüber schon lange zwischen ihnen unterhandelt worden[1]). Während die vier dem Fürstenbund angeschlossenen Kurfürsten von Mainz, Brandenburg, Hannover und Sachsen eine weitgehende Änderung der letzten Wahlkapitulation verlangten, um alles, was unter Joseph II. zu Mißhelligkeiten geführt hatte, zu vermeiden, widersetzten sich die vier anderen Kurfürsten Köln, Trier, Pfalz und Böhmen dieser Forderung, und auch der Reichsfürstenstand bestritt dem Kurfürstenkollegium das Recht, eine Wahlkapitulation, die über den Entwurf einer beständigen Wahlkapitulation von 1670 hinausgehe, aufzustellen. So blieben auch jetzt wieder die Bestrebungen für die Verbesserung der Reichsgerichtsbarkeit und für eine gründliche Reform der Reichsverfassung erfolglos. Im wesentlichen wurde auch für die Wahl Leopolds II. an der für Joseph II. aufgestellten Wahlkapitulation festgehalten.

Immerhin konnte Johannes Müller bei der Aufstellung dieser Wahlkapitulation seinem Vaterland einen Dienst erweisen, der ihm hoch angerechnet wurde. Artikel 10 § 6 der Wahlkapitulation verpflichtet den Kaiser, über „etliche ansehnliche, dem Reiche angehörige Herrschaften und Lehen in Italien u n d s o n s t", die veräußert worden sein sollen, Nachforschungen anzustellen, wie es mit solchen Alienationen bewandt sei, und die eingeholten Berichte durch die kurmainzische Kanzlei innert Jahresfrist nach Regierungsantritt den Kurfürsten, Fürsten und übrigen Reichsständen zur Kenntnis zu bringen. Nun brachte Kurköln durch den Minister v. Waldenfels zu diesem Paragraphen das Monitum ein, neben Italien auch ausdrücklich die Schweiz als ein Gebiet zu nennen, über das die Nachforschungen über die Entfremdung vom Reiche auszudehnen seien. Müller suchte mit Erfolg diese Absicht zu durchkreuzen. Er gewann zuerst die Stimmen von Kurmainz und Brandenburg[2]) gegen das Monitum; dasselbe gelang ihm auch bei Kur-

---

[1]) St.-B. Müll. 13. Von Müllers Hand: „Projekt einer nach den Monitis der 4 unierten Churhöfe veränderten Wahl-Capitulation," 11 Seiten Folio, mit der oft vorkommenden Randbemerkung von der Hand des Kurfürsten: Placet. — Ebenda von Müllers Hand: „Ce que le Baron de Waldenfels m'a dit relativement à la Capitulation Impériale" vom 9. Juli 1790. 5 Seiten Folio.

[2]) Müller an den Fürsten v. Sacken 10. August 1790. Berliner Geh. St.-A. Rep. 81, Frankfurt III, 17. Er macht darauf aufmerksam, daß Preußen auch wegen des Fürstentums Neuenburg und der Herrschaft Valengin, die auch solche „avulsa imperii" seien, an dieser Frage beteiligt sei. In seiner Antwort vom 12. August teilte Sacken vollständig die Auffassung Müllers.



böhmen, dessen dritter Wahlbotschafter, v. Bartenstein, den Minister von Kurköln bestimmte, seinen Antrag zurückzuziehen[1]).

Müller hat von diesem Erfolg nicht einmal seinem Bruder, dem gegenüber er in der Mitteilung von politischen Verhältnissen überhaupt sehr zurückhaltend war, berichtet[2]). Dagegen blieb er den damaligen schweizerischen Staatsmännern nicht unbekannt. Am 24. November 1790 schickten „Bürgermeister und Geheime Räthe des Standes und der Republik Zürich" an Müller zwei Dankschreiben, das eine für Müller allein, das andere auch für die freundschaftliche Verwendung der kurböhmischen Wahlbotschaft, namentlich des Herrn v. Bartenstein und des bei der k. k. Staatskanzlei dienenden Rats Herrn v. Daiser von Silbach. Am 11. Januar 1791 erließen „Schultheiß und Geheime Räthe der Stadt und Republik Bern" ein ähnliches Dankschreiben an Müller, begleitet von der großen Belohnungsmedaille der Stadt Bern: „Wir machen es uns zu einer der angenehmsten Pflichten, Euer Wolgeboren diese Unsere aufrichtigen Empfindungen noch insbesonders durch Übersendung der mitkommenden Medaille, die denenjenigen allein bestimmt ist, die sich gegen der Republik vorzüglich verdient gemacht haben, öffentlich zu bezeugen." In seinem Dankschreiben nach Bern vom 28. Januar 1791 berichtet Müller, er habe das Schreiben des Berner Rates am 15., die Medaille am 26. Januar erhalten. In Anbetracht der verhängnisvollen Zeitlage schreibt er: „Mir will nun höchlich obliegen, immer aufmerksamer und eifriger sowol meine auswärtigen Verbindungen als etwa gesammelten Kenntnisse zum Vortheil gemeiner Eidgenossenschaft und zumal des glücklichen Staates, dem in dieser gefährdevollen Zeit Eurer Gnaden und

---

[1]) Über die Verhandlungen in dieser Sache ist in St.-B. Müll. **163** ein unvollendeter Bericht Müllers vom Oktober 1790 vorhanden. Erwähnt ist das Kölner Monitum auch bei Rath: Wahlkapitulation Leopolds II. S. 39, in dem Protokoll: „Achtes vollständiges Protokoll des kurfürstl. hohen Wahlkonvents zu Frankfurt im Jahre 1790" I, S. 491 und II, S. 39 u. 51 und bei Häberlin: Pragmat. Geschichte der neuesten kaiserl. Wahlkapitulation S. 161, wo allerdings bedauert wird, daß Köln sein Monitum zurückgezogen habe.

[2]) Joh. Georg an den Bruder 22. November 1790 (ungedruckte Stelle): „Was hast du bei der Verfassung der Wahlkapitulation der Schweiz für Dienste geleistet? Lavater sagte von solchen, wußte aber, da er von derley Dingen soviel als gar keine Kenntnisse hat, mich nicht zu befriedigen." Joh. Georg erfuhr das Tatsächliche erst durch einen Brief von David v. Wyß, dem Sohne des Züricher Bürgermeisters, vom 14. April 1791 (M.-B. Müll. **224**), der die Bemerkung beifügt: „Übrigens hat der Kaiser unsere Reichs-Exemption in dem berühmten Schreiben an Basel feyerlich anerkannt. Es giebt Leute, die auch in diesem letzten Geschäft Ihres Herrn Bruders Einwirkung wollen bemerkt haben."



Herrlichkeiten mit allgemein bewunderter Weisheit vorstehen, so anzuwenden, daß meine dankbare Gesinnung mehr und mehr daraus erhelle. — In jenen werde ich fortfahren, aufs wachsamste alles die Schweiz interessierende zu beobachten und durch meine Freunde zum guten zu leiten, in letztern, wenn sie zumal das Vaterland betreffen, auf das gewissenhafteste mich erinnern, welchem unerwarteten Mißbrauch die eingerissene unglückliche Neuerungssucht manchmal auch die bestgemeinten Bemerkungen aussetzt, und wie nöthiger seit anderthalb Jahren gewesen ist, mit verdoppelter Sorgfalt jedes öffentliche Wort gleichsam abzuwägen[1])." Auch an den Kurfürsten von Mainz richteten „Schultheiß und Geh. Räthe" von Bern am 15. November 1790 einen Dankbrief[2]) in ihrem und der ganzen Eidgenossenschaft Namen für die von ihm bewiesenen „so gerechten als günstigen Gesinnungen, deren Werk unsere besondere Ehrforcht für einen der Weisesten Fürsten Deutschlands, dessen große Eigenschaften Wir mit ganz Europa schon so lange verehren, noch unendlich bey Uns erhöhet, und mit welchem Wir die Ehre haben, ohnausgesetzt zu verharren".

Auf diesen Brief verfaßte Müller wieder eine Antwort des Kurfürsten vom 28. November 1790, die aber erst am 9. Februar 1791 von der kurmainzischen Kanzlei abgefertigt wurde. Der Kurfürst erklärt darin, er habe bei dieser Gelegenheit nur das seiner Stellung als Erzkanzler, Hüter der Gesetze, zustehende System befolgt, welches in der unbedingten Bewahrung sowohl der Grundgesetze des Reiches als der grundlegenden Verträge, die als Basis für die Beziehungen mit den benachbarten Nationen dienen, bestehe. Da der Westfälische Frieden die helvetische Freiheit festgestellt habe, durfte die Kapitulation keine Veranlassung geben, alte Streitigkeiten zu erneuern. Er habe aber mit Freuden den Anlaß benutzt, die Achtung, die er für die Berner Republik und die Schweizer Bünde überhaupt habe, und das wahre Interesse, das er an der Bewahrung und an der Wohlfahrt eines Staates nehme, der durch die Weisheit seiner Regierung und das Glück seiner Untertanen schon lange den Beifall aller derer gefunden, welche die Staaten weniger nach ihrer Ausdehnung als nach ihrem wahren Verdienste einschätzen, zu beweisen. —

Daß man in der Schweiz Müller diesen Dienst für das Vater-

---

[1]) Danksagungsschreiben und Antwort, St.-B. Müll. 56, 3. Die prachtvolle große goldene Verdienstmedaille der Stadt und Republik Bern, ein Meisterwerk Hedlingers, befindet sich jetzt im Eigentum der Bürgergemeinde Schaffhausen.

[2]) Wiener K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv A XI, IV. Desideria Tom. II.



land so hoch anrechnete, erklärt sich aus den Befürchtungen, welche die ehrgeizigen Pläne Josephs II. hervorgerufen hatten; eine Erwähnung der Schweiz bei den dem Reiche entfremdeten Reichslehen, über die eine genaue Untersuchung dem neuen Kaiser durch die Wahlkapitulation zur Pflicht gemacht werden sollte, hätte in der Tat einem ebenso ehrgeizigen und energischen Kaiser, wie Joseph II. gewesen war, die Handhabe zur Erhebung längst verjährter Ansprüche auf die Eidgenossenschaft bieten können.

Endlich, nach Erledigung dieser zeitraubenden Vorfragen, konnte am 30. September 1790 die Wahl vollzogen werden. Wie nicht anders zu erwarten war, wurde Leopold II. mit allen acht Stimmen zum Kaiser gewählt. Er hatte sich schon seit einiger Zeit in der Nähe aufgehalten; wenige Tage nach der Wahl erschien er in Frankfurt, wo am 9. Oktober die feierliche Krönung nach dem alten strengen Zeremoniell dieses Schaugepränges stattfand. Müller hatte sich auch mit den Anordnungen für die Krönungsfestlichkeiten zu beschäftigen[1]).

Die Tätigkeit Müllers während der Verhandlungen in Frankfurt ist auch von auswärtigen Staatsmännern anerkannt worden. So schrieb der Fürst v. Sacken am 21. Juli 1790: „J'ai été en-

[1]) Er mußte mit dem Architekten Franz Mangin den „plan de décoration de l'église de St. Barthélmi" in Frankfurt für die Tage des Empfangs und der Krönung des Kaisers feststellen. Über die Vorkehrungen für die Wahlverhandlungen und die Krönungsfeierlichkeiten finden sich auch zahlreiche Erwähnungen in den Briefen des Generalmajors v. Gmelin an Müller (St.-B. Müll. **156**, 3; **157** und **170**) vom Februar 1789 bis 24. September 1796, die meisten aus den Jahren 1789—1792, im ganzen 439 Nummern, zum Teil in Chiffern. Den Inhalt der meisten bilden die Vergleichsverhandlungen zwischen der Stadt Frankfurt und dem Kurfürsten von Mainz in Streitigkeiten über verschiedene Punkte, die trotz der eifrigen Bemühungen Gmelins und des Stadtsyndikus Borke wegen der Unnachgiebigkeit der Mainzer Unterhändler, vor allem Kalkhoffs, erst 1791 zu einem Ergebnis führten, ferner Nachrichten über verschiedene Dinge, wie Truppenbewegungen, Verproviantierung und so weiter. Gmelin redet Müller an als „mein allerliebster bester Herzensfreund". Auch er war ein Anhänger des Fürstenbundes, der mit Sorge wahrnahm, daß man den Kurfürsten von Mainz „unter allerlei Vorwand von der Union abtrünnig machen wolle, welches Gott verhüten wolle". — Auch bei der Krönung Franz II. 1792 stand Mangin zu dem gleichen Zwecke mit Müller in Verbindung. Der Sohn Mangins, ingenieur premier lieutenant, reichte 1791/92 an Müller verschiedene Pläne für die Verbesserung der Festungswerke von Mainz ein (St.-B. Müll. **151**). — Nach einem Berichte von Dilgskron an Müller vom 31. Oktober 1790 war man sowohl mit dem Empfang und der Bewirtung in Aschaffenburg als mit dem Arrangement der Krönungsfeierlichkeiten am kaiserlichen Hofe ausnehmend zufrieden. „Man will behaupten, daß diese eine der brillantesten Krönungen war, so jemahls gewesen und Chur-Mainz dabey das meiste Ansehen und eigentlich den Ton gegeben habe."



chanté de l'entretien pleine d'instruction pour moi, que Monsieur le Conseiller privé Müller, digne des égards des plus distingués, a eu la complaisance de m'accorder." Und am 29. Juli an Müller selbst: „Son Excellence M. le Comte de Görz et moi, pénétrés des sentimens distingués pour Votre digne personne, nous mettons tant de déference à vos lumières, à l'étendue de vos connaissances et à votre belle façon de penser, que nous désiderions bien ardemment, qu'il fut de Votre convenance et de celle de M. le Baron de Stein, auquel je présente mes très humbles devoirs, de nous venir voir ici." — Auch der Papst hatte nach Mainz einen Gesandten geschickt, den Nuntius zu Wien, Graf Caprara, der dahin wirken sollte, daß in die Wahlkapitulation keine dem Papsttum unbequemen Bestimmungen, z. B. über die Nuntiaturfrage, aufgenommen würden. Es wurde dabei auch unterhandelt über verschiedene Streitpunkte zwischen Mainz und Rom, wobei der päpstliche Unterhändler sich einer Verständigung geneigt zeigte. Er versichert Müller in seinen Briefen seiner Hochachtung und Bewunderung. Nach seiner Rückkehr schrieb er am 5. November 1790 von Wien aus: „Ho già replicatamente parlato di Voi alla Persona, che Voi desiderate, e rendendovi giustizia, come meritate. Per esso però le circonstanze sono notabilmente cangiate. Con tutto questo però io non perdo la speranza, ed a qualunque evento, la vostra capacità sarà sempre quella, che Vi metterà al coperto d'ogni ministro, e Vi farà strada insieme per ogni parte." Wir sehen aus dieser Stelle, daß Caprara schon damals im Einverständnis mit Müller sich bemühte, für ihn eine Anstellung in Wien zu erlangen[1]).

Die Kaiserwahl und Krönung hatte dem Mainzer Hof sehr bedeutende Kosten verursacht, die auf 300 000 Gulden veranschlagt

---

[1]) Briefe Capraras an Müller, St.-B. Müll. **156**. 15 italienische Briefe vom 17. August 1790 bis 5. März 1793. Am 22. Februar 1792 wendet er sich an Müller in Sachen der Usurpation von Avignon durch die französische Nationalversammlung; er habe dem Papste geraten, sich an den Kaiser und den Reichstag zu wenden, weil die deutschen Fürsten die natürlichen Verteidiger der päpstlichen Rechte seien. Der Kurfürst von Mainz möge sich auch der Sache annehmen und Müller seinen bedeutenden Einfluß in diesem Sinne geltend machen. Müller antwortete darauf, der Kurfürst werde den Wunsch des Papstes erfüllen und die Frage von Avignon mit derjenigen der Reichsfürsten im Elsaß vor den Reichstag bringen. — Am 30. August 1792 zeigt Caprara seine Ernennung zum Kardinal an, und am 5. März 1793 bezeugt er seine Freude darüber, daß Müller nun einen seinen Wünschen und Neigungen entsprechenden Wirkungskreis gefunden habe. — Dann folgt nur noch ein Brief, datiert Parigi 19. Luglio 1802, in welchem Caprara seine fortdauernde Freundschaft und Hochachtung ausdrückt für Müllers Charakter, „quale si è quello di Uomo onesto ed integro, e i talenti non ordinari".



wurden; es mußte dafür ein größeres Staatsanleihen aufgenommen werden; auch mit diesen finanziellen Angelegenheiten war Müller in Verbindung mit dem beim Finanzdepartement angestellten Rat Steiglehner in Anspruch genommen[1]).

Zu den vielfachen Geschäften, die in Frankfurt zu erledigen waren, gehörten auch Vorstellungen gegen die als Reichslehen dem Fürsten von Thurn und Taxis zustehende Reichspost, die von Braunschweig, Hessen-Kassel und anderen Reichsständen erhoben wurden. Auch hier hat Müller durch seine vermittelnde Tätigkeit sich den Dank des Fürsten Karl von Thurn und Taxis erworben[2]). — Erwähnenswert ist auch ein Gesuch der Buchhändler Varrentrapp und Werner in Frankfurt, die Müller im Namen des ganzen deutschen Buchhandels baten, die Bestrebungen, daß in der Wahlkapitulation das Übel des Nachdrucks ausgerottet werde, kräftig zu unterstützen. In dieser Sache schrieb auch Gentz, der später in so vielfache Beziehungen zu Müller getreten ist, am 15. Juli 1790 seinen ersten Brief an Müller.

In den Monaten der Frankfurter Wahlverhandlung vollzog sich die allmähliche Schwenkung des Kurfürsten von Mainz von der Seite des Berliner Hofes gegen den Wiener Hof hin. Sie bedeutet nicht ein Aufgeben der politischen Grundsätze; sie ist vielmehr herbeigeführt worden dadurch, daß der Kurfürst an der Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit der preußischen Politik irre geworden war. Auch Müller hat diese Schwenkung mitgemacht und an einer Verständigung mit Österreich mitgewirkt. Seit der Konvention von Reichenbach und dem Regierungsantritt Leopolds II. hatten sich die politischen Verhältnisse tatsächlich so gründlich geändert, daß eine neue

---

[1]) Briefe Steiglehners an Müller. St.-B. Müll. **151**. 52 Nummern vom 13. Juli 1790 bis 26. Juni 1792.

[2]) Briefwechsel in dieser Sache, St.-B. Müll. **152**. Dabei auch die Briefe des kaiserlichen Reichsoberpostamtsdirektors Freiherr v. Brints-Berberich, der sich gegenüber Müller in Ausdrücken der höchsten Anerkennung wegen seiner Gerechtigkeitsliebe, Gemeinnützigkeit und Uneigennützigkeit ausspricht. Am 27. Juli 1790 schrieb er geradezu: „Vous êtes notre ange tutélaire; jamais, non jamais mon Prince ne saura assez reconnaître les services essentiels que vous lui rendés," und am 29. März 1791: „je vous revère comme homme d'affaires; je vous admire comme un génie, et je vous aime comme homme." — Später, am 12. Mai 1792, wandte sich der Fürst von Thurn und Taxis wieder durch die Vermittlung Müllers an den Kurfürsten von Mainz über die wegen des Krieges dringend gewordene Erhöhung der Reichsposttaxen. Es handelte sich dabei um eine Gehaltsaufbesserung der Posthalter, deren sich Müller annahm. Müller hat in der Tat die Zustimmung seines Herrn erlangt. — Hierher gehört auch das Gutachten Müllers über braunschweigische Postdifferenzen vom 5. Januar 1792, St.-B. Müll. **171**.



Orientierung auch für die kurmainzische Politik notwendig erschien. Bei Müller wirkte noch ein persönliches Motiv mit, die enge Freundschaft, in die er mit dem dritten böhmischen Wahlbotschafter, dem Freiherrn v. Bartenstein, trat, der von dieser Zeit an sein wärmster Fürsprecher am kaiserlichen Hofe war. Am 9. September 1790 berichtete Müller dem Kurfürsten über eine Unterredung mit diesem Staatsmanne: „il a parlé avec tant de franchise, tant de zèle pour la justice, tant d'indignation contre les vues secondaires et le mélange de la politique, que tout le monde en a été enchanté de lui, quoique par respect pour le mémoire du feu l'Empereur il n'a pas voulu donner son Votum au protocolle." Bartenstein war schon Ende Juli oder anfangs August nach Mainz gekommen mit dem Auftrage, die Freundschaft des Kurfürsten zu suchen. Noch freundschaftlicher gestaltete sich das Verhältnis Müllers zu dem Hofrat Daiser, der die kurböhmische Wahlbotschaft als Sekretär begleitet hatte und von den österreichischen Staatsmännern beauftragt wurde, seine nahen Beziehungen zu Müller auszunützen, um den Mainzer Hof für Wien zu gewinnen[1]).

Dieses Ziel hatte der kaiserliche Gesandte in Mainz, Graf v. Schlick, ein gewandter Staatsmann, schon seit langer Zeit erstrebt, indem er jede Gelegenheit benutzte, die preußischen Pläne zu durchkreuzen und den verlorenen Boden für Österreich zurückzugewinnen. Die zögernde Haltung Preußens in der Nuntiaturfrage, die Politik des Berliner Hofes in der Lütticher Affäre, die Enttäuschung, die er dem Kurfürsten von Mainz in der Vikariatssache und in anderen mit der Kaiserwahl zusammenhängenden Fragen bereitete, erleichterten die Erreichung dieses Zieles. In den Berichten Müllers mehren sich die Klagen über die Politik Hertzbergs, der ihm anvertraute Geheimnisse wiederholt preisgegeben habe[2]). Müller selbst deutet die beginnende Abwendung von der preußischen Parteinahme in einem Tagebucheintrage vom 18. April

---

[1]) St.-B. Müll. **156**, 2. 28 Briefe von Daiser an J. M. vom 10. August 1790 bis 8. Januar 1791, 2 von 1792. Schon im ersten Briefe bezeugt Daiser seine volle Bewunderung und Liebe. Daiser hat seinen Auftrag auch eifrig ausgeführt. In seinen freundschaftlichen Briefen macht er immer und immer wieder darauf aufmerksam, daß das Heil des Reiches in dem engen Zusammenwirken der Kaiserlichen Majestät mit der Autorität des Reichserzkanzlers liege, wie verhängnisvoll eine noch stärkere Beschränkung der kaiserlichen Macht wäre, wie Leopold II. das größte Vertrauen verdiene. — Daiser spricht auch die Hoffnung aus, mit Müller zusammenleben zu können; er will dahin wirken, Müller nach Wien zu ziehen. —

[2]) Auch Stein klagt öfters über die Indiskretion Hertzbergs.



1790 an: „Ein Grund, warum Gott mich in diese Geschäfte geführt, mag auch wohl seyn, mich zu heilen von Anhänglichkeit in Rücksicht auf diese oder jene Macht oder auch Regierungsform; ich sehe nun, daß unsere teutsche großen Eifers für ihre Erhaltung nicht werth ist; sie ist für die Menschheit nichts; ich sehe ebenfalls, daß Preußen keineswegs besser ist als Österreich — und also in meinen Schriften mehr auf die Sitten, auf der Menschen Herz und Geist als auf solche Dinge zu sehen." —

Eine kräftige Unterstützung erhielten diese auf die Abwendung des Kurfürsten vom Fürstenbunde und von Preußen gerichteten Umtriebe durch die Tätigkeit eines anderen Staatsmannes, der seit Anfang des Jahres 1790 auf dem Boden der Mainzer Politik auftrat und bald den ausschlaggebenden Einfluß an sich riß, des Freiherrn Franz Joseph v. Albini[1]), der 1787 vom Kurfürsten von Mainz als Geheimer Reichsreferendar nach Wien geschickt worden war, sich dort schnell das Vertrauen Josephs II. erworben hatte und wiederholt zu geheimen Missionen verwendet worden war. Mit den Mainzer Staatsmännern blieb er in Verbindung, und er suchte auch den Kurfürsten an sich zu erinnern. Anfangs 1790 wurde er mit einem geheimen Auftrage nach Mainz geschickt, über dessen Zweck verschiedene Mutmaßungen geäußert wurden.

Strauß, der Gesandte des Kurfürsten am Reichstag zu Regens-

[1]) Mejer in A. D. B. I, S. 220 f. bezeichnet ihn als „eine der charakteristisch-charakterlosen Gestalten unter den Staatsmännern von damals". Er stand schon seit 1788 mit Müller in Briefwechsel. Die Briefe von 1788 und 1789 enthalten geschichtliche und genealogische Notizen, ferner über die Erwerbung des Adels, Berichte über den Zustand des Kaisers Joseph II., den er klug und gerecht nennt (St.-B. Müll. **142**). Die politische Korrespondenz beginnt erst 1790; sie ist überaus reichhaltig (St.-B. Müll. **153** und **154**, 530 Nummern). Öfters liegen von e i n e m Tage mehrere Schreiben vor. Die Antworten Müllers auf die Briefe Albinis befinden sich im K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien: Mainz. Erzkanzl. Archiv Corresp. 136 a. Albini schreibt in sehr freundschaftlichem Ton: „amicissimus tuus", „semper tuus", „dilectissime" und so weiter; Müller schließt seine Briefe mit „tuus ad vitam", „tuus ex animo" und so weiter. Albini brüstet sich gerne mit seiner Rechtschaffenheit und Redlichkeit. So schreibt er in einem Briefe vom 31. März 1790: „Ich habe hundert Mal meinen Schülern gesagt, rechtschaffen sein ist für den Großen und den Kleinen die allerbeste, feinste und dauerhafteste Politik: sie sollten, wenn sie mich so handeln sehen, es nicht gerade für Tugend halten, sondern es vielmehr als eine Sorge für meine Selbsterhaltung ansehen." — Der Reichstaxamtskontrolleur Karl v. Dilgskron, der Müller 1789—1792 von Wien aus zahlreiche Berichte über Vorgänge und Persönlichkeiten in der Kaiserstadt zuschickte (St.-B. Müll. **146**, 129 Nummern), tadelt Albinis Eitelkeit und Ruhmredigkeit; er meine es mit dem Kurfürsten nicht recht gut, prahle mit seinem großen Einfluß auf ihn und rühme sich des Gelingens aller seiner diplomatischen Unternehmungen.



burg, berichtete am 2. Januar 1790 an Müller, Albini habe in Mainz zu sondieren, ob nicht das Reich mit der Lütticher Exekution auch in die Brabanter Händel gezogen werden könnte. Die in Regensburg herauskommende Zeitung „Staats-Relation derer neuesten Europ. Nachrichten und Begebenheiten" vom 13. Januar 1790 erklärt geradezu, der Kaiser habe sich entschlossen, das Reich um Beistand gegen die Brabanter anzurufen; das sei zuverlässig die Absicht der Reise des Geheimen Reichsreferendars v. Albini, der bereits Zusagen vom Kurfürsten von Pfalzbayern und vom Herzog von Württemberg erlangt habe und sich nun nach Mainz begebe. Frau v. Coudenhoven hat von dem Herzog v. Aremberg erfahren, Albini sei vor allem abgeschickt worden, um für den unvermeidlichen Krieg zwischen Österreich und Preußen Truppen zu verlangen; sie meint, Mainz müsse dabei neutral bleiben; man müsse verhindern, daß der General seinen Einfluß zugunsten einer kriegerischen Einmischung geltend mache. Nach einem Briefe des Dompropstes Baron v. Wessenberg in Speier an Müller vom 7. Januar 1790 hatte die Mission Albinis den Hauptzweck, Unterhandlungen über die künftige Königswahl zu führen, da der Zustand Josephs II. hoffnungslos sei, und auch Stein bezeichnete dies als den Hauptgegenstand des Auftrages und machte auf den großen Einfluß aufmerksam, den Albini beim Kurfürsten erlangt habe[1]), während er nach dem Referate Hertzbergs an den König vom 13. Januar 1790 der Ansicht gewesen war, Albini habe die augenblickliche Unzufriedenheit des Kurfürsten und anderer Reichsfürsten über die Haltung Preußens in der Lütticher Sache zu benützen, um sie vom Fürstenbunde abwendig zu machen und dem Kaiser zur Rückeroberung der Niederlande behilflich zu sein. —

Zweifellos hat Albini den Auftrag gehabt, mit seiner Mission mehrere Ziele zu verfolgen: einmal die deutschen Fürsten dem Fürstenbunde zu entfremden, sie zu bestimmen, gleichzeitig mit der Lütticher Exekution auch die Unterdrückung des niederländischen Aufstandes zu betreiben und endlich beim Kurfürsten von Mainz für den bevorstehenden Tod des Kaisers die Wahl seines Bruders Leopold beliebt zu machen. Dabei benützte er seine Anwesenheit in Mainz auch dazu, dem Kurfürsten seine Dienste anzubieten; bei einer Audienz erklärte er, daß er sich nur noch kurze Zeit zum Kaiser halte, dann aber ausschließlich Diener des Kurfürsten sein werde[2]).

---

[1]) Bericht Nr. 8 vom 27. Januar 1790. Berliner Rep. XI, 164.

[2]) Deel an Müller, St.-B. Müll. 131.



Jedenfalls verstand es der gewandte Höfling vortrefflich, sich in die Gunst des Kurfürsten einzuschmeicheln. —

Am 13. Februar reiste Albini nach Wien zurück, wo am 20. Februar Joseph II. starb. Am 2. März berichtete Albini von Wien aus über den Tod des Kaisers, den er als seinen Gönner sehr bedauerte, an Müller und dankt ihm „verbundenst" für die ihm während seines Mainzer Aufenthaltes bewiesene Freundschaft, die er bei jeder Gelegenheit erwidern werde. —

Von jetzt an wird der Briefwechsel zwischen Müller und Albini sehr lebhaft geführt; Albini berichtet über die Vorgänge in Wien und läßt sich von Müller über die Mainzer Verhältnisse stets auf dem Laufenden halten; er sucht immer engere Verbindungen zwischen Mainz und Wien anzuknüpfen, die gemeinsamen Interessen hervorzuheben und nachzuweisen, daß für Mainz der enge Anschluß an den Wiener Hof den größten Vorteil biete, daß dadurch auch die althergebrachten Rechte des Reichserzkanzlers am besten gewahrt werden können. Er zeigt noch große Anhänglichkeit an den verstorbenen Kaiser, wendet sich nun aber der neuen Richtung unter Leopold II. zu. Von Müllers Einfluß verspricht er sich viel. So schreibt er am 7. März 1790: „Ich weiß, Sie denken gut von König Leopold; ich verspreche mir auch viel von Ihnen, sonderlich viel Bedachtsamkeit, langsame Schritte, prudenz und Beharrlichkeit." Er freut sich, Müller bei der Wahlbotschaft in Frankfurt, in welcher Gestalt es auch sei, zu sehen; er selbst hofft bestimmt, dabei zu sein, wenigstens als Referendar, vielleicht auch als dritter böhmischer Wahlbotschafter, wobei er dem Kurfürsten persona grata zu sein hoffe. Diese Hoffnung äußert er noch wiederholt; jedermann scheine es zu wünschen, meint er nicht allzu bescheiden. Hierin erlebte er eine Enttäuschung, indem der Freiherr v. Bartenstein zum dritten kurböhmischen Wahlbotschafter ernannt wurde, neben den Grafen v. Colloredo und v. Metternich-Winneburg. Die Wahl des letzteren, die von dem Kurfürsten von Mainz zuerst als eine persönliche Beleidigung empfunden wurde, drohte die bereits angebahnte Verständigung zwischen dem Kurfürsten und dem König von Böhmen zu verunmöglichen[1]). Leopold richtete deswegen einen entschuldigenden Brief an den Kurfürsten und erreichte damit, daß der Kurfürst nach reiflicher Beratung mit Müller, Stein, der Frau v. Coudenhoven und Deel die Erklärung abgab, daß er zwar ge-

[1]) Über die Stellungnahme des Kurfürsten zur Wahl Metternichs befinden sich Aktenstücke in St.-B. Müll. 164 und im Wiener Archiv: Wahl- und Krönungsakten 96 g. Varia, 98 f. —



wünscht hätte, daß Metternich, der ihm „zu nur allzugegründetem Mißlieben den Anlaß gegeben," nicht an dem erlauchten Kongreß teilnehmen würde, daß er aber den König bei der Ernennung seiner Botschafter nicht beeinflussen wolle. So wurde die Sache schließlich beigelegt, und Albini bewunderte die Hochherzigkeit der von Müller verfaßten Antwort des Kurfürsten. —

Albini billigte den Entschluß Müllers, während der Wahlverhandlungen an der Seite des Kurfürsten zu bleiben; eine untergeordnete Rolle in Frankfurt selbst zu spielen, schicke sich nicht für ihn, und der Kurfürst müsse auch einen Geschäftsmann zur Seite haben; aber er rät Müller, die von ihm geäußerte Absicht, sich demnächst ganz vom Hofe zurückzuziehen, sich zuerst reiflich zu überlegen. „Es ist wahr: exeat ex aula, qui cupit esse pius; man genießet sein Leben nur halb, und ein ruhiges litterarisches Leben hat viele Vorzüge; allein, es gewöhnt sich auch die Unruhe, und ein Mann, der einmal an der Hofpolitik theil genommen hat und der gewohnt ist, alle Tage neue politische Auftritte zu erfahren, den bringt nachher das einförmige gemeine Leben beynahe um; ich sehe es an mir selbst; ich begleite (!) vielleicht einen der interessantesten Posten in Europa; ich sehne mich oft nach Ruhe, und doch unterhalten mich die ewigen politischen Abwechslungen."

Müller ist von der liebenswürdigen Offenheit und der zur Schau getragenen Rechtschaffenheit Albinis bald gewonnen worden, so daß er sein lebhaftester Fürsprecher beim Kurfürsten wurde. Schon am 8. April 1790 schrieb er seinem Herrn, der Reichsreferendar Albini könne für die Rechte des Erzkanzlers während des Interregnums und bei den Wahlverhandlungen die wertvollsten Dienste leisten. Auch Stein empfahl dem Kurfürsten die Verwendung Albinis; er meint, für Mainz und das ganze Reich sei es sehr wichtig, daß ein redlicher Mann ein wenig alle diese Österreicher überwache; Albini habe den Ruf eines solchen. —

Am 4. August 1790 ließ der Kurfürst durch Müller an Albini die Einladung ergehen, ihn in Aschaffenburg zu besuchen; gegen Ende August kam er wirklich dort an und wurde bald der unentbehrliche Berater des Kurfürsten. Sein Einfluß machte sich auch sofort geltend: im Auftrage des Kurfürsten sendet er an den in Frankfurt bei den Wahlverhandlungen befindlichen Müller Nachrichten und Instruktionen, beginnt seine Tätigkeit auch schon mit einer Intrige gegen den dritten kurböhmischen Wahlbotschafter, v. Bartenstein. Müller selbst trat trotz des Mißtrauens, das er gegen ihn haben mußte, eifrig für die Anstellung Albinis in Mainz ein; am 25. Sep-



tember 1790 schrieb er an Stein: „je voudrois que l'Electeur prit Albini; il pourroit l'avoir sans qu'il en coute un sol.“ Man könnte ihm aus schon vorhandenen Mitteln ein Gehalt von 10 000 fl. verschaffen, mit denen er in Mainz besser gestellt wäre, als mit seinen 12—14 000 in Wien. „Et moi en conscience je trouve que c'est l'homme qu'il faut à S. A. E. et à ses affaires.“ Sogar Stein machte seinen damals noch bedeutenden Einfluß beim Kurfürsten zugunsten Albinis geltend, was er allerdings später bereute, als er selbst durch Albini mehr und mehr aus dem Vertrauen des Kurfürsten verdrängt wurde und als Albini in immer heftigeren Gegensatz gegen die Frau v. Coudenhoven und ihre Familie trat. —

Die Wahlverhandlungen in Frankfurt brachten Müller in nahe Berührungen zu den kurböhmischen Wahlbotschaftern, die den Auftrag erhalten hatten, dem Kurfürsten von Mainz möglichst entgegenzukommen, um ihn für Österreich zu gewinnen, und die sich deshalb eifrig bemühten, Müller auf ihre Seite zu ziehen[1]). Dem Wunsche des Kurfürsten, daß während der Unterhandlungen in Frankfurt die Hasardspiele untersagt werden, wurde durch eine Weisung des Fürsten v. Kaunitz an die böhmischen Wahlbotschafter in bereitwilliger Weise entsprochen. Müller, so berichtet Bartenstein am 14. Juli 1790, besitze zurzeit das größte Vertrauen des Kurfürsten; er werde mit Verhandlungen über wichtige Gegenstände, die nicht einmal den Mainzer Wahlbotschaftern mitgeteilt werden, betraut; es scheine, daß man ihm das ganze Verdienst und die erwartete Belohnung dafür „zuschanzen“ wolle. Auf die Vorstellungen Müllers, daß eine verfrühte Ankunft des Königs von Böhmen in Frankfurt den Mainzer Kurfürsten in Verlegenheit setzen würde, erfolgten sofort beruhigende Zusicherungen. Müller hatte den böhmischen Wahlbotschaftern mitzuteilen, daß sein Herr den König Leopold als den würdigsten Bewerber für die Kaiserkrone bei den Kurhöfen von Berlin und Hannover in Vorschlag gebracht habe; Müller selbst habe beigefügt, daß er für seine Person nichts mehr wünsche, als daß das alte gute Verhältnis zwischen dem künftigen Kaiser und dem Reichserzkanzler wieder hergestellt werde; er habe zwar selbst für den Fürstenbund geschrieben, aber erfahren müssen, daß er sich geirrt habe, daß die mächtigsten Fürsten sich dieses Bundes nur zum Umsturz der Reichsverfassung bedienten, welche allein durch einen

[1]) Die Aktenstücke hierüber in den Briefen Bartensteins (St.-B. Müll. **145**) und Daisers (St.-B. Müll. **156**, 2) an Müller, ferner in den Briefen Müllers an Bartenstein und den Berichten Bartensteins und Metternichs an den Fürsten Kaunitz (Wien: Wahl- und Krönungsakten 96 b, c und d und 98 g).



gerechten Kaiser in Verbindung mit dem Erzkanzler erhalten werden könne. Müller hatte weiter den sehnlichen Wunsch seines Kurfürsten anzubringen, vom künftigen Kaiser ein Zeichen der allerhöchsten Zuneigung zu erhalten: das Erzstift sei durch den Dreißigjährigen Krieg und die Kaiserwahlen in eine große Schuldenlast gekommen; von den beträchtlichen Forderungen von 900 000 fl., die es seit dem Dreißigjährigen Kriege an Frankreich habe, werde voraussichtlich kein Heller eingehen; nun könnte ihm durch Übertragung freiwerdender Reichslehen oder durch Zuweisung der eingezogenen Jesuitengüter zu Herxheim, welche ohnehin von Rechts wegen dem Erzstift gebühren, eine Entschädigung verschafft werden. Im ferneren sei ein Prozeß, den die Frau v. Coudenhoven vor einigen Jahren beim Reichskammergericht gegen den in Mähren begüterten Grafen v. Andlern gewonnen habe, von den mährischen Gerichten nicht in seinem Urteil durchgeführt worden aus dem einzigen Grunde, weil sie den Kurfürsten nicht vom Anschluß an den Fürstenbund abgehalten habe, was durch ein Schreiben des Grafen v. Trautmannsdorf bewiesen werden könne. Müller versprach über diese Fragen eine Denkschrift auszuarbeiten, und die Wahlbotschafter empfahlen in der Tat ihrer Regierung, dem Kurfürsten in der einen oder anderen Sache zu entsprechen, um ihm dadurch die Zuneigung des Kaisers zu erkennen zu geben. In späteren Berichten beklagen sich allerdings Metternich und Bartenstein öfters darüber, daß Kurmainz das Wahlgeschäft durch die Aufstellung vieler Formfragen, durch geringfügige Punkte und Einwendungen verzögere und mehrere Sitzungen unnütz gemacht habe; der Kurfürst werde jedenfalls mit zahlreichen Monitis auftreten, da er bei der Nachwelt einen großen Namen erwerben und sich um das Reich verdient machen wolle; das sei seine Leidenschaft. —

Ganz unbefriedigt zeigte sich der Fürst Kaunitz über die von Müller überbrachte Weigerung des Kurfürsten, dem König von Böhmen Werbungen im Gebiete des Bistums Worms zu gestatten; doch soll man den Kurfürsten diese Unzufriedenheit nicht fühlen lassen; Bartenstein möge nur „in glimpflicher Wendung und unter dem Anscheine einer persönlichen Vertraulichkeit dem Herrn v. Müller bei einer ungesuchten Gelegenheit einsehen machen, ‚wie wenig das churfürstliche Schreiben geschickt ist, bei dem apostolischen König einen guten Eindruck hervorzubringen'". Er könnte ihm auch zu verstehen geben, daß dieses Schreiben nicht dazu Veranlassung bieten könne, dem Herrn Müller persönlich ein Merkmal der Allerhöchsten Gnade zu verschaffen, welches ihm wohl zugedacht sei, „wenn



er das Organ einer bestimmten vergnüglichen Erklärung des Kurfürsten würde".

Wiederholt schon hatte Bartenstein darauf aufmerksam gemacht, daß man dem einflußreichen Mainzer Staatsmann, der den Kurfürsten eigentlich regiere und tatsächlich viele Fähigkeiten besitze, um ihn mit der Zeit nützlich verwenden zu können, ein „Präsent" zukommen lasse, bestehend aus Geld mit einer Tabatière oder Uhr; am 23. August 1790 stellte Kaunitz die Anfrage, ob man ihm ein einmaliges Geschenk in barem Gelde oder eine verhältnismäßige Pension anbieten solle. — Die Annahme solcher klingender Anerkennungen von seiten eines fremden Hofes hatte in den Augen der damaligen Zeit nichts Anstößiges; Müller selbst erklärte aber, daß er nicht danach strebe, sondern wünschte, in königliche Dienste zu treten, worauf ihm Bartenstein versicherte, daß sein Hof gerne so tüchtige Männer anstelle und daß sich hierüber mehr sprechen lasse, wenn der König selbst in diese Gegenden gekommen sei. —

Da Kurbrandenburg auch bei den Verhandlungen in Frankfurt den Wünschen des Erzkanzlers wiederholt entgegentrat, war es der böhmischen Wahlbotschaft nicht schwer, den Kurfürsten von Mainz in ihrem Sinne zu bearbeiten. Müller hatte mitgeteilt, daß der Kurfürst einzusehen beginne, daß er bei der abgeschlossenen Union der Betrogene sei, daß die konföderierten Höfe auch alle seine erzkanzlerischen Befugnisse und Nutzungen „abzuvotiren" gesinnt seien; deswegen sei er geneigt, sich wieder dem Kaiser anzuschließen. Selbstverständlich war die Wahlbotschaft sofort bereit, diese Stimmung auszunützen; sie stellte Müller die Gefahr vor, der sich sein Herr durch diese Union als Erzkanzler und Erzbischof ausgesetzt habe; mit der Verringerung der kaiserlichen Vorrechte müssen auch diejenigen des Erzkanzlers verfallen; es bleibe ihm keine andere Wahl, als sich dem Wiener Hofe anzuschließen, um nicht die einen oder anderen Rechte einzubüßen. —

In einem Briefe von Kaunitz vom 27. August 1790 werden die Wahlbotschafter angewiesen, dem Kurfürsten eifrig vorzustellen, daß es in seinem Interesse liege, mit den anderen geistlichen Kurfürsten zusammenzuhalten; man sei auch in Wien bereit, ihm in der Frage der Entschädigung seiner Auslagen für die Kaiserwahl entgegenzukommen. „Was die Person des Herrn v. Müller betrifft, zeigt meine letzte Anweisung bereits genüglich, wie sehr wir denselben zu gewinnen wünschen, und könnte ihm auch vertraulich darauf gedeutet werden, daß in dem erstvorausgesetzten Falle alle jene, welche besonderen Antheil in der Gunst des Kurfürsten haben,



sich auch von S. Maj. eine besondere gnädigste Rücksicht versprechen könnten."

In einem Berichte vom 10. September 1790 erwähnt Bartenstein die von Müller begonnenen Verhandlungen über die Aufstellung eines neuen Kanzleivertrages, die wirklich zu einem Ergebnis führten[1]), wobei er aber auf die Umtriebe des Referendarius v. Albini aufmerksam macht, der nunmehr die ganze Gunst des Kurfürsten genieße; er schreibt von den „übertriebenen Forderungen dieses hochmütigen und ehrgeizigen Mannes, der sich nicht scheue, sich als einen zweiten Reichsvizekanzler anzusehen; es sei nicht zu begreifen, wie der sonsten so hochtrabende Herr Churfürst sich von einem solchen Mann wollte repräsentieren lassen, welcher, wenn er in den Rath kommen sollte, nichts als Unordnung und Zwistigkeiten veranlassen würde".

Man erkennt aus diesem Berichte, daß Albini, der von Wien nach Aschaffenburg geschickt worden war, um den Kurfürsten von Preußen weg und zu Österreich hinüber zu ziehen, sich die Gunst des Kurfürsten vollkommen zu erwerben verstanden hatte und nun eifrig bemüht war, dessen Interessen und Rechte auch dem Wiener Hofe gegenüber zu verteidigen. Es gelang ihm, so sehr den Kurfürsten für sich zu gewinnen, daß er sogar den Kampf gegen die bisher allmächtige Clique der Madame v. Coudenhoven und der Familie Hatzfeldt aufnehmen und den preußischen Gesandten v. Stein aus dem Vertrauen des Kurfürsten verdrängen konnte. Sein Streben ging dahin, der alleinige, unbedingte Vertraute des Kurfürsten und damit der Leiter der kurmainzischen Politik zu werden; in seinem Ehrgeiz wollte er alles selbst lenken und regieren, alle Ministerien selbst verwalten und keinen anderen Berater neben sich dulden. Nur e i n e s Mannes bedurfte er zur Unterstützung seiner Pläne als wertvollen Gehilfen in seiner Arbeit, und mit diesem suchte er daher von Anfang an sich auf einen vertrauten Fuß zu stellen: Johannes Müller, dessen Mitwirkung er schon wegen seiner eigenen mangelhaften Kenntnis der französischen Sprache, in welcher der

---

[1]) St.-B. Müll. **133**. Projekt eines Kanzleivertrags 1790, 12 Seiten Folio. Vertrag zwischen Leopold II., kurz vor seiner Wahl in Frankfurt, und dem Kurfürsten von Mainz als Erzkanzler, mit Randbemerkungen von Müllers Hand. Er enthält Bestimmungen über den Geschäftsgang bei der Reichskanzlei, datiert Frankfurt am 29. September 1790, und wird bezeugt und bekräftigt durch die Unterschriften der beiden bevollmächtigten Unterhändler, des Freiherrn Joseph v. Bartenstein und Johannes Müller. Vom Abschluß dieses Vertrages berichtet Müller auch dem Bruder am 28. Oktober 1790. S. W. V, 339.



diplomatische Verkehr und die wichtigsten Ausfertigungen geführt wurden, nötig hatte. —

Müller mußte sich durch die Aufdringlichkeit des neuen Sterns, der am diplomatischen Himmel von Kurmainz aufgegangen war, zunächst abgestoßen fühlen[1]). Albini drängte sich in die Angelegenheiten ein, die Müller bisher als Vertrauter des Kurfürsten geleitet hatte. Am 11. September 1790 klagt Müller in einem Briefe an Bartenstein über die „sotte vanité“ Albinis, der immer behaupte, das Gesetz und das Herkommen für sich zu haben, während es gerade das Gegenteil davon sei, der in seinem Ehrgeiz, um seinen maßlosen Dünkel zu befriedigen, nicht davor zurückschrecke, den Kurfürsten mit den Höfen zu entzweien. Er könne ihm nicht sagen, wie sehr alles, was er sehe, ihm Schmerz bereite und ihn anekle. Bartenstein berichtete über diesen Brief an Kaunitz und fügte bei, Albini habe durch seine Intrigen ihm eine Bezeugung eines großen Unwillens von seiten des Kurfürsten zugezogen, den er aber gern ertrage, da der Hauptsache geholfen und es weit schicklicher sei, daß das Gehässige auf ihn falle, als wenn hierüber S. M. der König mit dem Kurfürsten zerfallen würde. „Es ist unglaublich, welche Intrigen dieser hochmütige Mann zur Durchsetzung seines Planes gespielt und sogar den preußischen Minister v. Stein auf seine Seite gezogen hat.“ Mit dem Kurfürsten werde er sich schon wieder aussöhnen unter Vermittlung der eben in Frankfurt anwesenden Frau v. Coudenhoven. „Dem Conferenz Rat v. Müller kann ich hiebey das wohlverdiente Lob nicht versagen, daß er in Anerkennung der Billigkeit meiner Sache mich auf das nachdrücklichste unterstützt und vielleicht hierüber von dem Churfürsten ohnannehmlichkeiten und Verdruß haben dörfte, wegen welcher er eine billige Entschädigung verdient.“ —

Mit der Kaiserwahl Leopolds II. war das schwierige und umständliche Geschäft der Wahlbotschafter beendigt. Kaunitz sprach den böhmischen Abgeordneten die volle Anerkennung für ihre Tätigkeit aus, „da die gegenwärtige, ohne wesentliche und gehässige Abänderungen der vorigen Artikeln zustande gebrachte Kapitulation äußerst vergnüglich ist.“

Während dieser Verhandlungen zeigte sich der große Einfluß

---

[1]) Der Briefwechsel weist eine längere Unterbrechung auf. Vom 21. September 1790 bis 30. März 1791 ist kein einziger datierter Brief vorhanden; nur wenige undatierte Schreiben sind diesem Zeitraum zuzuweisen. Es läßt das auf eine ernsthafte Entfremdung zwischen Müller und Albini wegen der Umtriebe des letzteren schließen.



Müllers auch noch bei der Berufung des Freiherrn Alexander v. Seckendorf ins Ministerium des Kurfürsten von Mainz, mit welchem ein weiterer Protestant in die Dienste des Erzbischofs eintrat. Früher erster Minister des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth, war er im Juni 1790 einer Intrige der Mätresse dieses Fürsten, der Lady Graven, zum Opfer gefallen und nach vierunddreißigjähriger Tätigkeit in den markgräflichen Diensten ohne Pension entlassen worden[1]). Er galt als tüchtiger und zuverlässiger Verwaltungsbeamter; der Kurfürst hoffte durch seine Berufung die zerrütteten Finanzen des Erzstiftes in Ordnung bringen zu können und übertrug ihm deshalb das Finanzministerium. Die Verhandlungen, die Müller mit Seckendorf führte, wurden geheimgehalten, wie es der Kurfürst liebte. Nur Müller und die Frau v. Coudenhoven waren eingeweiht, während die Minister, auch Westphalen, von der Tatsache überrascht wurden und darin ein Zeichen des Mißtrauens erblickten, obwohl sie gegen die Person Seckendorfs nichts einzuwenden hatten. Seckendorf griff umso lieber zu, als er in bescheidenen Vermögensverhältnissen lebte und mit einer Familie von elf Kindern gesegnet war. Er fühlte sich Müller gegenüber zu Dank verpflichtet und trat mit ihm bald in ein recht vertrauliches Verhältnis. Er nahm auch dessen Dienste für seine Übersiedlung in Anspruch; Müller besorgte ihm eine Wohnung und erhielt dafür die Anerkennung: „Vous êtes un excellent Commissionnaire, Monsieur, et vous me prévenés par des arrangements qui surpassaient mon attente.“ Er streckte ihm auch für seine erste Einrichtung den Betrag von 1500 fl. vor. Erst gegen Mitte Dezember traf Seckendorf in Mainz ein, wo er bei seiner Ankunft erfuhr, daß Müller seinen Abschied gefordert und erlangt habe, was ihn mit aufrichtigem Schmerz erfüllte. „Ich glaubte an Ihnen einen treuen Freund und Geschäftsgefährten allhier zu besitzen, und nun sind meine Hoffnungen vereitelt. Meine Wünsche sind nun unerfüllt, und leider! ist die Sache geschehen. Ich werde Ihren Verlust beständig beklagen und bitte Sie inständig, mir Ihr geschätztes Andenken auch in der Entfernung zu erhalten.“ —

Neben den Staatsgeschäften, die Müller während des Jahres 1790 fast vollständig in Anspruch nahmen, treten seine persönlichen Verhältnisse in den Hintergrund, obwohl sie ihn zum Teil tief be-

---

[1]) St.-B. Müll. **164**, 3. Die umfangreiche Korrespondenz Müllers mit Seckendorf St.-B. Müll. **162** (332 Nummern) von 1790—1793. Während der Zeit vom August 1790 bis September 1792 liegen von einzelnen Tagen drei bis vier Mitteilungen Seckendorfs an Müller vor.



wegten, vor allem der Tod der heißgeliebten Mutter. Müller hat auch in der Fremde eine treue Anhänglichkeit an die Heimat und an seine Familie bewahrt. Sein Briefwechsel mit dem jüngeren Bruder ist ein wahres Denkmal der Bruderliebe, und es ist nicht bloß eine schöne Redewendung, wenn er ihm am 7. Dezember 1790 schreibt: „daß ich dich liebe und schätze über alle Vorstellung, daß ich nicht weiß, ob dein Geist oder dein Herz mich mehr eingenommen, daß ich endlich mit voller Wahrheit dich versichern kann, daß, ita me Deus juvet, auf dem Erdboden keiner ist, den ich so viel wie dich liebte; die Bruderliebe ist in eine solche Freundschaft übergegangen, die man sonst eher für selbsgewählte hat, oder vielmehr, ich habe den Bruder mir zum Freund gewählt, weil ich einen bessern, würdigern nicht weiß. Das aber däucht mir, daß wir uns weit mehr seyn könnten und sollten als bisher; wir müssen uns, so verschieden wir in manchen Dingen sind, einander künftig mehr identificiren." — Er will mit dem Bruder eine regelmäßigere Korrespondenz anbahnen; sie sollen sich monatlich in der Regel wenigstens zweimal schreiben. „So bleiben wir allezeit nahe, ja beisammen. So ist's schön und lieblich vor Gott." Auch mit seiner Schwester und ihrem Manne Meyer, der zuerst Helfer in Neunkirch, seit 1790 Pfarrer in Merishausen war, stand er in freundschaftlichem Verkehr; seinem Patenkinde „Urselchen" schickte er schöne Geschenke; mit seiner Schwägerin Maria verband ihn treue Freundschaft; deren Vater, der Kaufmann Gaupp in Schaffhausen, wandte sich an ihn in der Frage des Salzhandels mit Bayern, an dem er interessiert war und worin er durch Müllers Vermittlung Vorteile erlangen zu können hoffte[1]). Vor allem aber an seiner Mutter hing Müller mit der innigsten Kindesliebe. „Kein Tag vergeht," schrieb er am 1. Januar 1789 der Mutter, „da ich nicht Euer gedenke, und meine Schwester und Bruder sind mir so lieb wie ich selbst; auch ich bin's von ihnen gewiß." Er empfiehlt die geliebte Mutter der treuen Fürsorge der Geschwister: „Ich beschwöre dich bei unserer Bruderliebe, daß du ihr wohl wartest und sie froh zu erhalten suchest. Gott, der Vater, durch den einig wir sind, was wir noch auf eine doch so ganz gute Weise vorstellen, der erhalte uns diese herzliebe gute Mama noch durch lange Jahre eines muntern Alters!" „Du weißt, wie sie uns und wie wir sie lieben. Darum thut alles; ich will's euch ewig Dank wissen."

Seit dem März 1790 berichtete Johann Georg dem Bruder von

[1]) In dieser Sache hatte sich auch der Landammann Joseph Anton Müller von Uri an Müller gewendet (St.-B. Müll. 76).



einer ernstlichen Erkrankung der geliebten Mutter. Müller wurde dadurch in große Sorge versetzt. Er schickte der Kranken zur Stärkung sofort 15 Flaschen Hochheimer Rheinwein von 1766, von dem sie jedesmal nach dem Mittag- und Nachtessen ein Gläschen trinken solle, weil das ihren Magen wieder herstellen könne. Vom März bis zum Mai 1790 wurde der Briefwechsel der beiden Brüder lebhaft geführt; die Krankheit der Mutter, Furcht und Hoffnung, bilden den Hauptinhalt. Es schmerzte Müller vor allem, daß er wegen der dringenden Geschäfte in Mainz nicht an ihr Krankenlager eilen konnte, um ihr seine kindliche Liebe zu beweisen. „Ich bin allezeit unruhig über die liebste beste Mama," schrieb er noch am 6. Mai. „Ich darf euch nicht sagen, sorget wol; Ihr thut es von selbst. Was immer liebevolles du zu erdenken weißt, das sage Ihr von mir. Wenn es nicht in diesem Überdrang höchstwichtiger Geschäfte und bey Entfernung fast aller sonstigen Geschäftsleute von hier eine pure Unmöglichkeit wäre, ich flöge zu Ihr; aber, lieber Bruder, ich kann wahrlich nicht[1])."

Am 9. Mai 1790, nachmittags ½2 Uhr, wurde die gute Mutter von ihren Leiden durch einen sanften Tod erlöst[2]). In einem Briefe, den der Diener Müllers, Bellois, am 17. Mai an Johann Georg schrieb, wird berichtet, daß sein Herr am Todestage, von 1 bis 2 Uhr nachmittags, eine große Angst empfunden und daß er den ganzen Nachmittag geweint habe. Am 10. Mai berichtete Johann Georg dem Bruder über die letzten Leidenstage der guten Mutter; auch Lavater schickte ungesäumt an Müller seine Beileidsbezeugungen; beide Briefe wurden aber auf Weisung der Frau v. Coudenhoven mehr als eine Woche zurückgehalten; sie und der Kurfürst kannten die innige Liebe Müllers zu seiner Mutter und suchten ihn durch mancherlei Gespräche zuerst auf die Trauerkunde vorzubereiten. Erst am 21. Mai übergab man ihm die inhaltsschweren Briefe[3]), und nun strömte er seine Gefühle in einem tiefempfundenen Schreiben an den Bruder aus, in dem er sich vor allem vorwarf, daß er der geliebten Mutter nicht das gewesen sei, was er hätte sein sollen. „Ich werfe mir vor, daß ich einer solchen Mutter (Allwissender, du weißt, wie lieb sie mir war) so gar nichts geleistet;

---

[1]) Noch 14 Tage vor dem Tode der Mutter hatte er ein Urlaubsgesuch eingereicht, aber die Antwort erhalten, daß seine Gewährung zurzeit unmöglich sei.

[2]) Über ihren Tod ein ungedruckter Brief Joh. Georgs vom 10. Mai 1790.

[3]) Eintrag im Tagebuch vom 24. Mai. Auch hier bittere Selbstvorwürfe und eine rührende, überschwengliche Klage um die Verstorbene, gute Vorsätze für die Zukunft, Liebe zu seinen Angehörigen in der Heimat.



ich, gebohren, die Unterstützung, die Freude, der Trost ihrer alten Tage zu seyn, verließ sie vorlängst, um in der Entfernung dem Wesen dieser Welt nachzuhängen; vergebens hatte sie (was nicht?) alles für mich gethan; sie sah mich nun drei Jahre lang nicht; nicht in ihrem letzten Blick; ja nicht einmal Briefe waren so häufig, als hätte geschehen sollen. Es liegt centnerschwer auf mir, daß ich nicht immer bey ihr geblieben." — „Liebster Bruder, die Liebe der Mama in allen ihren Briefen durchschneidet mir die ganze Seele, wenn ich bedenke, daß ich nicht mehr zu ihr gekommen, daß ihr Alter von mir verlassen war und sie mir nun genommen ist, ohne daß sie je meine herzliche Zärtlichkeit gesehen hätte. Ich möchte alles verlassen, um fern von allem mich auszuweinen, um sie und über mich." Einige Kleinigkeiten, die ihn täglich an die verstorbene Mutter erinnern sollten, wünscht er zu erhalten: „ihren krummen Eßlöffel; jenes Tabaksdöschen, wenn sie's noch hatte, mit dem Fuchs und Reben, und ihr Exemplar von Arndts wahrem Christenthum. Wenn Hessens Bibelwerk ihr gehörte, so gebt mir's und rechnet mir's an. Und dann, liebster Bruder, wäre dir möglich (Lavater hat allezeit Künstler) jenes Porträtchen von der lieben Seligen mir copiren zu lassen, so würdest du mir eine der allertheuersten Gefälligkeiten thun."

Müller wurde in der Tat durch den Tod der Mutter aufs schwerste betroffen. Seine Freunde, vor allem die Frau v. Coudenhoven und Stein, suchten ihn zu trösten und seine Selbstvorwürfe zu entkräften. Der Kurfürst schickte ihm ein eigenhändiges Beileidsschreiben: „Vous avez fait une grande perte dans Votre bonne mère. Votre douleur est juste; il faut cependant la modérer. Comme Vous lisez quelquefois les Pères de l'Eglise, lisez dans les confessions de S. Augustin le chapitre sur la mort de sa mère. Cela Vous consolera."

Das Übermaß der Geschäfte, das Müller gerade in dieser Zeit in Anspruch nahm und ihn sogar zum Aufgeben seiner gewöhnlichen Lektüre, selbst der Bibel zwang, ließ ihm aber keine Muße, seinem Schmerz nachzuhängen. Die Ordnung des bescheidenen Nachlasses der Mutter, die auch in ihren Vermögensverhältnissen eine musterhafte Ordnung gewahrt hatte, überließ er vertrauensvoll seinen Geschwistern. Am 20. Oktober 1790 schrieb J. Georg, die Teilung sei nun beendigt; das ganze Vermögen belaufe sich auf etwas über 16 900 fl. Müller ließ seinen Anteil in Schaffhausen stehen und betraute mit der Verwaltung den Bruder[1]).

[1]) Im Herbst 1791 kam noch eine kleine Erbschaft von einem alten Onkel hinzu, so daß er in der Heimat wenigstens einen kleinen Notpfennig besaß.



Zu der erdrückenden Arbeit, die ihm die politischen Vorgänge des Jahres 1790 brachten, kam eine Masse von kleinen Angelegenheiten, die ihm viele Zeit raubten. Wer etwas vom Kurfürsten oder seiner Regierung erreichen wollte, der wandte sich an Müller, der als der einflußreichste Ratgeber seines Herrn galt, und das mitfühlende Herz Müllers ließ es ihm nicht zu, die vielen Bittsteller unerhört oder wenigstens ungetröstet zu lassen[1]). Die Sehnsucht nach Ruhe, nach stiller und friedlicher Beschäftigung mit den Wissenschaften wurde immer lebhafter in ihm. Am 21. Januar 1790 schrieb er in sein Tagebuch: „Betrachtung der Thorheit, eine Lebensart, wo Ruhm und gemeiner Nuze zu finden, zu vertauschen mit einer, wo der Arbeit Lohn fast immer verlohren geht, in einem Staat, welcher seinen Ton bei jetziger Zeit meist immer doch von fremden Ereignissen erhalten muß, unter einem Fürsten, dem nach so vielen Studien und Arbeiten, selbst Aufenthalt unter französisch redenden Völkern, ich nun so wenig einen französischen Brief schreiben kann, den er nicht unfranzösisch finde als Deelen einen teutschen. Gott erwecke jemand, der mir zu leben gebe, damit ich Gott in der Stille besser verehren und glücklich arbeiten könne, was lobenswerth ist." Denn trotz seiner unermüdlichen Bemühungen konnte er es doch oft dem Kurfürsten nicht recht machen und litt unter dessen Launen. „Alle diese Tage über," schrieb er am 4. März 1790, „Geschäfte mit vielem Verdruß wegen des Churfürsten ungleichem Humor und Ärgerlichkeit über den kleinsten Dingen, wegen dem Mißtrauen gegen Deelen, wegen dem Mißvergnügen der Niedrigen, wegen dem leeren und formalistischen alles dieses Thuns, elendem Zeitverlust und Abnahme meiner Kräfte. Ich traue, Gott, allein auf Dich!" Schmählich erschien ihm auch, daß der Kurfürst aus seiner Stimmabgabe bei der Kaiserwahl ein Geschäft machte und sich dadurch ansehnliche Vorteile verschaffen wollte. Und doch mußte er im Sinne dieser kleinlichen Interessenpolitik bei den böhmischen Wahlbotschaftern in Frankfurt wirken. Schon am 8. März 1790 schrieb er an Albini, „daß er wünsche, ehestens das Geschäftsleben mit jenem zu vertauschen, welches Livius und seinesgleichen ebenso arbeitsam und mit ausgebreiteterer dauerhafterer Wirkung, zugleich vergnügter und rühmlicher als Augusti Geschäftsmänner geführt. Meine Entfernung von Ehrgeiz und Geldsucht, meine Vorliebe zu stillen Studien, die Empfindlichkeit meines Herzens und selbst meine nicht eiserne Ge-

[1]) An den Bruder 1790, 28. Juni: „es überlästigt mich eine Menge innerer Geschäfte, weil wer in Noth und Schuld ist, oder etwas sucht, zu mir kömmt, wo er, wo nicht alle Zeit Hülfe, doch Trost und gute Worte findet."



sundheit bewegen mich zu diesem Entschluß." Am 20. März 1790, nach der Ernennung der Mainzer Wahlbotschafter, schrieb er in sein Tagebuch: „Für mich ist für alle meine Arbeit, so lang der Tag ist, für alle Treue am Churfürsten und alle Feinde, welche mir die Treue an seinen und meinen Freunden macht, weder Distinction noch Verbesserung der Glücksumstände zu hoffen; jenem, den er verachtet, und andern, die nur sich dienen und weit weniger arbeiten, glänzt Würde und Reichtum." Auch die traurige Lage, in der sich die unteren Schichten der Bevölkerung von Kurmainz befanden und von der Müller für die Zukunft das Schlimmste befürchtete, ohne imstande zu sein, die rechten Mittel zur Verbesserung anzuwenden, drückten ihn nieder. „Ich kann nicht helfen; hilf, o Herr, Du! — Schrecke die neidische Bosheit zurück und die Nachlässigkeit auf, auf daß der Armuth Hülfe widerfahre. Mich, Herr, entferne von dem Schauspiel dieser fürchterlichen Unordnung und rette mich nach der redlichen Begier meines Herzens! — Herr, rechne mir nicht zu, was ich nicht verhindern kann!" Bitter beklagte er sich vor allem über die Härte und Ungerechtigkeit des Gerichtswesens im Kurfürstentum.

Als Rettung aus all diesen Wirren kam jetzt auch wohl wieder der Gedanke an die Rückkehr in die Heimat auf. Er wünscht in der Vaterstadt ein Amt zu erhalten, das bei bescheidenem Einkommen seine Zeit nicht allzusehr in Anspruch nimmt, also nicht die Stadtschreiberei, sondern eher eine Zunftmeisterstelle oder das Archivariat; denn sein Endzweck sei, die Geschichte der Schweiz und die Universalhistorie und alsdann sein Testament über Gott und Bibel und sich selbst zu Ende zu schreiben. So schreibt er auch am 25. September 1790 an Stein, nach dem Amtsantritt Albinis werde er sich zurückziehen in sein Land, wo man ihn in der gegenwärtigen Lage der Dinge zurückzuwünschen scheine. Verschiedene kleine Beleidigungen, Äußerungen der schlechten Laune des Kurfürsten, bestärkten ihn in dieser Ansicht. Er fühlte auch, wie er nach der Anstellung Albinis, die er doch selbst begünstigt hatte, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Tief gekränkt fühlte er sich, als ihm nach der Beendigung der Kaiserwahl die Stadt Frankfurt in Anerkennung dafür, daß er in die Wahlkapitulation einige den Freiheiten der Reichsstädte und vornehmlich Frankfurts günstige Monita hineingebracht hatte, fünfzig Exemplare einer auf die Kaiserwahl geprägten Denkmünze zum Geschenk gemacht hatte und ihm, als er den Kurfürsten um die Erlaubnis fragte, das Geschenk anzunehmen, eine sehr kühle Antwort zuteil wurde. Er sprach den Wunsch aus, daß man ihn nun auch der Bemühungen um die Geschenke an den Kur-



fürsten und seine Dienerschaft, deren er sich bisher angenommen habe, entbinde; der Kurfürst möge allen Personen des Hofes die Annahme von Geschenken verbieten, nachdem sie nun von Frankfurt zurückgekehrt seien; dann werde auch er mit Vergnügen auf das Geschenk der Stadt Frankfurt und sogar des Kaisers verzichten, wenn man daran Anstoß nehme[1]).

In bitterer Stimmung schrieb er um diese Zeit an Stein: „Pour moi, surchargé comme je suis, je suis presque hors d'état de rien faire, épuisé, dégouté de toute façon. Tous les jours je vois les iniquités se multiplier, la justice subjugée par le vil intérêt des subalternes et par un orgueil insensé du chef, les revenus au pillage et prodigués en vanités, la décadence de tout, et un Maitre qui écoute et défend et soutient tous ceux qui le desservent, et jamais ses vrais amis. Cela est insoutenable, et il n'est plus fait pour être servi par gens de bien. La première fois qu'il parlera encore comme hier, je prends ma démission sur le champ. Je crains Dieu, et j'ai de l'honneur et du sentiment."

Frau v. Coudenhoven, an die Müller ähnliche Klagen gerichtet hatte, suchte ihren „conseiller intime" zu beschwichtigen: er sei vom Kurfürsten immer mit ungewöhnlichem Vertrauen behandelt worden, wie kaum ein anderer Staatsmann zu Mainz. Die öffentlichen Geschäfte nehmen allerdings eine Wendung, die das Interesse daran nehmen könne; aber die Menschen wären zu glücklich, wenn sie die Ereignisse nach ihrem Belieben machen könnten und die Fürsten allzu unglücklich, wenn ihre Mitarbeiter sich wegen ihres Mißerfolges abschrecken ließen. Wenn Müller in der Schweiz wäre, so würde er auch derartige unvermeidliche Verdrießlichkeiten erleben. „Vous êtes triste, mon cher Müller; je vous assure, que je le suis aussi."

Müller war jetzt von einem solchen Ekel über die Verhältnisse seiner Stellung erfüllt, daß er den Rat der Freundin nicht befolgte, sondern den lange erwogenen Entschluß ausführte. Am 15. Dezember 1790 reichte er dem Kurfürsten sein Entlassungsgesuch ein[2]). Er hebt

---

[1]) Brief an Frau v. Coudenhoven im Nachlaß Steins (Berliner St.-A. Rep. 92, Stein 13). Von dieser Denkmünze schreibt er auch am 28. Oktober 1790 an den Bruder.

[2]) Original in Wien, Corresp. Fasc. 136 a. Den direkten Anstoß dazu gaben nach dem Berichte an den Bruder zwei ohne sein Vorwissen in den Geschäften, die sonst ihm oblagen, genommene Maßregeln, die nach seiner Ansicht dem Lande und Fürsten höchst gefährlich und schädlich werden konnten. Im Brief an Jacobi vom 28. Dezember gibt er teils die Intrigen Albinis, teils eine andere ihm aufgetragene Negoziation, in deren Verlauf er sich von dem Unrecht der kurmainzischen Forderungen gänzlich überzeugt habe, als Grund an. Er habe ohnehin gewünscht,



darin seine Anstellung in Mainz und seine Beziehungen zu seinem Herrn hervor, seine Tätigkeit, die väterliche Fürsorge des Kurfürsten bei seiner Erkrankung, seinen eigenen Diensteifer und seine Erfolge in den Angelegenheiten des Kurfürsten, über die er kein Urteil abgeben wolle, als daß er das Bewußtsein habe, nur das Wohl der öffentlichen Geschäfte im Auge behalten zu haben. Aber diese Tätigkeit vermöge ihn nicht zu befriedigen; er sehne sich darnach, zu einer Arbeit zurückzukehren, die seinen innersten Neigungen entspreche.

Das Entlassungsgesuch kam dem Kurfürsten ganz unerwartet und brachte ihn in große Aufregung. Eigenhändig schrieb er darüber: „Tout a ses bornes, cette demission m'est indifferente, je l'accepte; ce 17me Decbre. Friedrich Charles J. Electeur.“ Das Entlassungsschreiben vom 18. Dezember ist denn auch in sehr ungnädigen Worten abgefaßt: „Après avoir quitté d'autre service vous avez recherché le mien avec ardeur et empressement. Je Vous ai fait successivement en peu de tems, et même tout recemment, un sort brillant et une fortune considérable à contenter tout homme sage. Des bienfaits non moins considérables, succedés de tems en tems, ne vous laissoient pas douter de ma bienveillance particulière. — Des scènes aussi inattendues que promtement oubliées avec indulgence de ma part, et si souvent repetées de la vôtre depuis près d'une couple d'années et mêmes ces derniers jours, prouvent, que Vous vous lassez de cette heureuse situation (l'homme inconstant se lasse du bonheur même). — Vous fixez enfin vos vacillations et vos irrésolutions perpétuelles en demandant votre démission. Vous faites fort-bien, et je ne fais pas moins bien de vous l'accorder après un délai de quatre jours, parceque tout a ses bornes. Mayence ce 18me Décembre 1790. Fréderic Charles J. Electeur.“ —

Müller antwortete noch am gleichen Tage: „Monseigneur. Je remercie très-humblement Votre Altesse Electorale de la dé-

---

nach Abschluß der Wahl und Krönung zu seiner wissenschaftlichen Arbeit zurückzukehren; er habe nur eine Gelegenheit, sich von den Geschäften zurückzuziehen, abgewartet. Gerade der Mann, der ihm bisher entgegengearbeitet und den er doch selbst dem Kurfürsten empfohlen, habe einen Plan zur neuen Organisierung des Kabinettes entworfen, dem zufolge Müller jeden Einfluß verliere und fast nur noch die bloße Expedition gefaßter Resolutionen ohne jede Einrede behalten würde. Gerade jetzt seien in höchst wichtigen Geschäften zwei Schritte getan worden, die er als ungemein bedenklich für den Fürsten und den Staat ansehe. Müller bezeichnet diese Mitteilung als vertraulich; öffentlich führe er die Liebe zu den Wissenschaften und etwa die ihm nicht ganz zusagende neue Ministerialverwaltung an.



mission qu'Elle vient de m'accorder. Les actes et les papiers qui m'avoient été confiés, peuvent être délivrés à tout instant à celui que Votre Altesse Electorale voudra charger de les recevoir. Je suis avec le plus profond respect de Votre Altesse Electorale le très-humble et très-obéissant serviteur J. Müller, Membre de l'Acad. des sciences de Berlin; Senateur de la République de Schaffhouse. Mayence ce 18. Déc. 1790."

Müller war durch die höchst ungnädige Entlassung, die ihm Undankbarkeit und Wankelmut vorwarf, schwer betroffen. Er hatte am 17. Dezember der Frau v. Coudenhoven in einem Brief, der jedenfalls dem Kurfürsten vorgelegt werden sollte, geschrieben, daß er seine Amtstätigkeit noch so lange fortführen wolle, bis der Kurfürst einen passenden Ersatz gefunden habe. Er hatte dabei auch eingehend die Gründe seines Rücktritts auseinandergesetzt und erklärt, daß die Schuld darin liege, daß er sich einer Tätigkeit gewidmet habe, die seinem Wesen nicht entspreche. „Tous mes torts viennent de celui que j'ai senti depuis longtems d'avoir eu, de m'être attaché à une carrière, pour laquelle je puis avoir eu du talent, mais où des défauts attachés peut-être à mon organisation et à mon système nerveux, m'auroient toujours empêché de rëussir. Les gens de lettres sont bons pour vivre avec les gens en place, à cause de l'utilité dont ils peuvent s'être réciproquement, mais rarement ils sont bons pour les places. L'expérience me l'a prouvé. Convaincu une fois de cette vérité, cette carrière me devenoit insupportable, je Vous l'ai dit plusieurs fois. Je me suis peut-être trop précipité, mais je Vous le répète, le tort à été dans la forme et non au fond de mon âme."

Stein, dem Müller sofort Mitteilung von seiner Entlassung machte, beschied ihn zu sich, bevor er mit einer anderen Person sich in Verbindung setze und weitere Schritte unternehme. „La C. (Coudenhoven) est chez l'Elephant pour lui laver le bonnet — soyés tranquille et prudent." Sein Ärger ließ sich vor allem an Albini aus, den er für den Urheber der ganzen Verwicklung ansah. „Wie kamen Sie, wie ich, wie andere dazu, uns dieses Mannes Armseligkeit auf den Nacken zu laden — nos fata trahebant! Das ist alles, was wir uns selbst und was wir jedem fragenden hierauf antworten können. Lassen Sie indessen das Ding nur gut seyn, die Verachtung des ganzen publicum, welchem der Narr in der Hülle des Ministers schon äußerst unerträglich ist — seine eigene Unzulänglichkeit, das alles zu führen, dessen er recht anfängermäßig sich unterzogen hat — die Folgen bey allen vertrauten Höfen — dies



zusammen genommen, mein Freund, wird Sie und mich in verdientem Licht stehend erhalten — und was braucht's weiter!"

Auch Steinberg, der sich zurzeit in Hannover befand, schrieb am 16. Januar 1791 an Müller, der Kurfürst werde ihn bald vermissen, denn von seiner ganzen Umgebung werde ihm niemand mit der gleichen Fähigkeit und Uneigennützigkeit dienen. Das Publikum lasse Müller volle Gerechtigkeit widerfahren; er werde überall wieder eine Anstellung finden; er selbst werde sich für ihn in Hannover verwenden. —

In Mainz rief die Kunde von Müllers Entlassung großes Aufsehen hervor; denn er hatte sich durch sein Wirken und seine Verwendung in so vielen Angelegenheiten zahlreiche Freunde und Verehrer erworben. Müller schrieb darüber am 25. Dezember dem Bruder: „Sobald am Hof und in der Stadt kund worden, daß dein Bruder seinen Abschied gefordert, an demselben Tag offenbarte sich ein mir selbst unbekannt gewesener Schatz von Zuneigung, ja Liebe, den ich in den Herzen des Volkes hatte. Ich war ganz froh und getrost, als mehr und mehr die ehrlichsten Bürger zu mir kamen, und weinend frugen, was ich ohne sympathisirende Thränen ihnen nicht beantworten konnte. Sie wollten einen Ausschuß an den Churfürsten senden, daß er mich nicht entlasse. Es wurden Almosen darum gegeben, Messen gelesen, die Heiligen begabt. Wenn ich ja gehe, so bot ein nicht sehr reicher Hausvater von 9 Kindern mir, wo ich's bedürfe, 100—200 Carolins an. Sie wollten Acht haben, um, wenn ich hinwegreise, meinen Wagen zu ziehen (eine Sache, die ich übrigens nie habe ausstehen können). Solche Gesinnungen zeigten auch die edelsten Domcapitularen, die besten Professoren, die Canzlei und die Juden, Alles gegen einen Ausländer und Protestanten und welcher in Zerwürfniß mit dem Hofe war, welcher überdem nichts gethan, solche Liebe zu verdienen." Im Nachlaß Müllers finden sich manche rührende Zeugnisse dieser Anhänglichkeit. So schreibt ihm ein warmer Verehrer, Müller nehme die Herzen aller Rechtschaffenen im Erzstift und aller, die das Glück hatten, auch aus der Entfernung mit ihm bekannt zu werden, mit sich; ein anderer: „Wenn das so ist, so bin ich auch gewiß verlassen, denn meine Stütze und untrüglichster Freund, der sehr väterlich auf mich und die Meinigen dachte, weichet von mir. Aber wer wird sich nun meiner und meiner Kinder annehmen? Wo werde ich einen solchen Gönner finden in der Welt?" Auch Gmelin von Frankfurt schrieb ihm: „Es jammert mich in der Seele, wenn wir Sie, mein Theuerster, so bald verlieren sollen. Ich leide darunter am meisten und weiß mich



darin gar nicht zu finden." Selbst der Koadjutor Dalberg bezeugte am 2. Januar 1791 von Erfurt aus sein Bedauern: „Je regrette sincerement la perte d'un homme d'un mérite éminent, et j'aime mes bons compatriotes de ce que leur affection reconnait Monsieur le zèle et la bonne volonté que Vous aviez pour leur bien-être."

Müller war nach seiner ungnädigen Entlassung zur sofortigen Abreise bereit. Er legte alle in seinen Händen befindlichen Akten zusammen, um sie dem Baron v. Albini zu übergeben. „Wer hätte geglaubt, daß diese Schriftstücke, der Vertrag des Fürstenbundes, der Konvention von 1788, die Korrespondenz mit dem König von Preußen, mit Stein und Steinberg, die Briefe des Koadjutors und über die diplomatische Sendung Lucchesinis, endlich auch über diejenige Albinis selbst im vorigen Jahre gerade diesem Staatsmanne in die Hände gegeben werden müßten," schreibt er an Stein; „mais tempora mutantur et nos mutamur cum illis."

Er hatte bei seinem Austritt aus kurmainzischen Diensten die besten Aussichten auf eine baldige neue Verwendung. Die Wahl zwischen Berlin, Wien und Hannover schien ihm offen zu stehen[1]); an diesen Höfen hatte er Freunde und Gönner, die für ihn wirkten. Der preußische König gab Hertzberg den Auftrag, Müller in die Akademie aufzunehmen und ihn mit dem Titel Geheimrat und einer Pension von 1200 Reichstalern in preußische Dienste zu ziehen. Das Ministerium in Hannover schlug ihn dem König vor als Hausbibliothekar oder als Resident beim schwäbischen Kreise. Am eifrigsten aber zeigten sich seine Wiener Freunde, Bartenstein, Daiser und Dilgskron, die schon während der Frankfurter Wahlverhandlungen sich lebhaft bemüht hatten, Müller für Wien zu gewinnen und seither mit ihm in beständiger Verbindung geblieben waren. Am 27. Dezember, nachdem Daiser die Entlassung Müllers erfahren hatte, schrieb er ihm: „Ihre Schritte scheinen von einer gewissen Entfernung übereilt, aber ich glaube, daß sie durch die Umstände notwendig gewesen sind; in wenig Tagen werden Sie die Entscheidung des Hofes erfahren und ich hoffe mehr als je, daß sie günstig sein wird." Obwohl Müller in dem Reichsvizekanzler Graf v. Colloredo und in dem kaiserlichen Gesandten in Mainz, dem Grafen v. Schlick[2]), einflußreiche Gegner hatte, die gegen ihn arbeite-

---

[1]) In einer Zeitung wurde sogar behauptet, daß er eine Berufung nach Nordamerika erhalten habe.

[2]) Ein eigentümliches und für Müller sehr unvorteilhaftes Licht über seine Beziehungen zum Wiener Hofe in den Jahren 1790/91 werfen die übrigens sehr interessanten Berichte Schlicks an den Fürsten v. Kaunitz (Wien, St. K. Berichte



ten, gelang es der persönlichen Verwendung des Freiherrn v. Bartenstein, vom Kaiser die Zusage zu erhalten, daß er Müller eine Pension verleihen und eine seinen Talenten und Kenntnissen angemessene literarische Beschäftigung anweisen lassen wolle, doch unter dem Vorbehalt, daß der Kurfürst von Mainz erkläre, daß ihm dies auf keine Art unangenehm sein würde[1]). Daiser berichtete dazu, es sei unmöglich gewesen, Müller eine feste Anstellung zu geben, da keine Stelle erledigt sei; man werde ihm vorläufig eine außerordentliche Pension von 2000 fl. gewähren mit dem Titel eines Rates; er selbst möge ungesäumt mitteilen, auf welche Weise er sich nützlich machen zu können glaube.

Müller war geneigt, dieses Angebot anzunehmen, obwohl er dadurch mit Stein, der ihm „ein sehr beißendes und empfindliches Billet" schrieb, brechen mußte[2]). Auch Frau v. Coudenhoven zeigte sich über sein Vorhaben sehr ungehalten. Der maßgebende Einfluß, den früher diese beiden Persönlichkeiten auf den Kurfürsten ausgeübt hatten, begann mehr und mehr zu schwinden, da Kurmainz sich nach Wien zu orientieren begonnen hatte. Dazu trugen außer den Enttäuschungen, die der Kurfürst vom Berliner Hofe erfahren hatte, die kluge Politik des neuen Kaisers und vornehmlich die durch die französische Revolution drohende Gefahr, gegen die der Kurfürst vor allem vom Kaiser und vom Reiche Schutz und Hilfe erwartete, bei. Der österreichische Gesandte v. Schlick gewann allmählich das Vertrauen des Kurfürsten. Müller, der sich in dieses Intrigenspiel verwickelt sah, fühlte sich darüber unglücklich und sehnte sich aus dieser Welt der Ränke und Unredlichkeit hinweg zu einer

---

a. d. Reich 237), wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß Schlick gegen Müller eine offenbare Abneigung hatte und in seinem Urteil gewiß öfters ungerecht ist.

[1]) In diesem Sinne ging am 3. Februar 1791 eine Weisung des Fürsten v. Kaunitz an Schlick in Mainz (Wien, St. K. Weisungen ins Reich 38).

[2]) St.-B. Müll. 155: „À peine de retour ici depuis les 6 heures d. m. qu'on m'aprend Votre entrevue avec le C. de Schlick et Votre resolution prise. Partés donc, mon cher Müller, avec tout ce que Vous pourrés mettre en avant pour disculper aux yeux de tous ceux qui ont du charactère et des principes, une démarche qui Vous déshonorera infailliblement, puisque le Public a cru avoir trouvé dans Vos ouvrages un homme qui n'avoit son système pas seulement au bout de sa plume. Quant à moi, mon cher Müller, Votre démarche me compromet d'une façon etrange vis-à-vis du Roi — je n'ai jamais merité de Vous, que Vous-même me forciés d'avouer au Roi, que je me suis trompé, parceque Vous m'avés choisi de preférence pour Vous servir de dupe. — Soyés heureux, si Vous pouvés l'être, à la longue, en recompensant toujours Vos amis comme Vous faites en quittant ceux que Vous eutes à Mayence: voilà mes Adieux — et ce que je dirai à tout le Public."



stillen wissenschaftlichen Tätigkeit, die er am sichersten am kaiserlichen Hofe zu finden hoffte. Darum ließ er sich so enge mit dem österreichischen Geschäftsträger in Mainz ein und spielte eine Rolle, die zum mindesten als zweideutig bezeichnet werden muß[1]). Es berührt uns ganz eigentümlich, wenn fast gleichzeitig der preußische Gesandte v. Stein und der österreichische Fürst Kaunitz die Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit Müllers rühmen[2]).

Aber die Politik, die Müller ehedem gesucht hatte, von der er sich nun wegsehnte, ließ ihn nicht so schnell los. In einem Anfall von Ekel über seine bisherige Tätigkeit hatte er im Dezember 1790 alles von sich zu werfen gewagt; aber er hatte nicht die Kraft, bei diesem Entschlusse zu bleiben; Nachgiebigkeit und Schwäche trieben ihn wieder in die trüben Fluten der politischen Laufbahn zurück. Seine bisherigen Freunde, Stein, die Coudenhoven, Steinberg, auch der ihm erst kürzlich nähergetretene Minister Seckendorf, wohl auch Albini, der die Mitarbeit des gelehrten und erfahrenen Beamten nicht gerne entbehren wollte, auch die allgemeine Beliebtheit, deren sich Müller in allen Kreisen der Mainzer Bevölkerung erfreute und die er sich durch seine Freundlichkeit und Herzensgüte erworben hatte, vermochten den Zorn des Kurfürsten über das unerwartete Entlassungsgesuch bald zu beschwichtigen. Dazu mochte wohl auch die Erwägung beitragen, daß Müller zu tief in die Geheimnisse der kurmainzischen Politik eingeweiht war, als daß man ihn gerne einem anderen Hofe, vornehmlich dem kaiserlichen, überlassen hätte. Als Müller am 20. Januar 1791 dem Kurfürsten mitteilte, daß ihm durch einen Brief Bartensteins eine stille literarische Tätigkeit in Wien angeboten werde, und ihn ersuchte, ihm anzugeben, wie er sich dazu verhalte, ließ ihm der Kurfürst am 23. Januar durch Seckendorf bestimmte Anerbietungen zum Wiedereintritt in kurmainzische Dienste machen. Müller, der tatsächlich noch von keiner Seite bestimmte, seine Zukunft sichernde Anträge erhalten hatte, ließ sich bewegen, in Mainz zu bleiben. Durch Dekret des Kurfürsten[3]) wurde er zum Wirklichen Geheimen Staatsrat ernannt; er sollte verwendet werden: a) mit dem kurfürstlichen Finanz-

[1]) Sie ist ersichtlich aus den bereits genannten Berichten Schlicks an Kaunitz.

[2]) Stein an den König 4. Juni 1791 (Berliner Rep. XI, 164): „Der Staatsrat Müller ist der einzige, auf dessen Treue und Anhänglichkeit an dem bisherigen System man sichere Rechnung machen kann.“ Kaunitz an Schlick 30. März 1791 über diesen „würdigen Mann“: „Er ist wahrhaft freymüthig, und er scheinet mir immer aus reinen Absichten zu handeln.“

[3]) Original St.-B. Müll. 57, 1. Es ist auf den 1. Januar 1791 zurückdatiert.



minister v. Seckendorf im Finanzdepartement, b) bei den kurfürstlichen Archiven und c) sonst in Geschäften, wo Seine Kurfürstliche Gnaden es für gut finden und „Ihn emploÿren" werden. Sein jährlicher Gehalt wird auf 2500 fl. in Geld, dreißig Stecken Holz und zwanzig Malter Korn angegeben, wozu noch Wein, Hofequipage, Postfreiheit und außerordentliche Diäten, so oft das Hoflager außerhalb Mainz sich aufhielt, kamen. Schlick sah in dieser Wiederanstellung eine preußische Intrige und berichtete seinem Hofe am 29. März, Müller sei wieder ebensosehr als je der Leitung Steins und der Coudenhoven verfallen; er habe alle Ursache, zu vermuten, daß die bei dem hannoverischen Gesandten v. Steinberg, bei welchem Müller wohne, im verflossenen Jahre abgehaltenen Zusammenkünfte zwischen Stein, der Coudenhoven und Müller wieder begonnen hätten.

Der Wiedereintritt Müllers in die kurmainzischen Dienste wurde allgemein mit großer Freude begrüßt. Zahlreich sind die Bezeugungen der Genugtuung, die ihm von allen Seiten zugestellt wurden. „Gott seye gelobet," schrieb ihm am 27. Januar General Gmelin aus Frankfurt, „daß mein Allerliebster wieder bei Em͠o optimo in Diensten bleiben, welches mich in der Seele freut." Auch der Koadjutor Dalberg sprach seine Freude darüber aus. „Je fais grand cas de vos lumières. J'estime votre probité et j'aime votre bon coeur et suis bienaise que vous restiés attaché à l'Electeur de Mayence." Auch in Berlin und Wien wurde der Entschluß Müllers gebilligt. Er selbst war allerdings nur halb befriedigt. So schrieb er an Stein: „Vous savez qu'on a crû qu'il était mieux que je reste ici. Vous-même l'avez jugé ainsi. Le tems fera voir, si l'on a eu raison; en attendant je me soumets à l'arrangement des circonstances, avec tranquillité, dans la conscience d'un désir vif et pur, de m'employer à faire le bien. Il est vrai que j'eusse infiniment préféré, et que je préférerois encore, si j'en etois le maître, de m'adonner à mes études qui me couteront bien de regret ... soit ... Il l'a fallu ainsi ... Il faut attendre l'avenir: peut-être il apportera mieux."

Dieser für Müller ehrenvollen Lösung seines Konfliktes in Mainz folgte eine andere Ehrung auf dem Fuße nach: seine Erhebung in den Adelsstand. Er ist dabei zweifellos nicht so passiv geblieben, wie er sich später den Anschein gegeben hat. Sie mußte ihm in seiner amtlichen Stellung erwünscht erscheinen. Im August 1789 waren zwei andere Beamte des Kurfürsten, Strauß und Deel, in den Reichsfreiherrenstand erhoben worden. Nach den Frankfurter Wahl-



verhandlungen richtete Müller, ermuntert durch Albini, durch Vermittlung des Kurfürsten von Mainz an den neuen Kaiser Leopold II. am 9. Oktober 1790 das Bittgesuch, ihn in den Reichsritterstand zu erheben mit der Benennung „Edler von Müller zu Sylfelden, des H. Reichs Reichs-Ritter" und einem ritterlichen Wappen[1]). Zwar kamen ihm bald nachher ernstliche Bedenken über diesen Schritt. Er richtete an den Kurfürsten die Bitte, sein Gesuch, wenn es noch nicht abgeschickt sei, zu vernichten. Nun hatte aber der Kurfürst die Bittschrift schon weiter geleitet oder die Bedenken Müllers nicht sehr ernsthaft genommen; denn am 6. Februar 1791 wurde das Gesuch durch den Kaiser genehmigt; die Kosten des Ritterstandsdiploms wurden vom kaiserlichen Taxfonds übernommen. Die Ausfertigung verzögerte sich bei der Langsamkeit der kaiserlichen Kanzlei bis in den August[2]), und erst im September wurde es durch den neuen kurmainzischen Residenten am Wiener Hofe, den Freiherrn v. Walter, nach Aschaffenburg gebracht. Dem Bruder schrieb er, er habe die Annahme nicht ablehnen können, weil es Affektation geschienen hätte; er befürchtet, daß es in der Schweiz als kleine Eitelkeit genommen werden könnte. „So ist denn itzt mein ganzer Name: Johannes Edler von Müller zu Sylvelden, des H. R. R. Ritter. Welche Thorheit!" Er scheint somit ganz vergessen zu haben, daß er sich selbst um diese Torheit beworben hatte.

Müller behielt sein Familienwappen, ein halbes rotes Rad im weißen Feld, bei und ließ es nur mit zwei gekrönten Helmen als den gewöhnlichen ritterlichen Attributen vermehren. Das Prädikat „von Sylvelden"[3]) wurde dem Namen beigefügt, um ihn von so vielen anderen Familien namens Müller, die bereits geadelt worden waren, zu unterscheiden.

Die Erhebung Müllers in den Reichsritterstand gehört zu den zahlreichen Ehrungen, die ihm in seiner Laufbahn, oft ungesucht, zuteil geworden sind. Zu der früher erwähnten Ernennung als Ehrenmitglied der Société des antiquités de Cassel am 19. Mai

[1]) St.-B. Müll. 56. Er hatte sich schon früher erkundigt, wie viel bei der Reichskanzlei die Anerkennung des rittermäßigen oder freiherrlichen Adels koste, und die Auskunft erhalten, daß die Erwerbung des Reichsritterstandes für einen Schweizer 1308 fl. 30 Kr., des Reichsfreiherrnstandes 4358 fl. 30 Kr. koste. — Am 3. März 1790 hatte ihm Albini mitgeteilt, daß die Erwerbung des Adels 330 fl. 30 Kr. koste.

[2]) Wien, Registrata Leopoldi II., Tom. III, p. 226. Der prächtig ausgestattete Adelsbrief befindet sich in der historischen Sammlung des Schaffhauser Museums.

[3]) Über dieses Prädikat schrieb er selbst in launiger Weise an den Bruder. 10. Mai 1791. S. W. V, 366.



1781 und als Mitglied der Erfurter Akademie am 3. April 1782 war am 28. Juni 1788 die Aufnahme in die III. Klasse der außerordentlichen Mitglieder der Mannheimer Akademie, deren Mitglied kurz zuvor auch Zurlauben geworden war, gekommen[1]). Am 18. August des gleichen Jahres erfolgte seine erste Aufnahme in die Berliner Akademie. Eigentümlicherweise wurde am 24. Januar 1790 ein zweites Diplom der Berliner Akademie ausgestellt[2]), unterschrieben von Hertzberg, Merian, Achard, de Castillon und Formey, das Müller aber erst gegen Ende des Jahres überbracht wurde mit einem Begleitschreiben Hertzbergs, datiert vom 22. November 1790, auf welches Müller am 29. Dezember ein Danksagungsschreiben verfaßte, in dem er auf das Auffallende der doppelten Ernennung hinwies. —

Das vertrauliche persönliche Verhältnis zwischen dem Kurfürsten und Müller war bald wieder hergestellt; schon im Februar war er wieder der tägliche Gast an der Mittagstafel seines Herrn und durfte ihm seine Anliegen unterbreiten[3]). In der Fürbitte für manche Bedrängte, für Witwen und Waisen, für Beamte, die Unrecht erlitten hatten, war Müller trotz seiner aufreibenden Amtstätigkeit unermüdlich; er bedauerte nur, daß er nicht immer zum Ziel gelangte. Am 31. Mai 1791 schrieb er in sein Tagebuch: „Herr, Du kennst meinen Willen, aber auch meine Unvermögenheit; ich lege das Fürwort ein für die Armen bei Dir! Hilf!“[4]).

Die Geschäftslast war nach der zweiten Anstellung Müllers womöglich noch erdrückender geworden als früher[5]). Zudem sagte ihm

---

[1]) Die Diplome finden sich St.-B. Müll. 56, 4.

[2]) Hertzberg hatte am 24. Januar 1790 dem König die Ernennung Müllers, des französischen Geographen Robert und Gedickes auf einstimmigen Antrag der Akademie vorgeschlagen (Berliner Rep. 96, 214 A). Hertzberg bezeichnet Müller als „sufissement qualifié par ses deux excellents ouvrages sur l'Union Germanique et sur l'histoire de la Suisse, écrite dans le gout de Tacite.“ Die Tatsache, daß Hertzberg und die Berliner Akademie im Jahre 1790 bereits die frühere Ernennung vom Jahre 1788 vergessen hatten, ist umso auffallender, als unter den beiden Diplomen größtenteils die gleichen Unterschriften stehen.

[3]) Zum 25. Februar 1791 schrieb er in sein Tagebuch: „Beim K. F. Mittagsmahl. [Regel: jederzeit bei jedem Gespräch etwas Gemeinnütziges oder demselben Menschen moralisch Nützliches einfließen zu lassen: auf daß keine Stunde des Lebens ohne nützliche Thätigkeit hingehe und kein Gesuch ein ῥῆμα ἀργὸν sei.“

[4]) So noch in vielen Tagebucheinträgen. Zum 22. Mai: „Rührende Vorstellung des Unglücks der Kellerin und der Menge recht- und hülfloser Menschen. Gott, Du weißt meinen Wunsch; gieb ihn Deinem Knecht.“

[5]) Von der Menge der Geschäfte zeugen die überaus zahlreichen Eingaben, Bittgesuche und Briefe in Müllers Nachlaß, auf die er in seiner Gutmütigkeit



die Arbeit auf dem Finanzdepartement keineswegs zu. Schon zu Anfang dieser Tätigkeit lag ihm, als der Finanzminister v. Seckendorf vom 15. März bis 2. Mai 1791 auf seinen Gütern in Franken weilte, die ganze Arbeit ob, so daß er in dieser Zeit 524 Geschäfte zu erledigen hatte. Nicht einmal die Sonntage waren frei. „Herr, könnte ich doch Sonntags frey sein, Dein Wort zu erforschen! Aber vergieb jenen, die dieses Gefühl nicht haben!" schrieb er am 22. Mai 1791 in sein Tagebuch, und am 28. Mai schloß er das Verzeichnis zahlreicher Geschäfte, die ihm oblagen, mit dem Seufzer ab: „So fließt das Leben wie ein Schatten dahin und bleibt keine Spur einer That!" Am 16. August 1791 schrieb er dem Bruder, daß eine Ausfahrt mit einem Freunde am Abend seine einzige Erholung sei; „außer diesen Schäferstunden (zwei, wenn es gutes Wetter ist) versichere ich dir, daß ich den ganzen Tag am Staatswagen oder Karren eingespannt bin, so daß ich wunderselten vor Untergang der Sonne ein Buch lesen kann."

Sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Minister v. Seckendorf, erkannte bald, daß die Arbeit auf dem Finanzdepartement für Müller eine Last sei, weil sie seinen Neigungen nicht zusagte, und er war selbst bestrebt, für ihn eine andere Verwendung zu finden. So wurde Müller durch ein Dekret vom 30. Juni 1791 dieser Tätigkeit enthoben und ihm dafür das Staatsreferendariat „in Rücksicht auf seine Begabung und ausgebreiteten Kenntnisse mit dem zeithero bestimmten Gehalte" übertragen, mit dem Titel „Geheimer Staatsreferendarius". Er habe nun mit dem Hofkanzler, den er schätze und liebe, alle Reichs-, Kreis- und inneren Staatssachen zu besorgen. Albini begrüßte lebhaft den Übertritt Müllers vom Finanz- zum Staatsdepartement; „bey unsern Sentimens kann es nicht fehlen, daß wir beyden harmoniren und jeden promeniren schicken, der Uneinigkeit stiften will"[1]). Von jetzt an bestand zwischen Müller und Albini nicht nur ein sehr freundschaftlicher persönlicher Verkehr, sondern auch eine Übereinstimmung und ein Zusammenarbeiten in politischen Geschäften; Müller wurde durch Albini dem Einfluß der Coudenhovenschen Clique mehr und mehr entzogen und damit auch dem Einfluß des Freiherrn vom Stein. Einen aus-

---

einging, sogar auf solche, wie des Tuchfabrikanten Joh. Jak. König in Hünshaven im Jülichschen, der ein Dichter zu sein glaubte, Müller lange Episteln über seine dichterischen Pläne schrieb und ihm aus Dankbarkeit für seine Langmut mitteilte, er habe seinen Namen wie früher den von Klopstock und Kleist mit Kressensamen im Garten gesät.

[1]) Albini an Müller 24. Juli 1791.



gezeichneten und durchaus zuverlässigen Gehilfen fanden sie in dem jungen Staatsbeamten Kaiserberg, ihrem „Mündelius", wie ihn Albini nannte[1]).

Aber die neue Stellung, die Müller nun einnahm, führte nur zu einer noch stärkeren Belastung und Abwendung von seiner gelehrten Arbeit. So erklärt sich denn sein Wunsch, diesem unruhigen Treiben entrückt zu werden. Am 7. September 1791 war in Berlin der gelehrte Wegelin gestorben. Müller machte sich die Hoffnung, dessen Stelle an der Berliner Akademie und an der Kriegsschule als Professor der Geschichte zu erhalten, und schrieb darüber an Stein, der sich damals in Potsdam aufhielt und ihm antwortete, daß dies Ziel wohl ohne Schwierigkeit zu erreichen wäre, aber mit Recht beifügte: „Cependant Vous me permettés de Vous faire dans ma prochaine reponse quelques reflexions sur l'inconstance des vues et des plans de Messieurs les humains"[2]). Eine neue unerwartete Gunst des Kurfürsten, die Überweisung einer Zulage zu seinem Einkommen im Betrage von 900 bis 1000 fl., bestimmte Müller, seinen Plan vorläufig fallen zu lassen. Er gehört zu den zahlreichen unüberlegten und unausgeführten Ideen, die ihn zeitweilig beschäftigten und die er in der Korrespondenz mit vertrauten Freunden auch wohl unbedacht zum Ausdruck brachte. Es war eben seine Art, alles, was ihn bewegte und oft nur augenblicklich und für kurze Zeit beschäftigte, was andere klug für sich behalten, zu

[1]) Ebenso 27. Juli 1791: „Die jungen muthigen Pferde werden, um nicht ausschlagen zu können, etwas kurz gespannt; so wollen wir es unserm Mündel machen; ich bin aber ebenso sicher wie Sie, daß er bald recht schön im Geschirre gehen wird." — Wie sich Albini in bewußten Gegensatz gegen die Frau v. Coudenhoven und ihren Anhang setzte, zeigt schon eine Stelle in einem Briefe, der Ende Juli 1791 anzusetzen ist: „Sorgen Sie nicht, daß jemand etwas von unserer Correspondenz sehen solle, wiewohl ich es mir zum Verdienst rechne, die Ehre meines Herrn gegen einen Einfluß zu retten, der seiner großen Seele nicht convenirt. Wenn ich mir die Auftritte denke, wo eine Frau öffentlich affectirt hat, Cabinetsgeschäfte zu machen, so schäme ich mich. Wenn sich Frau X mit Gutthaten Emmi wie andre Frauen begnügen wollte, wer sollte ihr solche nicht gönnen? Wenn sie aber ihren Gutthäter prostituiren will, so kann ich es nicht zugeben." Und ein andermal: „Frau v. Coud. will uns sprengen, neue Händel und Confusionen machen, uns alle prostituiren. Lieber jetzt ein bischen Undank, als nachher tausend Verdruß." Er macht auch häufig sehr abfällige Bemerkungen über den Generalleutnant v. Hatzfeldt, erwähnt dessen anstößiges Verhältnis mit der Gattin des kaiserlichen Gesandten v. Schlick, einer berüchtigten Buhlerin.

[2]) Müller verteidigte sich gegen diesen Vorwurf in einem Briefe vom 15. November 1791: „Le reproche de l'inconstance dont Vous me parlez, est naturel, quoique peut-être moins fondé qu'il ne le paroit; on n'est pas inconstant, lorsque dix ans de suite on ne perd pas de vûe le même désir."



offenbaren; das gibt seinem Wesen das Sprunghafte, Unbeständige und Wankelmütige, das ihm vorgeworfen wird.

Über die vielfältigen Geschäfte, die Müller in Anspruch nahmen, mag die folgende Zusammenstellung aus den Akten eine Vorstellung geben, wobei die überaus zahlreichen Bittgesuche persönlicher Art unberücksichtigt geblieben sind[1]). Da waren die Ministerialorganisation und das Finanzdepartement neu zu ordnen, Geldgeschäfte und Geldanleihen zu besorgen, Verfügungen über die Gehaltsauszahlungen und die Verteilung der Hoftrinkgelder zu treffen, das Zollwesen, der Bergbau, das Forstwesen und die Jagd zu leiten, der Weinbau und die Manufakturgeschäfte der Hofkammer zu fördern, die Frage der Einführung der Seidenkultur zu untersuchen[2]). Eine vornehmliche Sorge galt auch dem Schulwesen des Kurfürstentums, insbesondere der beiden Universitäten Mainz und Erfurt. Müller hatte sein Gutachten abzugeben über die Vorschläge des Hofrats v. Zwahl zur Neuordnung der kurmainzischen Universitäten, Mittel- und Volksschulen und noch 1792 über einen ausführlichen Plan, den Stadion hierüber ausgearbeitet hatte. Welche Erwartungen in dieser Hinsicht in die Tätigkeit Müllers gesetzt wurden, zeigt ein Brief des Mathematikprofessors Westhofen an Müller vom 22. Juli 1791, der als einziges Mittel zur Hebung des ganz gesunkenen Schulwesens bezeichnete, wenn Müller „zum allgemeinen Mittelpunkt der ganzen Erziehungssphäre" bestimmt würde. Neben der Universität Mainz, über deren „Reformation" ein von Bodmann verfaßter, von Müller im September 1792 begutachteter Plan vorliegt, erfreute sich auch Erfurt, dessen Hochschule im Oktober 1791 ihre vierhundertjährige Jubiläumsfeier abhalten konnte, seines lebhaften Interesses[3]). Es sollte vor allem das Studium des deutschen Staatsrechts und der Finanz-, Ökonomie-, Polizei- und Kameralwissenschaft gehoben werden. Mit aller Kraft trat Müller für die Geistesfreiheit, für die Lehrfreiheit an den Universitäten auf. Obwohl er selbst der Kantischen Philosophie, die seinem Wesen fremd blieb, durchaus ablehnend gegenüberstand[4]), trat er doch den von geistlicher Seite versuchten Bestrebungen, sie von der Mainzer

---

[1]) Außer den Abschriften von Aktenstücken im Nachlaß Müllers sind die Originalakten des Mainzer Erzkanzl. Archivs Fasz. 10, Varia im Wiener Archiv benützt worden.

[2]) Bekanntlich hat sich damit auch der preußische Minister v. Hertzberg eifrig beschäftigt, der in seiner Korrespondenz mit Müller diese Frage wiederholt berührt und Muster aus der königlichen Seidenmanufaktur beigelegt hat.

[3]) Briefe des Professors Dacheröder, St.-B. Müll. **106**.

[4]) Urteile Müllers über Kant, S. W. V, 186 und 308 f.



Universität zu verbannen, kräftig entgegen und nahm sich des Professors der Logik und Metaphysik, Dorsch, eines überzeugten Kantianers, an[1]). Auch den wegen gewisser Lehren und Äußerungen in seinen Vorträgen angefochtenen Professor Blau nahm Müller in einem Gutachten, in welchem er sich über die kirchliche Rechtgläubigkeit und die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche ausspricht, in Schutz. Als der geistliche Rat und Fiskal Turin, ein engherziger Verfechter des Dogmas, heftige Angriffe gegen einzelne Stellen in den Schriften Forsters, die gegen die christliche Religion gerichtet seien, erhob, riet Müller dem Kurfürsten, aus dieser Sache kein Aufsehen zu machen; „in gegenwärtiger Zeit, wo die Franzosen und ihre Parthey in Teutschland so geneigt sind, einen Fürsten zu beschuldigen, er suche durch Intoleranz und Verfolgung die Gemüther niedrig zu halten und auf Unwissenheit Despotismus zu gründen", möchte er nicht, daß ein Mann von Forsters literarischem Ruhm sagen könnte, er sei zur Verantwortung gezogen worden über Sätze, welche wenigstens in protestantischen Ländern in gewissem Sinn von den verehrtesten Verteidigern des Christentums selber angenommen werden. Er selbst wolle Forster mitteilen, daß er in Zukunft dergleichen Anspielungen auf die biblische Geschichte unterlassen möge oder, wo sie die Materie etwa erfordere, sie doch unaufsichtlich und mit dem den herrschenden Ideen der noch ausgebreiteten christlichen Kirche schuldigen Anstand behandle. Der Kurfürst hat an den Rand dieses Gutachtens sein eigenhändiges „placet" beigefügt[2]). —

[1]) Müller an Heimes 15. Juli 1790. St.-B. Müll. **158**. Die Briefe von Dorsch an Müller (1786—1791), St.-B. Müll. **131**. Dorsch trat gegen Ende 1791 von seiner Lehrstelle in Mainz zurück, weil er wegen seiner wissenschaftlichen und politischen Überzeugungen, als eifriger Vertreter der revolutionären Ideen, sich nicht mehr am rechten Platze fühlte. Er fand darauf eine Anstellung als geistlicher Rat und Professor der Moral an der katholischen Akademie zu Straßburg, von wo aus er sich in einem Briefe an Müller als begeisterter Anhänger der französischen Patrioten bekannte.

[2]) Noch am 17. September 1792, kurz vor seiner Abreise von Mainz, schrieb Müller an Albini: „Ich habe nichts erinnert, aber mit Unwillen gesehen, was für dumme iudicia die Professores über die Bücher gefällt haben, wie man sie aus dem eilften Jahrhundert erwarten könnte. Kein gutes, auch kein vortreffliches Buch darf mehr passieren, sobald im mindesten die Geistlichkeit darin getadelt ist. Ich sehe hieraus, daß sie noch eben dieselbe ist, wie in der finstersten Zeit des medii aevi, und vergebe fast der Nationalassemblée. Sagen mochte ich nichts, weil es hätte ausgelegt werden können. Gestehen muß ich jedoch, daß so ehrwürdig Religion, Moral und bürgerliche Ordnung mir sind, dergleichen Pfaffen in eben solchem Grad meine Verachtung haben und meinen Haß hätten, wenn gehaßt zu werden nicht zu viel Ehre für sie wäre."



Zu den Mainzer Gelehrten, die Müller wiederholt um Verwendung baten und ihm großes Vertrauen schenkten, gehörten auch der bedeutende Mediziner Georg Christoph Wedekind, der als zweiter Leibarzt des Kurfürsten 1788 entlassen worden war, aber noch Professor der Medizin an der Universität blieb, und Georg Wilhelm Böhmer, seit 1788 Professor am evangelischen Gymnasium in Worms. Wie Dorsch und Forster, schlossen sich auch diese beiden einem Kreise von mißvergnügten Mainzer Beamten und Gelehrten an, die für die Ideen der Revolution schwärmten und sich nach der Eroberung von Mainz durch Custine dem Mainzer Klub anschlossen. —

Für religiöse Duldsamkeit einzutreten, gab auch die Frage der Niederlassung flüchtiger Niederländer in Mainz Gelegenheit. Müller und Seckendorf empfahlen als Protestanten die Aufnahme holländischer Familien und die Erbauung eines protestantischen Bethauses für sie. Auf der andern Seite verwendete sich Müller auch für die Unterstützung bedrängter Klöster. Verhandelt wurde auch über den Exjesuitenfonds und die Aufhebung der dafür in Aschaffenburg eingesetzten Kommission; Müller unterstützte auch den Vorschlag Forsters, die Jesuitenkirche in eine Bibliothek umzubauen. —

Auch über die Verbesserung des Archivwesens hatte er seine Gutachten abzugeben. Über das Bücherwesen wurden Unterhandlungen mit dem Frankfurter Stadtmagistrat geführt. Der Kurfürst von Mainz verlangte als Erzkanzler, daß ihm von allen Büchern sofort nach der Frankfurter Messe Exemplare eingeliefert werden, um gegen die Herausgabe und Verbreitung von Schriften, die mit den symbolischen Büchern beider Konfessionen und mit den guten Sitten nicht vereinbar seien oder die den Umsturz der gegenwärtigen Verfassung und die Störung der öffentlichen Ruhe befördern könnten, die nötigen Maßregeln ergreifen zu können. Der Stadtmagistrat versicherte, daß der Vertrieb solcher Bücher verboten worden sei und daß Bürgermeister und Rat ihr Augenmerk darauf richten werden; der kaiserlichen Bücherkommission werde hierin alle tunliche Beihilfe geleistet. — Auch mit den Theaterverhältnissen in Mainz hatte sich Müller abzugeben. — Eingehende Verhandlungen führte er über die Fragen des Armenwesens, über das Armeninstitut und die damit verbundene Fabrik mit dem Leiter desselben, Rulfs[1]).

---

[1]) St.-B. Müll. **160**. Das Institut war damals in große finanzielle Not geraten; Müller nahm sich desselben warm an und unterstützte den Armendirektor Rulfs lebhaft, der als ein verständiger, human denkender Mann erscheint, voll guter und praktischer Gedanken über das Armenwesen. Er hatte die Meinung,



Lange und überaus mühsame Unterhandlungen über einen alten Rechtsstreit zwischen dem Kurfürstentum Mainz und der Reichsstadt Frankfurt, wobei Müller sich um einen billigen Vergleich bemühte, kamen nicht zum Ziele, weil die dafür eingesetzte Kommission davon nichts wissen wollte[1]). — Auch über die Beförderung österreichischer Truppen nach Luxemburg und deren Fouragierung wurde unterhandelt. Neben dem Schaffhauser Kaufmann Gaupp und dem Urner Landammann Müller, die beide die Vermittlung Müllers für ihren Salzhandel mit Bayern anriefen, suchte auch der Landammann Wetter in Herisau durch Müller neue Geschäftsverbindungen in Mainz anzubahnen[2]). — Auch der Gesandte des Kurfürsten von Mainz in Rom, Aloysius de Scrilli, stand mit Müller im Briefwechsel; er richtete an ihn verschiedene Gesuche um Verwendung, da er in Müllers Einfluß beim Kurfürsten großes Vertrauen setzte[3]).

Einen eifrigen Anhänger und Bewunderer besaß Müller in dem Brückenmeister und Oberzollinspektor Johannes Bahl in Mainz, in dessen Nebenhaus Müller in der letzten Zeit seines Mainzer Aufenthaltes wohnte. In den Briefen Bahls[4]) finden sich Berichte über Brückengelder und Zolleinnahmen, über die Stimmungen und Bewegungen in den unteren Schichten der Mainzer Bevölkerung, unter den Schiffern, Ratschläge über die Anlage eines großen Getreidemagazins, um einer allfälligen Teuerung vorzubeugen, Nachrichten über die Umtriebe der Franzosen und Patrioten, damit verbunden

---

daß Albini ihm entgegenarbeite, weshalb er niemand als Müller habe, an den er sich wenden könne. Müller nahm Albini gegen diesen Vorwurf in Schutz.

[1]) Diese Angelegenheit wird vor allem in der Korrespondenz mit dem General Gmelin und dem Stadtsyndikus Borke von Frankfurt (St.-B. Müll. **143**, Briefe von 1789—1792; 60 Nummern mit Beilagen) berührt. Gmelin schrieb den Mißerfolg der Verhandlungen vor allem dem schlechten Willen des Mainzer Unterhändlers Kalkhof zu; es sei auf Diätenschneidereien und dergleichen abgesehen; darum verhindere man den Vergleich oder wolle nur einen Teil erledigen.

[2]) St.-B. Müll. **83**. Wetter hatte in Herisau ein bedeutendes Leinwand- und Musselingeschäft. Müller hat sich tatsächlich darum bemüht. Nach dem Tode Wetters setzte sich der Briefwechsel mit dessen Tochter, der verwitweten C. Moreillon fort. Sie berichtet am 28. November 1793, daß sie beständig 300 Arbeiter beschäftige. Am 6. April 1794 dankt sie Müller für seine Teilnahme und ersucht ihn, ihr, bevor es durch die Zeitungen bekannt werde, mitzuteilen, ob Aussicht auf den Frieden vorhanden sei, weil dies für das Geschäft sehr wichtig werden könne.

[3]) St.-B. Müll. **145**. Scrilli an Müller, 25 Briefe vom 14. November 1789 bis 20. Juni 1792, italienisch oder lateinisch geschrieben, enthaltend Nachrichten aus Rom, Tagesneuigkeiten, unter anderem über den Prozeß von Cagliostro, über französische Umtriebe in Rom, über die Stellung des Papstes zu den kirchlichen Verhältnissen im revolutionären Frankreich und so weiter.

[4]) St.-B. Müll. **150**; 68 Nummern von 1790—1799.



persönliche und familiäre Mitteilungen, Dankesbezeugungen für Müllers Freundlichkeit und Güte, in buntem Durcheinander und treuherzigem Ton, an „meinen allerliebsten Herrn geheimte Statsrath", in einer grauenhaften, geradezu komisch wirkenden Orthographie[1]). Bahl erscheint in diesen Briefen als ein redlicher, braver und dankbarer Mensch und trotz seiner geringen Bildung als ein Mann nicht ohne Klugheit und praktische Einsicht. —

Die vielseitige und in ihren verschiedenartigen Einzelheiten ermüdende und aufreibende Arbeit, die soeben geschildert worden ist, wurde aber an Bedeutung und Wichtigkeit übertroffen durch die Beschäftigung mit den politischen Fragen, die sich dem Kurfürstentum Mainz und dem ganzen deutschen Reiche durch den Ausbruch der französischen Revolution aufdrängten, durch die Folgen, die diese gewaltige Bewegung auf die Länder und Völker Europas und vornehmlich auf die Staaten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, als dessen Hort und Vorkämpfer sich der Kurfürst-Erzkanzler betrachtete, ausüben mußte. Müller als einer der einflußreichsten Vertrauten und Ratgeber des Kurfürsten mußte durch diese Verhältnisse mächtig bewegt werden; brachten sie ihn doch in einen zweifellosen Konflikt zwischen seiner politischen Überzeugung und seiner amtlichen Stellung. Die Begeisterung für die Ideen der Aufklärung, die ihn in der Jugend ergriffen hatte, war noch nicht verschwunden; die Freiheit, die von Paris aus in so glühender und leidenschaftlicher Weise verkündigt wurde, die ersten großen Erfolge der gewaltigen Bewegung, machten auf sein empfängliches, jedem kraftvollen Einfluß von außen her fast widerstandslos preisgegebenes Gemüt einen tiefen Eindruck; umso furchtbarer trafen ihn dann die entsetzlichen Ausschreitungen der Revolution, die blutigen Greuel der Schreckensherrschaft; die anfängliche Begeisterung für die Freiheit machte dem Abscheu über diese Vorgänge Platz und ließen ihn eine nicht unwichtige Rolle spielen bei der Verteidigung der alten Zustände gegen den neuen, von Paris aus über die Länder sich verbreitenden Geist, gegen die Vernichtung des historischen Rechts, dessen Erhaltung und Schutz im Grunde genommen im Mittelpunkt seiner politischen Ansichten stand. Vor die Wahl gestellt zwischen der revolutionären Freiheit und dem historischen Recht, hat er nicht gezaudert, seine Freiheitsgelüste preiszugeben und sich der alten Ordnung der Dinge zur Verfügung zu stellen, immerhin nicht ohne dem

[1]) Ein Müsterchen davon: „hier hat mann Vor Einige Tagen fiehle zettel, oder Baßgewillen, in der statt ausgestreiet, die aber nach allem Vermuthen, Von nichts nüzige franzoßen, oder andere reweller sind außgestreiet worden".



neuen Zeitgeist in mancher Hinsicht, vor allem in der Berücksichtigung der dringenden Forderungen der Völker, Rechnung zu tragen. —

Müller hat den Ausbruch der gewaltigen Bewegung vorausgesehen und vorausverkündigt; sowohl die Verhältnisse in den großen europäischen Staaten als in seinem schweizerischen Vaterlande erkannte er klar und fühlte, wie der Sturm sich vorbereitete. Schon zu Anfang der achtziger Jahre äußert er sich in zahlreichen politischen Betrachtungen gegen seine Schweizer Freunde und Korrespondenten, gegen den Bruder, gegen Bonstetten, Füßli, den Luzerner Säckelmeister Balthasar, gegen den aristokratischen Bündner Ulysses v. Salis-Marschlins und den vom demokratischen Geist ergriffenen Bansi, gegen Haller von Königsfelden, aber auch gegen die deutschen Freunde, wie Fr. H. Jacobi. Er läßt sich Berichte über die Unruhen und Gärungen im Schweizer Volke zusenden; er spricht sich aus über die Mittel, dem drohenden Unheil rechtzeitig vorzubeugen; er klagt über die unfruchtbaren Verhandlungen in den schweizerischen Räten, über die man die Tat versäume. „On s'assemblera encore,“ schreibt er am 23. Februar 1782 an Bonstetten, „quand tout sera perdu, et le général ennemi dira comme ce Suédois: Vous verrez, qu'ils délibèrent sur ce qu'ils auroient fallu faire.“

Als im Frühjahr 1784 in Stein a. Rh. Unruhen gegen die Zürcher ausgebrochen waren und die Steiner dabei auch den Kaiser angerufen hatten, entstanden in der Schweiz erneute Befürchtungen über die Absichten Josephs II. gegen die Schweiz. Müller stellte sich von Anfang an auf die Seite der rechtmäßigen Obrigkeit. Am 19. März 1784 schrieb er an den Bruder: „Die Steiner Sache hat mir sehr mißfallen; sie ist von bösem Beyspiel, wenn sie gelingt, und hätte in gewissen Umständen die ganze Schweiz in die äußerste Verwirrung bringen können, zu entscheiden, welches gefährlicher sey, Zürich in dieser Sache zu behaupten oder nicht. Über dieses bringen solche Unternehmungen die Schweiz in einen bösen Leumund oligarchischer Despotie. Dich bitte ich sehr, alles große und kleine, was du von dieser oder solchen Sachen (denn in Bündten spuckt es auch) in Erfahrung bringst, mir so oft möglichst umständlich zu schreiben.“ Am Ende des Jahres, am 12. Dezember 1784 äußerte er sich gegen Füßli: „Recht hattet ihr, meines Bedünkens, aber ich erschrack äußerst, wegen der Zeiten. Thatet ihr nichts, ohne sicher zu seyn von Seite Wiens, so ist's gut; nicht aber, wenn ihr, beym größesten Recht, euch und alle Eydtgenossen mit Josephs Kopf compromittirtet.“



Auf den Geist des Volkes setzt Müller größeres Vertrauen als auf die Einsicht der Regierungen. So schreibt er am 8. September 1784: „In großen Geschäften werden alle Städte der Schweiz unglaubliche Böcke machen, und in der Gefahr, welche Gott lang abwende, werden die Regierungen sich viel schlechter zeigen, als das Volk," und gegen Ende Oktober: „Um einmal von der Politik zu sprechen, so gestehe ich dir meine Besorgniß einer großen Bewegung vieler Staaten; ich füge bey, daß wenn Östreich und Bourbon die alten Fehden erneuerten, ich besorgt wäre, da die Gränze von Calais bis nach Hüningen mit Festungen verwahret ist, welche einzunehmen schwer fallen würde, der Kaiser dringe unversehends durch unser Land in Hochburgund ein; bey der bloßen Gefahr würden in panischem Schrecken die gelehrtesten Regierungen sich auflösen und ihr selber vergessen; es ist unmöglich, mir vorzustellen, was aus uns werden würde; das nur freut mich, daß unter dem Volk in der wahren Schweiz noch ein Geist herrscht, welchem Tod und Flucht erträglicher wären, als ein östreichisches Joch." Er sieht die Zeit voraus, in der die Entwicklung der politischen Verhältnisse viele Schweizer dazu zwingen würde, die Heimat zu verlassen, und er fordert den Bruder auf, seinen Geist so zu entwickeln, daß er im Notfalle in mehr als einem Land brauchbar wäre. „Ich hoffe, mich zu betrügen; Gott schone des Volks; es mögen doch noch zehen Gerechte darunter seyn; es ist aber die Pflicht weiser Männer, gefaßt auf alles zu seyn."

Über gewaltsame Bewegungen urteilt er in einem Briefe an Füßli vom 18. April 1785: „Allerdings — ein Putsch ist ein Übel, wie ein Fieber auch ein Unfall ist; aber doch lieber dieses, als einen lebenslänglichen schmachtenden Körper, der sogar zur Fieberhitze nicht Wärme noch Kraft genug hätte, und noch lieber einen politischen Putsch, als eine chinesische Machinerie, und als die Verderbniß, welche gewisse Aristokratien dem gehorchenden Theil nur zu gerne gestatten. Du wirst in meinem Buch Vieles über Bern finden; bey dem Allem bleibt es meines Bedünkens nicht in den Gesetzen, aber in der Verwaltung die beste unter allen bekannten Aristokratien. Die allgemeinen Fragen über Aristokratie, Democratie, Monarchie, sind Proben des unwissenden Stolzes derer, die ohne Kenntniß der Alles modificirenden, erträglich machenden und verschlimmernden Umstände, sich begnügen, abzusprechen, weil große Worte dem Pöbel große Gedanken erscheinen. Es ist Alles gut, nach Zeit und Ort; nur das Eine gefährlicher als das andere: doch halte ich für ein Hauptprinzipium, daß, wenn eine Verfassung die Ent-



wicklung des menschlichen Geistes, den Genuß unserer Kräfte hindert, sie vor andern gefährlich und menschenfeindlich genannt werden darf. Im übrigen muß man viel vergeben." — Am 20. August 1785 beschwört er Füßli, bei der gegenwärtigen Lage der allgemeinen Geschäfte doch alles, was in seinen Kräften liege, zu tun, um in der Schweiz allen Samen der Uneinigkeit, Eifersucht und Antipathie zu ersticken und in inneren Angelegenheiten weniger zu hören, was B., L. oder R. S., als was die große Sache der allgemeinen Freiheit, was die Erhaltung aller haben will. „Ich muß gestehen, daß es mir die Seele verwundet, gewisse brave Männer wärmer wider Schwytz als wider O. reden zu hören, zu sehen, daß ihr ganzer Sinn dorthin und kein Auge hierhin gewandt ist, indeß so wenig Zürich als Zug, so wenig Bern als Appenzell, durch irgend ein anderes Mittel eine genügende Würde bey den Mächten, und eine gehörige Festigkeit haben und erhalten kann, als durch die Heilung der alten Wunden, durch die möglichst enge Verwandlung der getheilten Republik in einen einigen, gesunden, seiner selbst frohen Körper."

In seiner Schrift „Darstellung des Fürstenbundes" bekennt er sich offen zum Grundsatz der Preßfreiheit: „Ich kenne den Mißbrauch der Publicität; aber die ganze Natur, die Ordnung der Gesellschaft und die Religion werden auch gemißbraucht. Wider Thoren und Bösewichter, welche mit der Publicität Unfug treiben, ist das beste Mittel in der Publicität selbst; sie bauen ihr eigenes Pilori."

In der Erhaltung des Friedens, der durch das Gleichgewicht erreicht werden kann, erblickt er das Ziel der Politik[1]). „Wir sind nicht bloß für Freiheit geschaffen; in dieser werden wir nie die wilden Thiere übertreffen; wir leben für die Gesellschaft, welche alle verborgenen Seelenkräfte aufweckt, entwickelt, belebt, entflammt. Wir sind für den Frieden geschaffen, welcher als der Pflegegarten jeder wohlthätigen Wirksamkeit billig das Meisterstück der Vernunft, das Ziel menschlicher Seligkeit genannt werden mag. — Freiheit, Frieden und Verbindung — welche der Despotismus trügerisch verspricht — werden durch das dazumal (gegen Ludwig XIV.) gebildete System des Gleichgewichtes der Menschen zugesichert, bereitet und mehr und mehr mitgetheilt."

So weist er auch auf die Bedeutung des Handels für die politische Entwicklung der Staaten hin: „Dieses geschah durch den Handel,

---

[1]) S. W. IX, 93.



den Sohn der Freiheit und Zögling des Friedens, dem die strengsten Edicte des reglimentirenden Despotismus die Blüthe nie geben können, zu der er in der Freiheit von selbst aufkeimt. — Die Regierungen beschäftigen sich zu viel mit seiner Leitung, da sie nur die Hindernisse wegräumen sollten. Die großen Gesetze, die Handel und Seemacht in England befördert, wurden in der Freiheit nach der Stimme der Interessirten gegeben."

Müller hat auch in Mainz seine politischen Überzeugungen freimütig bekannt, so rückhaltlos, daß er von seinem Freunde Bonstetten ernstlich zu größerer Vorsicht gemahnt wurde. „Ich kenne deine feurige Seele, um Gottes willen erinnere dich, daß du an einem Hoff bist, und daß der besten Sach nichts mehr schadet als übertriebener Eyffer[1])."

Im übrigen begrüßte auch der aufgeklärte Bonstetten mit freudiger Begeisterung die Vorgänge, die dem Ausbruch der Revolution in Frankreich vorangingen; sie schienen ihm wie ein Zauberreich zu sein und die Herrschaft der Freiheit herbeizuführen. —

Am kurfürstlichen Hofe ließ man sich Berichte aus Paris zusenden, um über die dortigen Bewegungen auf dem Laufenden zu bleiben. Offenbar durch Müllers Vermittlung schickte ein in Paris lebender Schweizer, de Grandcour, vom Februar 1787 bis Januar 1788 Berichte an den Kurfürsten von Mainz über die Vorgänge am Hofe und in der Stadt Paris, im Pariser Parlament und so weiter. Sie sind als gleichzeitige Mitteilungen aus dem bereits heftig erregten Paris nicht ohne Interesse[2]).

Dabei hat Müller sein schweizerisches Vaterland nie aus dem Auge verloren. Unablässig suchte er zu wirken für einen engen Zusammenschluß der eidgenössischen Orte. „Je m'estimerois bien heureux," schrieb er am 2. Januar 1788 an Ulysses v. Salis-Marschlins, „si je pouvois réussir à faire sentir plus vivement aux Ligues Helvétiques la nécessité d'un renouvellement et d'une refonte de la confédération, d'une union plus serrée entre les cantons euxmêmes, et avec les pays associés, d'un bon système de défense générale, d'un ton d'administration, qui fasse sentir à la nation, qu'elle est réellement libre, et des moeurs frugales et simples d'un peuple de militaires agricoles." Und am folgenden Tage schrieb er an den Seckelmeister v. Balthasar in Luzern: die Regierungen

[1]) Haag: Beiträge zur Berner Schul- und Kulturgeschichte II, 67 f. Bonstetten war auf die Gefahr, die Müller wegen seines zu großen Freimutes drohte, durch den Baron v. Wessenberg aufmerksam gemacht worden."

[2]) St.-B. Müll. 131.



sollten sich der Verbreitung der Aufklärung im Volke nicht widersetzen. „Überhaupt scheint mir dieses eines der allerwichtigsten Probleme republikanischer Staatskunst: wie unter dem Volk, ohne Gefahr des Mißbrauchs, genug Aufklärung auszubreiten, damit es die Regierung zu den nothwendigen Maßregeln unterstütze, anstatt aus Vorurteil sie zu hindern. Ich finde, daß für diese, in Republiken doch Alles bedeutende Menschenclasse noch zu wenig geschrieben; und doch könnte, durch Calender sogar, durch Lieder und Erzählungen, ungemein viel gewürkt werden." — In einem weiteren Briefe an Ulysses v. Salis-Marschlins vom 5. Dezember 1788 spricht er die Hoffnung aus, daß die schweizerische Nation sich während der Ruhe, der sie sich jetzt noch erfreue, auf den kommenden Sturm vorbereiten möge; dabei bekennt er sich durchaus zur Ansicht der Physiokraten, indem er im Ackerbau und im Grundbesitz den Reichtum des Staates erblickt; der Niedergang des Handels und der Zusammenbruch gewisser Spekulationen erweckt in ihm die Hoffnung der Rückkehr zu den alten einfachen Sitten. „Gewiß ladet uns jetzt alles ein (zumal der Verlust oder die Verminderung mancher sonst sicher geglaubten Ressourcen), zurückzukehren in uns selbst, auf altrepublikanische Sitten, und innewohnende Hülfsmittel; wir müssen Stärke und Beschäftigung in uns, gleichwie in Frugalität unser Auskommen, suchen; in diesen Zeiten der Crise und Gährung, wo wir auf Auswärtige nicht mehr zählen können, müssen die Eidgenossen ihrer Väter gedenken, denen es auch so gieng, und in ihrer und freyen Völker Geschichte die ächte innere und äußere Staatsweisheit studiren. Es ist allzu offenbar, daß die Entnervung der Sitten und der Untergang aller Grundsätze Frankreichs Thron stürzte; wie viel weniger ist uns Kleinen erlaubt, zu schlafen[1])." Mit aller Eindringlichkeit warnt er davor, einzelne Teile der gemeinen Herrschaften der Schweiz entfremden zu lassen, weil dies zur Auflösung der Eidgenossenschaft führen müsse[2]). „Wenn wir Eydgenossen (die Bündner ja mitgerechnet) nicht alle unsere Lande für ein Heiliges Ganzes halten, dessen kleinster fernster Theil jeden gleich interessirt, so sind wir bald sämtlich verloren. Verloren sind wir, sobald wir uns aufs Raisonniren einlassen, ob dieses Stück wichtig, ob jenes rechtmäßig erworben? Wir sollen hierüber ganz taub seyn, und, was ist, nehmen wie es ist. Alsdann mag, und allerdings soll unter uns darauf gesehen werden, daß wir uns möglichst vorwurfsfrey machen. Aber daß wir's nicht sind, was geht das Andre an? — Liebster Freund,

[1]) An Balthasar 9. Dezember 1789. S. W. XVI, 396 f.

[2]) Müller an Füßli S. 205 f.



wann wird es geschehen, daß wir endlich lernen, Eins nur im Auge zu haben (gegen Fremde), nämlich unsere Erhaltung. Ich, bey einem solchen Ereigniß, frage zuerst, wer ist für die Behauptung des unabhängigen Besitzes der angetasteten Provinz, und für dieselbe Parthey bin ich, sey sie französisch oder holländisch, katholisch oder protestantisch, demokratisch oder patriotisch; denn Alles übrige läßt sich nachmals ausmachen; aber Alles ist aus, wenn man das Land nicht mehr hat."

Inzwischen war nun in Frankreich die helle Revolution ausgebrochen; wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde vom Bastillensturme, der ersten großen Gewalttat des Pariser Pöbels, durch die Länder Europas. Müller ließ sich zu dem begeisterten Ausrufe fortreißen: „Der 14. Julius ist der schönste Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft! Das vorige Seculum ahmte französische Frivolität nach; das künftige wird Muth an ihnen lernen. Um wenige Burgen reicher Baronen, um die Köpfe weniger, meist schuldiger Großen, ist diese Freiheit wohlfeil erkauft. Sie wird eine Kraft in ihre Charakter legen, wodurch die politische Macht wieder furchtbar emporsteigen wird. Mögen sie denn fallen, die, welche zittern, ungerechte Richter, überspannte Tyranneien! es ist recht sehr gut, daß die Könige und Räthe gewahr werden, sie auch seyen Menschen." Aber nicht nur seinem Bruder und seinem Schweizer Freund Füßli in vertraulichen Briefen, sondern auch dem preußischen Staatsmann Dohm hat Müller rückhaltlos seine Bewunderung der Vorgänge in Paris ausgesprochen: „Welch eine Scene in Frankreich! Gesegnet sey ihr Eindruck auf Nationen und Regenten! — Ich hoffe, mancher Sultan im Reich werde heilsam erzittern, und auch manche Oligarchie lernen, daß man's nicht zu weit treiben darf. Ich weiß die Excesse. Hiefür ist aber eine freye Verfassung keineswegs zu theuer erkauft. Kann's eine Frage seyn, ob ein luftreinigendes Donnerwetter, wenn es auch hie und da einen erschlägt, nicht besser sey, als die Luftvergiftung, als Pest? Diesen Saamen hat vor 40 Jahren Montesquieu gestreut. Also ist nichts verloren, warten muß man nur. Man hat lang die Moden nachgemacht, endlich wird auch, wo Tyranney unleidlich wird, der 14. Juli 89 der Pariser nachgemacht werden."

Allerdings schreckte Müller bald vor den weiteren Ausschreitungen der Revolution zurück und modifizierte sein Urteil über die Vorgänge in Frankreich wesentlich. Die Verletzung des Eigentumsrechts und der Justiz machten ihm Sorge: „da sie in Frankreich beide so schrecklich leiden, so wird auch mir bald unglaublich, daß dasselbe



Werk bestehen könne. Es ist nicht gleich dem Englischen vor hundert Jahren. Verstand präsidirte letzterm, diesem Witz, Systeme, Phraseologie. Hiezu kömmt, daß nach der Erfahrung aller Völker kein freies Volk ohne Sitten, noch diese ohne Religion bestehen mögen, die Nationalversammlung aber letztere für Thorheit hält." Und auf den letzten Gedanken kommt er schließlich immer wieder zurück: „Wenn die Franzosen Religiosität hätten und gründeten ihre Sache auf Gott und Moral, so glaubte ich; so aber sage ich, daß ihr Gebäude auf Sand ruhet, und ein Wind vom Herrn es umreißen wird[1])." Später, nachdem er das Treiben der Klubisten in Mainz mit eigenen Augen gesehen hatte, schrieb er an den Bruder: „Die größte Intoleranz herrscht wirklich bey den Aposteln der Freyheit. Die ganze Welt soll den Rock tragen, der im Jacobinerclubb zugeschnitten wird. Alles eigenthümliche, alle Vaterlandsliebe, alle alten Sitten, alle Localverhältnisse sollen aufhören. Gott, was für ein uninteressantes Ding würde die ganze Menschheit werden! Es gehört aber eine solche Ignoranz und Präsumtion zu dem bloßen Gedanken[2])."

Während Müller von seiner Begeisterung für das revolutionäre Frankreich bald abgekommen war, hielt er doch an der Hoffnung fest, daß die Vorgänge in Frankreich für die Menschheit gute Folgen haben werden, daß die Obrigkeiten daraus die weise Lehre ziehen sollten, den gerechtfertigten Wünschen der Völker entgegenzukommen. „Ich wünsche aber sehr," schrieb er am 25. September 1789 an Niklas Vogt, „daß die Fürsten recht gewarnt würden. Vielleicht wäre dann zu machen, daß sie zusammenträten und Eines würden, diesen ächten gravaminibus nationis Germaniae durch einen vernünftigen mode de vivre abzuhelfen, bey diesem aber einander alsdann zu schützen. — Daß der Fürstenbund nicht mehr Freunde

---

[1]) Brief vom 22. Juli 1791. S. W. V, 369. Schon am 27. November 1789 schrieb er von Straßburg aus an Bonnet: „Mon petit avis particulier est, que de tout ceci il ne résultera rien qu'une confusion épouvantable, dont Dieu seul peut prévoir le dénoument. Si la régéneration de ces philosophes réussit, alors fermons les livres, car l'expérience des nations et des siècles n'est rien, Montesquieu n'est qu'un sot, et il n'est pas vrai non plus, que tout gouvernement ait besoin d'une base morale; les phrases y suffisent . . . la législation est devenue chose bien aisée; il n'y a qu'à détruire, et au lieu de remplacer, il suffit d'une proclamation. Vous savez, si l'historien des ligues Suisses est le fauteur du despotisme; au contraire, j'étois dans un enthousiasme dont j'ai presque honte à présent, à la vue de ce qui paroissoit l'aurore d'un beau jour au mois de Juillet, mais il coûte de renoncer à toutes les expériences, à tous les principes, à ses yeux, à ses oreilles et à toute sa raison. Que de reflexions il y auroit à faire!"

[2]) Ähnlich erklärt er sich gegen Mülinen (Bern, Mülinen-Archiv Nr. 10).



hat, setzt mich in keine Verwunderung; er ist ein herrliches Gerüste, aber nun wird nichts gebauen — eine vortreffliche Maschine, aber diesmal ohne ressort, sie geht nicht. Belebt sie aber etwas, so daß die Fürsten zusammeneilen und gewisse Bedürfnisse fühlen, dann kann sie sehr nützlich werden. Überhaupt haben wir der Vortrefflichkeiten viele in unserm Reich, aber alles schläft und liegt abgespannt; daher jede Electrisation gut ist."

Mit großem Interesse verfolgte Müller vor allem auch die Vorgänge und Stimmungen in seinem schweizerischen Vaterlande, über die er nicht bloß einseitige Urteile zu erlangen suchte. So stand er gerade in diesen Jahren der sich ausbreitenden Revolution gleichzeitig mit dem streng konservativen Bündner Ulysses v. Salis-Marschlins und mit dem unruhigen Revolutionär Bansi in regem Verkehr[1]). Er dringt auf ein festes Zusammenhalten der Eidgenossenschaft mit den Rätischen Bünden; er ist der Ansicht, daß man jetzt von der kaiserlichen Regierung weitgehende Zugeständnisse erlangen könnte, wenn man von seiten der Schweizer die günstige Lage ausnützen würde; aber er zweifelt daran, daß dies der Fall sein werde. „Meine Nachrichten von dem moralischen Zustand vieler helvetischer Städte machen fürs politische wenig hoffen, das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Öfters bedaure ich tief, nicht ganz und aus allen Kräften dem Vaterland leben zu können — ob durch Geschichten in jedem Ton, jeder Manier, durch Vorstellungen, durch Pamphlets, durch Briefwechsel, durch Unterredung, dem wachsenden Übel noch vorzubeugen wäre! Doch ich traue auf den, der diese Nation so oft wunderbar erhalten; meine Grillen weiß Er, auch daß, wenn Er mich berufen will, zu solchem Werk wahrer Nationalregeneration auch etwas zu thun, ich freudigst folgen würde."

Noch traute Müller der Schweiz so viel innere Kraft zu, daß sie die schwere Krise zu überstehen vermöge. „Bei allen Mängeln", schrieb er am 9. November 1789 dem Bruder, „finde ich doch noch

---

[1]) In den Briefen J. Georgs von 1789/90 ist öfters von Sendungen Bansis, die durch ihn vermittelt wurden, die Rede, wobei er allerdings den Bruder vor diesem Manne warnt: „Bei der Gelegenheit muß ich dich warnen, dem Bansi nicht zuviel Glauben zuzustellen. Er hat viel Gutes, aber ebensoviel Schlechtes und Niedriges. Ich mag die Leute nicht, die ihre Sache unter dem Hütlein spielen. Er ist Illuminat wie mehrere seiner Freunde, und es ist evident wahrscheinlich, daß er Briefe von Ulysses v. Salis gestohlen, ferner dem Buchdrucker einige Exemplare einer gewissen Schrift, wofür er auf öffentlicher Straße Schelm und Dieb gescholten worden. Was in der Beschuldigungsschrift (die du bekommen wirst) num. 8 gegen seinen moralischen Charakter gesagt wird, ist nur allzuwahr." (20. Juli 1790.)



Zürich das Muster eidgenössischer Städte, an Bürgersinn, Haustugenden, Nationalkraft, und wenn ich die übrige unfranzösirte Schweiz, Rhätien beigezählt, in Erwägung ziehe, so freut mich das Vaterland (largo sensu) doch wieder, und ich hoffe, es sollen wohl noch zehen Gerechte darin seyn. Denn im Ganzen ist in den innern und sonst noch nationalen Cantons allezeit eine Einfalt und Kraft, wie doch sonst nirgend." Und dem Berner Patrizier v. Mülinen, der ihm am 20. September 1789 erklärt hatte, daß er sich als Mensch über die Revolution in Frankreich gefreut habe, nicht aber als Berner und Adliger, antwortete er am 3. Oktober[1]), daß die inneren Gefahren in der Schweiz nicht lange dauern können. Wenn Bern seines Volkes sicher sei, so werde es die anderen Orte stützen, wenn nicht, so müsse man unverzüglich nachgeben, ehe die fremden Mächte sich einmischen können. Er bekenne offen, daß er alles, was die Nation zu sich selbst zurückrufen, was ihr durch den großen Gedanken einer wirklichen Freiheit ihre alte Energie zurückgeben könne, für das ihr notwendige Gute betrachte, daß, wenn man tatsächlich repräsentative Regierungen, eine Art Parlamente, die durch die Distrikte gewählt werden, mit einem Senat, gewählt durch die gegenwärtigen regierenden Familien, einsetze, man dann mit größerem Rechte die ganze Schweiz frei nennen könnte. Sollten daraus Unruhen hervorgehen, die den Nachbarn vorteilhaft wären, so würde er diese Nachbarn viel weniger fürchten, wenn das ganze Volk von einem neuen Gefühle der Freiheit beseelt wäre, als wenn es glauben würde, nur für einige besonders bevorzugte Städte sich schlagen zu müssen. Er sei nicht der Meinung, daß die Vorgänge in Frankreich mit der Vernichtung des Adels enden werden. „L'essentiel sera (et alors bénie soit la révolution) de faire sentir à la noblesse la nécessité de s'évertuer pour se montrer digne de son nom, et alors elle pourra toujours plus que la plûpart des autres (des hommes éminens peut-être exceptés)." Auch der englische Adel habe trotz der Opfer, die er habe bringen müssen, sein Ansehen und seinen Reichtum nicht verloren. —

---

[1]) Bern, Mülinen-Archiv, Briefe Müllers Nr. 9. Mülinen berichtete Müller vor allem über die Verhältnisse in Bern; er erhoffte von ihm einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung in der Schweiz. So schrieb er am 3. Dezember 1791 an Müller: „Vous qui écrivez si bien, qui avez tant de relations dans les diverses parties de la Suisse, vous auriez bien des avantages pour être le centre d'une confédération utile à tant d'égards à notre chère patrie. Je ne Vous parle pas d'un projet en l'air; j'en vois très-bien la possibilité et vous savez, que je suis plus froid qu'enthousiaste. Pensez-y un peu et écrivez-moi vos idées làdessus." —



Genau und zuverlässig ließ sich Müller durch seinen Bruder und den Säckelmeister Stokar über die damaligen Vorgänge in seiner engeren Heimat unterrichten. Im Jahre 1790 waren in der Gemeinde Unterhallau revolutionäre Unruhen ausgebrochen, über deren Verlauf und für die Stadt günstige Beilegung Johann Georg dem Bruder einen Bericht und die Sammlung der Akten in Aussicht stellte[1]). Beide Brüder waren von der Unrechtmäßigkeit der Erhebung der Landleute überzeugt. Johannes Müller riet an, gegen die verführten Bauern das Beispiel zu befolgen, welches der Kurfürst von Mainz bei den Unruhen in Aschaffenburg gegeben habe, das heißt sofortige Unterdrückung mit aller Strenge gegen die Aufrührer, dagegen Milde und Berücksichtigung gerechtfertigter Forderungen gegen die treu gebliebenen Untertanen[2]). Durch solche Maßregeln, die nur er und der General Hatzfeldt dem Kurfürsten angeraten, während die anderen Staatsräte heimliches Nachforschen und Kommissionen vorgeschlagen hätten, sei es gelungen, die Erhebung im Keime zu ersticken, und nun seien die Aschaffenburger „die besten Unterthanen in der ganzen Erzstift". —

Kraftvolle Unterdrückung revolutionärer Bewegungen, aber Berücksichtigung der gerechtfertigten Wünsche der Völker, lautet nun das politische Programm Müllers. So war Müller auch ganz einverstanden mit dem Vorgehen der Berner in der Waadt: „Das Betragen der Berner erhält allgemeines Lob, weil es Festigkeit und Entschlossenheit zeigt. Nicht 3500, sondern 2500 Mann sind in Lausanne und gehen in 10 Tagen wieder heim, aber mit Bedrohung, auf Kosten der Stadt (bisher hat Bern bezahlt) wieder zu kommen und alsdann zu bleiben, wenn man sich nicht ruhig halte. Ob Bern nicht am Ende, mit allen Stadtregierungen, dennoch fallen werde, kann niemand wissen, doch wird es fallen mit Würde und gewiß zuletzt[3]). Um Schaffhausen ist mir oft bange; die Re-

[1]) Er hat dieses Versprechen auch gehalten (Brief vom 5. März 1792, ungedruckte Stelle). Diese Zusammenstellungen finden sich auf der Schaffh. Min.-Bibl. unter Nr. 452: Hallauer Unruhen 1790. Siehe hierüber W. Wildberger in der Festschrift des Kantons Schaffhausen 1901, S. 464—469.

[2]) Müller an den Kurfürsten 6. Mai 1790 (St.-B. Müll. **164**). An den Bruder an dem gleichen Tage: „Überhaupt halte ich nicht nur für die beste Politik, sondern selbst für ein Werk der Barmherzigkeit gegen bethörte Unterthanen, aufrühreriſchen Geist nicht zu Kräften kommen zu lassen, sondern durch überraschend schnelle Maßregeln zu schrecken." Über die Unruhen in Aschaffenburg berichtet Müller auch in einem Schreiben an einen ungenannten Freund am 11. Februar 1790, a. a. O.

[3]) Hierin hat sich Müller geirrt; denn 1798 ist Bern, da es ihm an Festigkeit und Entschlossenheit gebrach, fast zuerst gefallen und hat in seinen Fall die übrige Eidgenossenschaft mit hineingerissen.



gierung ist gar zu unweise, Verdienst gilt gar nichts; man sieht es ja an dir; die Zunftregierungen scheinen mir unter allen immer die schlechtesten; es ist nichts Edles, und für den Landmann keine Freiheit darin[1]). Bern reformiert nach und nach, soeben sind verschiedene Feudalrechte ablösbar erklärt."

Müller selbst hat die Nachrichten, die er aus allen Teilen der Schweiz erhielt, wieder seinen politischen Freunden in Deutschland übermittelt. Zweifellos sind die Berichte, die Stein und sein zeitweiliger Stellvertreter Harnier ihrem Hofe nach Berlin schickten, auf die Angaben Müllers zurückzuführen. Unter den Schriften Steins im Berliner Staatsarchiv befindet sich auch ein Brief des Schultheißen Steiger von Bern an Müller[2]) vom 8. März 1791 mit Vorwürfen gegen das Verhalten der Basler Regierung gegenüber den Vorgängen im Pruntrut. Trotz der lebhaften Vorstellungen Berns, das auf die Gefahr für Basel, Bern, Solothurn und die ganze Eidgenossenschaft hingewiesen habe, hätten sich die Basler geweigert, die einzig richtigen Mittel zur Beilegung der Unruhen im Bistum Basel zu ergreifen, weil sie mit der französischen Nationalversammlung einen Handelsvertrag anstreben und weil ein Teil der Basler vom „mal françois" ergriffen sei. „Mr. le Chancellier Ochs, beaufrère du Maire Dietrich de Strasbourg et aussi enragé révolutionaire que Luy, eut même le Credit de faire envoyer le Baillif Christ à Zurich, pour y arrêter l'Expedition des Reponses des Cantons. L'espérance d'être soutenû par la France et de trouver assez de protection à Vienne auprès du Prince de Kauniz, pour retarder la Reponse de l'Empereur, les a rendus sourds à toutes nos instances et nos prières." Nun sei aber der Brief des Kaisers eingetroffen und habe sie niedergeschmettert, auch die Antwort Frankreichs sei nicht nach ihrem Wunsche ausgefallen, so daß sie nun beschlossen haben, den Durchmarsch zu gestatten. — Genf hätte am 14. Februar beinahe das Schicksal von Avignon gehabt; „mais elle est toujours bien malade, sans Energie et sans Patriotisme." Bern habe zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Genfs Maßregeln getroffen, und auch Zürich werde mithelfen. „Mais ce sont les dissentions intérieures qui la perdront. Tout le reste de la Suisse est assez tranquille; le feu couve encore sous la cendre en Valais, et nous continuons aussi que la Savoye, à être furieusement travaillés. Mais jusqu'ici sans succès."

---

[1]) Diese Stelle über Schaffhausen ist im Originalbrief mit griechischen Buchstaben geschrieben und in den S. W. nicht abgedruckt worden.

[2]) Berliner Geh. St.-A. Rep. 92, Stein 13.



Es konnte nicht ausbleiben, daß die anfängliche Stellungnahme Müllers zur Revolution zu Verdächtigungen Anlaß gab. Diese vermochten aber das Vertrauen des Kurfürsten nicht zu erschüttern. Müller äußert sich hierüber gegen seinen Bruder am 2. April 1792: „Man hat den Churfürsten (bisher noch nicht mit Erfolg) durch mancherlei Vorspiegelungen zu bereden gesucht, ich sey ein Demokrat und im Verständniß mit Feinden der Fürstenmacht. Ich kann dir als Bruder und Freund bezeugen, daß ich mit niemandem in dergleichen Verbindung bin und jede Verfassung mir für irgend eine Zeit, Nation und Localität gut scheint, die Demokratie aber in meinen Augen die unvollkommenste, wie die Despotie die gefährlichste ist. Mutatis mutandis halte ich die Brittische für die beste; werde aber gewiß nie einen Finger rühren zur Umkehrung irgend einer."

Mit der Sorge um die Geschicke seines schweizerischen Vaterlandes verband sich diejenige um die Wirkungen, die durch die französische Revolution im deutschen Reiche, vornehmlich im Kurfürstentum Mainz, hervorgerufen wurden. Auch hier nimmt er den Standpunkt ein, daß der drohende Umsturz abgewendet werden müsse durch Zugeständnisse an die Untertanen, durch die väterliche Fürsorge der Obrigkeit. „Im Reiche droht es auch, hie und dort, selbst in Mainz, wo die Regierung und das ganze Departement innerer Geschäfte (womit ich nichts zu thun habe) von der Bürgerschaft mancherlei Vernachlässigungen des gemeinen Besten beschuldiget werden, und ich glaube, nicht ohne guten Grund[1]). Auch die hessischen Bauern wollen nicht mehr frohnen und ebenso wenig steuern, bis der Fürst Rechnung ablege von dem der Nation zugehörigen Schadenersatz des siebenjährigen Krieges, welchen England gethan. Gut ist immer, daß die Fürsten gewahr werden, sie sehen Menschen, und daß die Vorsehung sie aus dem Schlaf rüttelt, in welchen die lange Geduld der Nationen sie eingewiegt. Nur sollten die Eigenthumsrechte und die Justiz nicht so gar verletzt werden!"

In erster Linie drang Müller darauf, daß man der materiellen Not der Bevölkerung, die durch eine Mißernte bewirkt worden war, abhelfe. Dann sollte durch eine weise Gesetzgebung das Volk befriedigt werden. „Ich hoffe," schrieb er am 8. Dezember 1789 an Stokar, „aus dem allem soll das Gute entstehen, daß das Volk im Nötigsten durch Gesetze soulagirt werde, ehe es auch unsere Fürsten

[1]) Diese Stelle ist im Nachdruck S. W. V, 271 abgeschwächt worden.



zur Einräumung überflüssiger oder schädlicher Privilegien gesetzlos zu zwingen versucht. Wir wollen sehen, was bei einer Wahlkapitulation oder am Reichstag zu erhalten seyn möchte; Operationen, die freylich mit höchster Vorsicht geschehen müßten, um nicht selbst zu erregen das, welchem man ausweichen möchte.“ Zu den Verhältnissen, die er im Kurfürstentum Mainz dringend der Verbesserung bedürftig hielt, gehörte vor allem die Strafjustiz, über deren Härte Müller dem Kurfürsten am 22. Februar 1790 bei Gelegenheit eines bestimmten Prozesses eine eindringliche und freimütige Vorstellung machte.

Zu den deutschen Staatsmännern, mit denen Müller über die Zeitlage korrespondierte, gehört auch der badische Staatsminister Freiherr Wilhelm v. Edelsheim in Karlsruhe[1]). Aus dem Briefwechsel läßt sich erkennen, daß der Markgraf von Baden in enger Verbindung mit dem Kurfürsten von Mainz stand und sehr viel von dessen Einsicht und Patriotismus hielt. Neben Fragen, die mit der Kaiserwahl Leopolds II. in Verbindung standen oder die sich auf Truppenwerbungen für die österreichischen Dienste beziehen, werden auch die Verhältnisse berührt, die aus der französischen Revolution hervorgegangen waren, die Herrschaftsrechte deutscher Fürsten im Elsaß. In mehreren Briefen nimmt sich Edelsheim warm der durch den Landvogt Bruderer schwer bedrückten Bevölkerung der Herrschaft Oberkirch und vor allem des Tales von Oppenau an; er will auch durch Müller den Kurfürsten zu veranlassen suchen, beim Besitzer der Herrschaft, dem Kardinal Rohan, zugunsten der Unterdrückten zu intervenieren[2]). Ganz im Sinne Müllers schreibt er am 29. Juni 1790: „Le meilleur moïen pour parer les insurrections est peut-être, d'être juste et bon et attentif au bien public.“ Er will der Revolution in Deutschland vorbeugen durch Gerechtigkeit und Milde. „Faire le bien, reste ma seule ambition.“

In gewissen Kreisen Deutschlands setzte man damals übermäßige Hoffnungen auf den Kurfürsten von Mainz, denen dieser niemals gerecht werden konnte. So äußert sich v. Zwanziger in Nürnberg in einem Briefe vom 8. März 1790 an Müller: „S. Kurfürstlichen Gnaden scheinet es überhaupt vorbehalten zu sein, den wahren deutschen Freiheitsgeist, der keine andere Abhängigkeit, als die von

---

[1]) Der Briefwechsel St.-B. Müll. **130**. Er ist nicht offizieller Natur, sondern enthält private Äußerungen und Bemerkungen über verschiedenartige Verhältnisse.

[2]) Über diesen Oberkircher Handel schreibt auch Türkheim von Altorff bei Malberg am 27. Mai 1790, der ebenfalls gegen den Landvogt Bruderer („un homme aussi dangereux que coupable“) heftige Anklagen erhebt.



den Gesezen und der Verfassung kennt, überall wieder zu wecken, die Dienstbarkeiten, die man uns unter so mancherlei Gestalt aufgeladen hat, kundlich zu machen und auszurotten, und auf solche Art in unsern revoluzionären Zeiten das Beyspiel einer wahren, gesezmäßigen, das Vaterland beglückenden und niemand Unrecht zufügenden Revoluzion zu geben. Welcher Patriot wird nicht wieder einer Verordnung Beyfall zujauchzen, wodurch einem Staats-Uebel abgeholfen wird, das doch immer mit dem Neger-Handel in Eine Klasse gehört? Die Sklaven-Händler, groß und klein, werden freylich scheele Gesichter machen, aber es auch bey den scheelen Gesichtern bewenden lassen müssen."

Und am 18. Juni 1790 schickte der herzoglich arenbergische Hofkammerrat Sennftleben an Müller eine Abhandlung: „Betrachtung über die Arth und Weise, wie die kleinen Staaten des deutschen Reichs sich in eine wirksame Verfassung setzen, den sprossenden Keim der Unruhen in den Gemüthern ersticken und sich zu ihrer bessern Dauer ausbilden können." Sie war für das ganze Kurkollegium bestimmt, aber zuerst dem Kurfürsten von Mainz vorgelegt. Als nächste Veranlassung bezeichnet der Verfasser die Unruhen in Brabant und den Lütticher Handel. Es sind Ratschläge, wie in den deutschen Kleinstaaten die Liebe zu Land und Volk befestigt und der Ausbruch von gewaltsamen Erschütterungen verhütet werden könne[1]).

Vor allem auf die Anregung Steins suchte Müller dahin zu wirken, daß der Kurfürst von Mainz angesichts der drohenden Gefahren mit seinen deutschen Nachbarn in guten Beziehungen stehe. Es wurden wirklich Unterhandlungen mit den Landgrafen von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt geführt und ein von Stein und Müller entworfener Defensivplan aufgestellt, der zwischen den beiden Landgrafen zu Kassel beraten wurde; auf der Rückreise kam der Landgraf von Hessen-Darmstadt selbst nach Mainz, wo er vom Kurfürsten am 27. Mai 1791 empfangen wurde. Im September besuchte auch der Markgraf von Baden in Begleitung des Erbprinzen und des Ministers v. Edelsheim den Kurfürsten in Aschaffenburg; auch bei dieser Zusammenkunft vom 10. bis 12. September 1791 wurde über militärische Maßnahmen zum Schutze der Rheingrenze verhandelt. Diese Verabredungen sollten streng geheim gehalten werden, damit sie nicht etwa durch ihre Bekanntmachung

[1]) St.-B. Müll. 133; 41 S. Folio. Eine ähnliche Schrift schickte am 27. Oktober 1790 der preußische Kriegsrat Cranz dem Kurfürsten von Mainz: „über die gährende Crisis der Völker" (St.-B. Müll. 150).



eine Beschleunigung der Bewegung bewirken. Immerhin sollten sie vertraulich auch den Höfen von Berlin und Hannover mitgeteilt werden, ebenso dem Kaiser, damit er den Plan im Notfalle mit seinen Truppen unterstütze; ferner sollten die Kurfürsten von Köln, Trier und Sachsen ins Vertrauen gezogen werden. Wie man bei so vielen Mitwissern an die Bewahrung des Geheimnisses glauben konnte, ist allerdings nicht verständlich[1]).

Müller selbst hat in diesen Plan keine großen Hoffnungen gesetzt. Am 24. Mai 1791 steht in seinem Tagebuch die Bemerkung: „Gutachten über den Darmstädtischen Defensivplan: nicht einzugehen, so wie er ist, aber den Landgrafen sehr zu menagiren. Meine eigentlichen Gründe: er würde das Volk drücken, Unruhen provociren, Gewaltübung veranlassen; man würde das Volk weniger menagiren, und am Ende wäre er doch nicht stark genug. Auch glaube ich im Gang der Geschichte dieser Zeiten ganz andere Decrete der Vorsehung zu lesen." Während so Müller für Schonung des Volkes war, vertrat Stein bei seiner Regierung den Standpunkt des schonungslosen Unterdrückens revolutionärer Bewegungen. In einem Bericht vom 28. Juli 1791[2]) gibt er eine längere Auseinandersetzung über die Association de la Propagande, ferner über die Illuminaten in Deutschland, die dieser Propaganda vorarbeiten, über die Verbreitung des revolutionären Geistes in Deutschland. Auch Dohm und Professor Strube in Braunschweig, die damals nach Paris reisten, seien von diesem Geiste erfaßt. In Göttingen, in Weimar, ja in ganz Deutschland herrsche er beim dritten Stande, vor allem auch unter den Gelehrten und Professoren. Es werde einmal zu einem furchtbaren Ausbruch kommen, wenn man nicht

---

[1]) Der Minister Seckendorf, der die Verständigung mit diesen Höfen verlangte, scheint es angenommen zu haben. „Le secret de cette négociation est de la plus grande importance, et je crois qu'avant de mettre en activité un plan de cette nature, il faudra penser bien sérieusement aux suites, qui en pourroient résulter, et devenir funestes et affligeantes surtout pour les Etats de l'Empire qui se trouvent le plus exposés aux invasions des François dirigés par les maximes de la propagande."

[2]) Bericht Nr. 20. Berliner Geh. St.-A. Rep. XI, 164. Vom 29. Juli 1791, also vom Tage nach der Abfassung dieses Schreibens, liegt ein Verzeichnis der Mainzer Illuminaten vor (Heidloffisches Verzeichnis) mit 111 Namen, dabei ein Zettel Müllers an Albini, der Kurfürst verlange zu wissen, ob der Professor Merget Illuminat sei; er habe in seinen Vorlesungen Grundsätze geäußert, die nach der neuen Philosophie und heterodoxen Moral schmecken. Es dürfte wohl einmal dahin kommen, daß der Kurfürst seinen Dikasterien einen Eid gegen den Illuminatismus zu schwören vorlege, wie die beim Domkapitel Aufzunehmenden die Freimaurerei abschwören müssen.



durch weise, gemäßigte, aber offenkundige Mittel vorbeuge. Allerdings bilde Preußen mit seiner weisen, milden, aber tatkräftigen Regierung und mit seiner Armee einen Damm gegen die Weiterverbreitung dieser Ideen. Aber im deutschen Reich sei kein genügender Schutz vorhanden. Notwendig sei die Verbindung aller Mächte gegen die Hydra der Revolution. „Il ne m'appartient pas de prévoir l'opinion des grands Cabinets sur tout cela; mais ce qu'il y a de certain et ce que l'histoire ancienne et moderne a prouvé, ce que les faits les plus récents en Hollande, au Brabant et à Liège ont constaté, que la meilleure poudre temperante pour calmer tant de têtes exaltées, c'est la poudre à Canon."

Während die zunehmende Gärung in den deutschen Staaten die Regierungen mit wachsender Sorge erfüllte, entstanden aus den Verhältnissen zu den revolutionären Kreisen in Frankreich, vor allem zur französischen Nationalversammlung, an Schärfe beständig zunehmende Schwierigkeiten, die vor allem für die rheinischen Gebiete des Reiches wegen der Nachbarschaft von Frankreich und damit auch für das Kurfürstentum Mainz bald eine bedrohliche Gestalt annahmen. Dieses hatte zunächst eine besondere Veranlassung, sein Recht gegenüber Frankreich zur Geltung zu bringen. Während des Siebenjährigen Krieges hatte Mainz wie andere deutsche Fürstentümer die französischen Heere mit verschiedenartigen Armeelieferungen versehen und daraus an den französischen Staat noch eine ungedeckte Forderung im Betrage von etwa 900 000 fl. Verschiedene Versuche der deutschen Fürsten, zu ihrem Gelde zu kommen, waren vergeblich gewesen; die französische Regierung, zuletzt Calonne am 16. Oktober 1785, hatte die Forderungen einfach abgewiesen[1]. Müller, der vom Kurfürsten mit dem Studium der Akten betraut wurde, riet seinem Herrn am 17. April 1790, seine Forderung sobald als möglich geltend zu machen. Da der Botschafter des Königs von Frankreich in Mainz, O'Kelly, sich auf keine Verhandlungen in dieser Sache einlassen wollte, wandte sich Müller im Auftrage des Kurfürsten direkt an die Liquidationskommission der französischen Nationalversammlung, deren Präsident, Abbé Goutte, von vornherein nicht willens war, die Ansprüche von Mainz anzuerkennen. Der Kurfürst war nun geneigt, eine Proposition des Pariser Bankhauses Jeanneret, Schweizer & Cie. anzunehmen, welches über den Ankauf der Forderung in Unterhandlung ein-

[1]) Die Akten zu diesem Handel St.-B. Müll. 151, 164 und 165.



treten wollte[1]). Es anerbot sich, den betreffenden deutschen Höfen eine Entschädigung von 1 Sol für eine gelieferte Ration in vier Fristen auszuzahlen, während im Jahre 1757 für die Ration ein Preis von 12, später sogar von 16 Sols vereinbart worden war. Müller verkehrte hierüber mit Melon, einem Mitgliede der Nationalversammlung, der von dem Verkauf der Forderung abriet; Müller selbst schrieb am 18. Juli 1790 an Melon, auch er sei für Ablehnung der Offerte, weil man dadurch entweder zugeben würde, zwölfmal so viel, als recht sei, gefordert zu haben, was durchaus nicht der Fall sei, oder an der Zeit und an den Ereignissen zu verzweifeln, was ein Staat niemals tun dürfe, wenn seine Sache gerecht sei. Fast drohend schreibt er: „Seulement ceci m'enflammera de pousser avec le plus grand zèle la cause de tous les Princes de l'Empire, qu'on veut rendre les victimes du despotisme capricieux de Vos démagogues qui ne prennent de l'ancien gouvernement que les maximes de l'injustice la plus horrible." Er schickte mit seinem Briefe die Generalverschreibung, um die offenbar von der Liquidationskommission beanstandete Rechtmäßigkeit der Forderung nachzuweisen; mit einem Wortspiel auf den Präsidenten der Kommission, Goutte, schließt er: „Vous verrez par là la solidité des raisonnements de Vos bureaux de la guerre ainsi que de Votre Abbé qui ne voit g o u t t e en tout ceci." —

Das Geschäft mit Jeanneret, Schweizer & Cie. in Paris ist nicht zustande gekommen; auch spätere Unterhandlungen mit dem Bankhaus Schmaltz et fils in Mannheim führten nicht zum Ziele. Der Kurfürst hat ebensowenig sein Geld bekommen, wie die anderen deutschen Fürsten. Es war von vornherein unwahrscheinlich, daß die revolutionäre Regierung Frankreichs Forderungen anerkennen werde, die von der königlichen zurückgewiesen worden waren. —

Diese finanzielle Frage trat nun vollständig in den Hintergrund vor den wichtigen allgemeinen Lebensfragen, die das deutsche Reich und seine einzelnen Glieder betrafen durch die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung über die Feudalrechte und Be-

[1]) Schon im Januar 1790 hatte dieses Bankhaus dem Kurfürsten von Mainz durch den kurpfälzischen Hofgerichtsrat Theodor Traiteur eine Offerte gemacht, aber trotz verschiedener Anfragen bis zum Juni noch keine Antwort erhalten. Nun versuchte er es bei Müller mit einer offenkundigen Bestechung, indem er ihm für den Fall des Zustandekommens des Geschäftes eine „Belohnung" von 10 000 Livres zusicherte. Kein Mensch, außer ihm und Müller, soll hievon etwas erfahren. „Bestechung (ein abscheuliches Wort) wollt ich, und bei einem so edeln Mann von so reiner Denkart nie anwenden, aber dankbar darf ich sein." Müller hat über diesen Brief geschrieben: „Wird nicht beantwortet."



sitzungen des Adels, der Geistlichkeit und der deutschen Fürsten im oberen und unteren Elsaß. Die Geschädigten wandten sich in erster Linie an den Kurfürsten von Mainz in seiner Eigenschaft als Erzbischof und Erzkanzler, um seinen Schutz und seine Intervention anzurufen, und Friedrich Karl Joseph fühlte sich als Hüter und Verteidiger der Reichsrechte von vornherein dazu verpflichtet. Durch Müller ließ er sowohl dem Verwalter des Bistums Straßburg, v. Zäpfel, als dem Vertreter des unterelsässischen Immediatsadels, v. Kreutzingen, schon am 9. Januar 1790 die Versicherung geben, daß er sich ihrer Interessen eifrig annehmen werde[1]). Er erklärte sich bereit, für den Adel, die Geistlichkeit und die Reichsfürsten im Elsaß die Intervention des Reiches und der bedeutendsten Staaten anzurufen. Auch der Fürstbischof von Straßburg, der Kardinal v. Rohan, suchte direkt beim Kurfürsten von Mainz Schutz. Heimes, der Berater des Kurfürsten in Sachen des Kirchenrechts, war der Ansicht, er solle seine Metropolitanrechte über die Diözesen Straßburg und Speier gegen die Nationalversammlung feierlich wahren und gegen alle Eingriffe protestieren. Vor allem durch die Vermittlung des Barons v. Wessenberg, Großprobst zu Speier, schickte v. Zäpfel immer dringendere Gesuche nach Mainz[2]), da ohne kräftige und schnelle Hilfe alles hoffnungslos verloren sei. Am 23. November 1790 schrieb Wessenberg an Müller: „Cependant il faudra bientôt sçavoir quels secours effectifs on peut se promettre pour ne pas être la dupe de son Patriotisme. J'avoue, que si dans cette Crise on abandonne à leur triste sort je ne dirai pas seulement les Princes, mais même le Clergé et la noblesse d'Alsace (qui ont exactement les mêmes droits garantis par les mêmes traités) je rougirai d'être Allemand."

Müller war bei diesen Schritten zur Verteidigung der Rechte des Klerus, des Adels und der deutschen Fürsten im Elsaß in hervorragender Weise beteiligt. Noch in den Tagen, in denen er dem Kurfürsten sein Entlassungsgesuch einreichte, verfaßte er die Entwürfe zu wichtigen Aktenstücken in dieser Sache: zu einer Note an den französischen Geschäftsträger O'Kelly vom 14. Dezember 1790,

---

[1]) St.-B. Müll. **164**. Die Dankschreiben Zäpfels und Kreutzingens (St.-B. Müll. **147** und **151**) schreiben den günstigen Entscheid des Kurfürsten vor allem dem Einfluß Müllers zu. Zäpfel hatte schon mit Müller während seines Aufenthaltes bei Marchand in Straßburg verkehrt und ihm die Protestation der elsässischen Geistlichkeit, die erst am 16. Januar 1790 an die Nationalversammlung abgeschickt wurde, gezeigt.

[2]) Die Briefe Wessenbergs an Müller St.-B. Müll. **152** (26 Nummern vom 27. Dezember 1789 bis 6. April 1791).



in welcher die Aufrechterhaltung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 22. September 1789 verlangt wird, zu einer Erklärung über die Metropolitanrechte des Erzbischofs von Mainz über die Bistümer Straßburg und Speier, und vom 18. Dezember 1790, vom Tage seiner ungnädigen Entlassung durch den Kurfürsten, liegt der Entwurf zu einem Schreiben an den königlich-preußischen Gesandten v. Stein, den kurbraunschweigischen Gesandten v. Steinberg und den kursächsischen Minister Graf v. Laß vor mit der Aufforderung, den Erzbischof in seinen durch die französische Nationalversammlung geschädigten Rechten zu schützen und deswegen durch ihre Gesandtschaften in Paris vorstellig zu werden, auch beim Reichstage die wichtige Sache zur Sprache und Entscheidung zu bringen.

Durch die Entlassung Müllers kam nun eine Unterbrechung in diese politische Betätigung hinein; sie wurde aber nach seiner Wiederanstellung sofort wieder aufgenommen, obwohl Müller nun dem Finanzdepartement zugeteilt worden war. Durch ihn ließ der Kurfürst seine Briefe an den Fürstbischofkardinal Rohan von Straßburg[1]), seine „Protestation Métropolitaine" gegen den Verkauf der Kirchengüter im Elsaß, seine eindringlichen Vorstellungen an den Grafen O'Kelly, den Gesandten des französischen Königs am Mainzer Kurhofe, entwerfen. Sie beweisen den leidenschaftlichen Eifer, mit welchem der Kurfürst den Gewaltmaßregeln der französischen Nationalversammlung entgegenzutreten, Kaiser und Reich und die anderen europäischen Staaten zum kraftvollen Einschreiten zu bewegen versuchte. Wie wenig alle diese Proteste nützten und wie die französische Revolution unaufhaltsam ihren die alten Zustände vernichtenden Lauf nahm, ist bekannt. Stein berichtete denn auch am 28. Mai 1791 an seinen Hof: „Il ne paroit pas, qu'on s'inquiète beaucoup à Paris des soins que l'Electeur se donne à la Diète, et partout ailleurs, pour faire valoir les droits des Etats de l'Empire lésés par les Decrets de l'Assemblée Nationale. On vient de graver tout à l'heure une feuille, qui représente l'Electeur de Mayence en carricature assis et ayant le globe entre les jambes, sur lequel on distingue l'Europe — on lit au dessous: mêlés Vous de Vos affaires, ou nous nous mêlerons des Votres[2])."

[1]) Viele Aufschlüsse über die Verhältnisse im Elsaß und die Stellungnahme des Erzbischofs von Mainz in dieser Sache enthält die Korrespondenz Müllers mit dem Abbé d'Eymar, Domprobst von Neuweiler und Generalvikar des Kardinals Rohan. St.-B. Müll. 165. 21 Nummern vom 1. Mai 1791 bis 14. September 1792.

[2]) Dagegen erwartete Stein eine entscheidende Wirkung von einer kraftvollen Einsprache der deutschen Höfe in Paris.



Während so Verhältnisse von höchster Wichtigkeit zu lösen waren und dem deutschen Reiche die größten Gefahren drohten, stritt man sich immer noch um nichtige Kompetenzsachen und Formalitäten, ließ beispielsweise durch Müller beim Kurfürsten Beschwerde führen, daß die Kammergerichtskanzlei in Wetzlar dem kurhannoverischen Hofe in einer Zuschrift den Titel „Erzschatzmeister" versagt habe.

In seinen Berichten an den Berliner Hof beklagt sich Stein über die vollständig veränderte politische Haltung des kurmainzischen Hofes. Der Staatsrat Müller sei noch der einzige, auf dessen Treue und Anhänglichkeit an das bisherige System man sichere Rechnung machen könne, während der Minister v. Seckendorf dem preußischen Interesse überall entgegenarbeite und der Kanzler Albini den Kurfürsten vom frühen Morgen bis zum Ende des Tages umgebe und von jedem anderen Einflusse fern halte[1]). Unter diesen Umständen halte er es für seine Pflicht, dem König nicht länger vorzuenthalten, daß er selbst von einem längeren Aufenthalt in Mainz für seinen Dienst nur noch wenig Nutzen zu erwarten vermöge.

Stein gesteht somit, daß die Politik des Fürstenbundes in Mainz zusammengebrochen, daß sein früherer Einfluß auf den Kurfürsten durch den neuen Kurs, den Albini eingeschlagen hatte, völlig durchkreuzt worden sei. Noch glaubte er sich auf Müller verlassen zu können; aber auch dieser hatte sein fast unbegrenztes Vertrauen beim Kurfürsten verloren und war von dem neu aufkommenden Stern des schlauen Günstlings Albini in den Schatten gestellt worden; auch an Müller hat Stein schließlich eine bittere Enttäuschung erlebt. —

Zu sehr schwierigen Erörterungen gab vornehmlich die Emigrantenfrage Veranlassung, die Frage, wie sich die kurmainzische Regierung gegen die zahlreichen Flüchtlinge aus Frankreich, die als Anhänger der alten Ordnung ihre Heimat verlassen hatten und nun bemüht waren, vom Auslande aus eine gegenrevolutionäre Bewegung ins Leben zu rufen und die fremden Höfe zum Einschreiten zugunsten des bedrängten französischen Königtums zu bestimmen, zu verhalten habe. Begreiflicherweise waren gerade die deutschen Gebiete am Rhein das Hauptziel der Emigranten, und auf den Kurfürsten von Mainz als einen Hauptvertreter und Hüter der bestehenden Zu-

[1]) So schreibt er auch an Müller über den Kanzler: „que pour l'avoir tout seul entre ses griffes, il a sçu, tout lourd maladroit qu'il seroit ailleurs, séparer ici son Maître de tout ce qu'il y avoit d'honetes gens à ses côtés et sincèrement devoués à ses Interets."



stände setzten sie ihre Hoffnungen[1]). Bei der schwankenden Haltung der meisten deutschen Staaten, vor allem Österreichs und Preußens, wagte aber der Kurfürst keine entscheidenden Schritte. Stein sprach sich in seinen Berichten entschieden gegen die Umtriebe der flüchtigen französischen Prinzen aus; die Personen und Mittel, deren sie sich bedienen, seien beinahe wertlos; sie hätten ihre Stellung nicht so rasch verlassen sollen; auch über die Pläne der übrigen Emigranten urteilte er sehr abfällig; er behielt aber diese Verhältnisse im Auge und berichtete seinem Hof über alles, was er in Erfahrung bringen konnte. Er erhielt denn auch von Berlin die Weisung, über die Rüstungen der Emigranten und ihre Bemühungen bei den Höfen genaue Erkundigungen einzuziehen, ohne sich selbst in die Sache einzumischen[2]). Gleichzeitig, am 12. Juni 1791, berichtete Gmelin von Frankfurt her über die Ankunft des Grafen v. Artois in Karlsruhe und Mannheim und von der Drohung der französischen „Nationalisten", Karlsruhe, Rastatt und Worms wegen Begünstigung der Emigranten in acht bis zehn Tagen an allen Ecken anzuzünden. Trotzdem wurde dem französischen Prinzen, als er am 14. Juni nach Mainz kam, vom Kurfürsten ein glänzender Empfang bereitet. Immerhin zeigte dieser unter dem Einflusse Österreichs den Umtrieben der Emigranten gegenüber eine gewisse Mäßigung und Zurückhaltung, während der Erzbischof von Trier sich ihnen eifrig anschloß und seine Stadt Koblenz zu ihrem Hauptquartier werden ließ. In Mainz suchten Albini und Müller mit Erfolg ihren Herrn von unbedachten Schritten zurückzuhalten; der kaiserliche Gesandte v. Schlick betrachtete Müller geradezu als das „Hauptwerkzeug" dieser gemäßigten Richtung.

Am 25. Juni 1791 berichtete Stein nach Berlin, soeben habe ihm Müller im Auftrage des Kurfürsten mitgeteilt, es sei ein Kurier des Grafen v. Artois eingetroffen, der den aus Paris entflohenen König in Begleitung der Königin und des Dauphins im Walde von Senard, noch auf französischem Boden, aber umgeben von 8000 Adligen verlassen habe, und am gleichen Tage wurde die Nachricht von der gelungenen Flucht des Königs auch von Gmelin

---

[1]) Über die Emigranten und ihr Treiben sind zahlreiche Berichte in den Briefen Gmelins (St.-B. Müll. 157), Steins und seines Sekretärs Harnier, des Statthalters Zurhein von Worms (St.-B. Müll. 165), Albinis (St.-B. Müll. 153), ferner in den Berichten Steins und Harniers an ihre Regierung (im Berliner Staatsarchiv) vorhanden.

[2]) „sans paroitre y prendre d'autre part que celle d'une simple curiosité" (Weisung vom 13. Juni 1791).



in Frankfurt bestätigt; sie mußte allerdings bald als unrichtig widerrufen werden. —

Im Juli erschien in Mainz der General v. Heymann, der mit dem General v. Bouillé, dem Kommandanten von Metz, der den Fluchtversuch des Königs unterstützt hatte und nach dessen Vereitelung aus Frankreich entflohen war, mit einer Denkschrift Bouillés an Stein; er lud Müller zu einem Souper ein, bei dem er von einem Manne, der selbst alles durch die letzten Ereignisse verloren habe, ein Urteil über die Ursache und die Wirkung der französischen Revolution erfahren könne. Am 13. Juli reiste Heymann von Mainz nach Berlin ab, mit einer Instruktion der französischen Prinzen, die ihm von Bouillé aus Koblenz übermittelt worden war[1]). Sie weist hin auf die günstigen Aussichten für ein allgemeines Bündnis der Mächte gegen die französische Revolution. Der König von Preußen sei dazu berufen, dieses Bündnis und die gemeinsame Aktion ins Leben zu rufen; er soll den zögernden Kaiser dazu bewegen; der König von England sei durchaus guten Willens, wolle aber zuerst das Beispiel von Preußen und Österreich abwarten; der Rest des Reiches, ferner die Schweizer und die Fürsten Südeuropas seien bereit, in dieses große Bündnis einzutreten, das den größten, edelsten und nützlichsten Zweck verfolge, die Ruhe aller Völker zu erhalten, indem man sie in Frankreich wieder herstelle; er möge gemeinsam mit dem Baron v. Rolle, der im Namen des Grafen v. Artois bei dem König von Preußen zu wirken suche, und mit dem Baron d'Escars, der nach Wien geschickt worden sei, in diesem Sinne tätig sein.

Stein, der mit dem General Bouillé in reger Verbindung stand und ganz auf dessen Pläne einging, schrieb unmittelbar nach der Abreise Heymanns an Müller einen längeren Brief, der ein eigentümliches Licht auf die politische Haltung Preußens in dieser Zeit wirft. Während er doch von seiner Regierung die Weisung erhalten hatte, sich in keine bindenden Verhandlungen einzulassen, sondern sich zurückhaltend zu zeigen, suchte er durch Müller den kurmainzischen Hof dahin zu bringen, mit dem Wiener Hofe in sofortige Verbindung zu treten, um dadurch ein Zusammenwirken Österreichs und Preußens zu erzielen; in Wien soll man die Bereitwilligkeit Preußens zu einer solchen Verbindung versichern und der Eitelkeit des Fürsten v. Kaunitz schmeicheln, um zu diesem Ziele zu gelangen. Zweifellos konnte Stein dies nur tun, wenn er für dieses Ver-

[1]) Abschrift dieser Instruktion vom 10. Juli 1791 von Müllers Hand.



halten gedeckt war. Es scheint, daß der König von Preußen, der lebhaft für den Gedanken eines Einschreitens gegen die Revolution eingenommen war, hinter dem Rücken seiner Minister, wie er es auch in anderen wichtigen Angelegenheiten schon getan hatte, mit Stein in Verbindung trat und ihn zu diesem Schritte beim Kurfürsten veranlaßte. Doch sollte der Kurfürst in seinem Schreiben an Kaunitz weder den Berliner Hof noch die Personen, durch deren Vermittlung er genau von der günstigen Gesinnung Preußens für eine Verständigung mit dem Kaiser unterrichtet worden sei, bloßstellen. — Es ist nicht zufällig, daß dieses Auftreten Steins gerade in die Zeit fällt, in der Hertzberg von der Leitung der äußeren Politik des preußischen Staates verdrängt wurde[1]).

Am 25. Juli 1791 berichtete Stein nach Berlin, daß die Brüder des französischen Königs, die Grafen v. Provence und Artois, neuerdings dem Kurfürsten von Mainz das dringende Gesuch gestellt hätten, auf seinem Gebiete von Worms die Reste der sich auflösenden französischen Regimenter aufzunehmen, um sie unter ihren Fahnen zu sammeln. Da der Kanzler glücklicherweise abwesend gewesen sei, habe Müller mit großer Klarheit die Gründe auseinandergesetzt, die den Kurfürsten vor der Erklärung der Großmächte verhindern sollen, irgend einen Schritt zu unternehmen, der ihm die Rache der Franzosen zuziehen könnte, bevor man imstande wäre, ihn zu verteidigen. —

Als Stein am 13. Juli durch Müller der kurmainzischen Regierung geraten hatte, mit dem Fürsten v. Kaunitz über eine Verständigung für gemeinsame Schritte gegen die französische Revolution in Verbindung zu treten, waren solche Verhandlungen tatsächlich bereits im Gange. Vom 3. Juli 1791 liegt ein geheimes Schreiben des Fürsten v. Kaunitz an den Erzbischof von Mainz vor mit der Mitteilung, daß der Kaiser beabsichtige, zum Schutze des

---

[1]) In einem Briefe vom 16. Juli 1791 ersucht Stein, Müller möge dem entlassenen Minister einige Worte schreiben, „à cet homme toujours plus à regretter pour tout plein de qualités éminentes qu'on (!) nous lui connûmes qu'à blamer pour quelques défauts bien saillants, et certainement pernicieux pour l'Etat — de plus il a toujours été sincerement de Vos amis, et comme il n'a maintenant plus à redouter que Vous lui escamotiés la composition de l'histoire du Règne de Frédéric II., qu'il entreprend et n'achevera probablement jamais — Vous serés son cherissime Ami." Über die Entlassung Hertzbergs bemerkt Stein: „Il ne m'est pas permis de porter aucun jugement sur cet évenement — mais s'il est vrai que B. auprès de l'Empereur ait opéré comme il le dit, son éloignement — je ne scaurois m'empêcher de trouver que c'est un fier coup que celui là, et je me trompe fort, s'il ne vaut pas deux batailles gagnées! ceci reste entre nous."



Königs und seiner Familie mit den Mächten (Spanien, Neapel, Sardinien, Rußland, Preußen und England) in Verbindung zu treten und sie zu einem übereinstimmenden Manifest zu veranlassen; sie sähen die Sache des Königs von Frankreich als Sache aller Fürsten an; sie verlangten vor allem die Befreiung des Königs und seiner Familie. Doch wolle der Kaiser nur in Übereinstimmung mit den anderen Höfen vorgehen.

Während man also sowohl von preußischer als von österreichischer Seite durch Vermittlung des Mainzer Hofes eine Verständigung herbeizuführen suchte, fehlte es nicht an Stimmen, die von einem Vorgehen gegen die Nationalversammlung ernstlich abrieten. Vom 10. Juli 1791 ist ein Brief eines ungenannten Franzosen an einen Führer der Emigranten, wahrscheinlich an den Marquis v. Bouillé vorhanden, in welchem dringend abgeraten wird, vom Auslande her gegen die Nationalversammlung Gewalt anzuwenden; das würde nur bewirken, daß die jetzt in derselben zur Geltung gekommene Partei weiser und tapferer Männer zurückgedrängt und sich ganz Frankreich zum äußersten Widerstande vereinigen würde.

Am 14. Juli verfaßte Müller im Auftrage des Kurfürsten eine Antwort auf das Schreiben des Fürsten v. Kaunitz vom 3. Juli „au sujet des mesures à prendre pour le rétablissement des affaires en France“. Er überschickte als Beilagen zwei bemerkenswerte Schriftstücke, erstens eine Mitteilung über die letzte Unterredung zwischen dem König von Preußen und dem Baron v. Rolle, „chargé secrettement depuis quelque tems des intérêts du Comte d'Artois auprès de Lui“, wonach der König persönlich und ohne Vorwissen selbst seiner Minister dem französischen Unterhändler erklärt habe, daß er wie der Kaiser eine Vereinigung mit allen großen Höfen von Europa wünsche; der bevorstehende Friede von Sistowa werde die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege räumen; zweitens eine Denkschrift des Marquis v. Bouillé über die Zustände in Frankreich, seiner Armee und seiner Grenzen sowie über den Plan, den er für den besten halte, sowohl für die Wiederherstellung der Verhältnisse als für die Beruhigung der Bevölkerung. Dieser Plan stimme mit demjenigen des letzten Schreibens von Kaunitz so sehr überein, daß darin ein Beweis seiner Vortrefflichkeit liege. —

Noch gelang es Müller und Albini, ihren Herrn vor unüberlegten Schritten zugunsten der Emigranten zurückzuhalten. Auf ein Gesuch des Grafen v. Artois an den Kurfürsten, „Mr. mon Cousin“, vom 20. Juli 1791, die dem König treu gebliebenen Truppen in seinem Gebiete aufzunehmen und aus seinen Arsenalen einige tau-



send Gewehre an die Emigranten zu verkaufen, verfaßte Müller am 22. Juli eine Antwort mit der Erklärung, daß der Kurfürst auf diese Wünsche nicht eingehen könne, solange nicht die Mächte eine entschiedenere Sprache führen. Bevor die nötigen Vorbereitungen getroffen seien, dürfe man den Franzosen keinen Vorwand geben, in das Reich einzufallen. Wenn der Kurfürst zugeben würde, daß das Bistum Worms der Sammelplatz einer antirevolutionären französischen Armee werde, so würden der Kurfürst von der Pfalz und andere angrenzende Staaten die heftigsten Klagen erheben gegen eine Operation, welche den Feind ins Land ziehen würde, bevor die Großmächte ihr Einverständnis zustande gebracht und genügende Streitkräfte an den Rhein hätten marschieren lassen. Auch würde man von Paris aus mit allen Mitteln die deutschen Völker zum Aufstand zu bringen suchen. Der Kurfürst würde auch beim Reiche keinen Schutz finden, wenn er durch unüberlegte Handlungen einen Angriff der Franzosen hervorrufen würde. Auch würde er damit den großen Plan der Großmächte stören und Rüstungen begünstigen, die in keinem Fall der allgemeinen Sache so gute Dienste leisten könnten, als wenn die französischen Truppen in Frankreich geblieben wären und von ihren Festungen aus einen Mittelpunkt der Vereinigung der gutgesinnten Partei in den Provinzen gebildet hätten. — Dieselben Gründe stellen sich der Lieferung der 2000 Gewehre entgegen. — Dagegen habe der Kurfürst mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt eine enge Verbindung abgeschlossen, die auch die Ergänzung der Rüstungen des Landgrafen aus den kurmainzischen Arsenalen vorsehe; zudem müsse die zu allen Zeiten wichtige Festung Mainz mit Artillerie und genügenden Kriegsvorräten versehen werden, um jedenfalls den Bedürfnissen der für die gute Sache kämpfenden Truppen entgegenkommen zu können. Dies seien die Beweggründe, die den Kurfürsten zu seinem großen Bedauern hindern, zurzeit sich nach der Neigung seines Herzens zu erklären.

In der Tat gab der Kurfürst dem Gesandten der französischen Prinzen die Erklärung ab, daß in seinem Gebiete keine Sammlung der Emigranten geduldet werde, daß die Emigranten sich dort nur als einfache Reisende aufhalten dürfen; jede Kriegsrüstung von Franzosen sei ihnen strenge untersagt[1]. —

---

[1]) Über den Verkauf an Gewehren an die Emigranten schrieb Stein am 29. Juli von Schlangenbad aus an Müller, man könnte doch eine größere Anzahl von den Mainzer Truppen nicht mehr gebrauchter Flinten an einen Unterhändler verkaufen, der selbstverständlich eine andere Verwendung vorschützen würde. Tatsächlich wurden einem französischen Offizier, der am 17. September 1791 in Mainz



Die Antwort des Fürsten v. Kaunitz auf das Schreiben des Kurfürsten von Mainz vom 14. Juli ist vom 24. Juli 1791 datiert; sie erklärt, daß dieses Schreiben sofort dem Kaiser vorgelegt werde, da es geeignet sei, seinen allerhöchsten Beifall zu erhalten. Man müsse nun das erwähnte Einvernehmen herbeiführen. Der Kaiser werde den Höfen von Petersburg, Madrid, London, Berlin, Neapel und Turin unmittelbar den Vorschlag zu einem gemeinsamen Manifest machen; auch die Könige von Schweden und Dänemark sollen in das Übereinkommen hineingezogen werden. Der kaiserliche Hof setze in die Einsicht und die patriotische Gesinnung des Kurfürsten das unbegrenzteste Vertrauen. —

Müller glaubte in dieser Zeit, daß die Aktion der Mächte beginnen werde; am 22. Juli schrieb er dem Bruder: „Ganz Europa ist auf dem Punkt, zu waffnen gegen die Franzosen; der Kaiser bewegt alle Mächte; Preußen ist voll Eifer, Schweden ebenfalls; die Czarin denkt gleich; alles ist in geheimer Bewegung, alles reift zu einer baldigen großen Explosion[1]).“

Seitdem Hertzberg von der obersten Leitung der äußeren Politik verdrängt war und gleichzeitig in Wien der Einfluß des greisen Fürsten v. Kaunitz mehr und mehr zurücktrat, in Berlin Bischoffwerder und Haugwitz, in Wien aber Thugut die Geschicke ihrer Staaten zu lenken begonnen hatten, schienen einer Annäherung zwischen Österreich und Preußen die Wege geebnet zu sein, umso mehr, als Friedrich Wilhelm II. von dem Gedanken, die Revolution in Frankreich zu unterdrücken und die alte Ordnung wieder herzustellen, so sehr erfüllt war, daß er darüber die anderen Interessen des preußischen Staates in den Hintergrund treten ließ. Am 25. Juli hatte Bischoffwerder in Wien einen Vertrag mit Österreich abgeschlossen, der das völlige Einvernehmen der beiden Mächte herstellen sollte; Österreich gab das Versprechen, vereint mit Preußen eine allgemeine Verständigung der europäischen Mächte über die Verhältnisse in Frankreich herbeizuführen; bei Störung der inneren Ruhe in ihren Gebieten selbst sollten sich die beiden Staaten gegenseitig unterstützen.

Der Abschluß des Friedens von Sistowa zwischen Österreich und der Pforte am 4. August 1791 beförderte wesentlich die Annäherung Preußens und Österreichs; er wurde deswegen auch vom Kurfürsten

ankam, 500 neue Flinten abgegeben. Doch sollte der Handel sowohl den Mainzern als den Franzosen in Straßburg verborgen bleiben.

[1]) Diese Stelle ist im Original mit griechischen Buchstaben geschrieben und nicht in die S. W. aufgenommen worden.



von Mainz freudig begrüßt. Die damit angebahnte enge Verbindung der beiden Höfe wurde besiegelt durch die persönliche Zusammenkunft des Kaisers Leopold II. mit König Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu Pillnitz am 25. August 1791, an der auch der Graf v. Artois in Begleitung des Marquis v. Bouillé teilnahm. Allerdings gab der Kaiser auch jetzt noch seine bedächtige, zurückhaltende Politik nicht auf, und die Pillnitzer Erklärung vom 27. August 1791 enthält keine entscheidenden, den Krieg unmittelbar in Aussicht nehmenden Bestimmungen, sondern nur die Zusicherung, daß die Monarchen, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, dem König von Frankreich die Freiheit und seine fürstliche Gewalt zurückzugeben, sich entschließen würden, rasch und im Einverständnis miteinander die nötigen Streitkräfte zu diesem Zwecke in Bewegung zu setzen. Auch jetzt noch hoffte Leopold II., durch gemeinsame Vorstellungen der Mächte bei den französischen Machthabern eine friedliche Beilegung des ausgebrochenen Konfliktes erreichen zu können.

Von der Erklärung zu Pillnitz machte der Graf v. Artois dem Kurfürsten von Mainz Mitteilung durch den Marquis St. Simon[1]). Er sprach dabei die Erwartung aus, daß der Kurfürst den Reichstag dahin bringen werde, sich der Erklärung des Kaisers anzuschließen, und daß er die durch die Dekrete der Nationalversammlung verletzten Fürsten zu bestimmen vermöge, keinen Augenblick mehr zu verlieren, ihre Truppen in Bewegung zu setzen oder wenigstens für den geeigneten Zeitpunkt schlagfertig zu machen. —

Die von Müller verfaßte Antwort des Kurfürsten drückt die Freude über diese günstigen Nachrichten aus und gibt die Zusage, daß er sich beim Reichstag in dem gewünschten Sinne verwenden werde. —

Von dem Ergebnis der Zusammenkunft in Pillnitz machte auch der Fürst v. Kaunitz am 15. September dem Kurfürsten Mitteilung „zu geheimer Wissenschaft". Dieses Schreiben war dazu angetan, dem kriegerischen Eifer des Kurfürsten einen Dämpfer aufzulegen. „Ich weiß nicht," schrieb Kaunitz, „ob die Prinzen den Sinn dieser Deklaration wohl begriffen haben und ihren Werth auch fühlen. Es wäre eine platte politische Unmöglichkeit, nach Lage der Umstände weiter zu gehen und ohne genaues Einverständnis und Mitwirkung der übrigen Mächte in Pläne zu thätigen Vorschritten sich einzulassen, wären solche auch noch so gut überdacht und anpassend,

[1]) Frankfort, le 3. September 1791; Abschrift von Müllers Hand St.-B. Müll. 163.



als es gewiß die Pläne nicht sind, welche bisher von einigen allzu geschäftigen französischen Rathgebern der Prinzen des Hofes beinahe aufgedrungen werden wollten. Will man aber billig sein, so müssen die unverblendeten Freunde des allerchristlichsten Königs erkennen, daß der Kaiser und der König in Preußen durch Unterzeichnung dieser Deklaration einen großen Schritt gemacht haben, weil sie sich öffentlich dadurch für die Urheber des angetragenen Concertes und auf eine gewisse Art schon zum voraus als die Vertheidiger der guten Sache vor der Welt darstellen."

Man erkennt daraus, daß Österreich auch noch bei den Verhandlungen von Pillnitz sich durchaus gegen eine sofortige militärische Unternehmung erklärt hatte. Müller begleitete denn auch dieses Schreiben von Kaunitz mit der Bemerkung an Albini: „Ew. Exc. werden daraus unschwer entnehmen, was bei dem Unvermögen einiger, dem geringen Ernst anderer Mächte und bei der neuerlichen Wendung der Sache in Frankreich von der Coalition zu hoffen sein dürfte[1])."

Der kurmainzische Hof sah sich denn auch veranlaßt, die Reichsfürsten am Rhein von entscheidenden Schritten abzumahnen, bevor das Konzert der Mächte hergestellt sei, weil solche mit unzureichenden Mitteln unternommene Rüstungen nur verderblich wirken könnten. Es sollen deshalb keine Truppensammlungen vorgenommen werden, bevor Kaiser und Reich ihre Unterstützung zugesagt haben.

Im September 1791 war in Paris die von der konstituierenden Nationalversammlung aufgestellte neue Verfassung angenommen und auch vom König beschworen worden; die Revolution schien damit in ruhigere Bahnen einzulenken, und der deutsche Kaiser wurde dadurch in seiner friedliebenden, der gewaltsamen Intervention abgeneigten Politik bestärkt, zum offenkundigen Verdruß des Erzbischofs von Mainz, der ein tatkräftiges Einschreiten gegen die französische Revolution erhofft hatte und von den französischen Emigranten und der Frau v. Coudenhoven in antirevolutionärem Sinne beständig bearbeitet wurde, während Albini und Müller, unterstützt durch den kaiserlichen Gesandten v. Schlick in Mainz und den kurmainzischen Residenten in Wien, den Freiherrn Walter d'Aland, ihn vor einer abenteuerlichen Politik warnten und für die Auffassung des Wiener Hofes zu gewinnen suchten. Ihre eifrigen Bemühungen drohten durch die Ankunft des russischen Gesandten

[1]) Am 15. September 1791 bezeichnete der badische Minister v. Edelsheim in einem Briefe an Müller die Deklaration von Pillnitz als verderblich für die Fürsten und für ganz Deutschland.



Graf Romanzoff, der damals die rheinischen Höfe bereiste, eine russische Intervention in Aussicht stellte und sie aufforderte, die Garantie Rußlands anzurufen, durchkreuzt zu werden. Wirklich hatte der Erzbischof von Trier dies bereits getan, und der Erzbischof von Mainz konnte nur durch die Vorstellungen Müllers, daß es für Kurmainz wenig ehrenvoll sei, von Trier sich die Politik vorzeichnen zu lassen, von dem gleichen Schritte zurückgehalten werden[1]).

Müller erreichte es sogar, daß der Prinz v. Condé, der in Worms einen zweiten Mittelpunkt der Emigranten bilden wollte, wie der Graf v. Artois und sein Bruder in Koblenz, bestimmt wurde, Worms zu verlassen. Doch befürchtete Müller, daß sich der Kurfürst schon allzusehr, gegen seinen Rat, auf die antirevolutionäre Propaganda eingelassen habe. „So wollte ich," schrieb er am 13. Januar 1792 dem Bruder, „um so weniger wetten, daß wir keinen Besuch von den Franzosen bekommen, als der Besitz dieser wichtigen Festung ihnen sehr viel werth wäre und wohl nicht viel kosten dürfte. Wenn sie kommen, so finden sie ohne Zweifel unter dem Volk großen Anhang, theils aus Haß des Adels, theils aus Furcht, und aus Liebe zu neuen Dingen[2])."

Während die kluge Bedächtigkeit des Kaisers den Krieg gegen Frankreich zu vermeiden oder wenigstens den Ausbruch hinauszuschieben und den antirevolutionären Eifer der Emigranten und

---

[1]) Über die Bemühungen der österreichischen Politik am Mainzer Hofe geben Aufschluß die sehr interessanten Berichte des Grafen v. Schlick an den Hof- und Reichsvizekanzler Fürst v. Colloredo-Mannsfeld im Wiener Archiv R. K. 142, ferner die von Müller geschriebenen und vom Kurfürsten eigenhändig unterzeichneten Instruktionen an den kurmainzischen Gesandten Walter in Wien (Wien, Mainz. Erzk. Archiv Fasz. 79) und die sehr vertrauliche, zum Teil chiffrierte Korrespondenz Walters mit Müller (St.-B. Müll. **166**, Briefe von 1791—1793; 148 Nummern). Walter vertritt in seinen Briefen den Standpunkt, daß das Heil und die Zukunft der geistlichen Fürstentümer auf dem Kaiser und bei Österreich beruhe; nur dadurch können sie den schließlich doch unvermeidlichen Zusammenbruch vielleicht noch um ein halbes Jahrhundert aufhalten. Er rät Müller, dahin zu wirken, daß sein Herr sich enge an den Kaiser anschließe und dadurch allen anderen Fürsten mit gutem Beispiel vorangehe. Sowohl Schlick als Walter schreiben Müller einen maßgebenden Einfluß auf die Politik zu.

[2]) Müller hat die Gesinnung der Mainzer Bevölkerung ohne Zweifel richtiger beurteilt als der Gouverneur von Mainz, Gymnich, der auf die gute Gesinnung der Mehrheit der Mainzer Bürgerschaft rechnete, und als Albini, der am 18. Oktober 1791 schrieb: „Wir leben hier indessen in der größten Ruhe und ich glaube, man ist mit dem Gouvernement zufrieden. Das beste Mittel gegen alle Revolutionen ist eine gute Regierung, strenges Recht und ein väterliches Gemüth. Alles dieses finden die hiesigen Lande und Unterthanen in Eminentissimo."



gewisser deutscher Höfe, vor allem Preußens, zu mäßigen suchte, trieb die revolutionäre Partei in Frankreich mit vollen Segeln dem Krieg entgegen; nur durch den Krieg glaubte sie den vollständigen Umsturz der monarchischen Ordnung, den entscheidenden Sieg der Demokratie erreichen zu können; die Umtriebe der Emigranten und die Unterstützung, die sie bei einigen deutschen Höfen fanden, dienten ihnen als Mittel, die nationale Begeisterung des französischen Volkes aufzureizen. Da man auch in Deutschland mit dem Kriege zu rechnen hatte und da vor allem die Rheingebiete dem ersten Ansturm der Franzosen ausgesetzt waren, traf man Vorbereitungen zum Schutze gegen eine feindliche Invasion. Auch Kurmainz wollte nicht zurückbleiben. An der Besprechung dieser militärischen Fragen hatte wieder Müller einen hervorragenden Anteil. Am 20. Dezember 1791 gab er dem Kurfürsten ein Gutachten ab über die Ansichten des Gouverneurs von Mainz, Gymnich, betreffend die militärische Lage und was zum Schutze von Worms und Mainz zu geschehen habe[1]). Der Kurfürst selbst ersuchte auch Stein, sich über die Vorschläge des Gouverneurs als Sachverständiger und als Freund auszusprechen. Man sah wohl ein, daß ernstliche Rüstungen für den mehr und mehr als unvermeidlich erscheinenden Krieg notwendig seien[2]); man erkannte auch die Wichtigkeit der Festung Mainz und die dringende Notwendigkeit, sie instand zu setzen; aber über den Beratungen ließ man die Zeit unbenützt verstreichen und sich schließlich durch die Macht der Tatsachen überraschen. Auch die Verhandlungen zur Herstellung eines Einverständnisses mit den europäischen Mächten, wie sie zwischen Österreich und Preußen in Aussicht genommen waren, zogen sich in die Länge und riefen neue Schwierigkeiten hervor. Insbesondere war man in Deutschland verschiedener Ansicht über den Anteil, den Rußland an den gemeinsamen Aktionen erhalten sollte. —

Am 7. Februar 1792 war in Berlin ein Allianzvertrag zwischen Österreich und Preußen zustande gekommen, durch welchen die beiden deutschen Großmächte sich zur Garantie ihrer Gebiete und zur gegenseitigen Hilfeleistung, zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Verfassung des deutschen Reiches verpflichteten. Dieses Bündnis hatte durchaus keinen herausfordernden Charakter, so wenig, als die Erklärung, die Leopold II. am 17. Februar nach Paris abgehen

---

[1]) Précis des vues du Gouverneur. 20. Dez. 1791.

[2]) Am 26. Januar 1792 schrieb Müller dem Bruder: „Krieg ist wahrscheinlich, doch gewiß noch nicht. Entsteht er, so kan die Flamme ganz Europa ergreifen und der größte Kampf geschehen, den die Menschheit je bestanden.“



ließ, um seine Haltung gegenüber den Vorgängen in Frankreich und den Bedrohungen der königlichen Familie zu rechtfertigen, mit der Versicherung, daß er von seiner gemäßigten Haltung nicht abweichen werde in der Überzeugung, daß die Mehrheit der Nation für die Ausschreitungen nicht verantwortlich sei. Trotz der Mäßigung dieser Erklärung wurde sie von der revolutionären Kriegspartei in Paris als eine die Ehre der französischen Nation verletzende Einmischung des Auslandes dargestellt und zur Aufreizung des Volkes ausgenutzt.

Da starb am 1. März 1792 ganz unerwartet der Leiter der österreichischen Politik, Kaiser Leopold II., und mit ihm brach die letzte Stütze des europäischen Friedens zusammen[1]). Sein Nachfolger, der vierundzwanzigjährige Franz II., besaß noch keine politische Erfahrung und schien leichter von der deutschen Kriegspartei, die zum Einschreiten gegen Frankreich drängte, beeinflußt werden zu können als der klug berechnende und abwägende Leopold II. Durch dieses Ereignis wurde der Ausbruch des Krieges beschleunigt, umso mehr, als die französischen Revolutionäre ihm entgegentrieben. In Paris wurde das monarchische Ministerium durch die Angriffe der Jakobiner gestürzt und dem König das Ministerium Dumouriez abgenötigt, das sofort an den Wiener Hof drohende Forderungen stellte, deren Erfüllung mit der Ehre des österreichischen Staates unvereinbar waren. Ihre Ablehnung führte am 20. April 1792 zur Kriegserklärung Frankreichs an Österreich; durch den Allianzvertrag vom 7. Februar wurde auch Preußen sofort in den Krieg hineingezogen; der Entscheidungskampf zwischen dem alten feudalen Europa und dem revolutionären Frankreich war ausgebrochen.

Bei dem bevorstehenden Kriege mußte Mainz seiner Lage wegen von größter Bedeutung werden. Am 25. April 1792 war Stein von einem längeren Urlaub auf seinen Posten zurückgekehrt; in seinem ersten Bericht vom 27. April gibt er Nachrichten über das Leben der zahlreichen Emigranten in Mainz und ihr Elend. Im zweiten Bericht vom 30. April erwähnt er seine Unterredungen mit Bouillé über einen Feldzugsplan gegen die französischen Revolutionäre. Dieser sei der Ansicht, das beste Mittel, deren Pläne zu durchkreuzen, wäre eine Diversion durch die Schweiz, indem man sich mit dieser Nation, die schon so viele Beschwerden gegen die Nationalversammlung habe, verbinde, die Franzosen vom Rücken her in den Schluchten von Pruntrut anzugreifen, wenn diese schon besetzt

[1]) Nach einem Briefe Walters an Müller munkelte man in Wien, der Kaiser sei in Prag vergiftet worden, und das sei das Werk der französischen Prinzen.



wären, oder eher noch die Kantone Bern und Freiburg zu bestimmen, sich vorher ihrer zu bemächtigen. Bouillé habe gute Verbindungen in der Schweiz; Schultheiß Steiger von Bern, jederzeit dem preußischen Könige zugetan, sowie der Freiburger Schultheiß seien seine besonderen Freunde; dadurch könne er Einfluß in diesen mächtigen und mehr als die anderen an der Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich interessierten Kantonen erlangen; und unter den Offizieren, die früher unter ihm gedient hätten, habe er zahlreiche Anhänger. So könne man hoffen, die Schweizer zu einem kräftigen Rückenangriff entweder gegen die Rhone zur Vereinigung mit den Spaniern oder gegen den Dauphiné zu bringen, um dort den Keim eines Bürgerkrieges zu legen; es sei gewiß, daß der spanische Minister in der Schweiz diesen Plan eingegeben habe. Bouillé habe ihm aber im Vertrauen unter dem Siegel des Geheimnisses erklärt, daß er einen solchen Auftrag nur vom König von Preußen annehmen werde, weil er die starke und alte Abneigung der Schweizer gegen das Einrücken österreichischer Truppen in ihr Gebiet wohl kenne. Wenn der König den Wunsch Bouillés, ihm in der gegenwärtigen Krise seine guten Dienste zu leisten, billige, so möge er ihn zu sich berufen, um ihm und den Heerführern, die er dafür bestimmen wolle, seinen Plan zu unterbreiten[1]).

Am 4. Mai machte Stein angesichts der französischen Kriegserklärung auf den schlechten Verteidigungszustand der Festung Mainz aufmerksam; Preußen möge diesen wichtigen Punkt nicht außer acht lassen, damit nicht etwa ein Handstreich gegen ihn unternommen werde; denn auf die Bürgerschaft und den niederen Klerus sei kein Verlaß[2]). Er bittet den König um unbegrenzte Vollmacht, in seinem Namen beim Kurfürsten und beim Landgrafen von Hessen auf die notwendigen Mittel zur Behauptung von Mainz zu dringen.

Diesen dringenden Vorstellungen des Gesandten in Mainz scheint der Berliner Hof nicht genügend Rechnung getragen zu haben. In einem Briefe vom 12. Mai 1792 an den Grafen v. Schulenburg beklagt sich Stein darüber, daß er keine Instruktionen und keine näheren Berichte über den Stand der Dinge in Frankreich und im Reiche erhalte. Nur der persönlichen Güte des Generals Bischoffwerder verdanke er einige Aufklärung über die Beziehungen und

---

[1]) Bericht Nr. 2 vom 30. April 1792. Berliner Archiv Rep. XI, 164.

[2]) Wie Müller mißtraute auch Stein der Stimmung des Mainzer Volkes: „un autre très grand mal se joint à tout ceci, c'est qu'on ne peut guères être sûr des bourgeois, ni du bas Clergé, qui pourroient fort bien, eux mêmes, ouvrir les portes, si un Corps National se présentoit devant la place."



Verhandlungen mit dem Wiener Hofe. Es beweise dies, daß ihm von seiten des Berliner Kabinetts nicht das nötige Vertrauen geschenkt werde; man möge deshalb seinen Posten einem anderen übergeben, der fähiger und würdiger sei, Weisungen zu empfangen, um sie auszuführen. Stein bittet den Minister, sein Entlassungsgesuch beim König zu unterstützen. Zwar suchte Schulenburg in seiner Antwort vom 17. Mai den erregten Gesandten zu beschwichtigen, aber schon am 29. Mai wiederholte Stein seine bitteren Klagen über den Mangel an Vertrauen von seiten des Königs und seiner Regierung, der es ihm verunmögliche, in seiner jetzigen Stellung gute Dienste zu leisten.

Die ganze Zerfahrenheit und Planlosigkeit, die beim Ausbruch des ersten Koalitionskrieges unter den europäischen Staaten und vor allem im zerrütteten deutschen Reiche herrschte, tritt uns aus den zahlreichen Aktenstücken und der weitverzweigten amtlichen und privaten Korrespondenz Müllers deutlich entgegen. —

Der Tod Leopolds II. machte zunächst eine neue Kaiserwahl nötig. Die Wahl seines Sohnes Franz II. war keinen Augenblick zweifelhaft; auch war man bei dem Ernst der politischen Lage allgemein damit einverstanden, die Wahlverhandlung so rasch als möglich zu erledigen. Österreich schlug vor, die Wahl in Regensburg vorzunehmen. Aber Kurmainz ordnete doch die Wahlverhandlung wie üblich nach Frankfurt an, immerhin mit dem Antrage, sie zu beschleunigen, die Zahl der Gesandten und die Festlichkeiten einzuschränken und sich bei der Feststellung der Wahlkapitulation nicht wieder wie vor zwei Jahren durch Kleinlichkeiten und Förmlichkeiten lange hinhalten zu lassen. Auch der kurmainzische Finanzminister v. Seckendorf war schon aus finanziellen Gründen für die Beschleunigung und Vereinfachung des Wahlgeschäftes; denn der Kurstaat trug immer noch an den Lasten, die ihm durch die Kaiserwahl von 1790 aufgebürdet worden waren.

Müller war durch die mit dieser Wahl zusammenhängenden Geschäfte wieder so sehr in Anspruch genommen, daß er monatelang seinen Bruder ohne jede Nachricht lassen mußte. Schon am 12. März 1792 verfaßte er ein Gutachten[1]) an den Kurfürsten über die Frage, ob die geheime Separatkonvention vom 24. Dezember 1788 zwischen Mainz, Brandenburg und Hannover auch jetzt noch verbindlich sei, was er entschieden verneint, da in der Urkunde kein Wort davon stehe, daß sie auch für künftige Wahlen gelten solle,

[1]) St.-B. Müll. 163. Über diese Konvention siehe oben S. 184 ff.

und da sie nicht einmal für die Kaiserwahl Leopolds II. genau beobachtet worden sei. — Es konnte nicht ausbleiben, daß auch jetzt wieder bei den Vorbereitungen zur Kurfürstenversammlung in Frankfurt dem Erzkanzler bestimmte Wünsche ausgesprochen wurden. Die Herzogin Dorothea von Württemberg richtete von Hanau aus am 12. April 1792 an den Kurfürsten das Gesuch, er möge ihrem Sohn, dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Württemberg, seine Stimme geben bei der Wahl des Fürsten, der dem künftigen Kaiser das Diplom zu überbringen habe[1]), ein ähnliches Gesuch reichte auch der Prinz selbst ein; aber auch der Prinz Georg von Hessen bewarb sich um diese Ehre. In der von Müller verfaßten Antwort entschuldigte sich der Kurfürst, daß er auf diese Gesuche nicht eintreten könne, weil er bereits vor zwei Jahren einem Dritten hierüber Versprechungen gemacht habe. — Bedeutungsvoller war die Beschwerde, die der Papst durch den Erzbischof von Nicaea bei der Kurfürstenversammlung einreichte gegen die Besitznahme von Avignon und der Grafschaft Venaissin durch die Franzosen; das Kurfürstenkollegium möge den künftigen Kaiser und die Reichsfürsten bestimmen, sich mit den Zuständen in Frankreich tätig zu beschäftigen, um die Ordnung wieder herzustellen und die Rechte des Römischen Stuhles zu schützen. Auch der Bischof von Chur führte Klage über die josephinischen Grundsätze der seit Leopolds Tod erlassenen Verordnungen in geistlichen Sachen, verlangte Schutz und Rat und wünschte die Aufnahme einiger Klauseln dagegen in die Wahlkapitulation[2]).

Bei der Wahlbotschaft zu Frankfurt im Sommer 1792 hatte Kurmainz nur zwei Vertreter, den Domdechant Freiherrn v. Fechenbach und den Freiherrn v. Albini, „kurmainzischer Staats- und Conferenzminister, auch Hofkanzler, und dieser, der sich bereits als Beysitzer des kaiserlichen und Reichskammergerichtes und nachmahls als kaiserl. Geheimer Reichsreferendair, durch seine unermüdliche Thätigkeit, ausgebreitete Kenntnisse und Rechtschaffenheit ganz

[1]) St.-B. Müll. 171.

[2]) Müller schrieb darüber an Albini (Wien, Erzkanzl. Archiv Korrespond. 136 a): „Da letzteres unmöglich, und diese Grundsätze bei Fürsten und Völkern meist überall die herrschenden sind, so wird ihm nicht viel anderes gesagt werden können, als daß er sich in die Zeit schicken soll. Einerseits disputirt man dem Papst seine Sachen und will den auf die erste Kirchenform reduciren, anderseits will man gegen die weltliche Macht Dinge behaupten, die wenigstens ebenso vieler Contestation unterworfen sind. Alles dieses ist schwer zu vereinigen und scheint mir ein baufälliges System. Die Hierarchie muß entweder unter ihrem Haupte fest vereinigt seyn oder sich gefallen lassen, daß sie nach und nach aufgelöst wird."

vorzügliche Achtung zu erwerben gewußt hatte, war der eigentliche Votant und Geschäftsmann[1])." Albinis rechte Hand aber war Johannes Müller, der jetzt mit ihm in vollem Einvernehmen lebte[2]). Während Albini in Frankfurt die Wahlgeschäfte leitete, blieb Müller auch diesmal beim Kurfürsten in Mainz und besorgte die überaus rege Korrespondenz, reiste auch gelegentlich selbst nach Frankfurt zu mündlichen Besprechungen mit Albini. Die Korrespondenz bezieht sich übrigens nicht allein auf das Wahlgeschäft, sondern auf die ganze Staatsverwaltung des Kurfürstentums, die Albini auch von Frankfurt aus in seinen Händen behalten wollte[3]).

Wie vorgesehen war, traten die Wahlbotschafter Mitte Juni in Frankfurt zusammen; die Verhandlungen wurden beschleunigt; als Grundlage für die neue Wahlkapitulation wurde diejenige von 1790 angenommen und nur unwesentliche Änderungen daran vorgenommen[4]). Schon am 5. Juli erfolgte die einstimmige Wahl Franz II.;

---

[1]) So schreibt über ihn Häberlin: Pragmatische Geschichte der neuesten Wahlkapitulation. Anhang. Kapitulation Kaiser Franz II., S. 366.

[2]) Auch Seckendorf zeigte sich ganz mit Albini einverstanden. Albini und Müller überbieten sich in dieser Zeit förmlich an Komplimenten. So schrieb Müller am 10. Juni 1792 an Albini: „Ew. sind recht wohl, und sehr zufrieden des guten Stückes Arbeit, welches wir den Winter durch und bisher vor uns gebracht, auch über die politischen Geschäfte, die E. E. mit gleicher Thätigkeit und Einsicht geführt." Darauf antwortete Albini: „Es freut mich immer herzlich, daß ich aus Ihren öftern Reflexionen sehe, wie genau unsere Gesinnungen allenthalben zusammentreffen und daß Sie gerade das schreiben, was ich nur gedacht habe. Wir wollen eben beide nichts als das gute und haben gesunden Menschenverstand. — Wenn man solche tapfere, geschickte und redliche Commilitonen hat, wie ich an Ihnen und unserem besten Mündelius (Hofrat Kaiserberg), so geht alles rasch fort; ich theile mit Ihnen redlich das Verdienst." Am 7. August 1792 schrieb Müller an Albini: „Mit Freuden denke ich immer an Sie. Ich liebe Sie so sehr, als ich Sie verehre; das ist gewiß viel. Portae inferni non praevalebunt, gegen geraden Sinn, Einigkeit und Beharrlichkeit."

[3]) Fast jeden Tag ging ein Schreiben Müllers an Albini ab, gelegentlich sogar zwei, drei oder vier, auf welche Albini sofort antwortete. Die Briefe Albinis an Müller befinden sich in Schaffhausen St.-B. Müll. **154**, diejenigen Müllers an Albini in Wien, Mainzer Erzkanzl. Archiv Koresp. 136 a. Die Berichte waren dazu bestimmt, dem Kurfürsten vorgelesen zu werden; daneben legte Albini noch besondere Zettel in die Pakete, die nur für Müller und den Hofrat Kaiserberg bestimmt waren.

[4]) Die Verhandlungen verliefen nicht ohne schwere Befürchtungen. Am 16. Juni schrieb Müller an Albini: „sub summo secreto hat Schlick mir einen Brief des freiburgischen Präsidenten v. Summerau gezeigt, welcher ihm meldet, was Gestalten er von vertrauter Hand und durch geheime Emissärs wiederholt und verlässig erfahren, daß zu Straßburg Leute seyen, die sich verschworen haben, den König Franz zu ermorden, und hoffen, dieses am leichtesten zu bewirken während seinem Aufenthalt in Frankfurt." Solche Gerüchte werden allerdings,



der neugewählte römische Kaiser, der sich bereits in der Nähe aufgehalten hatte, erschien in Frankfurt, wo am 14. Juli nach dem alten Zeremoniell die feierliche Krönung stattfand, an der auch Johannes v. Müller im Gefolge seines Kurfürsten teilnahm. Diesem wurde als Entgelt für seine Auslagen bei den Wahlverhandlungen und Krönungsfeierlichkeiten eine Entschädigung von 70 000 bis 80 000 Gulden in Aussicht gestellt. —

Im Vordergrund des Interesses aber standen im Jahre 1792 die Verhältnisse und die Verhandlungen über die Rüstungen zum ausgebrochenen Kriege. Wie schlecht das revolutionäre Frankreich auf diesen Entscheidungskampf vorbereitet war und wie tollkühn die Girondisten und Jakobiner in diesen Krieg hineintrieben, ist allbekannt, ebenso aber die jämmerliche Verfassung des Deutschen Reiches, die eine rasche Durchführung eines kräftigen Feldzuges gegen Paris, der alle Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, verunmöglichte. Deswegen unterblieb vorläufig sowohl der gefürchtete Angriff der Jakobiner gegen den Rhein, als der sofortige Einfall der österreichischen und preußischen Heere vom Rhein und von den Niederlanden aus gegen Elsaß-Lothringen und die Champagne; es dauerte bis in den Spätsommer, bis die ersten kriegerischen Ereignisse erfolgten. Sowohl während der Rüstungen als bei den kriegerischen Unternehmungen offenbarte sich die ganze Zerfahrenheit des Reichs, so daß der Feldzug von 1792 mit einem vollen Mißerfolg der deutschen Heere endigte.

Der Kurfürst von Mainz mit seinem gefährdeten Gebiete war dabei in der schwierigsten Lage. Wenn er sich auch bei der Unterstützung der Emigranten bisher Zwang angetan, die Ansammlung von Truppen verhindert und den Prinzen Condé zur Abreise von Worms veranlaßt hatte, so konnte es doch den Leitern der französischen Politik nicht verborgen bleiben, daß er im Grunde seines Herzens eifrig für die Wiederherstellung des alten Regimes in Frankreich sei, daß er den Emigranten wenigstens heimlich Vorschub geleistet und ihnen aus seinen Arsenalen Gewehre verkauft hatte. Er hatte ja auch gegen die Verletzung der deutschen Fürstenrechte durch die Nationalversammlung lebhaften Protest eingelegt

meint Müller, oft verbreitet, um zu schrecken; aber es sei doch nötig, Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Man möge also alle verdächtigen Personen und das Quartier des Kaisers genau überwachen und ihn nie allein lassen. Es sei möglich, daß man sowohl den böhmischen als den preußischen König aus dem Wege räumen möchte, um zu schrecken und in der Hoffnung einer allgemeinen Verwirrung der Geschäfte.



und diese Sache eifrig beim deutschen Reichstag betrieben. So gehörte er ohne Zweifel bei den französischen Revolutionären zu den bestgehaßten deutschen Fürsten[1]). Der Ausbruch des Krieges entband nun den Kurfürsten von der bisherigen Zurückhaltung; Österreich und Preußen waren selbst in den Krieg hineingedrängt worden; daß auch der Mainzer Kurfürst mitmachen werde, konnte bei seiner Gesinnung nicht zweifelhaft sein; zweifelhaft aber und ein Gegenstand großer Sorge für den kurmainzischen Hof war die Frage, ob Mainz, das nur eine durchaus ungenügende Kriegsmacht besaß, von den beiden deutschen Großmächten oder seinen nächsten deutschen Nachbarn hinreichenden Schutz gegen einen Angriff von französischer Seite erhalten werde.

Zunächst handelte es sich um die Instandstellung der seit langer Zeit vernachlässigten Festungswerke von Mainz; denn man befürchtete einen kühnen Handstreich der Franzosen von Lothringen her, bevor die Rüstungen der verbündeten Mächte beendigt seien. Schon am 13. Januar 1792, also lange vor der Kriegserklärung, hatte Müller diese Befürchtung in einem Briefe an den Bruder ausgesprochen[2]). Am 21. April wiederholt er: „Es wird mehr und mehr wahrscheinlich, daß nächstens die Franzosen kommen. Wenn sie die Pfalz berühren, so ist Aufstand wider dortige Regierung. Ob das Feuer die kleinen Staaten daneben alsdann unberührt lassen werde — wer kann so was versichern. Gute wohlhabende Bürger sind nicht ohne Besorgnisse, weil in Zeiten derlei Gährungen die, welche nichts haben und auch keine raison annehmen, die Oberhand leicht bekommen. Es steht meines Bedünkens den rheinischen Gegenden eine Katastrophe im eigentlichen Verstand bevor. Was mich betrifft, so denke ich an den 23. und 91. Psalm." Noch besorgter schreibt er am 8. Mai: „Ich schreibe dir, liebster Bruder und mein Freund, in einer Lage der Sachen, die mir nicht erlaubt, vorzusehen, wann, woher, vielleicht ob ich dir noch oft werde schreiben können. Die großen Höfe sind durch das Dekret vom 20. April (französische Kriegserklärung) überrascht worden. Daher ist ein großer Theil der Gränzen unbedeckt. Am bedenklichsten ist die Position geistlicher Fürsten. Mainz ist ein sehr wichtiger Posten, der Ober-

[1]) Hierüber berichtete Gmelin wiederholt von Frankfurt aus an Müller, vor allem über die leidenschaftlichen Angriffe in Straßburger Zeitungen gegen den Kurfürsten.

[2]) Siehe oben S. 285. Schon am 25. August 1791 hatte Albini an Müller geschrieben: „Ich bin nicht ohne Sorge für den Franzosen. Sie sind nicht klug, wenn sie nicht auf die Reichsfürsten losgehen; in einem Tagemarsch könnten die Landauer vor Mainz seyn; wer will sie unterwegs aufhalten?"



und Niederteutschland trennt und zween große Ströme beherrscht. Dieser Platz ist fest, aber groß. Kellermann steht 24 Stunden von uns, die Österreicher aber noch 90[1]); Hessen sogar scheint zu zögern. Die wohlhabenden Bürger fürchten, andere wünschen die Demokratie. Es ist mir ganz wahrscheinlich, daß wir aufgefodert werden, und wenn man unthunliche Dinge fodert, so kann die Stadt belagert oder durch Überfall eingenommen werden. In diesem Fall ist zu überlegen, was besser ist, ob wegzugehen, wenn es in Zeiten geschehen kann, oder zu bleiben. In jenem Fall risquirt man allerdings, was man zurückläßt, gänzlich zu verlieren, und sollte mir leid thun, die vieljährige Frucht meiner Arbeit über die vaterländische und allgemeine Geschichte, nebst andern meiner Bücher und Schriften einzubüßen (eines Verlustes von ungefähr 2000 fl. an Weißzeug u. a. Meublen nicht zu gedenken). Bleibe ich, so habe ich von Mainzer Bürgern lauter Gutes und Liebe zu hoffen; ob aber auch die Franzosen einen Unterschied zu machen wissen werden, ob Leben und Vermögen im Tumult der eingenommenen Stadt sicher seyn werden, ist im Rathe Gottes. In diesen Ungewißheiten werde ich das thun, was in jedem Fall Ehre und Gewissen von mir fodern."

Am 13. Mai meldet er, daß die Krise weniger nahe sei, als man hätte glauben sollen. „Die Franzosen haben den (unüberlegten) Schritt begangen, dort anzugreifen, wo der stärkste Widerstand ist und auf Insurrektionen desjenigen Volks zu zählen, welches am wenigsten dergleichen wagen darf und ohnehin in wesentlichen Punkten andere Grundsätze hat. Gegen das teutsche Reich geschieht noch nichts, obschon man auf seiner Hut seyn muß. Indessen eilen Österreich und Preußen auf die Gränzen, welche selbst bereits befestigter und defendirt sind. Es ist kein Staatsmann in der Welt fähig, den Ausgang vorzusehen, denn sehr viel beruhet auf dem Grade moralischer Kraft in den Anhängern der neuen Constitution. Doch scheint mir unmöglich, den seit einem halben Jahrhundert in Europa verbreiteten Geist nun mit Bajonetten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit. Sowohl der endliche Sieg (denn vom Anfang ist auch 1776 in Betreff der Amerikaner falsch geurtheilt worden) als die Folgen desselben sind nicht vorzusehen." —

So sehr man auch die Notwendigkeit einsah, sich für den Krieg zu rüsten, insbesondere die Festungswerke von Mainz in guten

---

[1]) S. W. V, S. 387 steht unrichtig 30.

Verteidigungsstand zu bringen, so unvollkommen wurden alle Vorbereitungen ausgeführt, so daß die Festung dem ersten keckn Handstreich der Franzosen in schmählicher Weise zum Opfer fiel.

Nicht besser stand es mit dem Ergebnis der Unterhandlungen mit anderen deutschen Fürsten zur gegenseitigen Unterstützung in den hereinbrechenden Stürmen der Zeit. Zwar war zwischen Kurmainz und Hessen-Darmstadt der im Mai 1791 in Aussicht genommene Subsidienvertrag[1]) endlich zustande gekommen; nach vielen Verhandlungen war Generalleutnant v. Hatzfeldt im September mit bestimmten Instruktionen nach Darmstadt geschickt worden, wo anfangs Oktober ein für Kurmainz günstiger Vertrag abgeschlossen wurde, der vor allem das Marsch- und Verpflegungswesen der Truppen nach Vorschlägen Gymnichs ordnete; aber mit anderen Nachbarn war kein fester Zusammenhang vorhanden; es herrschte zwischen ihnen sogar Mißtrauen, wie gegen Kurpfalz; verschiedene deutsche Staaten nahmen den Standpunkt ein, daß sie nicht zur Mitwirkung verpflichtet seien, wenn wegen der Forderungen an Frankreich ein Krieg ausbrechen würde. Der kurmainzische Hof war zudem in einer sehr schwierigen Lage durch seine Zwischenstellung zwischen Preußen und Österreich. Seit dem zweifellosen Zusammenbruch der Fürstenbundspolitik hatte er sich entschieden Österreich zugewendet. Eifrig wirkte in diesem Sinne vor allem der im Juli 1791 zum Gesandten des Erzkanzlers in Wien ernannte Freiherr Walter d'Aland, der seine Ernennung vornehmlich der lebhaften Verwendung Müllers zu verdanken hatte. Auch Albini, so sehr er sich als Staatskanzler dem österreichischen Einfluß entzogen und eine selbständige Stellung einzunehmen versucht hatte, erblickte doch im Kaiser die natürliche Stütze von Kurmainz. Und Müller unterstützte nun die Bestrebungen, zwischen Wien und Mainz eine enge Verbindung herzustellen.

So standen sich am Mainzer Hofe zwei politische Richtungen gegenüber: die preußische, vertreten durch den preußischen Gesandten Freiherr vom Stein, unterstützt durch Frau v. Coudenhoven und ihre Clique, und die österreichische, deren Interessen betrieben wurden durch den kaiserlichen Gesandten in Mainz, Graf v. Schlick, unterstützt durch den Kanzler Albini, Johannes Müller und den kurmainzischen Residenten Walter in Wien. Auch der Finanzminister v. Seckendorf hatte sich dieser Richtung angeschlossen. Insbesondere durch die Tätigkeit Albinis, der jetzt das volle Vertrauen

---

[1]) Oben S. 270.

des Kurfürsten gewonnen hatte, gelang es, die Coudenhovensche Clique mehr und mehr aus ihrem politischen Einfluß beim Kurfürsten zu verdrängen. Alle Umtriebe dieser Partei, den allmächtigen Staatskanzler zu stürzen, blieben erfolglos. Es gelang ihr auch nicht, Albini mit Müller zu entzweien; die Verbindung dieser beiden Männer war zu fest geworden. Dies zog Müller den Haß seiner früheren Freunde zu. Sehr scharf spricht sich Albini in einem undatierten Briefe an Müller aus: „Mad. v. Coud. wird nie ruhen; indessen wir halten zusammen wie Stahl und Eisen. Schlick ist auf unserer Seite." — Verschärft wurde der Gegensatz noch durch einen Streit, in welchen Müller im Februar 1792 mit dem Grafen v. Hatzfeldt verwickelt wurde. Die Veranlassung dazu gab folgender Vorfall[1]): Gegen Ende Januar 1792 kam der Graf v. Westphalen von Fürstenberg, seit seinem Rücktritt aus kurmainzischen Diensten kaiserlicher Geheimrat und bevollmächtigter Minister bei den Kurhöfen von Trier und Köln, auf der Durchreise nach Mainz, wo er sofort von dem General v. Hatzfeldt mit einem Zeugen aufgesucht und befragt wurde, ob es wahr sei, daß er an Müller ungefähr in dem Sinne geschrieben habe: wenn der Graf v. Hatzfeldt die Geschäfte des Referendarius im Militärdepartement weiterführe, so werde der Staat von Mainz des einzigen ehrbaren Mannes, den es dort noch im Dienste des Kurfürsten gebe, beraubt werden[2]). Westphalen antwortete darauf, daß er bei der Menge von Briefen, die er zu schreiben habe, sich nicht mehr an Einzelheiten in denselben erinnern könne. Er wandte sich nun an Müller mit der Anfrage, ob er sich wirklich in einem Briefe so ausgesprochen und ob Müller davon Gebrauch gemacht habe. Müller erklärte nun seinerseits, auch er könne sich nicht mehr an alle Stellen in den zahlreichen Briefen, die er erhalte, erinnern[3]); doch entsinne er sich genau, daß Westphalen einmal gesagt, vielleicht auch geschrieben habe, daß General

---

[1]) Ausführlich berichtet über die Veranlassung zu diesem Streit Müller an den Bruder am 21. Februar 1792 (ungedruckt); dem Briefe liegen die in der Sache veröffentlichten Drucksachen bei. Das reichhaltige Aktenmaterial St.-B. Müll. **134**.

[2]) Gemeint ist der Gouverneur Gymnich von Mainz, der im Frühling 1791, als Hatzfeldt für dieses Referat in Aussicht genommen war, erklärt hatte, daß er in diesem Falle seinen Dienst verlassen würde.

[3]) Müller hätte es sehr leicht gehabt, sich über diese Stelle in seinem Briefwechsel mit Westphalen Gewißheit zu verschaffen, da er diese Briefe aufbewahrt hatte; sie befinden sich noch heute in seinem Nachlasse. In einem Briefe vom 27. Juni 1791 findet sich in der Tat die Bemerkung: „si Hatzfeld réussit et si par là l'état de Maience perd encore un honnet homme dont le nombre y est en general si petit, que l'on ne devrait point le diminuer de propos déliberé."



v. Gymnich einer der Männer sei, deren Verlust für den Staat sehr bedauerlich wäre; aber ebenso sicher sei es, daß die Person, die behauptet habe, von Müller gehört zu haben, aus sich selbst oder nach einem Briefe, Gymnich sei der einzige ehrbare Mann in diesem Dienst, gelogen habe. Müller richtete nun noch am gleichen Tage an Hatzfeldt die Anfrage nach der Persönlichkeit, die ihm diese angebliche Äußerung zugetragen habe. Diese Persönlichkeit war aber niemand anders als die Frau v. Coudenhoven, der Müller seinerzeit den Brief Westphalens mitgeteilt und die ihrerseits gelegentlich ihrem Bruder die Bemerkung übermittelt hatte. Hatzfeldt, der seine Schwester nicht bloßstellen wollte, weigerte sich in einer hochfahrenden Antwort, den Namen der Zwischenträgerin zu nennen; eine zweite Aufforderung Müllers hatte eine noch schärfere Abweisung zur Folge, worauf Müller in einem dritten Schreiben erklärte, er sei seiner Stellung und sich selbst eine Rechtfertigung schuldig; da ihm der Graf die Mittel dazu verweigere, bleibe ihm nur übrig, entweder die Gerichte anzurufen oder die Sache zu veröffentlichen. Da er Prozesse nicht liebe, werde er die einfache Tatsache mit dem darüber geführten Briefwechsel veröffentlichen. Hatzfeldt erwiderte darauf, er werde auf keinen Brief Müllers mehr antworten; wenn es Müller Vergnügen mache, könne er seine Briefe drucken lassen. Müller ließ nun in der Tat die Streitursache samt dem Briefwechsel veröffentlichen, indem er das Urteil dem Publikum anheimstellte. Nun gelangte auch Hatzfeldt an die Öffentlichkeit mit der Erklärung, er weigere sich, eine Rechtfertigung seiner persönlichen Handlungen zu geben; als General halte er es unter seiner Würde, sich mit Müller auseinanderzusetzen. Er wende sich nur gegen die Behauptung Müllers, er habe sich im Frühling 1791 um das Militärreferat beworben, und der General Gymnich habe erklärt, er werde in diesem Falle den Dienst aufgeben. Vielmehr habe ihm der Kurfürst gerade durch Müller das Referat angeboten, nachdem er auf Befehl seines Herrn einen systematischen Plan zur besseren Einrichtung des Militärdepartements eingereicht habe, dessen Notwendigkeit und Vortrefflichkeit auch von Müller anerkannt worden sei. Da aber der Gouverneur v. Gymnich nicht damit einverstanden gewesen sei, habe er, Hatzfeldt, um die Enthebung von jeder Arbeit im Kabinett gebeten, was auch bewilligt worden sei. Zu dieser Erklärung veröffentlichte Müller wieder einige Bemerkungen, in denen er sich vornehmlich gegen die hochmütigen Äußerungen Hatzfeldts wendete; im übrigen dürfe er als Geheimer Staatsrat das, was der Kurfürst ihm als Geheimnis anvertraut



habe, nicht veröffentlichen. — In betreff des Planes von Hatzfeldt über das Militärdepartement sei er in der Tat des guten Glaubens gewesen, daß Hatzfeldt in der Friedenszeit sehr gute Dienste leisten könne. Die Berichte Gymnichs, die rasche Auffassung, die Genauigkeit, die Richtigkeit, strenge Billigkeit und Rechtlichkeit, die er darin erkannt habe, hätten ihn davon abgebracht, zu glauben, daß man des Generals v. Hatzfeldt bedürfe.

Der Streit machte bei der herrschenden Erregung der Gemüter ein viel größeres Aufsehen, als die unbedeutende Zänkerei wert war. Es bildeten sich förmliche Parteien für und gegen Müller. Die Bürgerschaft, die Mitglieder der Universität und auch ein Teil des Adels nahmen eifrig für ihn Partei; sein Haus wurde von handfesten Männern und entschlossenen Bürgern bewacht; wenn er nachts von der Kanzlei heimkehrte, wurde er von Bewaffneten begleitet; man erklärte, daß, wenn ihm ein Leid geschehen sollte, ein allgemeiner Aufstand ausbrechen würde. Obwohl Frau v. Coudenhoven für ihren Bruder eintrat und Müller wegen seines Auftretens heftige Vorwürfe machte, entschied sich der Kurfürst zugunsten Müllers. Die offizielle Entscheidung der Streitsache ist vom 15. März 1792 datiert und vom Kurfürsten eigenhändig unterzeichnet. Die vom Grafen v. Hatzfeldt eingereichte Injurienklage wird als nicht stichhaltig abgewiesen und dem General „ein nachdrucksamer Verweis erteilt wegen der respektwidrigen Form seines ersten exhibiti und der darin gebrauchten Ausdrücke und Anträge", ferner „wegen der in dessen drittem exhibito wider das Ansehen der kurfürstlichen Landesregierung gemachten Äußerungen."

Die Stellung des Freiherrn vom Stein, des preußischen Gesandten am Mainzer Hofe, der mit der Frau v. Coudenhoven in engstem persönlichen Verkehr stand, war durch die nun nach Wien gerichtete Orientierung des Mainzer Hofes immer schwieriger geworden. Der steigende Widerstand, auf den er stieß, und der Umstand, daß er sogar von einigen seiner vertrautesten Freunde, vor allem von Müller, verlassen wurde, brachten ihn in eine solche Aufregung und Gereiztheit, daß er öfters gegen den Kurfürsten und seine Regierung eine geradezu beleidigende Haltung einnahm und sich einer für einen Gesandten durchaus unzulässigen Sprache bediente. Dadurch wurde die Entfremdung zwischen Mainz und Berlin nur noch vergrößert, und die Mainzer Staatsmänner sehnten sich bei den immer neuen Verdrießlichkeiten, die ihnen Stein bereitete, danach, daß er endlich von seiner Regierung abberufen werde. Nur der Umstand, daß der Kurfürst im Jahre 1787 die Ernennung Steins zum



Gesandten an seinem Hofe von Preußen ausdrücklich verlangt hatte, hielt ihn davon ab, jetzt seine Abberufung ausdrücklich zu begehren[1]).

Allerdings wurde seit 1792 der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen dadurch gemildert, daß die beiden Mächte in der äußeren Politik geeinigt schienen, daß Stein und Schlick gemeinsam die Kriegspolitik ihrer Höfe gegen die französische Revolution betrieben; aber trotz dieses gemeinsamen Zieles zeigte sich doch immer wieder die fortdauernde Rivalität der beiden Staaten.

Die Kriegserklärung Frankreichs an Österreich, die auch Preußen und das Deutsche Reich in den Krieg gegen Frankreich zog, zwang zu ernstlichen Maßregeln. Um die Mittel des kurmainzischen Staates zu vermehren, brachte Albini eine Sammlung von freiwilligen Beiträgen für die Defensionalkasse in Vorschlag, wobei die Mitglieder des Kabinetts den Anfang machen sollten; wirklich liegt ein von Müller geschriebener Subskriptionsbogen vor, auf welchem Albini mit 300 und Müller mit 150 fl. eingetragen sind. Aber der Gedanke wurde schließlich aufgegeben, da er bei vielen Beamten auf Widerstand stieß und die Durchführung zweifellos ein klägliches Ergebnis gehabt hätte. Müller hatte sich sofort gegenüber Albini dahin ausgesprochen, daß die Sammlung durchaus freiwillig sein müsse und daß man vor allem die Unterbeamten mit bescheidenem Einkommen verschonen müsse; vorerst soll man nur an den Adel und gut situierte Personen gelangen; erst wenn die Heere da seien oder wenn das Reich sich erkläre, soll jedermann durch eine öffentliche Proklamation aufgefordert werden, für die Verteidigung der Stadt Opfer zu bringen. Da aber der Kurfürst den bestimmten Wunsch aussprach, daß man die Bürgerschaft und den Handelsstand sofort zu Beiträgen heranziehe, suchte Müller die Stimmung der Bürger kennen zu lernen; es wurden „aber nichts als Klagen über den Stadtdirektor, die Commissarien, über den Verfall der bürgerlichen Nahrung, der Zünfte u. s. w. gehört, welches mich noch mehr in der Meinung bestärkte, daß wir in diesem Augenblick behutsam gehen und nicht,

[1]) Im September 1792 dachte man in Mainz ernstlich daran, die Abberufung Steins zu verlangen; als seinen Nachfolger wünschte man den Grafen Görz oder, wenn er seinen Posten in Regensburg nicht aufgeben wolle, den Schwager des Ministers Schulenburg, Tauenzin, den auch Müller als einen liebenswürdigen, geistreichen und edelgesinnten jungen Mann, den bald alle lieben würden, empfahl. Der kurmainzische Gesandte in Berlin, Hugo Hatzfeldt, erklärte damals, es sei gewiß, daß Stein jetzt lauter Böses für Mainz zu stiften trachte; er scheine auch Lucchesini allerlei üble Dinge vom Mainzer Hofe gesagt zu haben. Da der Kurfürst die Abberufung Steins nicht selbst fordern wolle, so werde er, Hatzfeldt, bei Schulenburg mündlich vorstellig werden. „Baron Stein soll bald fortkommen."



um weniger tausend Gulden willen, veranlassen sollten, daß Repräsentationen und gravamina kommen".

Am 13. Juni 1792 sicherte Friedrich Wilhelm, Fürst zu Nassau, dem Kurfürsten von Mainz ein Hilfskorps von 400 Mann unter Oberstleutnant v. Massenbach zur Verteidigung der Festung Mainz zu; sein Minister, Freiherr v. Gagern, machte Johann v. Müller die Mitteilung, daß sein Herr alles Mögliche tun werde, um dem Verlangen des Kurfürsten zu entsprechen, dafür aber möglichste Geheimhaltung dieses Schrittes wünsche, sowie Bestimmungen über die Verpflegung der Truppen und Verabredungen zwischen ihrem Führer und dem Festungskommandanten von Mainz; am 25. Juni sprach Müller im Namen des Kurfürsten dem Freiherrn v. Gagern den besten Dank für die angebotene Hilfe aus. Massenbach habe seinen Auftrag aufs beste ausgeführt; die Wünsche von Nassau werden berücksichtigt werden.

In Mainz drängten nun die Gesandten Preußens und Österreichs, Stein und Schlick, auf Betreiben der Emigranten, vor allem Bouillés, zur Vornahme umfassender militärischer Maßnahmen für den Krieg, Stein mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens. Sie verlangten die Bewaffnung der Emigranten und ihre Einquartierung in den kurmainzischen Gebieten; der Kurfürst sollte sowohl die französischen Gardes du Corps als die Gendarmerietruppen in seinen Landen aufnehmen. Dieser weitgehenden Forderung widersetzte sich der Kurfürst, kräftig durch Albini und Müller unterstützt; schließlich verständigte man sich dahin, daß drei Schwadronen der Gardes du Corps zwischen Kassel und Höchst einquartiert werden, die Gendarmerie aber den kurmainzischen Gebieten fern bleiben sollte; die Verpflegungskosten sollten der Bevölkerung vollständig und bar ersetzt werden; die französischen Prinzen hatten zu diesem Zwecke eine preußische Subsidie von 100 000 Reichstalern erhalten.

Große Schwierigkeiten boten den kurmainzischen Staatsmännern auch die Durchmärsche und die Sorge für die Verpflegung der österreichischen und preußischen Truppen. Während die Forderungen vor allem Preußens hierüber sehr weit gingen, suchten Albini und Müller die Bevölkerung des Kurstaates möglichst zu schonen. Am 13. Juni 1792 schrieb Albini an Müller von 10 000 Österreichern, die bei Philippsburg, Worms oder Oppenheim über den Rhein gesetzt werden sollen; „müßte es zu Worms oder Oppenheim geschehen, so bekämen wir sie ins Land; das sollte verhütet werden."

Am 10. Juni 1792 schrieb Walter von Wien aus an Müller, man wünsche von ihm eine kleine Schrift, die das Reich und das



Publikum für die gemeine Sache stimmen soll, da niemand auf deutschem Boden dazu befähigter sei. Müller antwortete darauf am 18. Juni: „Die Schrift, welche man von mir wünscht, könnte wohl sehr interessant gemacht werden; es fehlt nicht an Materie. Aber die Composition ist unmöglich, denn dazu gehört Muße und ein unbefangener Geist. Glücklicherweise scheint sie auch nicht mehr so nöthig. Nöthig wird mit der Zeit werden, zu warnen vor den Mißbräuchen des Sieges; denn zu erringen ist er leicht, aber zur Behauptung wird gewiß Klugheit erfordert." Walter ließ sich mit dieser Ablehnung nicht abfinden. Am 2. Juli schrieb er: die beste und solideste Feder, die man dermalen in Deutschland besitze, sei diejenige Müllers; so berichte die Staatskanzlei in einem Vortrag an den König, und es wäre von großem Wert, ihn für Wien zu gewinnen.

Die Verhandlungen des Mainzer Hofes mit den Gesandten Österreichs und Preußens über die militärischen Maßnahmen führten wiederholt zu erregten Auseinandersetzungen. Als Stein am 18. Juni 1792 dringend die sofortige Armierung der Emigranten und die Entsendung eines Regimentes der Mainzer Garnison zum Regiment Rohan bei Worms verlangte, lehnte der Kurfürst das Eintreten auf diese Maßnahmen ab, „und da schon die Haare strotzten und die Röthe dem Stein ins Gesicht stieg, beruhigte H. Sie denselben mit guten Worten." Müller hielt diese Maßregeln für höchst voreilig. Er sprach die Ansicht aus, man dürfe durch unkräftige, unnütze Maßregeln den Feind nicht wider sich reizen. Wenn Kellermann Worms angreifen wolle, so werde er es mit einer Übermacht tun, gegen die ein Mainzer und die Trümmer von zwei französischen Regimentern nichts auszurichten vermöchten. Man möge sich deshalb auf die Behauptung des Erzstiftes und der Residenz konzentrieren. Dagegen sei es unaufschiebbar, sich an Usingen, Weilburg, Dillenburg, Waldeck und Fulda zu wenden mit der Aufforderung, sich zum Schutze von Mainz bereit zu halten. —

Von einer weiteren Unterredung mit Stein, Schlick und Bouillé schreibt Müller an Albini am 24. Juni: „Nichts hat gefehlt, als daß wir uns bey den Köpfen kriegten. Ich will E. E. mit dem Detail der Impertinenzen nicht aufhalten. Es handelte sich um die Zuweisung, die das Kurfürstentum Mainz an die französischen Emigranten übernehmen sollte." Der Plan gehe dahin, die österreichischen Quartiere bis an den Main, die preußischen bis an die Lahn auszudehnen; in der Mitte sollen die Emigranten untergebracht werden. Mainz fallen die Gardes du Corps zu, die in 300 Pferden bestehen. Müller habe auseinandergesetzt, daß man die Gendarmerie nicht

logieren könne, was Bouillé auch eingesehen habe. Dagegen müsse man die Gardes du Corps übernehmen.

Vom 28. Juni liegt ein Schreiben Müllers an Albini vor, das er als „ein höchst wichtiges und eben darum des größten Geheimnisses gegen jedermann ohne Ausnahme bedürfendes Projekt" bezeichnet[1]). Er führt darin aus, daß bei der gegenwärtigen Lage auch das Reich eine tätige Rolle spielen müsse, sonst werde es am Ende vergessen und müsse mit sich machen lassen, was man wolle. In Braunschweig und Berlin sei der Gedanke gefaßt worden, nicht eine zahlreiche, verschieden zusammengesetzte, unbehilfliche Reichsarmee, wohl aber ein Korps von etwa 15 000 Mann in der Gegend von Mainz zu bilden, um vorzurücken sowohl zur Bedeckung dieser Grenzen als auch zu Eroberungen im Unterelsaß. Zu diesem Korps sollten auch Mainz, Darmstadt und Pfalz Truppen liefern, Hannover 6000 Mann, sobald das Reich sich erklärt. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt soll das Kommando übernehmen, unter ihm aber der Marquis de Bouillé befehlen. Darmstadt werde sich bis auf 5000 Mann verstärken; von Mainz erwarte man 1500 und von der Pfalz 4000 Mann und so weiter. Die Schweizer sollen ihre Truppen aus Frankreich zurückziehen, wozu sie bereit seien; diese 15 000 Mann würden in Übereinstimmung mit den deutschen Truppen handeln. In Mainz sollen die abgehenden 1500 Mann durch Kreistruppen (Nassauer und so weiter) ersetzt werden. Die Kosten für die Mobilmachung und den Unterhalt für einige Monate würde der König von Preußen vorschießen; „nachmals, in des Feindes Land, würde der Krieg den Krieg ernähren." Dieses Projekt habe Stein gestern abend und heute früh dem Kurfürsten und Müller mitgeteilt mit dem Beifügen, es nur Albini kundzugeben, weil der Plan ganz neu und noch unreif sei. Vorderhand wolle man nur wissen, ob Mainz im Falle der Durchführung des Projektes teilzunehmen bereit wäre. Stein wünsche dies dem Herzog von Braunschweig am Samstag mitteilen zu können. Müller ist der Ansicht, daß man auf dieses Projekt eintreten sollte. Er wünsche aber zu wissen, ob Wien und Berlin darüber einig seien; denn Mainz könne nur mitmachen, wenn es auch vom Kaiser gebilligt werde; sonst entstünde neue Parteiung und Mainz fiele in Abhängigkeit von Preußen. In diesem Sinne solle man Stein antworten und gleichzeitig nach Wien schreiben, um die Gesinnung des kaiserlichen Hofes zu er-

[1]) St.-B. Müll. 154. Das Schreiben wurde durch einen besonderen Husaren Albini nach Frankfurt überbracht und von Albini noch am gleichen Tage auf die gleiche Weise beantwortet.

fahren. Albini antwortete sofort, er sei vollkommen mit Müller einverstanden, er möchte sogar 2000 statt nur 1500 Mann geben; wenn die Heere einmal vorrücken, habe man mit dem Rest der Garnison in Mainz genug. Conditio sine qua non sei allerdings die Zustimmung des Wiener Hofes.

Unmittelbar nach dem feierlichen Krönungsakte Franz II. im Dome zu Frankfurt trafen der neugekrönte Kaiser, der König von Preußen und mehrere andere deutsche Fürsten mit ihrem Gefolge in Mainz zusammen, wo vom 19. bis 21. Juli ein Fürstenkongreß stattfand mit glänzenden Festlichkeiten zu Ehren der Gäste; das monarchische und feudale Deutschland entfaltete dort noch einmal seinen ganzen Glanz; aber zu energischen, wirkungsvollen Beschlüssen und Maßnahmen für den ausgebrochenen Krieg vermochte sich auch die Mainzer Fürstenversammlung nicht aufzuschwingen[1]).

Inzwischen hatte der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dem die militärische Oberleitung des Feldzuges gegen Frankreich übertragen worden war, sein Hauptquartier nach Koblenz verlegt. Obwohl er im Grunde genommen den Krieg gegen Frankreich mißbilligte und vor allem die lärmenden Kundgebungen und Umtriebe der Emigranten verabscheute, ließ er sich doch, wenn auch widerstrebend, herbei, am 25. Juli 1792 von Koblenz aus das vielbesprochene, berüchtigte Manifest an die französische Nation zu erlassen, das ganz von den Emigranten beeinflußt, vom Marquis de Limon entworfen, von Wien und Berlin gebilligt und nur in einzelnen Stellen auf Verlangen des Herzogs etwas abgeändert worden war. Es verlangte die Unterwerfung unter die gesetzliche Ordnung, die persönliche und Handlungsfreiheit des Königs, seine und seiner Familie Sicherheit, unter heftigen Drohungen gegen alle, die sich den zur Durchführung dieser Forderungen in Frankreich einrückenden Truppen widersetzen würden; vor allem der Stadt Paris wird mit einer exemplarischen, für alle Zeiten denkwürdigen Züchtigung gedroht, wenn sie sich an der geheiligten Person des Königs oder eines seiner erlauchten Familienmitglieder vergreifen würde[2]). Dieses Manifest, dessen Wirkung allerdings sehr über-

[1]) Häußer, Deutsche Geschichte I, 320.

[2]) Über dieses Manifest: Schlosser, Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts V, S. 378 ff.; Häußer, Deutsche Geschichte I, S. 330 f. In Gallerie preußischer Charaktere: Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig S. 24 wird das Manifest dem preußischen Legationsrat Renfner zugeschrieben. Schlosser führt aus, es sei von dem Marquis de Limon entworfen, dann aber im Auftrage des Herzogs von Braunschweig durch Cobenzl, Spielmann, Schulenburg und den Geheimrat Renfner in einigen Stellen geändert worden.



trieben worden ist, wurde von den Revolutionären benutzt, um die nationalen Leidenschaften des französischen Volkes aufzureizen.

An der endgültigen Festsetzung des Wortlautes dieses Kriegsmanifestes war auch Müller beteiligt, der gerade in diesen Tagen von seinem Hofe ins Hauptquartier des Herzogs nach Koblenz abgeschickt worden war[1]); er hat zweifellos an den Verhandlungen über das zu erlassende Manifest teilgenommen; voraussichtlich dürfen ihm die redaktionellen Änderungen am Entwurfe Limons zugeschrieben werden. Im Nachlaß Müllers befindet sich ein Original des Aktenstückes mit der eigenhändigen Unterschrift des Herzogs, daneben auch ein Entwurf mit Korrekturen, Erweiterungen und Milderungen von Müllers Hand. Ihm wurde auch die Besorgung des Druckes bei Wailand in Mainz übertragen; er selbst hat 5000 Exemplare nach Koblenz gebracht und andere nach verschiedenen Seiten verschickt, vor allem auch an mehrere schweizerische Staatsmänner zur Verteilung in der Schweiz[2]), die es mit großem Interesse entgegennahmen und durchaus nicht so ungünstig beurteilten, wie es durch die späteren Geschichtschreiber geschehen ist. So schrieb der Schultheiß Glutz von Solothurn über die Deklaration: „Je la regarde comme l'aurore des beaux jours que les mesures rigoureuses des hautes Puissances alliées vont rammener en France, en y retablissant l'authorité du Roy, l'ordre et la Paix."

Die Deklaration wurde in Mainz ohne Mitwirkung Müllers in die deutsche Sprache übersetzt[3]). An ihrer nachhaltigen Wirkung zweifelte man allerdings bald genug. Am 9. August schrieb Albini an Müller, die Deklaration und das preußische Exposé hätten in Paris nichts als Indignation hervorgerufen und der König werde doch wohl noch abgesetzt werden[4]).

Für seine Bemühungen beim Drucke des Manifestes war Müller von Stein ein schönes Geschenk des preußischen Königs zugesichert worden[5]). Da aber Müller der Übertragung des Oberbefehls über die Mainzer Truppen an den Grafen v. Hatzfeldt, die von Stein

---

[1]) Er wurde dort auch vom König von Preußen zu einer Audienz berufen.

[2]) Briefe von Schultheiß Glutz von Solothurn vom 8. August 1792, von Landammann Müller von Uri (18. August), Wetter von Herisau (10. August), Altlandammann Kolin von Zug (7. August).

[3]) Müller an Albini, 2. August 1792.

[4]) Auch Walter in Wien glaubte, der Herzog von Braunschweig werde die Deklaration ebensowenig in Erfüllung bringen können, als der Kurfürst von Mainz für seine Rüstungen jemals eine Entschädigung erhalten werde.

[5]) Er glaubte es umso eher annehmen zu dürfen, als ihm für die Reisekosten keine Entschädigung bezahlt worden war; sie beliefen sich auf 131 fl. 59 Kr.

um jeden Preis durchgesetzt werden wollte, sich widersetzte, wurde es nur in der Form einer schönen, wertvollen Horazausgabe entrichtet. Der kaiserliche Gesandte v. Schlick wurde angewiesen, ihm 50 Dukaten zu übergeben, ein Geschenk, das Müller allerdings „unter der Würde eines Geh. Staatsrates und eher für einen Cancellisten schicklich" hielt.

Nach teilweise erregten Unterhandlungen zwischen Stein, Schlick und Albini war nun auch eine Konvention über die Beteiligung der Mainzer Truppen am Kriege gegen Frankreich zustandegekommen. Nach dem von Müller geschriebenen Bericht sollte der Kurfürst 2068 Mann mit der dazu gehörenden Artillerie stellen; diese Truppen sollen als Hilfstruppen bezeichnet werden, weil der Krieg von seiten des Kurfürsten und des Reichs noch nicht erklärt worden sei. Sie sollen mit der Armee Hohenlohe, und zwar mit dem Korps des Grafen v. Erbach, vereinigt werden; das erste Bataillon soll zuerst, das zweite 8—10 Tage später abmarschieren. Die Gesandten der kriegführenden Höfe sollen bei den Fürsten von Usingen, Dillenburg, Weilburg, Fulda und Waldeck darauf dringen, daß sie ihr dem Kurfürsten gegebenes Versprechen, im Notfalle Mainz zu decken, erfüllen. Dieser Notfall tritt mit dem Abmarsch der Mainzer Truppen ein. Die Höfe verpflichten sich, dem Kurfürsten seine Kosten durch Frankreich entweder in barem Gelde oder auf andere Weise zurückzuerstatten, ebenso ihm seine Metropolitanrechte zurückzugeben oder eine annehmbare Entschädigung zu erwirken. Weitere Bestimmungen ordnen die Verhältnisse der Verpflegung und Furage der Truppen.

Zu heftigen Erörterungen führte vor allem die Ernennung des Befehlshabers dieser Mainzer Hilfstruppen. Den leidenschaftlichen Bemühungen Steins und der Frau v. Coudenhoven, den Grafen v. Hatzfeldt mit dieser Führung zu betrauen, traten Albini und Müller ebenso eifrig entgegen, da ihnen Hatzfeldt aus dem Lütticher Feldzug wenig vorteilhaft bekannt und zudem ein sehr „kostspieliger" Feldherr war; Müller hatte auch persönlich nach seinem früheren Handel mit Hatzfeldt keinen Grund, sich besonders für ihn zu erwärmen. Der Kurfürst ließ denn auch durch Müller entschuldigende Schreiben an den König von Preußen und den Herzog von Braunschweig verfassen[1]), warum er sich nicht dazu habe entschließen können, den Generalleutnant v. Hatzfeldt zum Führer seiner kleinen Truppenmacht zu ernennen; er habe dazu den Generalmajor

[1]) Au Roi de Prusse, 11. Août 1792. Pour être communiquée en copie au Duc de Brunswick.

v. Knorr, Kommandant von Erfurt, ersehen, der schon vor Hatzfeldt in kurmainzische Dienste getreten sei. Gleichzeitig sprach der Kurfürst dem Herzog von Braunschweig seine Freude über den Abschluß der Konvention aus und die Hoffnung, die sich allerdings als eitel erweisen sollte: „Mes troupes marcheront bien sûrement à la victoire, étant dirigées, comme l'armée, dont elles font part, par les ordres suprèmes de V. A. S.“ —

Stein konnte seinen Willen nicht durchsetzen, sein und der Frau v. Coudenhoven Einfluß beim Kurfürsten war völlig erschüttert; nur dazu ließ sich der Kurfürst herbei, statt des Generalmajors v. Knorr die Führung der Mainzer Truppen einem bloßen Obersten, v. Winckelmann, zu übertragen, um die Pille für Hatzfeldt etwas zu versüßen[1]).

Die Truppensammlung im Lager bei Mainz verzögerte sich; erst am 31. August berichtete Albini, daß der Abmarsch des ersten Bataillons zunächst nach Speier erfolgt sei; am 4. September werde auch das zweite Bataillon das Lager beziehen. Er rühmt den trefflichen Stand der Mainzer Truppen, mit dem auch die kaiserlichen Offiziere sehr zufrieden seien. Der Gouverneur verstehe seinen Dienst aus dem Fundament.

Es war nun vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß die Festung Mainz nach dem Abmarsch der 2000 Mann kaiserlicher Hilfsvölker nicht von Truppen entblößt werde. Schon am 7. August hatte Müller an Albini geschrieben, er setze voraus, daß Mainz mit einigen tausend Mann besetzt bleibe, was wegen der Zufälle des Krieges notwendig sei. „Wenn den alliierten Heeren ein einziger fataler Streich begegnete und wir hätten bloße 700 Mann, so weiß ich nicht, ob sicher wäre, daß die Freunde der Demokraten und die, welche alsdann sich vor ihnen fürchten würden, keinen Versuch machten, Meister der Festung zu werden.“ Und am 9. August: „Wenn unsere Truppen fortgehen, so sind uns die Nassauer und Fulder nothwendig, selbst zur Behauptung innerer Polizei. Studentenaufrühre, denen andere beyfallen, sind auch zu Mainz möglich. Wenn aber einmal vollends die Armee unglücklich würde, oder auch nur wenn der Krieg sich in die Länge zöge, dann sollten Sie sehen, wie viele itzt ganz Demüthige die Häupter aufheben würden.

[1]) Auch die Zornausbrüche und Drohungen Hatzfeldts gegen den Gouverneur Gymnich von Mainz, dem er die Schuld an seiner Zurücksetzung zuschrieb, konnten nichts mehr ändern; als er schließlich sogar mit der Aufwieglung der Offiziere und dem Ungehorsam seines Regimentes drohte, war man entschlossen, ihn wenn nötig in Haft zu nehmen und wegen Rebellion zu bestrafen.



Es ist nicht so sicher, daß wir uns entblößen dürften." Daß bei der Mainzer Bevölkerung keine große Begeisterung für die kriegerischen Rüstungen vorhanden war, beweist die Klage Albinis, daß niemand von den hochangesehenen Familien den Soldaten etwas gegeben und sie nur begafft habe. „Ihren sauren Wein verkauften sie, wie ich höre, im Lager."

Der Schutz von Mainz erschien umso dringender, als Hohenlohe seine Operationskasse und sein Lazarett von Speier dorthin verlegen wollte. Es erregte dies in Mainz ernstliche Bedenken, weil man daraus ersehen wollte, daß Hohenlohe Speier nicht mehr für sicher genug halte. Albini und Gymnich waren der Ansicht, daß man die Kasse übernehmen, die Aufnahme der Kranken aber ablehnen müsse. Wirklich traf die Kriegskasse mit sechs Millionen Gulden schon am 21. August in Mainz ein; auch die Kranken scheinen schließlich eingelassen worden zu sein, als es sich herausstellte, daß es sich nur um 190 Mann, meist Rekonvaleszenten, die in wenig Tagen wieder zur Armee abgehen konnten, handelte. — Müller selbst war der Ansicht, daß sich Mainz den Verfügungen der kriegführenden Mächte möglichst entgegenkommend zeigen müsse, und der Kurfürst teilte diese Auffassung. Aber ebenso energisch widersetzte er sich der unerhörten Forderung Steins, eine Musterung der Mainzer Truppen vor ihrem Abmarsche vorzunehmen, „er, sie zu mustern; als verkauften wir sie." „Am Ende kömmt es doch dahin, daß Em^mus^ bei dem König sich über ihn beklagen muß. Er soll ganz rasend seyn"[1]).

Die Ersatztruppen zum Schutze von Mainz trafen auch allmählich ein; nacheinander erschienen die Aufgebote verschiedener deutscher Kleinstaaten, so daß Albini am 12. September berichten konnte, daß nun alles mit den fremden Truppen schön in Ordnung sei.

Müller teilte nicht die Ansicht so vieler, daß es sich beim Kriege gegen Frankreich um einen leicht zu erfechtenden Sieg handle. Am 25. August 1792 schrieb er an Albini: „Man sieht schon, daß der Feind so gar leicht nicht als man glaubte, doch nicht zu besiegen seyn wird (weil er sehr determinirt ist), und würklich darf man keine Gegenvorkehren als überflüssig verschieben. Besonders gut wäre, wenn man es recht zu einer teutschen Nationalsache zu machen wüßte." Gegen die Erregung des französischen Nationalbewußtseins sollte der deutsche Patriotismus geweckt werden.

Mitten in die Aufregung dieser politischen Geschäfte fiel ein

[1]) Der Kurfürst gab denn auch Albini durch Müller die bestimmte Weisung, derartige Begehren Steins „durchaus von der Hand zu weisen, und zwar derb".



Besuch des Herderschen Ehepaares. Am 28. August schrieb Müller an Albini: „Heute ist nicht viel geschehen. Herder hat mich besucht, einer der größten teutschen Gelehrten, und von Jugend auf mein Freund. Ich habe hiedurch und durch die übrigen Aschaffenburger Zerstreuungen meine meiste Zeit anders als gewöhnlich zu verwenden mich veranlaßt gefunden.“ Und dem Bruder berichtete er gleichzeitig: „Welche edle, englische Menschen! Er war krank, hat aber, meinem Gefühl nach, an Kraft nicht verlohren; sie . . . hat mich weit mehr als jemals noch, erfreut.“

In zwei Briefen vom 31. August und 3. September an Albini spricht Müller bemerkenswerte politische Ansichten aus. Die Berufung der deutschen Untertanen auf die Reichsgerichte würde er der Theorie nach allezeit sehr begünstigen, erstens weil er dafür halte, daß alles, wodurch die Einheit des deutschen Reichskörpers erhalten werde, also auch die Jurisdiktion der Reichsgerichte, möglichst begünstigt werden müsse, und zweitens, weil in Zeiten öffentlicher Gärung nichts schlimmer sei, als wenn das Volk keinen gesetzlichen Weg habe, gegen Unterdrückung Recht, und über bloße vermeinte Beschwerden rechtliche Belehrung zu finden. In betreff seiner Ansicht über den Adel schreibt er: „Ich bin so wenig dem Adel entgegen, daß man mich in der Geschichte der Schweiz allzu aristokratisch gefunden. Ich bin durch die Geschichte aller Zeiten in Montesquieu's System bestärkt worden, daß eine solche Mittelmacht existiren müsse. Auch glaube ich, daß Würden, die Repräsentanz und Aufwand erfodern, von solchen bekleidet werden müssen, denen angestammter Glanz und Reichthum die besten Mittel gibt, sie gehörig zu verwalten. Ich bin überhaupt keinem Stand in der menschlichen Gesellschaft, so wie keiner Art von Verfassung entgegen, weil alle Formen außerwesentliche Dinge (übrigens freylich die einen besser als die andern) sind.“

Ernstliche Bedenken erregte es in Mainz, als der Herzog von Braunschweig auch das Korps des Grafen v. Erbach an sich zog und dadurch die Mainzer Grenze entblößte. Während aber Albini und der Gouverneur Gymnich von Mainz in diesem Falle dem Obersten v. Winckelmann den Befehl erteilen wollten, sich dem Abmarsche des Korps nicht anzuschließen, sondern vorläufig bis auf weitere Ordre in dem besetzten Gebiete von Speier zurückzubleiben, waren der Kurfürst und Müller der Ansicht, daß sich Winckelmann dem Kommando des Generals v. Erbach zu fügen habe; man müsse das Vertrauen haben, daß die Generale wissen, was sie tun; das Gegenteil würde einen schlimmen Eindruck machen; auch die



Mainzer Truppen hätten sich dem allgemeinen Feldzugsplan unterzuordnen. Demgegenüber hob Albini mit Recht hervor, daß den Franzosen das ganze Land bis Mainz offen stehe; „mit einigen hundert Cavalleristen können sie das ganze Fürstentum Worms plündern und in Asche umwandeln.“ „Es ist offenbar, daß uns der Herzog von Braunschweig ganz unserm Schicksal überlassen hat. Er hätte wenigstens einige Cavalleristen zurücklassen sollen. Ich wünsche und hoffe, daß die Franzosen Esel seyn mögen, und daß uns die pfälzische Neutralität salvire.“

Noch am 17. September, am Tage der Kanonade von Valmy, machte Albini auf die verhängnisvolle Lage von Trier und Mainz aufmerksam. Allerdings berichtet er von dem Gerüchte eines Sieges über Luckner; aber er glaubt, der Hof zu Koblenz streue dieses Gerücht nur deswegen aus, um den Leuten Mut zu machen. „Noch ist es gottlob still,“ schreibt er erleichtert.

Wie sehr die Befürchtungen Albinis gerechtfertigt waren, hat die nächste Zukunft bewiesen. Müller ist allerdings durch eine unerwartete Wendung seines Geschicks dem Sturme, der über Mainz hereinbrach, entgangen.

Auch in diesen unruhvollen Zeiten hatte sich Müller vielfach mit den Verhältnissen seines schweizerischen Vaterlandes zu beschäftigen. Zunächst war es die gefährdete Lage des Fürstbistums Basel, das zugleich ein Reichsfürstentum und ein zugewandter Ort der Eidgenossenschaft war; die Basler Bistumsverhältnisse gehörten zu den speziellen Gebieten, die Müller zum Vortrag beim Kurfürsten übertragen waren. Während der Fürstbischof früher am französischen Königtum einen Rückhalt gegen die Freiheitsbestrebungen seiner Untertanen gehabt hatte, war diese Stütze durch den Ausbruch der Revolution zusammengebrochen; er suchte jetzt seinen Schutz beim Kaiser, und im März 1791 waren österreichische Truppen in Pruntrut eingerückt. Aber gerade das setzte nun das Bistum Basel dem Angriff der Revolutionäre aus. Im Herbst 1791 stellte der Fürstbischof das dringende Gesuch an den Kurfürsten von Mainz, er möchte sich eifrig dafür verwenden, daß die kaiserlichen Truppen nicht zurückgezogen werden, weil nur dadurch der Fürst vor den Insulten seiner erbitterten Feinde, die in Paris viel vermögen, geschützt werden könne. Der Kurfürst gab wirklich durch Müller seinem Gesandten in Wien den Auftrag, sich in diesem Sinne zu verwenden. Am 4. Dezember erfolgte eine gleiche Instruktion an Walter, wobei das milde Verfahren des Fürstbischofs bei Bestrafung der Aufwiegler besonders hervorgehoben wurde; man möge am kaiserlichen

Hofe die gegenteiligen Berichte nicht glauben. — Solche Mahnungen und Verwendungen von Mainz nach Wien wiederholten sich öfters. Auch die Frage der Ernennung eines kaiserlichen Gesandten beim Fürstbischof von Basel wurde erörtert. Der in Aussicht genommene Freiherr v. Greiffenegg war beim Fürstbischof selbst nicht persona grata, und auch Herr v. Ferrette intrigierte durch seine Gemahlin beim Kurfürsten von Mainz gegen ihn. Walter in Wien dachte daran, Müller für diesen Gesandtschaftsposten zu empfehlen, sah aber davon ab, weil man dafür durchaus einen Vertreter des österreichischen diplomatischen Korps nehmen wolle. Auch der in nassau-weilburgischen Diensten stehende Regierungspräsident v. Botzheim schrieb am 9. Juli 1792 von Basel aus, es wäre sehr vorteilhaft, wenn der kaiserliche Hof Müller als Gesandten nach Basel schicken würde; er wolle diese Idee einem Freunde mitteilen, der mit Spielmann darüber sprechen werde.

Inzwischen war schon Ende März 1792, kurz nach der Kriegserklärung Frankreichs an den Kaiser, eine Abteilung der französischen Rheinarmee in das fürstbischöfliche Gebiet eingerückt, was die Flucht des Fürstbischofs nach Biel und den Rückzug der österreichischen Truppen über den Rhein nach sich zog. Zwar beschloß jetzt die eidgenössische Tagsatzung im Mai 1792 die Grenzbesetzung bei Basel und nahm die schweizerische Neutralität auch für das Bistum Basel, für Neuenburg und Genf in Anspruch; aber das französische Ministerium erklärte, daß es die Neutralität nur für diejenigen Gebiete anerkenne, die beim Abschluß des Bündnisses von 1777 zur schweizerischen Eidgenossenschaft gehört hätten; die Franzosen blieben in Pruntrut.

Am 23. August 1792 schrieb Müller an Albini, der Fürstbischof von Basel habe an den Kurfürsten die Anfrage gerichtet, wie er sich zu erklären habe, wenn die Schweizer von ihm wissen wollen, wie er sich in Berücksichtigung seiner Reichspflichten der Neutralität fügen könne. Müller meint, man solle ihm dilatorisch antworten; voraussichtlich werden die schweizerischen Kantone nun selbst andere Maßregeln ergreifen; in Bern sei auf den 20. August der Große Rat einberufen worden, um zu entscheiden, ob die Republik an Frankreich den Krieg erklären und sofort durch Fort les Cluses in Burgund einfallen wolle. Doch werde Bern wahrscheinlich keinen entscheidenden Beschluß fassen, ehe es die Stimmung der anderen Orte kenne. Dem Bischof soll geraten werden, sich mit allgemeinen Ausdrücken zu behelfen; die Berner würden es nicht ungern sehen, daß die Österreicher in sein Land einrücken; deswegen solle er über die



dem französischen Gesandten zu erteilende Antwort sich mit den Österreichern verständigen. Müller fährt fort: „Da muß ich E. E. aber eine sottise pommée erzählen, die man soeben gethan hat; ich will es thun mit den Worten meines Briefes von Bern: Le Marquis de Bouillé a passé ici 4 jours; il a demandé 1. de l'argent, parceque le Prince de Condé n'a plus le sou et se trouve dans le plus urgent besoin; 2. le Regiment Vatteville pour les Princes; 3. 6000 Suisses dans le cas où Monsieur seroit Régent; 4. le passage par les terres de Bâle pour l'armée du Brisgau. On lui a repondu négativement sur le 1er article, équivoquement sur les autres. Si les Autrichiens veulent passer, ils ne doivent pas en parler, mais le faire, et on en sera bien aise; mais on ne peut le promettre avant que nous ayons déclaré la guerre. Mr. de Bouillé peut être un bon général, mais il a la tête echauffée, et il a manoeuvré ici comme à Varennes. Avec cela les émigrés ont fait un bruit qui a retenti par toute l'Alsace, du prochain passage des Autrichiens par Bâle et Porrentruy; de sorte que depuis 3 jours les François se renforcent considerablement dans ce pays-là, s'y retranchent et en rendront l'entreprise très difficile. Je ne puis pas comprendre, comment on peut se servir des émigrés pour traiter ces affaires là. — Sollte man nicht glauben, es walte ein Fatum in den Sachen, wodurch unglaubliche Staatsfehler den sonst so wahrscheinlichen guten Ausgang aufhalten oder gar verhindern sollen!"

In eingehender Weise beschäftigte sich Müller mit der Frage, welche Haltung die Eidgenossenschaft im ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich einnehmen sollte. Schon vor den Greueln des 10. August und den Septembertagen von 1792 hatte er die Hoffnung, daß sich die eidgenössischen Stände zur Teilnahme am Kriege entschließen könnten. Bei seiner Anwesenheit in Koblenz bei Gelegenheit der endgültigen Redaktion des Manifestes des Herzogs von Braunschweig beriet er sich darüber mit dem Fürsten Reuß und dem Grafen v. Schulenburg; im Einverständnis mit ihnen richtete er an den Schultheißen Steiger in Bern eine Zuschrift, um dessen Ansicht über die Möglichkeit der Gewinnung der Kantone einzuholen: Esquisses d'une proposition à faire aux Ligues Hélvétiques[1]), samt näheren Erläuterungen zu mehreren Punkten

[1]) Über die Veranlassung zu diesen Schriftstücken schrieb Müller am 13. Oktober 1792 an Cobenzl, unter Beilegung von Abschriften auch der beiden Briefe von Steiger vom 4. und 14. August. Diese Aktenstücke befinden sich im Wiener Archiv (St. K. Vorträge 1792—1800).



der Esquisses: „Remarques sur l'esquisse ci-jointe.“ Darin wird ausgeführt, daß der Kaiser und der König von Preußen, gerüstet und vereinigt zur Wiederherstellung der Ordnung und des Friedens in Frankreich, die rasche Beendigung dieser Unternehmung mit möglichst geringem Blutvergießen wünschen. Das beste Mittel dazu sei, gleichzeitig die ganze französische Grenze anzugreifen und überall auf einmal das Feuer der Rebellion zu ersticken. Das lasse den Mächten die Teilnahme der schweizerischen Bünde als sehr erwünscht erscheinen, durch einen Vorstoß in die Franche Comté und darauf in die Bourgogne. Die helvetischen Regierungen seien daran hervorragend interessiert; es gebe kaum eine, die nicht durch die Neuerungssucht, welche sich Frankreichs bemächtigt habe, bedroht sei. Die Vorgänge in der Waadt und im Unterwallis lassen genugsam erkennen, was zu befürchten sei. Trotzdem werden die kriegführenden Mächte der Eidgenossenschaft dieselben Vorteile einräumen, als ob sie nur aus Rücksicht auf sie sich entschlossen hätten. Die Höfe von Wien und Berlin werden der Schweiz und jedem Kanton im besonderen Verfassung und Regierung gegen die Aufstände, die der revolutionäre Geist dort hervorrufen könnte, garantieren; sie werden nach Herstellung der Ordnung in Frankreich sich kräftig dafür verwenden, daß die Kapitulationen der schweizerischen Regimenter und die Handelsprivilegien der Schweiz wieder in den früheren Stand hergestellt werden[1]). Die Mächte werden der Schweiz dieselben Entschädigungen verschaffen, wie den anderen Kriegsteilnehmern; sie werden der ganzen Eidgenossenschaft und jedem Kanton alle Beweise des Wohlwollens, die man von ihnen wünschen könne, geben. Um nicht die noch in Frankreich stehenden schweizerischen Regimenter zu gefährden, sollen die Kantone erklären, daß sie sich verpflichtet halten, zur Wiederaufrichtung der Gewalt des legitimen Herrschers in Frankreich einzurücken, daß es ihnen aber ihre nationale Ehrlichkeit nicht erlaube, sich des Vorteils zu bedienen, Regimenter ihrer Nation in den wichtigen Festungen zu haben; deswegen werden sie ihnen die vollkommenste Neutralität vorschreiben. Das hindere aber nicht, den Führern der zuverlässigsten Regimenter geheime Weisungen zu geben, sich den vereinigten Armeen anzuschließen, wenn sie es könnten, und sich der

---

[1]) In den „Remarques“ bemerkt Müller, daß er die Erwähnung der Handelsprivilegien in dieses Schriftstück gebracht habe, weil dadurch verschiedene Kantone, wie Zürich, Appenzell, St. Gallen und andere, bestimmt werden könnten. Müller wünscht von Steiger eine genaue Angabe dieser Privilegien für den Grafen v. Schulenburg.



Festungen zu versichern, wenn sich die Gelegenheit biete. Diejenigen, die sich mit den Armeen vereinigen werden, sollen sofort den gewöhnlichen Sold von seiten der verbündeten Höfe erhalten. Der schwierigste Punkt sei ohne Zweifel der Kostenpunkt. Doch werden die Kosten nicht sehr hoch sein, weil nach dem Einrücken auf französischen Boden der Krieg den Krieg erhalten werde. Bei den großen Vorteilen, die der Krieg den Kantonen bringe, glauben die verbündeten Mächte, daß die schweizerischen Regierungen die nichts weniger als bedeutenden Kosten, deren Rückerstattung durch die Mächte gesichert werde, vorstrecken[1]).

Dieses interessante, zwischen Müller, Reuß und Schulenburg vereinbarte Schriftstück schickte Müller nach seiner Rückkehr von Koblenz am 30. Juli 1792 an Steiger mit einem Begleitschreiben, in welchem er bemerkt, daß er im Generalquartier zu Koblenz infolge einer Unterredung mit dem König von Preußen und verschiedener Besprechungen mit dem Fürsten von Reuß und dem Grafen v. Schulenburg beauftragt worden sei, an Steiger durch Eilboten diese Gedanken mitzuteilen mit der Bitte, auf die gleiche Weise seine Ansicht darüber kundzugeben. So groß sei das Vertrauen, das die Minister und selbst der König in Steiger setzen, daß man nicht den geringsten Schritt bei den helvetischen Bünden machen wolle, der nicht von ihm angeraten oder gebilligt worden sei. Dann weist Müller darauf hin, wie vorteilhaft und wünschenswert es für die verbündeten Mächte wäre, wenn die Zwischenräume zwischen der österreichischen Armee am Oberrhein und der sardinischen Armee durch helvetische Truppen besetzt würden; wenn diese in Burgund einrücken und sich in der Mitte des Königreiches festsetzen wollten, so wären sie zweifellos für die kriegführenden Mächte von einer wesentlichen Hilfe. Wenn man abwarten wolle, bis der französische König seine Freiheit wieder erlangt habe und die schweizerischen Kantone selbst anrufen könne, so werde die erwünschte Hilfe der Schweizer weniger notwendig erscheinen und das Verdienst der Kantone bei den verbündeten Höfen geringer sein, als wenn man sich früher erklärt hätte. — Steiger werde in dem beiliegenden Memoire eine Anzahl von Reflexionen finden, welche man für geeignet halte, Eindruck zu machen. Müller habe einige Bemerkungen beigefügt, die er aus den Besprechungen

[1]) In den „Remarques" bemerkt Müller hiezu: „je sens, que c'est là l'épreuve la plus difficile de la sagesse des gouvernemens Hélvétiques: Sçauront-ils faire des sacrifices m o m e n t a n é s pour des avantages p e r m a n e n s, et risquer q u e l q u e c h o s e pour t o u t conserver et pour acquérir même!"



zu Koblenz geschöpft oder sich aus seiner Kenntnis der Schweiz gebildet habe. Aber alles hange von der gegenwärtigen Stimmung der Geister ab, die Steiger allein genau kennen könne, und da die Höfe keinen Schritt unternehmen wollen, dessen Erfolg nicht mindestens wahrscheinlich wäre, so sei Müller beauftragt worden, Steiger zu bitten, mitzuteilen, was er selbst von der Sache halte, und von dem Zeitpunkt, den man für den Versuch derselben wählen müsse. Wenn Steiger glaube, daß dieser Vorschlag Erfolg haben könne und daß die Kundgebung des Interesses, welches die Höfe daran haben, der gutgesinnten Partei in der Schweiz genügende Kraft geben könne, um ihr das Übergewicht zu verschaffen, so werden die verbündeten Höfe einen Mann senden, um sich mit Steiger über die Einzelheiten zu verständigen. Steiger möge gewisse Abänderungen des Vorschlages, die er wünschbar finde, kundgeben. Müller erwarte seine Antwort in Aschaffenburg; er werde sie sofort ins Hauptquartier zu dem Fürsten Reuß und dem Grafen v. Schulenburg weiterbefördern. Er überlasse es dem Urteil Steigers, ob er von dieser Mitteilung bei seinen Freunden in der Schweiz Gebrauch machen wolle. Man wünsche aber vornehmlich seine eigene Meinung kennen zu lernen, und wenn die Schweiz bei dieser Gelegenheit einen Entschluß fasse, ihres alten Ruhmes würdig und geeignet, seinen Glanz wieder zu erheben, so werden das Vaterland und die interessierten Höfe vor allem ihm zu Dank verpflichtet sein.

Am 4. August 1792 schrieb Steiger die Antwort auf diese inhaltsschweren Schriftstücke[1]). Die Schweiz sei ohne Widerrede eines der europäischen Länder, die am meisten an der Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und der Monarchie in Frankreich interessiert seien. Es sei deswegen durchaus gerecht, daß sie auch einen Teil an den nötigen Maßnahmen, dieses zu bewirken, übernehme. Aber das müsse im Verhältnis zu ihren Mitteln und in einer ihrer Organisation und ihren wesentlichen Grundsätzen entsprechenden Weise geschehen, worüber er schon einige Bemerkungen schriftlich dem Herrn v. Morval, der vom Berliner Kabinett beauftragt sei, die Stimmungen der Kantone in dieser Hinsicht zu erforschen, mitgeteilt habe. Er fühle wie Müller lebhaft den ganzen Ruhm und selbst die Vorteile, welche die Schweiz erlangen könne, wenn sie sich für eine so schöne Sache opfere. Aber er schreibe einem wohlunterrichteten Landsmanne, der wisse, daß ein Staatenbund wie der

[1]) Die Originale von Steigers Briefen vom 4. und 14. August 1792 im Wiener Archiv.

schweizerische eine Maschine sei, deren Räderwerk, zufällig zusammengesetzt und plump gefügt, auseinanderfällt und zugrunde geht, wenn man ihr Spiel und ihren Gang erzwingen will. — Aber die Sache, um die es sich handle, sei in jeder Hinsicht zu interessant, um nicht einige Personen zu Rate zu ziehen, deren Einsicht und Vaterlandsliebe er kenne. Er werde nach Möglichkeit die Antwort auf das Memoire beschleunigen. —

Sechs Tage nach Abfassung dieses Briefes fand der Sturm auf die Tuilerien und die Niedermetzelung der Schweizergarden durch den Pariser Pöbel statt. Am 14. August schrieb Steiger einen zweiten Brief an Müller unter dem Eindruck der Schreckensnachricht, die aber noch keine bestimmten Einzelheiten über die Vorgänge in Paris enthielt. Immerhin glaubt Steiger, daß diese neue Sachlage in hohem Grade auf die Entschlüsse und Maßnahmen des helvetischen Korps einwirken, daß es sich entscheiden müsse, wie es die Ehre und die nationale Würde ihm in diesen Umständen vorschreibe — „mais . . .“ fügt Steiger wieder zweifelnd bei, — „qu'il me soit permis de ne pas achever la phrase.“ Die Politik der europäischen Mächte scheine nach solchen Vorfällen keine Winkelzüge mehr machen zu dürfen; sie muß sich vielleicht vorwerfen, durch ihr Zaudern, ihre Langsamkeit und falsche Sicherheit über den wahren Charakter der Revolution diese letzten Frevel in gewissem Sinne hervorgerufen zu haben. Er werde mit der Antwort auf den Vorschlag der Mächte noch zuwarten, bis die schrecklichen Ergebnisse der letzten Vorfälle und der Eindruck, den sie auf die verschiedenen Kantone machen, besser bekannt seien.

Die Nachricht von den Mordszenen des 10. August, die Steiger in Bern schon am 14. August erhalten hatte, traf erst am 17. August in Mainz-Aschaffenburg ein. Albini schrieb von Mainz aus an Müller: „Die Haare stehen einem zu Berge, und die natürliche Empfindung setzt jeden Menschen fast außer Stand, sich diese Grausamkeiten auszuschlagen, um zu anderen Gedanken aufgelegt zu sein;“ und am gleichen Tage schreibt Müller von Aschaffenburg aus: „Diese fürchterliche Nachricht von Paris, die E. E. ohne Zweifel so gut als wir haben, haben meinen ganzen Geist eingenommen; es war mir nicht möglich, die Aufmerksamkeit auf gemeine Dinge zu richten. Wie ist's aber auch möglich, alltägliche Sachen zu tun, wo das allergrößte Trauerspiel, welches seit Jahrhunderten auf der Weltscene erschienen, sich des ganzen Gemüths bemächtiget. Meine einzige Hoffnung ist bei dem Allem, daß endlich La Fayette und Luckner und Braunschweig und Hohenlohe gegen die Stadt voll



Gräuel und Blut marschieren werden! Jawohl ein fürchterlicher Commentar jener Warnung des Theseus, welcher

> magna proclamat voce per umbras
> Discite iustitiam moniti, et non temnere Divos.

Der Untergang der Sitten und Religion seit dem Hertzog Regenten und besonders seit Choiseul hat das erste Reich des Erdbodens von der höchsten Spitze der Macht und Flors präcipitirt." — „Diese Nacht gegen 2 Uhr des Morgens sind es 6 Jahre seit dem Tode eines der größten Sterblichen, Friedrichs, den man wohl kann den größten der Könige nennen, weil Caesar kein König war. Wie die Welt sich in der wenigen Zeit geändert! Sein Tod machte Joseph zum Türkenkriege kühn; Josephs Beschäftigung in Hungarn machte die Franzosen gegen die Monarchie so kühn! Alles läuft seither durcheinander, als wenn der allgefürchtete Schulmeister gestorben wäre, dessen ernste Stirn die unbändige Jugend im Zaune gehalten."

Nach dieser Gewalttat gegen die Schweizergarde zweifelte Müller nicht mehr daran, daß es die Ehre der Schweiz erfordere, in den Krieg gegen Frankreich einzugreifen. Anfangs September äußerte er sich hierüber in einem Briefe an den Bruder[1]). Er spricht zunächst von der allgemeinen Lage, von der Langsamkeit Österreichs und Preußens, die durch die Schwierigkeiten der Mobilmachung und durch das Streben, alles so vorzubereiten, daß ein mißlungener Streich, der erschrecklich schaden könnte, vermieden werde. Er glaube immer noch an den Sieg der Mächte; aber zur richtigen Beurteilung fehle ihm eine Angabe von Wichtigkeit, nämlich die Kenntnis des wahren Enthusiasmus der Franzosen für ihre Verfassung, „einer Monarchie ohne Kopf oder einer Republik ohne Centrum, Religion und Sitten, eines Systems durchgängiger Gleichheit für 25 Millionen leidenschaftlicher Menschen." Wenn sie diese Begeisterung haben, gleichwie die Araber für den Koran, so werden sie sich nicht nur behaupten, sondern dem ganzen Europa dieses Evangelium bringen. Wenn aber viele nur aus Furcht jakobinisch seien und unter ihnen viele ruhige, vernünftige Menschen, die den freien Briten ähnlich zu sein zufrieden wären, dann werden die Jakobiner bezwungen und Frankreich und Europa wieder zur Ord=

[1]) S. W. V, 333 ff. nur lückenhaft abgedruckt; vollständig nach dem Original auf der Schaffh. Min.-Bibl. bei Haug II, 5—7. Der undatierte Brief ist voraussichtlich am 4. September geschrieben und an Joh. Georg Müller durch den damals nach der Schweiz reisenden Grafen v. Stadion, Großdomherr von Mainz und Würzburg, persönlich überbracht worden.



nung und Ruhe kommen. — Die Schweiz sei durch die Vorgänge in Paris aufs empfindlichste beleidigt worden. Wenn die französische Verfassung keinen Bestand habe und die Schweizer die schwere Beleidigung ohne Gegenwehr hingenommen haben, so werde die tiefe Verachtung der Völker auf sie fallen; es werde eine Schande sein, ein Schweizer zu heißen. Bleibe aber die Verfassung, so werde man vor drei Jahren in der Schweiz den Bürgerkrieg haben zum Umsturz der Aristokratie, zur Befreiung der Untertanen auf dem Lande von der Herrschaft der Städte. — Wenn der Krieg der Mächte glücklich ausfalle, so werde die Betätigung für die Schweiz unendlich vorteilhaft sein; sie werde alle verlorenen Handelsprivilegien und die besten Kapitulationen wieder erhalten; bei unglücklichem Ausgang aber werde nicht viel anderes geschehen, als wenn die Schweiz neutral bleibe; die Verfassungen und Privatreichtümer werden im einen wie im anderen Falle leiden. Der Schweiz bleibe also nur die Wahl, entweder selbst jakobinisch zu werden oder mit den Mächten gemeine Sache zu machen. Ersteres würde den größeren Orten kaum beizubringen sein und wäre auch bei der Ungewißheit des Ausgangs höchst bedenklich; auch wäre eine Verfassung, wie die jetzige französische, in der Schweiz unmöglich; sie widerspreche der Erfahrung aller Zeiten und Völker und allen Beobachtungen über die menschliche Natur. Also bleibe nur übrig, teilzunehmen.

„Aber wäre Neutralität nicht besser? Allerdings; aber nicht der ist neutral, der es seyn will, sondern dem die Mächtigern es zu seyn erlauben. Erlauben es uns die Franzosen? Ich glaube, nein. Denn sie erlauben es höchstens unter der Bedingniß, daß wir mit uns machen lassen alles, was sie wollen. Können wir das, und Schweizer bleiben? Ist's nicht politische Vernichtung, wenn eine Nation alle Achtung verliert?" Allerdings dürfe man den Krieg nicht anfangen, bevor die noch in Frankreich stehenden schweizerischen Truppen in Sicherheit seien; man würde sie sonst auf die Schlachtbank liefern. „Allein, sie kommen; der Feind, von Tollheit geblendet, schickt sie heraus!" Müllers Ansicht ist demnach, die Franzosen zuerst aufzufordern, alle Schweizer Regimenter sicher an die Grenze zu liefern, dann unter dem Vorwande der Landesverteidigung alles zu rüsten und mit den Mächten in ein „Concert" zu treten, um, wenn es Zeit ist, loszubrechen und den Franzosen den helvetischen Namen respektabel zu machen. Es biete das den Vorteil, daß einige Monate Zeit gewonnen würde, daß die Mächte den guten Willen sähen und man gleichzeitig den Erfolg ihrer Waffen abwarten und sich darnach richten könne. Indessen sei allerdings



notwendig, „sehr populär zu herrschen, die Nation aber auf alle Weise mit dem Gefühl ihrer Würde zu erfüllen und sie zu erinnern, daß auch sie eine Nation ist. Und sie ist's!"

„Est patriae vigor, roburque fortunatum avorum!" So schließt Müller die eindrucksvollen Betrachtungen über die Lage der Schweiz im Spätsommer 1792. Wohl konnte man damals allgemein den Eintritt der Eidgenossenschaft in den Krieg erwarten. Am 27. August berichtete Müller an Albini, Bern habe 96 Kompanien, ungefähr 11 000 Mann, aufgeboten, um beim ersten Erscheinen der Wachtfeuer auf den Hochwachten an die bestimmten Alarmplätze zu eilen und von da nach dem ferneren Befehl weiter zu ziehen. Auf Sonntag sei eine allgemeine Tagsatzung angesagt. Der französische Gesandte Barthélemy sei ohne Abschied abgereist; man wisse nicht, ob um zu emigrieren oder ob die Franzosen das Fürstentum Neuchâtel zu überfallen gedenken. —

In diesen bewegten Tagen wurde Müller eine ungewöhnliche Ehrung von seiten seiner Vaterstadt zuteil. Der Rat von Schaffhausen ließ ihm ein Ehrengeschenk von 50 neuen Louisd'or zukommen und seinen Beschluß vom 29. August 1792 durch ein Schreiben des Seckelmeisters Stokar in ehrenvoller Weise mitteilen, in dem er an Müllers Zuschrift zum dritten Teil der Schweizergeschichte erinnerte, durch die der Mut der Mitglieder des Schaffhauser Rates „in gegenwärtigen sorgen- und gefahrvollen Zeiten", ihr Eifer, jenem verderblichen Einfluß mit Standhaftigkeit entgegenzuarbeiten, entflammt und ihre Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg belebt worden sei. Es wird der Wunsch ausgesprochen, daß Müllers vorzügliche Talente und durch die wichtigsten Staatsgeschäfte gebildete Erfahrung je eher je lieber dem Dienste des Vaterlandes gewidmet werden können. Inzwischen vertraue der Rat darauf, daß er fortfahren werde, das Interesse seiner Vaterstadt und der gesamten Eidgenossenschaft auch abwesend zu beherzigen und bei jeder sich bietenden Gelegenheit, wie bis anhin rühmlich geschehen, mit Wort und Tat zu befördern. — Müller war durch diese Ehrung ebenso überrascht als erfreut. „Von der Vaterstadt immer lieb; zumal so etwas dort kaum einmal in einem Menschenalter einem Bürger geschieht. Es ist sonst nicht Mode," schrieb er am 7. September an Albini. —

Es zeigte sich bald genug, daß der Eintritt der Schweiz in den Koalitionskrieg bei der Zersplitterung der Eidgenossenschaft und bei der revolutionären Erregung eines großen Teiles der eigenen Bevölkerung unmöglich sei. Mit der Frage dieser Beteiligung be-



schäftigte sich eine lichtvolle Abhandlung, die gegen Ende 1792 oder anfangs 1793 verfaßt worden ist und sich in einer Abschrift auch im handschriftlichen Nachlaß Müllers vorfindet[1]). Ihr Verfasser ist der Junker David Wyß der Jüngere von Zürich. Sie kommt zu völlig anderen Ergebnissen als Müller in seinen „Esquisses" und „Remarques". Sie weist nach, daß die Regierungsform, die Sitten, der Mangel stehender Heere, die Armut der Einwohner und die physikalische Beschaffenheit es dem Schweizer zum unverbrüchlichen Gesetz machen, allen Anteil an auswärtigen Kriegen möglichst zu vermeiden. Zu einem Offensivkriege fehlen der Schweiz die kriegerische Organisation, die Geldmittel, das nötige Kriegsmaterial und genügende Getreidevorräte. Auch ein glücklich geführter Krieg würde ihr keine im Verhältnis zu den gebrachten Opfern stehenden Vorteile eintragen; die Erschöpfung der Kräfte würde den gefährlichsten Zunder zu gegenseitiger Eifersucht, zu inneren Streitigkeiten und zu künftiger Verwicklung in alle auswärtigen Kriege bringen. So sind, beim Licht betrachtet, die goldenen Träume der wenigen Schweizer beschaffen, die eine unbesonnene, politische und militärische Ruhmsucht zu dem törichten Wunsch verleiten könnte, daß ihr Vaterland sich in die große Fehde Europas mit verflechten lasse. Vor allem aber würde die Einmischung in diesen Krieg die gefährlichsten Unruhen im Innern der Schweiz erregen, weil die betrüglichen Revolutionsgrundsätze auch in der Schweiz Eingang gefunden haben; es würden notwendig die trugvollen Absichten fremder Propagandisten und einheimischer Schwindelköpfe neuerdings den gefährlichsten Einfluß gewinnen. Sie würde auch eine Spaltung unter den Kantonen herbeiführen. So würde vielleicht das glückliche Helvetien eine leichte Beute der demokratischen Raub- und Zerstörungssucht, und seine eigenen betörten Kinder würden die Früchte ihrer Industrie und Sparsamkeit, ihre weisen Verfassungen und Gesetze, ihre einfachen Sitten, ihre Religion und Moralität an Gesetz- und Sittenlosigkeit, an rote Mützen und Freiheitsbäume umtauschen. — So wenig aber die Schweiz zu einem Offensivkrieg geeignet sei, so sehr würde ihr Nationalgeist sie im Falle eines ungerechten Angriffskrieges zu schützen und zu retten vermögen; alle

[1]) St.-B. Müll. 171: „Beantwortung der gedoppelten Frage: Sollte die Schweiz an dem allgemeinen Krieg gegen Frankreich Antheil nehmen und würde diese Theilnehmung ein wahrer Vortheil für die verbündeten Mächte seyn?" 11 Seiten 4⁰. Die Schrift ist ohne Angabe des Verfassers und Druckortes im Jahre 1794 im Druck erschienen. Sie vertritt den Standpunkt, den vor allem die Züricher Staatsmänner jener Zeit einnahmen. Siehe darüber Fr. v. Wyß, Leben der beiden Züricher Bürgermeister David v. Wyß, Vater und Sohn I, S. 112.



Schweizer würden Gut und Blut an die Rettung ihres Vaterlandes wagen. Ein Angriff des von allen Seiten bedrängten und in seinem Innern zerrissenen Frankreichs sei nicht zu befürchten. Frankreich, durch traurige Erfahrungen belehrt, werde endlich einmal die berüchtigten Vergrößerungspläne aufgeben, die eine halbe Welt in das unermeßliche Elend des schrecklichsten Krieges geführt haben. —

Über den zweiten Teil der Frage, ob die Teilnahme der Schweiz für die verbündeten Mächte von Vorteil wäre, führt die Abhandlung aus, daß diese die Schweiz ohne offenbare Verletzung des Völkerrechts nicht zur Aufgabe ihrer so heilsamen Neutralität zwingen können; denn sie habe die Verpflichtungen, die ihr dadurch auferlegt seien, genau erfüllt. Sie durch die mannigfaltigen Künste der Überredung oder durch Maßregeln, die in ihren Folgen für das benachbarte Deutschland selbst ebenso nachteilig wären wie für die Schweiz, zur Teilnahme am Kriege gegen ihr eigenes Interesse zu drängen, sei aussichtslos. Wenn aber dem Ehrgeiz einzelner Staatsmänner in der Eidgenossenschaft — hier mag der Verfasser sich wohl direkt gegen gewisse Ausführungen in den Schreiben Müllers wenden — eine wirklich vorteilhafte Entschädigung für die drückenden Beschwerden eines gefährlichen Krieges vorgespiegelt werden könnte — wie sollte dann ein hochgesinntes und aufgeklärtes Volk, dessen väterliche Regierungen sorgfältig zu untersuchen und mit Klugheit zu entscheiden gewohnt sind, zu einer gleichsam unfreiwilligen Übernahme dieser Lasten und zur Aufopferung seines Blutes und Vermögens, wider seinen eigentlichen Willen, zu verleiten sein?

Die Hauptsache sei aber, daß das Staatsinteresse der verbündeten Mächte von dem wahren Vorteil der Eidgenossen nicht verschieden sei, daß die Teilnahme der Schweiz ihnen keine wichtige Erleichterung verschaffen würde. Die ganze geographische Lage der Schweiz sei so beschaffen, daß sie nirgends ein Zufluchtsort für die Feinde der verbündeten Mächte werden oder den schon so weit ausgedehnten Kriegsoperationen hinderlich sein könne. Zu einem langwierigen Feldzuge könnte nur ein unbeträchtlicher Teil ihrer Miliz verwendet werden; die vereinigten Mächte müßten also entweder noch ansehnliche Truppen zugeben oder die Kantone müßten ihre wohldisziplinierten Regimenter in Holland, Spanien und Piemont nach Hause rufen. So würden die kriegführenden Mächte, um auf der einen Seite sich zu verstärken und eine leicht verunglückende Diversion versuchen zu können, auf der anderen Seite geschwächt werden und dadurch vielleicht die Frucht bereits erlangter Siege verlieren. Zudem fehle es den Schweizern zu einem Offensivfeldzug an Geld,



Artillerie, Getreidevorräten und hundert anderen Bedürfnissen größtenteils; sollten nun die Mächte ihre eigenen tapferen und wohlgeübten Truppen an Sold, Geschütz und Proviant Abbruch leiden lassen, um eine noch unerfahrene und der Verführung so sehr ausgesetzte Miliz gleichsam mit Gewalt im Felde zu erhalten? Für die verbündeten Mächte selbst sei diese Betrachtung von entscheidendem Gewichte. So gewiß als die geplante Diversion der Eidgenossenschaft gegen Frankreich keinen glücklichen Fortgang hätte bei der Abneigung des größeren Teiles der Nation gegen jeden Offensivkrieg, so gewiß würde auch eine der savoyischen Staatsrevolution ähnliche Veränderung in Helvetien vorgehen und einen wichtigen Teil der Vormauer gegen die Wut der trotzigen Franken berauben. Gesetzlosigkeit und ihr schreckliches Gefolge, die Raub- und Mordsucht unter den Fahnen hungriger, durch den Beitritt der verblendeten Schweizer noch mächtiger gewordenen Barbaren, würden auch in das offene Schwaben dringen. — Für die Alliierten ist somit die seit Jahrhunderten auf so richtigen Grundsätzen beruhende Neutralität der Eidgenossenschaft ein wahrer Vorteil. Das hohe Interesse der Menschheit, der bürgerlichen Ordnung und Sittlichkeit, der Fürsten sowohl als ihrer Völker, spricht laut zu dem Schutzgeist Helvetiens: „Behüte dieses kleine friedliche Land, daß es sich nicht in den großen Streit der mächtigsten Staaten mische, daß es den Blendwerken bluttriefender Gleichheitsprediger und dem gewaltigen Strom rasender Anarchie nur entschlossene Eintracht, nur Ruhe und Ordnung entgegensetze, daß endlich nur allein seine, dem Waffenruhm im Ausland gewidmeten Söhne, begleitet von eifrigen Wünschen, sich zu den siegreichen Heeren jener Monarchen gesellen, die wilder Barbarei heilsame Schranken und einer halben Welt gesetzliche Ruhe bereiten[1])."

Daß die schweizerische Eidgenossenschaft die kühl abwägenden Ratschläge des Verfassers dieser Abhandlung befolgte und auf die offenkundige Verletzung der Verträge, auf die Ermordung ihrer Söhne in Paris keine andere Antwort hatte als feige Tatenlosigkeit, vermochte ihren Untergang nur um wenige Jahre hinauszuschieben, aber nicht abzuwenden. Hätte sie 1792 mannhaft Gewalttat und Unrecht zurückgewiesen, wie es Müller und Steiger mit vielen patriotisch gesinnten Schweizern verlangten, so wäre ihre Stellung in Verbindung mit den Mächten der Koalition viel günstiger gewesen als 1798, wo sie ohne Freunde und Bundesgenossen der

[1]) Ganz im Sinne dieser Abhandlung sprach sich auch Joh. Georg Müller in seinem Briefe vom 10. September 1792 aus. Haug I, S. 36 f.



französischen Übermacht erliegen mußte. Aber ihr furchtbarster Feind war nicht außerhalb, sondern innerhalb ihrer Grenzen zu suchen: die innere Zwietracht[1]).

Die Bemühungen der Mächte, die Eidgenossen für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen, die mit der Zuschrift Müllers an Steiger vom 30. Juli 1792 eröffnet worden waren, wurden fortgesetzt; der kaiserliche Hof nahm eine besondere diplomatische Mission in die Schweiz in Aussicht, die Müller übernehmen sollte. Mit diesem Gedanken verbanden sich die gleichzeitigen Bestrebungen österreichischer Staatsmänner, ihn in kaiserliche Dienste zu ziehen. Schon lange war man in Wien auf die politische Tätigkeit Müllers aufmerksam geworden und hatte Schritte unternommen, ihn für die kaiserliche Politik zu gewinnen[2]). Der Freiherr v. Bartenstein gehörte immer noch zu den eifrigsten Freunden und Bewunderern Müllers; auch der kaiserliche Gesandte am Mainzer Hof, Schlick, der Müller 1791 noch mit Abneigung und Mißtrauen betrachtet hatte, sprach sich nun über ihn sehr lobend aus und empfahl ihn seinem Hofe lebhaft; in demselben Sinne wirkten der kurmainzische Gesandte Walter und der Staatsrat Daiser in Wien. In einem Vortrag des Fürsten v. Kaunitz an Leopold II. vom 22. Mai 1792 „wird auf eine einsweilige jährliche Pension von 1500 fl. und Versicherung einer dereinstigen convenablen Anstellung für den um den allerhöchsten Hof best verdienten kurmainz. Geh. Staats-Referendarius v. Müller eingerathen". Dabei bringt Kaunitz „die bereits erworbenen Verdienste und rücksichtswürdigen Eigenschaften Müllers in Erinnerung, um den Kaiser um ein Merkmal der allerhöchsten Gnade für ihn, eigentlich aber um Realisierung desjenigen zu bitten,

---

[1]) Wie man das Verhalten der Eidgenossenschaft im Jahre 1792 auch heute noch ganz verschieden beurteilt, zeigt der Vergleich zwischen den Darstellungen von Öchsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, S. 94 und Dierauer, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft IV, S. 400.

[2]) Über frühere Versuche des Wiener Hofes siehe oben S. 244 f. Schon 1790 nach der Kaiserwahl Leopolds II. war für Müller ein Geschenk oder eine jährliche Pension in Aussicht gestellt, der Beschluß aber nicht ausgeführt worden. Aber am Wiener Hofe hatte man ihn nicht vergessen. Am 1. August 1791 schrieb Walter an Müller, Spielmann habe gesagt, er sei schon seit einem Jahr überzeugt, daß Müller ein rechtschaffener Mann sei; alle seine Handlungen wären Beweis davon, und am 26. August: Hofrat Daiser sei Müller sehr attachiert und verehre ihn ganz besonders, wie denn Müller überhaupt am kaiserlichen Hofe persona gratissima sei. — Auch Bartenstein schrieb am 13. Februar 1792: „on est ici très content de vous. Vous avés meme fait un miracle: la chancellerie Imperiale et celle d'Etat, qui se trouvent dans une guerre continuelle, sont sur cet article entierement d'accord."



was ihm bereits unter der vorigen Regierung zugesichert worden" sei[1]). Mit ungewöhnlicher Wärme nimmt sich Kaunitz in diesem Vortrage Müllers an, indem er ausführt, daß „die Aquisition eines Mannes von diesen seltenen Talenten der österreichischen Monarchie in Hinsicht auf den Ruhm der Gelehrsamkeit zur Ehre und seine zweckmäßige Verwendung dem Staate in manchen Fällen zum Nutzen gereichen könnten", — „indem es wirklich nicht nur der Österr. Monarchie, sondern ganz Deutschland gar sehr an Männern fehlt, die mit einer gründlichen Gelehrsamkeit und reinen Schreibart Welt- und Geschäftskenntnis und jene Politur des Geistes vereinigen, mit der sie ihrem Zeitalter zur nützlichen Nachahmung und dem künftigen zur Bewunderung dienen können".

Die Bemühungen der Freunde Müllers in der Wiener Staatskanzlei wurden eifrig fortgesetzt. Am 19. August 1792 berichtete Bartenstein an Müller im Auftrage des Reichsvizekanzlers Graf v. Colloredo[2]), daß der Kaiser sich entschlossen habe, ihn sofort in seine Dienste zu nehmen; er möge deswegen einen Vorwand für die Reise nach Wien suchen, die Sache aber ganz geheim halten und so bald als möglich sich am Hofe einfinden, wo Fürst Kaunitz ihn näher über seine Bestimmung unterrichten werde. Müller antwortete darauf, daß er sich in Verlegenheit befinde, einen schicklichen Vorwand zu nennen; er kenne nur einen: nämlich einen Brief des Kaisers oder eines seiner Minister an den Kurfürsten, um ihn zu bestimmen, die Erlaubnis zu dieser Reise zu geben, weil der Kaiser sich Müllers in Angelegenheiten der Schweiz zu bedienen wünsche. Wirklich wurde am 13. September ein vom Hof- und Staatsvizekanzler Graf Joh. Philipp v. Cobenzl verfaßtes Schreiben an den kaiserlichen Gesandten in Mainz abgeschickt, um beim Kurfürsten in diesem Sinne vorstellig zu werden; es traf am 19. September in Aschaffenburg ein. — Aus diesen Verhandlungen mit Wiener Staatsmännern geht unzweifelhaft hervor, daß die künftige Anstellung Müllers in Wien bereits beschlossene Sache war und daß die Angabe, man wolle ihm in Wien den Auftrag zu einer Reise in die Schweiz zur Beeinflussung der schweizerischen Regierungen geben, nur der von Müller selbst vorgeschlagene Vorwand war, um von dem Kurfürsten die Erlaubnis zur Reise nach Wien zu erhalten.

---

[1]) Wiener Archiv St. K. Vorträge 1792—1800. Dem Vortrag ist das eigenhändige „Plazet" des Kaisers Franz II. beigesetzt.

[2]) Dilgskron bezeichnete ihn in einem Briefe vom 21. Februar 1790 als eine Schlafhaube und am 2. Juni 1791 als „den unthätigsten Mann, den man sich denken kann".



Am 21. September meldete Schlick nach Wien, der Kurfürst habe seine Zustimmung und damit einen großen Beweis seiner „geneigten Denkungsart" gegeben; es sei zwar für ihn bei seinem Alter ein großes Opfer, das er aber für den Wiener Hof und die allgemeine Sache gerne bringe.

Man kann sich nicht verhehlen, daß Müller in Verbindung mit dem Wiener Hofe in dieser Angelegenheit mit dem Kurfürsten von Mainz ein unwürdiges Spiel der Täuschung getrieben hat; die dauernde Anstellung Müllers in Wien war bereits ausgemachte Sache; dem Kurfürsten aber spiegelte man eine nur vorübergehende Reise Müllers nach Wien und einen Auftrag des Kaisers nach der Schweiz vor. Müller ist auch hier wieder durch seine Sehnsucht, von den aufreibenden Geschäften mit der Politik erlöst zu werden und eine Stellung zu erhalten, in der er seinen wissenschaftlichen Arbeiten obliegen könne, zu Schritten gedrängt worden, die sich vor dem Richterstuhl der strengen Moral nicht rechtfertigen lassen. Als einzige Entschuldigung darf etwa angeführt werden, daß er seinen Herrn durch seinen unerwarteten Rücktritt nicht zu sehr betrüben, daß er ihn allmählich auf seinen Verlust vorbereiten wollte. Mit Albini, der selbstverständlich ebenfalls getäuscht wurde und sich lebhaft für die Beurlaubung Müllers verwendete, wurden Verabredungen getroffen über die Verteilung der vielen Geschäfte, die Müller bisher zu besorgen hatte, während der Zeit seiner Abwesenheit, die er auf höchstens sieben Wochen angab; wenn sich übrigens schon in Wien herausstellen sollte, daß in der Schweiz kein Erfolg möglich sei, so würde die Reise dorthin überhaupt unterbleiben. —

Schon am 24. September morgens vor 7 Uhr reiste Müller von Aschaffenburg ab in Begleitung seines alten Dieners Bellois, den er trotz seiner Erkrankung nicht von der Teilnahme an der Reise zurückhalten konnte. Über die Vorgänge in Aschaffenburg und Mainz erhielt er durch den innig befreundeten Kaisenberg Nachrichten. Sie lauteten bald recht bedenklich; schon am Tage nach der Abreise Müllers wird berichtet, daß die Franzosen sich in Landau verstärken und daß von dort her ein Angriff Custines zu befürchten sei. Der Kurfürst sei zwar noch guten Muts; am 24. habe noch ein Hofball stattgefunden. Aber in den Main- und Rheingegenden herrschen betrübte Zeiten; „wohl dem, der an den Ufern der Donau unter den Flügeln des doppelten Adlers sitzt." Am 28. September berichtet Kaisenberg über das Gerücht von einem großen Siege des Herzogs von Braunschweig bei Châlons, gleichzeitig aber von der



Furcht, Custine wolle die Mainzer Truppen angreifen und die Magazine wegnehmen oder doch zerstören.

Müller bezeichnet seine Reise durch Franken, Bayern und Österreich als herrlich und äußerst lehrreich. Am 1. Oktober kam er in Wien an, machte am folgenden Tage dem Grafen v. Colloredo Anzeige von seiner Ankunft und fragte ihn, zu welcher Zeit und an welchem Ort er ihm seine Aufwartung machen dürfe, um von ihm die letzten Weisungen zu seiner Wegleitung zu erhalten, da Colloredo das Organ der sehr liebenswürdigen Willensäußerung Ihrer Majestät des Kaisers gewesen sei. Die Antwort, die er noch am gleichen Tage erhielt, mochte ihn sehr überraschen und ernüchtern. Colloredo dankte für die Anzeige, bemerkte aber, daß Müller sich täusche, wenn er glaube, daß er ihm für die Zukunft nützlich sein könne; er habe vom Kaiser keinen anderen Auftrag erhalten, als mit dem Baron v. Bartenstein zu sprechen, um Müller seine Absichten kundzugeben. Müller möge sich nicht bemühen, zu ihm zu kommen; er werde sich die Genugtuung verschaffen, zu versuchen, seine Bekanntschaft zu machen. So mußte Müller sofort nach seiner Ankunft eine bittere Erfahrung machen. Er hatte erwartet, mit offenen Armen empfangen zu werden, und nun wollte der Staatsmann, von dessen Verwendung er sein Schicksal abhängig hielt, ihn nicht einmal empfangen. Vierzehn lange Tage vergingen, ohne daß etwas in seiner Angelegenheit geschehen wäre; inzwischen waren Ereignisse eingetreten, die eine unerwartete Wendung in seine Angelegenheiten brachten und seine Rückreise dringend notwendig erscheinen ließen.

Die Ankunft Müllers war aber doch von anderen leitenden Staatsmännern in Wien beachtet worden. Schon am 3. Oktober berichtete Cobenzl an Schlick, Müller werde nun sofort von allem unterrichtet werden, was auf das Geschäft, in welchem der Kaiser sich seiner Einsicht zu bedienen gedenke, Bezug habe. Am 5. Oktober[1]) berichtete Müller selbst seinem Herrn, er sei vom Kaiser huldvoll aufgenommen worden; dieser wie seine Minister seien ergriffen von dem Patriotismus und der Freundschaft, die der Kurfürst jederzeit dem neuen Leiter des Reiches bewiesen habe. Er werde in der Staatskanzlei wie ein dazu Gehöriger behandelt und könne sich über

---

[1]) Der Brief ist teilweise chiffriert. Nach einem Briefe Kaisenbergs an Müller vom 13. Oktober traf er am 12. Oktober beim Kurfürsten in Würzburg ein, konnte aber nicht gelesen werden, weil die Chiffern mit allem Gepäck in der Eile der Flucht nach Koblenz abgeschickt worden waren. Nach einem späteren Brief wanderten diese Taschen sogar bis Amsterdam, von wo sie erst am 14. Dezember nach Heiligenstadt in die Hände Kaisenbergs kamen.



alles, was ihn interessiere, unterrichten. Er lese die Akten, die sich auf den Gegenstand, für welchen er nach Wien gerufen worden sei, beziehen, und warte die Briefe ab, die er vom Haupte einer gewissen Republik verlangt habe. Bevor dies geschehen sei, könne nicht entschieden werden, ob er in die Schweiz reisen werde oder nicht. Inzwischen sei ihm in Wien die Gelegenheit geboten, sich näher über die allgemeine Lage im Reiche und über die französischen Angelegenheiten zu erkundigen.

In diesen ersten Tagen des Aufenthaltes Müllers in Wien beschäftigte man sich dort doch noch mit dem Gedanken, der als Vorwand für die Reise Müllers vorgeschützt worden war: mit seiner Entsendung in die Schweiz. Die Kunde davon war auch dem Berliner Hofe bekannt geworden. Am 13. Oktober 1792 schrieb der König an seinen Geschäftsträger Marval in Neuenburg[1]) über diese Mission Müllers und wies ihn an, ihm bei seiner Ankunft volles Vertrauen zu zeigen. Marval antwortete darauf am 27. Oktober, er zweifle sehr am Erfolge dieser Mission; das einzige Mittel, um die Schweizer in Bewegung zu setzen, bestände darin, ihnen Subsidien zu geben, deren sie sehr bedürftig wären, um den Krieg auch nur vier Monate führen zu können. Es sei aber zu befürchten, daß, wenn Müller vielleicht bei einigen Kantonen Erfolg hätte, schließlich Uneinigkeit zwischen den Bundesstaaten eintreten würde, was für die allgemeine Sache sehr bedauerlich und geeignet wäre, den Emissären der französischen Revolutionäre Vorschub zu leisten. Am 12. November 1792 berichtete der König wieder an Marval, der Wiener Hof habe die Reise Müllers wegen ihrer gegenwärtigen Aussichtslosigkeit verschoben und werde wohl ganz darauf verzichten. — In der Tat teilte Cobenzl schon am 7. Oktober dem Gesandten Schlick mit, Müller habe in einem sehr gründlichen Memoire über die Möglichkeit, die Eidgenossenschaft zu einer tätigen Teilnahme am Kriege zu bewegen, seine Ansicht in dem Sinne geäußert, daß dieses Ziel gegenwärtig nicht zu erreichen, seine Absendung in die Schweiz somit zurzeit ohne Erfolg sein würde. Die traurigen Ereignisse in den Rheingegenden haben in ihm das eifrige Verlangen geweckt, zu seinem Herrn zurückzukehren, um ihm in diesen dringenden Umständen an die Hand zu gehen. Diesem billigen und einen getreuen Diener bezeichnenden Verlangen wolle der Kaiser sich nicht widersetzen; er entlasse deshalb diesen würdigen Mann mit gänz-

[1]) Berliner Geh. St.-A. Rep. XI, 260. Schweiz. Fasz. 114. Ich verdanke diese Mitteilung Herrn Prof. Dr. H. Büchi in Solothurn.



licher Zufriedenheit über sein Benehmen und die bezeigte Bereitwilligkeit. Müller überbringe dem Kurfürsten ein kaiserliches Schreiben, in welchem der Kaiser seine „Dankuehmigkeit" für die vom Kurfürsten bezeigte Gefälligkeit wiederhole, zugleich aber vorbehalten werde, den Kurfürsten nach der möglichen Wendung der Umstände um die fernere Erlaubnis zu ersuchen, sich dieses geschickten Geschäftsmannes bedienen zu dürfen. Zum Merkmal der besonderen allerhöchsten Zufriedenheit und auch zur Belohnung der guten Dienste, welche Müller bei zwei Kaiserwahlen und in mehreren allgemeinen Reichsangelegenheiten geleistet habe, sei ihm eine Pension von 1500 fl. vom 1. August an aus eigener „Bewegniß" allergnädigst bewilligt worden. Um nicht den Schein zu erwecken, als wolle der Kaiser durch diese Gnadenbezeugung die freie Meinung des Belohnten beeinflussen und ihn für besondere Absichten gewinnen, solle diese Pension ganz geheim bleiben; Schlick möge sie in bestimmten Terminen auszahlen und als eine geheime Auslage in Rechnung bringen. —

Im Nachlaß Müllers befinden sich mehrere Entwürfe zu Schreiben des kaiserlichen Hofes an die Gesandten beim Hofe zu Neapel, beim päpstlichen Stuhle, bei den Republiken Venedig, Genua und Lucca vom 7. Oktober 1792[1]), mit der Aufforderung, dahin zu wirken, daß diese Staaten dem durch die französischen Revolutionäre bedrohten Königreich Sardinien zu Hilfe eilen und das Eindringen revolutionärer Ideen in Italien verhindern. Es ist nicht anzunehmen, daß Müller, der damals noch nicht in österreichischen Diensten stand, sondern erst über seine künftige Verwendung in Wien unterhandelte, bereits mit der Ausarbeitung so wichtiger Schreiben beauftragt wurde; es ist vielmehr zu vermuten, daß er sie für Cobenzl als Proben für seine Befähigung zu solchen Ausfertigungen verfaßte.

Inzwischen hatte sich das Schicksal des Feldzuges von 1792 entschieden. Nach der erfolglosen Kanonade von Valmy vom 20. September und den vergeblichen Verhandlungen mit Dumouriez hatte das preußische Heer den Rückzug aus der Champagne nach Lothringen angetreten. In unbegreiflicher Unvorsichtigkeit hatte die sonst so bedächtige Kriegführung der verbündeten Mächte die Rhein-

[1]) Au Ministre de S. M. à la Cour de Naples. — An den Kardinal Herczen. — An den K. K. Minister zu Venedig. — Au Ministre de la République de Gênes. — A l'Envoyé de Luques. St.-B. Müll. **163**. Ein ähnlicher Entwurf von der Hand Müllers ist datiert vom 24. Dezember 1792, also nach der Rückkehr Müllers nach Wien: Au Ministre d'Espagne, en reponse à la dernière communication, die Beteiligung Spaniens am Koalitionskriege betreffend.



lande einem französischen Überfalle preisgegeben, indem im Anfang des September der größte Teil des Ehrbachschen Korps zur Belagerung von Thionville abgezogen war; nur noch die 2000 Mann der Mainzer Truppen unter Winckelmann mit einigen hundert Österreichern standen bei Speier, während die Festung Mainz selbst von dem wenig wertvollen Reste der kurmainzischen Truppen und neu ausgehobenen Zuzügen der Fuldaer, Weilburger und Usinger Reichstruppen besetzt war. Die Besorgnisse der einsichtigen Mainzer Staatsmänner, Albinis, Müllers, Gymnichs, hierüber erwiesen sich als nur zu begründet. Am 30. September erschien Custine mit etwa 18 000 Mann vor Speier; das Korps Winckelmanns wurde gefangen genommen; Speier und Worms wurden besetzt und gebrandschatzt. Während der Gouverneur von Mainz, Gymnich, Maßnahmen zur Verteidigung der Festung traf, war die Bevölkerung von Mainz, soweit sie nicht von revolutionären Ideen angesteckt war, von panischem Schrecken ergriffen worden. Schon am 3. Oktober hatte der Kurfürst auf den Rat Steins die Stadt verlassen und sich zunächst nach Würzburg zu seinem Bruder, dem Bischof Franz Ludwig, geflüchtet[1]); seinem Beispiel folgten bald die meisten Beamten, der Adel, die vornehme Geistlichkeit und die wohlhabenden und angesehenen Bürger der Stadt. Kopflosigkeit, Feigheit und Verrat führten nicht nur den Fall der wichtigen Reichsfestung, sondern den Zusammenbruch des ersten geistlichen Fürstentums des deutschen Reiches herbei. Am 18. Oktober erschien Custine vor Mainz; am 19. richtete er an den Gouverneur und den Magistrat der Stadt die Aufforderung zur Übergabe, die schon am 20. von dem durch Gymnich einberufenen Kriegsrat beschlossen wurde; am 21. wurde die Kapitulation mit Custine abgeschlossen; schon am folgenden Tage rückte eine andere Abteilung der Franzosen unter General Neuwinger in der Reichsstadt Frankfurt ein. Überall harte Plünderungen und Brandschatzungen; Mainz aber, die bisherige Residenz des Kurfürsten-Erzkanzlers, sollte zum Mittelpunkt der revolutionären Propaganda am deutschen Rheine werden. —

Während dieser furchtbaren Ereignisse befand sich Müller fern vom Schauplatze dieser Vorgänge in Wien, wo ihn die erschütternden Berichte von Mainz trafen. Schon am 7. Oktober hatte er

[1]) Die Berichte Steins und Harniers über die Vorgänge in Mainz im Berliner Archiv Rep. XI, 164; weitere Berichte auch St.-B. Müll. **163** und **170**: 12 Briefe von Gymnich an Müller, die Kapitulation von Mainz betreffend. Die schon 1792 in Frankfurt erschienene Selbstverteidigung Gymnichs ist keineswegs geeignet, ihn von dem Vorwurf der Kopflosigkeit und Unentschlossenheit zu entlasten.



Cobenzl gegenüber das Verlangen ausgesprochen, in dieser schwierigen Lage zu seinem bedrängten Herrn zurückkehren zu dürfen[1]); diesen Wunsch wiederholte er am 13. Oktober in einem längeren Schreiben[2]), in welchem er sich über die Aussichtslosigkeit, die schweizerischen Kantone für ein kriegerisches Vorgehen gewinnen zu können, mit überzeugenden Gründen ausspricht. Zurzeit wäre es deshalb ausgeschlossen, eine Mission zu diesem Zwecke in die Schweiz zu senden. Jetzt sei aber der Fürst, dem er unbegrenzte Dankbarkeit schulde für das Vertrauen und die Guttaten, mit denen er ihn beehrt habe, in schwerer Bedrängnis; so könne er es vor sich selbst nicht entschuldigen, während dieser Zeit ruhig in Wien zu bleiben, die Klassiker zu lesen und sich im Theater zu zerstreuen. Er wage es deswegen, seiner Majestät die Auswahl zwischen zwei Entschlüssen vorzuschlagen: er solle ihn entweder mit geheimen Aufträgen an den Baron v. Spielmann und den Fürsten von Reuß senden, wobei er auch seinen bisherigen Herrn besuchen könnte, oder ihm die Erlaubnis geben, sich für vierzehn Tage von Wien zu entfernen, um den Kurfürsten aufzusuchen und die Lage der Dinge an den Ufern des Mains in Augenschein zu nehmen. Dieser Wunsch sei begründet durch das natürliche Verlangen, einerseits zu sehen, ob er seinem unglücklichen Herrn von einigem Nutzen sein könnte, andererseits sich über das Schicksal seiner Papiere und anderer wertvoller Gegenstände, die er in Mainz zurückgelassen habe, zu erkundigen.

Noch am gleichen Tage hielt Graf Cobenzl dem Kaiser über diese Wünsche Müllers Vortrag; er riet davon ab, Müller ins preußische Hauptquartier abzusenden, da die dort zu verhandelnden Gegenstände von einer Beschaffenheit seien, die keinem Fremden mitgeteilt werden können; dagegen befürwortete er das Gesuch Müllers, sich nach Mainz zurückbegeben zu dürfen, „sich vorbehaltend, ihn etwa später abermal anhero zu berufen."

Diesem schriftlichen Vortrag hat der Kaiser eigenhändig die Worte beigefügt: „Ich bin mit Ihrem Antrag einverstanden. Franz."

Am 16. Oktober richtete der Kaiser selbst ein Schreiben an den Kurfürsten[3]), das durch Müller überbracht werden sollte mit der Mitteilung, daß Müller durch ein sehr gründliches Memoire unwiderleglich nachgewiesen habe, daß zurzeit seine diplomatische Sendung in die Schweiz erfolglos wäre, daß er deshalb in Müllers schnelle

---

[1]) Oben S. 326 f.

[2]) 8 Seiten Folio.

[3]) Entwurf im Wiener Archiv: Mainzer Hof, Korresp. 1792—1793, R. K. Mag. 25 a; eine Abschrift St.-B. Müll. 57, 1.



Rückreise nach Mainz eingewilligt habe, damit er dem Kurfürsten in seiner Verlegenheit an der Hand sei. Er, der Kaiser, behalte sich aber vor, den Kurfürsten später um die fernere Erlaubnis zu ersuchen, nach der möglichen Wendung der Umstände dieses geschickten Geschäftsmannes zum Besten seines Dienstes, das er mit demjenigen des Reiches zu vereinbaren bemüht sei, sich bedienen zu dürfen. —

Am gleichen Tage bewilligte der Kaiser für Müller eine Reiseentschädigung von 500 Speziesdukaten; in der Anweisung an die K. K. Hofkammer vom 17. Oktober wird „die fördersamste Verabfolgung" dieses Betrages befohlen, da Müller am folgenden Abend seine Rückreise antreten wolle. —

Diese wurde aber noch etwas verzögert durch Bedenken, die ihm aufgestiegen waren. Die von Mainz damals eingetroffenen Nachrichten ließen die Gefahr als nicht unmittelbar bevorstehend erscheinen; sie sprachen sogar von einem Rückzuge der Franzosen, und so suchte Müller vor seiner Abreise noch bestimmte Zusicherungen für seine künftige Anstellung in Wien zu erlangen. Am 16. Oktober richtete er ein längeres Schreiben an den Konferenzminister Graf v. Colloredo, worin er den Zweck seiner Berufung nach Wien auseinandersetzt und die Bitte ausspricht, Colloredo möge ihm vom Kaiser die Erklärung erwirken, daß der hauptsächliche und wesentliche Gegenstand seiner Reise sein Eintritt in die kaiserlichen Dienste gewesen sei. Die Staatskanzlei habe ihn nun schon seit vierzehn Tagen auf einen Entscheid warten lassen. Der Rückzug der Franzosen lasse seine Rückreise weniger dringlich erscheinen; es hänge nur vom Kaiser ab, ob er seinen Aufenthalt in Wien unter irgend einem Vorwande verlängern solle oder ob es Seiner Majestät zu befehlen beliebe, sich hier festzusetzen und sein Verhalten gegenüber dem Kurfürsten zu ordnen. — Am 18. Oktober antwortete Colloredo darauf, er habe nach dem Auftrage des Kaisers sich an den Vizekanzler Graf v. Cobenzl zu halten, der ihm die letzten Entschließungen Seiner Majestät mitteilen werde. In der Tat erhielt Cobenzl sofort den Befehl, sich über die Art und die Bedingungen von Müllers Übertritt in die kaiserlichen Dienste zu erkundigen; deswegen trat Cobenzl am 19. Oktober mit Müller in Unterhandlungen, der am 20. Oktober eine Denkschrift über seine gegenwärtige und zukünftige Stellung einreichte[1]). Er setzt darin seine Anstellungsverhältnisse und seine Verwendung am kurfürstlichen Hofe näher auseinander

[1]) Wiener Vortrag Cobenzls vom 22. Oktober 1792 mit Beilage von Müllers Hand: Mémoire concernant la position présente et future du soussigné, 20. Octobre 1792.



und gibt auch Auskunft über seine Einkünfte an festem Gehalt und anderweitigen Zuwendungen, die sich auf 4060 fl. belaufen, wozu noch während der vier Monate des Aufenthaltes in Aschaffenburg freier Tisch und Wohnung im Schlosse und während des ganzen Jahres Hofequipage und Postfreiheit ohne Einschränkung komme. Dann bestehe noch eine weitere Einnahme, die er nicht zu erwähnen brauche, da er sie der Gunst des Kaisers verdanke. — In welchem Fache er dem Kaiser die besten Dienste leisten könne, getraue er sich nicht zu entscheiden. Er habe sich aber vorzüglich und seit seiner frühen Jugend der Geschichtskunde gewidmet und daraus politische Kenntnisse und Grundsätze geschöpft; er sei zu manchen geheimen Aufträgen in inländischen und ausländischen Geschäften verwendet worden und glaube daher in jedem Fache dienen zu können, wo Belesenheit und Erfahrung erforderlich seien. Indessen wünsche er, der Kaiser möchte ihm zunächst einen Titel und Gehalt allergnädigst gewähren, ohne ihn bei einem Departement anzustellen, ihn dann einige Zeit in verschiedenen Ausarbeitungen prüfen und dann erst bestimmen, wo er die nützlichsten Dienste zu leisten vermöge.

Cobenzl übermittelte diese Äußerungen Müllers am 22. Oktober dem Kaiser; er selbst kenne die Fähigkeiten Müllers noch nicht aus eigener Erfahrung; er müsse zuerst prüfen, „ob er zum politischen Fach bei einem großen Hofe eben vorzüglich geeigenschaftet sey". Der Gehalt dürfe nicht geringer sein als bisher. Müller könnte einstweilen als Hofrat „nur pro forma" dem Hausarchivdirektor Abbé Schmid beigeordnet werden, wo Cobenzl ihn dann mit verschiedenen diplomatischen Ausarbeitungen beschäftigen könnte[1]). Für ihn sei ein neuer Arbeiter, sei es in der Staatskanzlei oder im Hausarchiv, immer ein Gewinn, wenn er auch nicht durchaus notwendig sei, „und nur ein mittelmäßiges Subjekt wäre". Sollte aber der Kaiser für besser finden, sich dieses Mannes noch eine Zeitlang beim Kurfürsten von Mainz zu bedienen und kein vorläufiges Engagement mit ihm einzugehen, so könnte ihm für jetzt nach der schon getroffenen Veranstaltung gestattet werden, zum Kurfürsten zurückzukehren mit dem Vorbehalt, ihn später wieder nach Wien zu berufen. Wenn aber der Kaiser entschlossen sei, ihn sofort in seine Dienste zu nehmen, so werde er, Cobenzl, die Sache so einleiten, daß Müller von dem Kurfürsten, dem es so beschwerlich gefallen sei, ihn auch nur für eine kleine Zeit zu entbehren, auf eine anständige Art entlassen und der Kurfürst darüber nicht verletzt werde.

[1]) Solche Proben scheinen ihm schon am 7. Oktober auferlegt worden zu sein. Siehe oben S. 327.



Cobenzl erwarte demnach die allerhöchsten Befehle: „Ob der v. Müller dermals mit der Hoffnung, später anhero berufen zu werden, zurückreisen soll, oder ob E. Maj. entschlossen sind, denselben von nun an in die höchsten Dienste aufzunehmen und in diesem letztern Falle: Ob es die allerhöchste Gesinnung sey, ihn als Hofrath mit 5000 fl. Anfangs zur Prüfung bey dem meiner Aufsicht anvertrauten geh. Hausarchiv oder allsogleich bey der Staatskanzlei anzustellen."

Der Kaiser hat diesem Vortrag eigenhändig die Verfügung beigesetzt: „Müller ist alsogleich bey der Staatskanzley anzustellen. Franz."

Damit war nun der Übertritt Müllers in die kaiserlichen Dienste gesichert; doch sollte er vorläufig noch geheim gehalten werden, bis der Kurfürst auf den Austritt seines langjährigen Dieners in schonender Weise vorbereitet worden wäre. —

Am 24. Oktober schrieb Müller an Kaisenberg eine Entschuldigung wegen seines Verbleibens in Wien; Nachrichten von Steiger hätten ihn dazu veranlaßt; gleichzeitig entschuldigte er den Wiener Hof, daß er bisher so wenig für Mainz getan habe. Und am gleichen Tage schickte er im Auftrage von Cobenzl ein Schreiben an Steiger mit der Versicherung, daß der Kaiser geneigt wäre, sich „in Vertheidigungsverbindungen" mit den Eidgenossen oder wenigstens mit Bern einzulassen; Steiger möge darüber seine Ansicht äußern[1]).

Aber am gleichen Tage kam auch die Schreckensnachricht von dem neuen Vorstoß Custines an den Rhein und vom bevorstehenden Falle von Mainz nach Wien. Dies zwang Müller zur sofortigen Abreise. Schon am 25. Oktober verließ er Wien; in Straubing vernahm er die Kunde von der Kapitulation von Mainz und bald darauf von der weiteren Flucht des Kurfürsten von Würzburg nach Heiligenstadt im Eichsfeld. In Mainz aber befand sich alles Eigentum Müllers und seiner Dienerschaft, seine Bibliothek, alle seit zwanzig Jahren gesammelten Korrespondenzen, Exzerpte und Ausarbeitungen; zudem erfuhr er, daß nach den Bestimmungen der Kapitulation dem bisherigen Ministerium erlaubt sei, sich mit seinem ganzen Eigentum wegzubegeben. Das beschleunigte seine Reise, obwohl man ihn vor der Rückkehr nach Mainz warnte. „Dem ohngeachtet," schrieb er am 2. November von Aschaffenburg aus dem Bruder, „hielt ich meines Bewußtseins und meiner Nation würdig, wenigstens nicht mehr Besorgniß zu verrathen, als die Klugheit mir

[1]) Tagebuch 24. Oktober 1792.



ausdrücklich gebiete. Also begab ich mich in das Mainzische und schrieb dem General Custine um sicheres Geleit. Dieses erwarte ich heute oder morgen. Bekomme ich dasselbe, so rechne ich auf Treue und Glauben, wage mich und gehe hin. Bekomme ich es nicht, so muß ich freilich meine Habseligkeiten und Schriften ihrem Schicksal überlassen, und es könnte leicht geschehen, daß, wenn, wie wahrscheinlich bald geschieht, Mainz wieder belagert wird, sie verlohren gehen; ich aber werde über Würzburg, wo die mainzische Statthalterei ist, eilen, dem Churfürsten in dem Eichsfelde meinen Schmerz zu bezeugen, alsdann aber vermuthlich noch in diesem Monate wieder nach Wien gehen. Sollte mein Glauben an das Geleit, wenn ich es bekomme, irrig seyn, so werde ich trachten, in Gefängniß-und Tod wenigstens wahr, treu und muthig zu erscheinen. — Ich bin übrigens wohl, munter und ruhig, Gott befohlen! — Soeben vernehme ich, daß die combinirte Armee von allen Seiten her auf Mainz zudringt. Es wird also belagert werden, und meine Sachen!! Der Herr hat sie gegeben; er kann sie nehmen; gelobet sein Name! Er kann sie auch ersetzen."

Wenige Stunden nach der Absendung dieses Briefes brachte ihm D. Suter von Zofingen, der sich seit dem Frühling dieses Jahres in Mainz aufhielt und eng an seinen berühmten Landsmann Müller angeschlossen hatte[1]), den Paß von Custine[2]). Er machte davon sofort Gebrauch und betrat die vom Feinde besetzte Stadt, umso mehr, als er erfahren hatte, „daß die nahe Belagerung durch die Heere der Alliierten ein Hirngespinnst sei und daß alle guten Bürger nach meiner Ankunft verlangen[3])." Er wurde von Custine sehr schmeichelhaft empfangen: „Ma conquête me fera bien plus de plaisir, si je puis y joindre celle d'un homme comme vous; je sais que le public a sa confiance en vous; vous connaissez le pays; je m'en vais abolir la régence et casser tous les dicastères; rien ne me seroit plus agréable que si vous vouliez vous mettre à la tête de la nouvelle administration." Müller antwortete darauf: „Mes écrits qui ont précédé la revolution, ont assez prouvé, que j'aime la

---

[1]) Müller berichtet zuerst von ihm an den Bruder am 13. Mai 1792: „Ich habe einen jungen Freund hier, D. Suter von Zofingen. Im Griechischen und in ächter altgriechischer Weisheit ist seine Stärke; von Charakter aber ist er ein wahrer Schweizer im besten Sinne." — Wie Suter später das Vertrauen Müllers mißbraucht hat, wird weiter unten zu erwähnen sein. —

[2]) Der von Custine eigenhändig unterschriebene Paß für Müllers Rückkehr nach Mainz, seinen ungehinderten Aufenthalt und seine Wiederabreise St.-B. Müll. 163. Er ist eigentümlicherweise vom 22. Oktober 1792, also vordatiert.

[3]) Müller an den Bruder 9. November 1792.



liberté; je suis né républicain; les citoyens de Mayence savent bien, que j'ai toujours été pour eux; mais, c'est justement ce qui m'empêche de prendre en ce moment-ci aucune part aux affaires; j'aurois l'air, d'avoir contribué à ces événemens et je perdrois l'estime publique; je manquerois à moi-même et au caractère que j'ai toujours soutenu."

Müller wurde in seiner Wohnung von Bürgern, Räten und Hofleuten aufgesucht, die seine Meinung zu erfahren wünschten: was er von der zu errichtenden Konstitution halte, ob sie in den Klub gehen, ob sie den Nationaleid schwören sollen oder nicht. Alle wünschten, daß er bleibe, jede Partei, daß er sich für sie erkläre. Der Zulauf wurde so groß, daß er Aufsehen erregen mußte; Müller ließ deswegen Custine melden, daß er forteilen müsse, um nicht gegen seinen Willen „entweder eine Faction gegen ihn zu machen oder zu tun, was gegen seine bisherigen Verhältnisse streite". Er bat zugleich, daß seine Papiere ihm nicht bloß verabfolgt, sondern auch nicht öffentlich untersucht werden möchten. „Meine Unterredung mit ihm war äußerst interessant, und für mich . . . peinlich. Er ließ mir alles anbieten . . . glänzendes Glück, Ehren . . . ich sollte sofort Mitglied der Nationalversammlung werden . . . er selbst suchte alles in mir zu erregen, was mein Herz zur Theilnehmung stimmen konnte. Zugleich ließ er Worte fallen, die besorgen ließen, am Ende könnte ich wider meinen Willen zurückbehalten werden. Ich wich aus, lehnte alles ab und gab zu verstehen, daß, wenn letzteres geschähe und man glauben könnte, daß ich selber es veranlaßt, so würde ich eher mir selbst den Tod geben, als meinen guten Namen überleben. Endlich sagte Custine: ‚Vous êtes un homme libre; je sais que vous opérez toujours le bien; j'eusse désiré, que Vous vous fussiez mis audessus des considérations particulières; vous auriez fait ici avec moi un bien, difficile à opérer par tout ailleurs; mais je ne vous forceroi pas.' Und zum Secretär: ‚Qu'on lui délivre un passe-port, et qu'on y mette, que ses papiers ont déjà été visités.'"

Da Müller fast befürchten mußte, gegen seinen Willen von der Mainzer Bürgerschaft zurückgehalten zu werden, ließ er nun eilends seine Bibliothekspapiere, Weißzeug und so weiter in 25 Kisten packen und zu Schiffe bringen; er selbst reiste am frühen Morgen des 8. November ab, nachdem er einem Mitglied des revolutionären Klubs, der ihm eine Rede zugeschickt, ein Billet folgenden Inhalts hinterlassen hatte: „Meine Denkungsart ist genugsam bekannt, aus Schriften und Worten und Thaten. Für Ihr Zutrauen danke ich.



Eben weil ich des Vertrauens rechtschaffener Männer allezeit würdig bleiben möchte, gehe ich jetzt fort, nur um die Wahrheit meines Charakters zu behaupten und vom Gegentheil auch den Schein zu vermeiden."

Durch seine Reise nach Mainz und das Betreten der durch die Franzosen besetzten Stadt hat Müller einen Beweis seines persönlichen Mutes abgelegt. Die auffallende Rücksicht, die ihm der fremde Eroberer zeigte, indem er ihn nicht nur ungehindert die Stadt betreten, sondern ihn auch mit allen seinen Schriften, unter denen sich wichtige Staatspapiere befinden konnten, wieder abreisen ließ, beweist das hohe Ansehen, die Achtung und Liebe, die ihm die große Mehrheit der Mainzer Bevölkerung entgegenbrachte; darum suchte auch Custine ihn für die Leitung der eroberten Stadt zu gewinnen. Auch die demokratische Partei, die sich den Franzosen angeschlossen hatte, wünschte durch Müllers Autorität ihre Sache zu stützen. Schon am 23. Oktober, unmittelbar nach dem Einmarsch der Franzosen, hatte sich in Mainz eine Gesellschaft der „Freunde der Freiheit und Gleichheit" gebildet, der sich eine Anzahl mißvergnügter Gelehrter und Schriftsteller sowie Unzufriedene und Zurückgesetzte angeschlossen hatten; sie erweiterte sich bald zu einem Klub, der sich die Republikanisierung und Demokratisierung des linken Rheinufers zum Ziele setzte. Am 5. November war auch der für die hohen Ideale der Revolution glühend begeisterte Georg Forster dem Klub beigetreten[1]), in der Hoffnung, für das allgemeine Wohl Gutes bewirken, Unheil abwenden zu können; aber er wurde selbst von dem Strudel des Terrorismus mit fortgerissen, anstatt ihm Einhalt tun zu können. Am 15. November hielt er im Klub seine berüchtigte Rede „über das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken"[2]), in welcher er das Lob der durch die Franzosen gebrachten Freiheit verkündete und das Los der Rheinlande, dem unzerstörbaren Freistaate einverleibt zu werden, beneidenswert, den Rhein als die natürliche Grenze Frankreichs erklärte. In diese Rede zog Forster auch die Persönlichkeit Müllers hinein und leistete dadurch dem Freunde, der ihn nach Mainz gezogen und ihm so viele Wohltaten erwiesen hatte, einen sehr schlechten Dienst.

---

[1]) Über Forsters Stellung zu den Ereignissen der Zeit vor allem Häußer, Deutsche Geschichte I, S. 385. Ein einseitiges, sehr ungünstiges Urteil über ihn fällt Klein: Georg Forster in Mainz 1788—1793, der den zweifellosen Idealismus Forsters durchaus verkennt und ihn nur aus Geldnot, aus rein materiellen Gründen handeln läßt.

[2]) Georg Forster S. W. VI, 143 ff.; Klein S. 239.



Die Stelle lautet: „Was seine (des Kurfürsten) Gesinnungen sind, lassen wir indessen dahingestellt: ich habe euch treu und redlich die meinigen gesagt, und ich freue mich, hinzusetzen zu können, daß ein Mann, den die Mainzer Bürgerschaft immer hoch geachtet hat, ein Staatsbeamter, der unter dem letzten Churfürsten so viel Gutes gethan und so viel Böses verhindert hat, als sich unter einem Churfürsten thun und verhindern läßt, im Herzen ein Freund der Freiheit und Gleichheit, daß Johannes Müller über diese Grundsätze mit mir vollkommen einstimmig ist und euch Mitbürger durch meinen Mund als sein Abschiedsvermächtniß zurufen läßt: ohne Bedenken mitzuwirken und ohne Zaudern der Freiheit und Gleichheit zu schwören."

Es ist zweifellos, daß Forster mit der Hineinziehung Müllers in seine Klubrede nicht nur einen unverzeihlichen Vertrauensmißbrauch, einen schweren Undank gegen seinen Freund und Wohltäter begangen, sondern sich auch eine grobe Unwahrheit hat zuschulden kommen lassen. Müller konnte ihm unmöglich einen solchen Auftrag, ein solches „Abschiedsvermächtnis" an die Mainzer Bürger gegeben haben; die große Vorsicht, mit der Müller in Mainz aufgetreten ist, schließt das ebenso aus, wie die dauernde Anstellung in Wien, die ihm bereits zuteil geworden war. Ein Beweis dafür, daß Forster am 15. November sich mit Unrecht auf Müller berufen hat, liegt auch in dem Briefe, den er am 17. November, zwei Tage später, an Müller richtete, durch welchen er seinen Eintritt in die von Custine eingesetzte provisorische Regierung zu rechtfertigen suchte und in der mit keinem Wort jene angebliche Äußerung Müllers erwähnt wird[1]). Die Worte: „j'aime à croire, cher ami, que vous approuverez la résolution que j'ai prise de ne pas abandonner mes concitoyens dans un moment où je pourrois leur être utile," beweisen gerade, daß Forster von Müller wenige Tage zuvor keine solchen Erklärungen erhalten hatte. —

Die Rede Forsters, die auf französische Kosten sofort im Drucke herausgegeben wurde, machte großes Aufsehen; sie zog auch Müller den Verdacht des Verrates zu. Er wurde deshalb aufgefordert, die Sache öffentlich richtigzustellen[2]). Müller sah sich in der Tat veranlaßt, am 10. Dezember von Wien aus eine Erklärung zu veröffentlichen, in welcher er sich über sein Verhalten während seines kurzen Mainzer Aufenthaltes anfangs November ausspricht. Er habe

[1]) Maurer-Constant VI, 312 ff. Es ist der letzte Brief Forsters an Müller, auf den dieser aus erklärlichen Gründen nicht antwortete.

[2]) Briefe des Großdekans Fechenbach St.-B. Müll. **150**.



400 Besuche erhalten und dabei seine Antworten nach dem Charakter und der Lage jedes einzelnen gerichtet, dem einen geraten, sich zu entfernen, anderen, im Klub die Sprache der Vernunft und der Wahrheit hören zu lassen, guten Bürgern, sich auf bessere Zeiten zu sparen, sich leidend zu verhalten und dem, wozu sie genötigt würden, umso unbedenklicher sich zu unterwerfen, als es nur zur Abwendung größeren Unglücks geschehe und ganz unverbindlich sei. „Wo die Waffen herrschen, kann Klugheit rathen, was der Mann von Vernunft bey hergestellter Ordnung wegwerfend verschmäht. Im Übrigen habe ich damals über die französische Verfassung an sich mein politisches Glaubensbekenntniß in Mainz niemandem gesagt. Ich, der Staatsreferendarius, der dort war, um Papiere zu retten, woran dem Clubb so viel gelegen gewesen wäre, der von so vielem wußte, was andere so gern hätten wissen mögen, und den schon die Kühnheit seines Dortseyns mancherley Gefahren aussetzte: war ich schuldig, mich hierauf einzulassen?"

Deutlicher erklärt sich Müller in einem Briefe an den Bruder vom 17. Dezember 1792: „Georg Forster hat mir einen schlimmen Streich gespielt. Er gab in dem Club vor und ließ drucken, ich habe selber den Mainzern zu dem Nationaleide gerathen; er ließ aber die Kleinigkeit aus, daß ich ihnen, dieses zu thun, blos unter der Clausel gerathen, wenn sie dazu genöthiget werden sollten und Pariserscenen zu fürchten wären. Er ist ein geborner Enthusiaste, der immer nur Eins, Eine Seite sieht. Vor 10 Jahren kannte ich ihn strengfromm wie Johann Arndt; jetzt spottet er der Bibel. Wind der Lehre[1])!"

Müller hat demnach den unangenehmen Zwischenfall nicht sehr ernst genommen und Forster sogar mit seinem Enthusiasmus entschuldigt. Albini schrieb ihm auch am 21. Dezember von Heiligenstadt nach Wien: „Forsters schamlose Rede konnte nur unsere Indignation verdienen, uns aber keinen Augenblick überreden, daß Sie so etwas fähig sein sollten; wegen Emm[s] haben Sie also gar nicht nöthig, auf irgend eine Art sich zu rechtfertigen; doch finde ich Ihrer selbst wegen nicht überflüssig, daß Sie für Leutte, welchen Sie weniger als uns bekannt sind, etwas öffentlich sagen, woraus das publicum sieht, daß Sie diese Nachrede als Verleumdung fühlen; im Ernste aber sollen Sie sich darüber nicht betrüben: wer kann für wüthende Hunde!"

[1]) Am 2. Februar 1793 schrieb Müller in sein Tagebuch: „Forster, ein Mensch, der entweder ganz dahin gegeben ist, um den Irrthum für Wahrheit anzusehen, oder ein schelmischer Bösewicht."

Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß in den gleichen Tagen, als Forster in Mainz sich zum Eintritt in die provisorische Revolutionsregierung entschloß, Hertzberg in Berlin ihn seinem König als Professor der Literatur und Geschichte an der Militärakademie und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften als Nachfolger Borellis vorschlug, weil er wegen der Revolution in Mainz seine Stelle und Einkünfte verloren habe[1]); am 11. Dezember aber entschuldigt sich Hertzberg, er habe seinen Vorschlag gemacht, ehe Mainz von den Franzosen besetzt worden sei und Forster sich für die Revolution erklärt habe; er habe dies auch in einem öffentlichen Briefe an Müller geleugnet und versichert, daß er in Mainz nur aus Mangel an einem anderen Auskommen eine Stelle angenommen habe und vornehmlich, um zur Erhaltung der Stadt beitragen zu können, eher als um sie den Franzosen zu überlassen. —

Während Müllers Diener Bellois noch einige Tage in Mainz verblieb, um den Abtransport von Müllers Kisten und den Verkauf von Möbeln zu besorgen, reiste Müller über Aschaffenburg nach Würzburg, wo er mit dem kurfürstlichen Statthalter und dem Fürstbischof sich unterredete und dann über Schweinfurt, Meiningen, durch den Thüringer Wald über Schmalkalden, Gotha und Mühlhausen ins Eichsfeld sich begab, wo er den Kurfürsten, „innerlich von Schmerz gebeugt, äußerlich Würde und Standhaftigkeit, reducirt auf ein Zehenttheil seiner Einkünfte, verhöhnt von vielen, denen er Brod und Ehre gab, jetzt mit äußerster Simplicität ohne alle Distinction seine frugale Mahlzeit mit allen theilend, welche ihm treulich gefolgt," antraf. Dort nahm er für kurze Zeit noch einmal seine Tätigkeit in kurfürstlichen Diensten auf und verfaßte mehrere Schreiben, als letztes eine lateinische Ausfertigung vom 21. November an den Papst, in welchem der Kurfürst über die Ereignisse der letzten Wochen berichtet und den Abfall der Mainzer zu den Franzosen und ihren Ideen beklagt. Aber die Rückreise Müllers nach Wien war beschlossene Sache; noch einmal mußte der Vorwand der Schweizerreise herhalten, um den Kurfürsten zu bestimmen, Müller nach Wien abreisen zu lassen, „pour finir les plans relatifs aux Suisses". Der Kurfürst selbst diktierte Müller „einen rührenden Brief, eine Art Beglaubigungsschreiben an des Kaisers Majestät"[2]), in welchem er seine traurige Lage schildert und sein ganzes Vertrauen auf die Hilfe des Kaisers setzt.

---

[1]) Berliner Geh. St.-A. Rep. 96, 214 A.

[2]) Wiener St. K. Weisungen ins Reich 39. Cobenzl an Schlick 13. Dezember 1792 samt Beilage: Abschrift des Briefes des Kurfürsten d. d. Heiligenstadt ce



Dann schieden Herr und Diener von einander, in tiefer Rührung. Müller reiste von Heiligenstadt über Erfurt nach Weimar, wo er im Hause Herders mit offenen Armen empfangen wurde. Die Weiterreise ging über Jena und Naumburg nach Leipzig, wo er am Abend des 25. November ankam. Dort traf er die Gattin des Hofkanzlers Albini, die mit ihren Kindern nach Leipzig geflohen war und nun mit ihm weiterzureisen gedachte. „Wenn du also hörst," schrieb er am 26. November scherzweise dem Bruder, „daß der Geheime Staatsrath Müller mit einer Frau und drei lustigen Kindern durch Sachsen, Böhmen und Mähren gereiset, so wisse, daß dieselben nicht mein sind." Doch blieb schließlich Frau v. Albini in Leipzig zurück, von wo Müller am 27. November über Hubertusburg, Meißen, Dresden, Aussig, Prag, Kolin, Czaslau, Iglau und Znaim nach Wien weiterreiste. Wie immer, blieb Müller auch auf dieser Reise nicht ohne wissenschaftliche Beschäftigung; er exzerpierte den Sueton, las einen Teil von Jerusalems Betrachtungen, den Revolutionsalmanach, Thümmels Reise nach Frankreich, Tyrtäus und Kallinus mit etwas von Solon, machte auch noch Auszüge aus dem jüngeren Plinius und den Panegyristen, „alles für jene allgemeine Historie, über deren Einrichtung ich noch neulich auf der Post zwischen Scharding und Peworbach verschiedene neue Ideen bekam."

Interessant ist der Schluß des Briefes, mit welchem Müller seine Reiseschilderung an den Bruder beendigt[1]). Er äußert hier seine Ansicht über die Bedeutung der gewaltigen Zeitereignisse: „Mein Horoskop ist kürzlich dieser: Gott will das menschliche Geschlecht neu electrisiren, um die Begriffe von Politik und Religion zu läutern. Dieses kann aber nicht ohne heftige Commotionen geschehen. Hiezu würken gemeiniglich die am meisten, welche gar nicht daran denken, Gottes Willen zu thun. Es werden Jahre voll Revolutionen kommen, bis alles in eine ruhigere assiette sich setzt. Indessen muß jeder den Posten, wozu Gott ihn ruft, getreu verwalten. So trachte ich auch zu thun, obwohl meines Herzens eifriger Wunsch ist und bleibt, sobald es seyn kann, mich in litterarische Stille zurückzuziehen, wenn ich auch nur ein ganz mäßiges Einkommen hätte. Dieser Wunsch jedoch drückt mich nicht nieder; ich folge der Vorsehung: πειθεσθαι αμεινον."

In der ersten Dezemberwoche kam er in Wien an. Noch mochten

21. November 1792 und Antwort des Kaisers d. d. Vienne ce 13. Déc. 1792. Das Original des Briefes Wien: Mainzer Hof Korresp. R. K. Mag. 25 b.

[1]) Der Brief in S. W. V, 411 ff. ist aus zwei Briefen vom 7. und 17. Dezember 1792 zusammengesetzt.



ihn Zweifel über die Entscheidung seines Schicksals befallen. In einem Briefe vom 7. Dezember an den Bruder schwankt er zwischen zwei Plänen: in kaiserliche Dienste zu treten, wo er viel Nützliches leisten könnte, „oder ein litterärisches Privatleben zu führen," um teils die vaterländische, teils die seit 1778 entworfene, nie ganz aus den Augen gelassene, aber noch Jahre erfordernde allgemeine Geschichte auszuarbeiten. Zu diesem aber fehlen ihm die nötigen Mittel. Wenn er deshalb wieder eine staatliche Anstellung suche, so müsse er danach trachten, sich nicht wieder in einen solchen Wirbel von Geschäften zu stürzen, wobei der Hauptzweck seines Lebens verloren gehe. Nun sei ihm über diesen Erwägungen eine ansehnliche Stelle in Wien angetragen worden, die sich im Laufe weniger Jahre noch verbessern könnte. Sie sei zudem sehr unterrichtend, erfordere aber seine ganze Arbeit; außer zwei bis drei Abendstunden würde ihm keine freie Zeit übrig bleiben. „In dem Staatsdepartement einer solchen Monarchie muß man bleiben und ist an keine Zurückziehung zu denken anders als durch Alter, Krankheiten oder ein Mißvergnügen. Freilich, wenn letzteres sich nicht auf Dinge gründet, deren ich unfähig bin, so ist seine Folge nie der Verlust eines beträchtlichen Theils der Pension, sondern diese wird, wenigstens größtentheils, gelassen und ist alsdann mit vollkommener Muße verbunden." — „So werde ich denn freilich von Plutus wieder um eine ganze Periode meines Lebens getäuscht, welche nach dem Wunsch meines Herzens zu verwenden, ich sehnlichst gewünscht hätte. Doch werde ich, nach meiner Gewohnheit, die weitere Leitung meiner Sachen Gott überlassen, der vielleicht nicht will, daß ich jene Werke ausführe, und wenn er es will, auch die Mittel finden wird, mir die Muße dazu zu verschaffen. Hat ja, nach Dodwell, auch Thucydides erst im 68sten Jahr sein unsterbliches Werk begonnen, und von Xenophon weiß man, daß er εκγεγηρακως die Geschichte schrieb."

Trotz dieser Bedenken gab es für Müller kein Zurück mehr, nachdem er sich bereits durch seine Reise nach Wien und seine Verhandlungen mit den österreichischen Staatsmännern gebunden hatte. Es handelte sich nur noch um Formfragen, um die schicklichste Art, wie Müller von seiner Stellung beim Mainzer Kurfürsten gelöst werden könne, den der Wiener Hof um keinen Preis verletzen wollte. Diese Lösung wurde nun allerdings durch die ungünstige finanzielle Lage des vertriebenen Kurfürsten erleichtert[1]). Müller

[1]) Schon am 15. November schrieb ihm Walter von Wien aus, seine Übersiedlung nach Wien werde jetzt dem Kurfürsten aus finanziellen Gründen nicht unangenehm sein.

[illegible]

selbst schrieb an den Bruder, das Einkommen desselben sei jetzt auf ein Neuntel oder ein Zehntel beschränkt, die er auch noch einbüßen könnte. Er habe noch zwei Minister bei sich, die er nicht entlassen könne: den Hofkanzler Albini, der nicht leicht eine andere untergeordnete Stelle annehmen könnte, und den Finanzminister v. Seckendorff, der zehn Kinder und kein Vermögen habe. Es werde also eine Einschränkung des Hofhaltes höchst nötig sein. Zudem könnte man den Kurfürsten mit der Aussicht trösten, daß Müller in seiner neuen Stellung ihm von großem Nutzen sein könne. In diesem Sinne berichtete am 13. Dezember 1792 Walter an Albini, indem er noch beifügte, es sei für den Kurfürsten eine besondere Ehre, daß ein Mann aus seinem Kabinett und gleichsam aus seiner Schule für das Staatsruder am kaiserlichen Hofe ausersehen worden sei. Er sei überzeugt, daß durch Müller „hier in loco und bey der Staatskanzley mit seinem guten Kopf, besten Herzen und bekannter Thätigkeit für das hohe Erzstift Maynz und für das ganze deutsche Reich recht sehr viel nützliches geschehen kann“. Walter glaubt, daß es bei der zerrütteten Gesundheit des Barons Spielmann darauf abgesehen sei, Müller ihm „ad latos“ arbeiten zu lassen, wodurch er auch „à la tête des affaires étrangères“ sein würde. —

Am 5. Dezember, nach seiner Ankunft in Wien, überschickte Müller den Brief des Kurfürsten an den Kaiser dem Grafen Johann Philipp Cobenzl mit der Bitte, ihn an Seine Majestät gelangen zu lassen. In dem Schreiben an den Minister macht er bestimmte Vorschläge über die Art seiner Anstellung und Verwendung. In erster Linie nimmt er in Aussicht die Stellung als Historiograph des Hauses Österreich und der österreichischen Monarchie; er spricht sich dabei aus über die Bedeutung der Geschichtschreibung für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung[1]). Bis er aber ein großes

[1]) „Dans la situation actuelle des affaires il n'y a qu'un seul moyen pour détromper le public des erreurs d'une politique purement spéculative et fondée sur des principes arbitraires et imaginaires: C'est de faire mieux connaître les véritables rapports des choses, le vrai esprit des différentes institutions que l'on s'éfforce de détruire, et l'experience des siècles contraire aux rêves de l'imagination exaltée des démagogues modernes. C'est à dire qu'à la métaphysique qui égare, il conviendrait d'opposer l'histoire qui explique et qui éclaire.“ Müller stellt hier in bewußten Gegensatz die Spekulation der modernen Philosophie gegen die Lehren der Geschichte. Als Beispiele führt er an die falschen Vorstellungen, die man sich vielfach von der monarchischen Gewalt und vom Adel mache wie auch von der Kirche. Man sehe nur die Schattenseiten dieser Einrichtungen, nicht aber ihre Bedeutung, die sie für die Menschheit gehabt hätten. „Il est vrai, que l'histoire fait aussi connoitre les abus; mais, si son tableau est aussi modeste que fidèle, il n'excitera jamais des mouvemens séditieux; il ne servira qu'à l'instruction



Werk über die österreichische Monarchie beendigt haben würde, könnte er in zweiter Linie als Vizekanzler des Hofes und Staates und des Barons v. Spielmann als Staatsreferendar, so oft er in diesem Departement nützlich sein könnte, zu diplomatischen und historischen Forschungen oder zur Abfassung irgend einer Schrift nach Bedürfnis der Zeit verwendet werden, drittens als Hofrat in der Staatskanzlei oder in den Archiven oder der kaiserlichen Bibliothek.

Bald nach seiner Ankunft in Wien, wahrscheinlich schon am 6. Dezember 1792, wurde Müller vom Kaiser empfangen. Die Anstellung in Wien sollte dem Kurfürsten möglichst schonend mitgeteilt, seine Zustimmung dazu erlangt werden. Am 11. Dezember schrieb Müller zunächst an Albini, um ihn auf seinen bevorstehenden Übertritt in kaiserliche Dienste vorzubereiten. Am 13. Dezember berichtete dann Cobenzl an den Grafen Schlick, es sei gegenwärtig keine Aussicht, die Schweizer Kantone zur tätigen Mitwirkung im Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Dagegen habe sich der Kaiser davon überzeugt, daß Müller in Staatsgeschäften wohl zu gebrauchen sei und daß er ihn in seine Dienste aufzunehmen wünsche, falls der Kurfürst ihn ihm überlassen wolle, was man aus der

de ceux qui gouvernent." — „Ces différentes utilités n'ont pas encore tirées de l'histoire des états modernes, parcequ'autrefois ce n'étoit que celle des batailles et des intrigues, et depuis qu'elle est devenue plus populaire, elle a été principalement écrite par des hommes qui favorisoient les nouvelles maximes. Il n'existe aucune histoire de la monarchie Autrichienne qui puisse être lue avec plaisir et d'intérêt, et former ~~le coup~~ d'oeil des jeunes seigneurs qui se vouent aux grandes places: et il n'y a aucune non plus dans laquelle les peuples de cette monarchie puissent apprendre à aimer le gouvernement de leur patrie, et à se dévestir des préjugés qu'ont repandus depuis tant de tems contre la cour Impériale des écrivains François et Protestans, partiaux sans doute, mais éloquents, et qu'on lit, parcequ'il n'y a point d'autres. Je croirois que la Majesté feroit une chose également utile pour le tems présent et avenir, et glorieuse pour Elle même, en faisant remplir cette importante lacune. La cour de France a toujours eu des historiographes, mais qui rarement ont pensé à leur devoir. La cour de Berlin, après avoir eu ci-devant le celèbre Puffendorf, vient tout récemment de renouveller cette charge en faveur d'un savant nommé Cuhn. S'il plaisoit à S. M. l'Empereur de me donner l'emploi d'historiographe de son Auguste Maison et de la Monarchie Autrichienne, j'oserois nourrir l'espoir, que vû l'analogie de cette occupation avec celles qui ont rempli la meilleure partie de ma vie, et vû le zèle que j'y mettrois, je parviendrois peut-être à remplir ses intentions patriotiques, si non comme je le voudrois, du moins en partie. Je lirois tout ce qui a été écrit là-dessus jusqu'ici, je chercherois les sources dont on n'a point puisé encore, j'animerois le tout — des réflexions qu'exige le tems d'aujourdhui, et les plus propres à inspirer l'amour du gouvernement paternel de S. M. Ces réflexions me couteroient peu de peine; je n'aurois qu'à les puiser dans mon coeur."



„Schleinigkeit, mit welcher er ihn auch ungerufen nach Wien zurückgesendet habe", vermuten könne. Schlick möge dem Kurfürsten hievon auf eine anständige und unverfängliche Art Eröffnung machen.

Am gleichen Tage verfaßte Müller die Antwort des Kaisers auf den Brief des Kurfürsten vom 21. November[1]). Sie ist ganz im Sinne des Schreibens von Cobenzl an Schlick gehalten und sichert dem Kurfürsten tatkräftige Hilfe zu seiner baldigen Wiedereinsetzung zu. Beide Schreiben erhielten am 16. Dezember die kaiserliche Bestätigung und wurden sofort nach Heiligenstadt abgeschickt.

Am 31. Dezember schrieb Kaisenberg, der mit Müller in freundschaftlichem Verkehr blieb und ihm auch später noch Nachrichten vom Hofe des Kurfürsten, teilweise chiffriert, zukommen ließ, das kaiserliche Schreiben sei eingetroffen; der Kurfürst aber werde erst darauf antworten, nachdem er von Müller erfahren habe, was geantwortet werden solle; Müller möge deshalb seine wahren Wünsche bald mitteilen.

Es erscheint eigentümlich, sowohl daß der Brief des Kaisers an den Kurfürsten in Sachen Müllers von diesem selbst entworfen worden ist, als daß der Kurfürst wieder für seine Antwort an den Kaiser einen Entwurf von Müller abwartete.

Die endgültige Entscheidung des Kurfürsten verzögerte sich noch bis in den Februar 1793. Zwar hatte er bereits am 22. Dezember 1792[2]) seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, aus Rücksicht für die Interessen Müllers und die Wünsche des Kaisers in Müllers Rücktritt einzuwilligen; doch möge der Übertritt von den kurmainzischen in die kaiserlichen Dienste erst nach der Wiedereroberung von Mainz bekannt gemacht werden, weil eine frühere Bekanntwerdung einen sowohl für Müller als für den kurfürstlichen Dienst ungünstigen Eindruck hervorrufen würde[3]). Auch wünsche er, daß Müller noch

---

[1]) À l'Electeur de Mayence de la part de S. M. le 13. Décembre 1792. Der Entwurf ist von Müllers Hand, mit kleinen Änderungen am Rande, wahrscheinlich von Cobenzl. Wien. Mainz. Hof-Korresp. R. K. Mag. 25 b.

[2]) Originalbrief, datiert Heiligenstadt ce 22. Dezembre 1792, eigenhändig vom Kurfürsten unterzeichnet.

[3]) Müller war wegen der langen Verzögerung der Entscheidung öfters in sehr gedrückter Stimmung. Am 19. Januar 1793 schrieb er in sein Tagebuch: „Mich verdrießt des Lebens! was ist o Herr, das mich darin reizte! Große Werke habe ich angefangen und kann keine Zeit vorsehen, sie auszuführen; mein Leben ist unstät, mein Plan verwirrt, kein Freund, den ich wüßte, keiner, der meine Seele erfreute, und was habe ich von aller Mühe und Arbeit, welche Du mir aufgelegt hast bey meines Leibes Leben! O Gott, wie eitel ist alles! Meine Gesundheit scheint zu leiden; vielleicht, Herr, willst Du mich bald erlösen!" Daß Müller selbst einen seiner Hauptfehler erkannt hat, beweist der Tagebucheintrag vom 11. Januar 1793: „Mein großer Fehler, daß ich im Augenblick heftiger Eindrücke Entschließungen,



hie und da in den Interessen des Kurfürsten, die selbstverständlich denjenigen seines neuen Herrn nicht entgegenstehen werden, wirken dürfe. — In einem Briefe an Cobenzl vom 31. Dezember gibt Müller die Gründe an, aus welchen der Kurfürst eine voreilige Bekanntmachung seiner Entlassung verhindert wissen wolle. Der Brief ist dadurch interessant, daß Müller darin von seiner Absicht im Jahre 1790, den Dienst des Kurfürsten zu verlassen und in preußische Dienste überzutreten, spricht und seine bisherigen Beziehungen zum Berliner Hof seit 1780/81 auseinandersetzt, seine Bemühungen für die Sache des Fürstenbundes im Interesse Preußens und die Anerbietungen, die ihm für eine Anstellung in Berlin im Anfange des Jahres 1791 gemacht worden waren. —

Noch am 26. Januar 1793 schrieb Albini an Müller, der Kurfürst sei immer noch nicht zu einem Entschlusse gekommen; auf der einen Seite die Besorgnis, den Kaiser zu „desobligiren", Müller an der Verfolgung seiner größeren „fortune" zu hindern, auf der anderen Seite der Wunsch, ihn zu behalten, seien bisher der natürliche Grund der Unentschlossenheit gewesen. Erst am 5. Februar 1793 schickte der Kurfürst von Heiligenstadt aus eine Entschuldigung über die Verzögerung seiner Antwort und erklärte, daß er Müller die volle Freiheit gelassen habe, den Befehlen des Kaisers nachzukommen. Für den Verlust, den er in der Person Müllers erleide, werde er voll entschädigt durch den unschätzbaren Vorteil, den er darin finde, dem Kaiser einen Diener zu überlassen, dessen er sich sehr vorteilhaft bedienen könne[1]). Damit war nun endlich die bedingungslose Entlassung erfolgt. Am 12. Februar kam der Brief in Wien an, und noch am gleichen Tage trug Cobenzl dem Kaiser vor, Müller habe das Entlassungsschreiben des Kurfürsten heute vorgelegt; er habe ihn deshalb sofort in Eid und Pflicht genommen. Er schlage für Müller die erste „Stuffe" des Hofratsgehaltes, 4000 fl., aus der Geheimen Hof- und Staatskanzlei-Kasse nebst einem Quartiergeld von 570 fl. vor. Der Kaiser hat zu diesem Vortrag sein eigenhändiges „Placet" gesetzt[2]).

---

zu schreiben, reden und handeln nehme, die nachmals kalte Vernunft verwirft. Hieraus entstehen Inconsistenzen. Hiedurch könnte vereitelt werden, was ich selber glaube, von der Vorsehung mir zugedacht worden zu seyn, wenn ich nicht wüßte, daß Gott meine Schwachheit weiß, weiß, daß ich trachte, dieselbe zu besiegen und daß ich auf seine Führung nun ganz allein und ausschließend meine Hoffnung setze."

[1]) Albini berichtete den Entschluß des Kurfürsten an Schlick nach Würzburg und fügte die Bemerkung bei: „Ihre Maj. bekommen an ihm einen sehr brauchbaren vortrefflichen Diener."

[2]) Müller erhielt auch auf ein Gesuch vom 13. Februar die zollfreie Einfuhr



Am 14. Februar 1793 richtete der Kurfürst an Müller noch ein gnädiges Schreiben: „Mein lieber Müller! Sie haben die Copie meines Schreibens an den Kaiser über Ihre künftige Bestimmung gesehen. Ich freue mich mit Ihnen über Ihr Geschick, welches dauerhafter ist, als es bei mir bei meinem fortgeschrittenen Alter gewesen wäre. Man muß immer den Vortheil dessen vorziehen, der uns gut gedient hat, seinem eigenen, wenn man ihn für die Zukunft nicht entschädigen kann. Unter andern habe ich Sie aus diesem Grunde Seiner Majestät dem Kaiser überlassen. Suchen Sie, wie ich nicht zweifle, ihm ebenso nützlich zu sein, wie Sie es mir gewesen sind; und seien Sie ganz überzeugt, daß ich mich immer Ihrer vollkommenen Zuneigung für mich erinnern werde."

So war nun das Verhältnis Müllers zu seinem bisherigen Herrn in aller Minne gelöst worden. Müller blieb denn auch in guten Beziehungen zum Kurfürsten von Mainz und erteilte ihm noch wiederholt von Wien aus erwünschte Ratschläge, so über die Schritte, die er zur Erlangung der Zollfreiheit für einen sardinischen Pferdetransport tun solle, dann kurz vor der Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen im Juli 1793, der Kurfürst möge nicht sofort nach der Einnahme der Stadt mit seiner Regierung nach Mainz zurückkehren, sondern die strenge Bestrafung der Schuldigen, die nötig sei, anderen überlassen, um nicht das Odium auf sich zu nehmen; dann machte er Vorschläge für die Prägung einer Medaille auf die Wiedergewinnung von Mainz und verwendete sich auch bei dem preußischen Minister Lucchesini für den zurückgekehrten Kurfürsten betreffend die Errichtung eines Lazarettes in Mainz. Nach der Wiedereinnahme von Mainz verlangte Müller Ende Juli einen dreiwöchentlichen Urlaub unter dem Vorwande der Regelung seiner Privatgeschäfte; seine Hauptabsicht aber sei, berichtete Walter[1]), dem Kurfürsten „unterthänigst aufzuwarten und Höchstselber zur Wiedereroberung Höchstdero Residenzstadt Glück zu wünschen".

Der Kurfürst hat auch die Bemühungen Müllers um sein Wohlergehen anerkannt. Im Nachlaß Müllers befindet sich ein eigenhändiges Schreiben des Kurfürsten[2]): „Je suis Tres content, mon cher Müller, du zele que vous mettez dans mes interets, soignez

---

seiner Effekten und die Befreiung seiner Schriften und Bücher von der Zensur, wie das Quartiergeld „auf das sogenannte Baaderische nunmehro Janische Haus Nr. 991 in der Himmelpfortgaß". Wien, St.-K. Notenwechsel 1792—1800.

[1]) Wien, Erzkanzl. Archiv Korresp. Fasz. 79.

[2]) Ohne Ort und Datum, in der schrecklichen Handschrift und Orthographie des Kurfürsten.



les Toujours aussi bien que vous faites, et assurez vous, que je ne negligerai pas les votres, Tandis que je vivrai, et votre sort ne sera pas èquivoque non plus apres ma mort. Votre affectione F. Ch. Electeur."

Auch mit Albini und dessen Gattin, deren Briefe frisch und lebhaft geschrieben sind und in der Tat beweisen, wie Albini einmal an Müller schrieb, daß sie „nicht unter die dümmsten Weiber" gehörte, blieb Müller noch in freundschaftlichem Verkehr. Auch Fechenbach berichtete ihm noch öfters über den Gang der Ereignisse am Rhein, und mit Kaisenberg wurde der vertrauliche Briefwechsel wieder aufgenommen. Der Finanzminister Seckendorff, der erst am Tage vor der Kapitulation, am 20. Oktober 1792, Mainz verlassen hatte, erwartete von der neuen Tätigkeit Müllers die besten Folgen. „Vous êtes dans une carrière, dans laquelle Vous ferés infiniment du bien. Votre travail est fort, mais agréable, puisqu'il mène à un but essentiel et solide, et le monde littéraire y profitera, puisque Vous trouverés plutôt qu'auparavant des momens heureux où Vous pouvés Vous livrer à Vos études infiniment utiles au genre humain." Nicht lange nachher erhielt auch Seckendorff die nachgesuchte Entlassung mit Zuerkennung einer angemessenen Pension. —

Auch der unglückliche Kommandant der Festung Mainz, General v. Gymnich, schickte Müller seine Verteidigungsschrift zu und erhielt von ihm die tröstliche Versicherung, daß unbefangene Menschen nie an seinem Mut, seinem geraden Sinn und seiner Tätigkeit zweifeln werden; „man wird den Unfall von Mainz immer dem Zusammenfluß widriger Umstände zuschreiben, welcher im vorigen Jahr viel größern Unternehmungen der berühmtesten Feldherrn ebenso schlechten Ausgang verschafft; es gehört Alles zusammen; eines hat auf das andere gewürkt[1])." Von Frankfurt aus meldete Gmelin die weiteren Vorgänge am Main und Rhein[2]) und über die unsägliche Mühe, die ihm die unaufhörlichen Hin- und Hermärsche der Truppen bereiten; er hofft auch, von Müller zu erfahren, ob seine Verdienste vom kaiserlichen Gesandten Schlick in gebührender Weise hervorgehoben werden. —

Überhaupt schrieb man Müller einen so großen Einfluß am Wiener Hofe zu, daß man ihn um seine Verwendung in verschie-

[1]) St.-B. Müll. 172. 5. November 1793.

[2]) Interessante Berichte über die Zustände in Mainz im Jahre 1793 erhielt Müller auch von Peter Adolf Winkopp, der 1794 die Geschichte der französischen Eroberungen und Revolution am Rheinstrom herausgab.



denen Fällen ersuchte. Albini wollte für den Obersthofmeister, den Bruder des Kurfürsten, den Toison (Orden des Goldenen Vließes) erlangen; Deel, der das Unglück schon lange vorausgesagt haben will und sich als eines der ersten Opfer des Falles von Mainz bezeichnet, hoffte durch Verwendung Müllers eine Anstellung am Wiener Hofe zu erhalten; auch Kaisenberg bat um seine Verwendung für die Erlangung der Direktorstelle im Eichsfelde, seiner Heimat, und später des Postmeisteramtes zu Duderstadt, wofür sich Müller beim Fürsten von Thurn und Taxis verwenden sollte.

Müller konnte mit Genugtuung auf seinen siebenjährigen Aufenthalt in Mainz zurückblicken. Er hatte unter den schwierigsten Verhältnissen einem Fürsten gedient, der ihn aufgenommen und mit wachsendem Vertrauen zu einer wichtigen und verantwortungsvollen Stellung befördert hatte; trotz aller Wechselfälle hatte er immer versucht, das wankende Staatswesen zu erhalten, und an seinem Zusammenbruche durfte er mit gutem Gewissen die Verantwortlichkeit ablehnen. Vor allem aber bei den Bürgern und den niederen Beamten des Kurfürstentums hatte er ein gutes Andenken hinterlassen; auch aus diesen Kreisen erhielt er nach seiner Verpflanzung nach Wien noch zahlreiche Beweise des Vertrauens und der Dankbarkeit. So schrieb ihm der Zollschreiber Scheppler am 18. Januar 1793: „Ich traure, daß dadurch dem armen Mainzer Staat ein so würdiger Mann entgeht, dessen Lob es immer war, treue und rechtschaffene Diener unterstützt zu haben; ich tröste mich indessen damit, daß Sie auch in fernen Landen für uns Arme wirken können[1]."

[1]) Geradezu rührend wirkt die Anhänglichkeit, die der Brückenmeister Bahl (siehe oben S. 255 f.) bewies. Er berichtete Müller über seine Schicksale bei und nach der Übergabe von Mainz an die Franzosen und später über die Belagerung und Wiedereinnahme durch die Preußen als Augenzeuge. „Von allem bin ich auchenzeig." Schon am Tage nach der Übergabe, am 24. Juli, begab sich der Sohn Bahls in die Stadt und ließ sich durch Dr. Suter, der selbst entkam, die Bücher und Schriften Müllers geben, die Bahl bis zur Ankunft Müllers in seinem Hause aufbewahrte. Aus seinen vielen Briefen möge folgende Stelle (24. Juni 1794) erwähnt werden: „gestern abend wahren fiehle ansehnliche mahntzer Bürger von der Ehrsten Klasse bey mir, welche alle wahre teitsche und von Grund der selle aufrichtige männer für das Deitsche Vatterland seind, und haben bis nachts 11 Uhr das wohl des Herrn Johannes von Müller mit mir in frieden zelebriret. Die ohren werden hoch denen selben haben klingen müssen, der rath wirth hate einen tüchtigen rausch davon getragen, und mehrere andere. Die Gesundheit von hoch denen selben meinem Hertzens freind Johannes von Müller wurde mit lauder 81er Hochheimer getrunken." Vom 29. Juli 1794 an schreibt er über schwere Anfechtungen, die über ihn ergingen wegen seiner Beziehungen zu Müller; er sei auf Grund von Verleumdungen suspendiert worden. Man beschuldige ihn, er habe den Fran-



Müller hat seine einflußreiche Stellung nicht zu seiner persönlichen Bereicherung mißbraucht; der Bestechung war er unzugänglich; mit einem mehr als bescheidenen Vermögen hat er Mainz verlassen. Allerdings waren ihm schwere Enttäuschungen nicht erspart geblieben; das politische System, für das er jahrelang so begeistert gearbeitet hatte, die Politik des Fürstenbundes, von der er eine Erneuerung des sinkenden deutschen Reiches erwartet hatte, war kläglich zusammengebrochen; seine intimsten Freundschaften, diejenige mit dem Baron vom Stein und der Frau v. Coudenhoven, waren darüber in die Brüche gegangen. Stein hatte ihm grollend den Rücken gekehrt. Nur noch einmal wandte er sich später an Müller, als er im Auftrage des preußischen Königs den bei der Erstürmung von Frankfurt im tapferen Kampfe gegen die Franzosen am 2. Dezember 1792 gefallenen Hessen ein Denkmal errichtete und über die von Birckenstock verfaßte Inschrift und über den Verkauf eines Kupferstiches, der dieses Denkmal darstellte, mit Müller in Verbindung trat. Die Briefe sind trocken geschäftsmäßig geschrieben und lassen die frühere enge Freundschaft der beiden Männer nicht mehr erkennen. Müller suchte zwar eine versöhnende Lösung seines Verhältnisses mit Stein herbeizuführen, indem er ihm am 10. Oktober 1793 schrieb: „Je Vous félicite sincérement de Votre sortie d'une carrière, dans laquelle Vous aviez opéré avec distinction et avec bonheur, mais dont je Vous ai vû trop dégouté depuis une certaine époque, pour qu'elle eût pû Vous convenir plus longtems. Heureux qui comme Vous a toutes les ressources de littérature et de gout, propres à remplir de la façon la plus agréable les vides que d'autres trouveroient dans leur vie après un pareil changement. Que Vous alliez à l'armée ou dans Vos bois, en Brandebourg ou dans la Franconie, mes voeux pour Votre bonheur Vous suivront, et je Vous prie de ne pas laisser ignorer à Votre ancien ami jusqu'à quel point ils sont exaucés. Quant à la politique, qu'il n'en soit plus question jamais; Vous en êtes rassasié et moi aussi, j'en reviens le plus que je puis aux lettres et à l'amitié." Stein selbst schließt seinen letzten Brief an Müller vom 4. Januar 1794 mit den versöhnenden Worten: „Adieu, mon Ami, mes sentimens Vous soutiennent, ils resteront immuables."

---

zosen Dienste geleistet. Auf diese Anklage hin wurde er aus Mainz ausgewiesen. Der Prozeß endete erst 1797 mit dem Freispruch des Angeklagten, der dabei allerdings sein nicht unbedeutendes Vermögen eingebüßt hatte. Er starb am 9. Januar 1805. Müller hat seiner Witwe und seinen Söhnen noch mehrmals Unterstützungen geschickt.





Müllers Bruder

Nach einem Ölgemälde im Besitz des Herrn Konrad v. Mandach in Oberhofen bei Thun, photographiert von H. Pfister, Schaffhausen



VII

Wien
1793—1804

Am 12. Februar 1793 hatte Müller in Wien das Entlassungsschreiben des Kurfürsten von Mainz erhalten. „Sonderbar," schreibt er dem Bruder, „am 12. Februar 1774 kam ich zu Genf an (ich glaube dieses mir zu erinnern[1]); die folgenden Data sind gewiß); eodem 1779 verlohren wir den lieben seligen Papa (dessen Jahrzeit ich heur mit Engels Buch vom Wiedersehen begangen); eodem 1780 hatte ich eine mir immer sehr merkwürdige Audienz Friedrichs des Großen; eodem 1786 trat ich in die mainzischen Dienste; eodem 1793 verlasse ich sie wieder und trete in die kaiserlichen, auf Empfang des churfürstlichen Schreibens. — Ich habe sofort am 13ten die darauf erfolgte kaiserliche Finalentschließung vernommen, bin am 14ten eingetreten und habe am 15ten theils bei S. Majestät mich bedankt, theils den Eid abgelegt. Du wirst also künftig meinem Namen auf der Adresse beifügen: K. K. würklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staats-Canzlei."

Müller kann dem Bruder „die schöne Manier nicht genug rühmen," wie er bisher in Wien behandelt und wie herablassend der Kaiser selbst gegen ihn gewesen sei. „Das hiesige System ist, ich kann es dir als Bruder versichern, redlich und für das allgemeine Wohl gestimmt. Ich kann daher mit dem besten Gewissen darin arbeiten. Ich bin weit entfernt, den Wunsch aufzugeben, meine litterarischen Plane einmal auszuführen, und um so mehr, da meine Maximen dem Freiheitsschwindel und der sophistischen Gottlosigkeit sehr entgegengesetzt sind, welche das Verderben des Zeitalters machen; aber ich hege auch die Hoffnung, selbst auf dem jetzt betretenen Wege die dazu nöthige Muße einst zu erhalten; und durch den Verzug wird mein Urtheil nur fester und reifer; auch vergeht kein Tag, ohne daß ich wenigstens etwas sammle. Ich habe hier schon den jüngeren Plinius, die lateinischen Panegyristen, die Scriptor.

[1]) Das Gedächtnis hat ihn hier etwas im Stich gelassen: am 12. Februar 1774 hatte er die Vaterstadt verlassen, um nach Genf zu reisen. Siehe Bd. I, S. 161.



hist. Aug., den Ammianus Marcellinus und über zwei Folianten der Script. rer. Ital. des Muratori excerpirt; freilich nun geht es langsamer, da ich täglich acht Stunden in Function bin; doch bleibt nulla dies sine linea, und ist selbst mein Beruf dem Zweck nicht fremde, sondern eine Schule des künftigen Geschichtschreibers. Geizig bin ich auf die Zeit, und auch darum (da es ohnehin politisch gut ist) lebe ich so eingezogen als möglich; all mein Luxus besteht im Ankauf einiger Bücher; aber auch hiefür habe ich monatlich mir eine bestimmte Summe gesetzt."

Der Schritt Müllers fand denn auch den Beifall seines Bruders. „Es ist die allgemeine Stimme: Zum Besten des Vaterlandes in diesen gefährlichen Zeiten könntest du keinen wichtigeren Posten haben[1])." Er bedauert allerdings, daß nun die wissenschaftliche Arbeit des Bruders wieder langsamer gehen werde. „Daß die Schweizergeschichte je vollständig zur Welt kommen werde, dazu habe ich alle Hoffnung aufgegeben; aber die Weltgeschichte könnte es doch, und sollte es doch, und ich lasse dir, solang du lebst, keine Ruhe deswegen[2])."

Wie bei jeder Veränderung seiner äußeren Verhältnisse, fühlte sich Müller auch im Anfang seines Wiener Aufenthaltes durchaus befriedigt. So schrieb er dem Bruder am 10. April 1793: „Ich befinde mich wohl, so wie immer, und obwohl ich seit ein paar Jahren im Gesicht um ein Gutes ältlicher geworden, fühle ich in mir eher festere Kraft. Die hiesige Luft ist mir gesund und meine sehr ordentliche Lebensart entfernt von mir die meisten Ursachen der Krankheiten. Zugleich bin ich zufrieden, weil weder Ehrgeiz noch andere unmäßige Begierden mich plagen, meine einzige Lust aber (die Studien) täglich doch einige Befriedigung findet, und mehr noch mit der Zeit finden wird; sey es, daß ich (welchen Wunsch ich noch nicht aufgebe) einst zur Bibliothek oder ins Archiv komme, oder daß ich auch nur wenigstens über diese erste Zeit hinaus wäre, wo zu meinem Unterricht mir die Lesung einer Menge Vor-Acten nöthig

[1]) Haug I, 39.

[2]) Müller antwortete darauf am 10. April 1793: „Gieb nicht auf, an die Fortsetzung der Schweizergeschichte zu glauben. Wenn ich wieder anfangen kann, etwas auszuarbeiten, so soll diese mir dienen, mich en train zu bringen. Sie ist eine Schuld, welche dem Vaterland zu bezahlen ich nicht unterlassen werde." Bei allen Ablenkungen behielt Müller doch immer sein literarisches Ziel im Auge, wie viele Stellen in seinen Tagebüchern beweisen, so zum 5. Januar 1793: „Viele Überlegungen über mein beständiges Streben nach derjenigen unabhängigen Muße, worinn ich die Geschichte der Schweiz und die allgemeine Geschichte (ein Buch zur Lebensweisheit im bürgerlichen Privatleben) vollenden könnte; sehnlicher Wunsch, daß Gott mich dieses finden lasse, und meine viele Arbeit nicht unnütz untergehe."



ist." Dann berichtet er über seine Lektüre vor allem italienischer Geschichtswerke, ferner des Korans und religiöser und philosophischer Schriften. Recht interessant sind seine Bemerkungen über den Koran und den Islam: „Der Koran hat von Gott, von der Vorsehung, der Zukunft und den Belohnungen und Strafen viel herrliches, oft der Bibel würdiges, besonders aber den Begriffen und Bedürfnissen seiner Nation angemessenes, redet von Mose und Christus so, daß er nicht von dem bessern Lichte, wenn jenen Völkern ihre Zeit kömmt, entfernt; ist mir in mancher Rücksicht weit lieber als die Schultheologie, welche damals die griechische Kirche schon so sehr verunstaltete, und hob mir den oft drückenden Zweifel, wie Gott habe können dem Orient diesen Glauben überlassen; dieser Glaube ist für ihn gemacht, enthält die Hauptpunkte, wodurch der Mensch Gott gefällt, und war vielleicht das einzige Mittel, wodurch die Wiederkehr des Polytheismus in jenen Ländern verhindert werden konnte; denn in der griechischen Kirche war zu dem letztern schon viel Saame gestreut." Es wird hier auf das religiöse Gebiet der gleiche Grundsatz angewendet, den Müller so oft für das politische geäußert hat, daß keine Verfassung absolut gut oder schlecht genannt werden dürfe, sondern daß sie im Zusammenhang mit Ort, Zeit, Landes- und Volkscharakter betrachtet werden müsse.

Auf einen Umstand, der bei seiner Berufung nach Wien von seinen dortigen Gönnern in Betracht gezogen wurde, ist Müller erst nach Jahren aufmerksam gemacht worden: man erwartete von ihm den Übertritt zum Katholizismus[1]). Daß er diese Hoffnung nicht erfüllte, hat wohl bewirkt, daß er bei den streng katholischen Kreisen der Kaiserstadt nicht ohne ein gewisses Mißtrauen betrachtet wurde und daß ihm für die Herausgabe seiner Schriften Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, die er tief empfand und die später zu seiner Übersiedlung nach Berlin wesentlich beitrugen. Müller ist auch in Wien seinem reformierten Glauben treu geblieben und hat daraus kein Hehl gemacht; er gehörte zu den ersten Ratgebern und Vorstehern der evangelischen Gemeinde in Wien[2]). Ein Religionswechsel um persönlicher Vorteile willen konnte für ihn nicht in Frage kommen; dazu war er in seinen religiösen Überzeugungen zu sehr befestigt[3]). Gerade in dieser Wiener Zeit beschäftigte er sich gerne

[1]) Selbstbiographie S. W. IV, S. XXIII.

[2]) Briefe von Karl Wilhelm Hilchenbach, evangelischer Geistlicher in Wien (1793—1803). St.-B. Müll. 172.

[3]) Über die Frage des Religionswechsels siehe auch S. W. VII, 122 ff. mit den Briefen an einen Vorgesetzten mit dem Verlangen seiner Entlassung, wenn



mit religiösen Fragen, die er in milder und wahrhaft vorurteilsfreier Gesinnung betrachtete. Die größere Muße, die er in seiner neuen Stellung genoß, erlaubte ihm auch wieder, sich mit frischem Eifer der Lektüre und dem Nachdenken über die Heilige Schrift zu widmen[1]). Am 26. Mai 1793 schrieb er dem Bruder: „Das Buch der Bücher wird mir immer schätzbarer, je näher es beleuchtet wird; jede neue Entdeckung spricht für seinen göttlichen Werth, und mir ist nichts gleichgültig, wodurch etwas darin mir anschaulicher, gewisser wird. Die Bibel wird bleiben und man wird auf sie zurückkommen, denn es ist viel mehr darin, als die meisten sich vorstellen; sie ist der Entwicklung der Humanität vor allen anderen Büchern günstig, und hierin gerade das Gegentheil vom Koran." Am 3. Juli 1793 wendet er sich gegen die in religiösen Fragen etwas absprechende Art seines Bruders in einer Besprechung von dessen Buch „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst"[2]). „Eins noch fällt mir zu erinnern ein; ich glaube es ist im Artikel Johannes, der denn der Apostel der Liebe ist; in diesem Art. vertheidigst du die Wahrheit mit einer Wärme, die ich weit entfernt bin zu mißbilligen; nur wünschte ich einige Stellen gemildert oder weg, wo du denen, welche von unserm Heiland nicht eben so denken, etwas zu hart alle Religion abzusprechen scheinst (ich habe das Buch itzt nicht bey Handen, aber es hat mich frappirt); ich begreife dieses so wohl, daß ich in der Fülle der Empfindung fähig wäre, auch so zu reden. Es ist aber um nichts desto billiger; der Glaube ist eine Gabe, die aus weisen Ursachen Gott nicht jedem giebt, und so glücklich ich mich schätze, zu wissen, an wen ich glaube, so wenig möchte ich gegen solche ein hartes Wort sagen, welche Gott zu ehren vermeinen, in-

---

seine Stellung sich nicht mit seinem helvetischen Bekenntnis vertrage, und an den edlen Jesuitenpater Nik. Jos. Albert v. Dießbach vom 15. November 1798, mit dem Müller in naher Verbindung stand und dessen Tod er im Briefe vom 24. Dezember 1798 (S. W. VI, 285 f.) mit der größten Verehrung für den Verstorbenen meldet. Trotz der Ablehnung des Glaubenswechsels blieb Müller nicht bloß mit Dießbach, sondern auch mit dem Kardinalerzbischof Migazzi in Wien befreundet.

[1]) Tagebucheintrag vom 3. März 1793: „An diesem Sonntag, in Erinnerung der Fruchtbarkeit, von der die Sonntage sonst für meine Seele gewesen, in Erwägung auch der Nothwendigkeit, mein moralisches und religiöses Gefühl, diese Haupt- und Fundamentalstütze meiner Glückseligkeit und meines Werthes, öfters und periodisch aufzufrischen, beschlossen: die Sonntage wieder den religiösen Studien und an jedem Tag die letzte Stunde vor dem Schlafengehen ebenfalls einer solchen Lektüre zu widmen. Auch beschlossen, täglich etwa 2 Verse der Psalmen auswendig zu lernen."

[2]) Im Abdruck des Briefes, S. W. V, 430, hat Joh. Georg Müller diese Stelle stark verändert und statt seiner eigenen Person „Unser Freund N." eingesetzt.



dem sie von dem Sohn geringer als wir denken; vermuthlich hat er sich ihnen so wenig, als dem größten Theil der Welt noch geoffenbaret. Bonnet hat meines Erachtens eben so unrecht, auch die natürliche Religion denen abzusprechen, welche die nach seiner Idee geoffenbarte nicht glauben. Ich halte dafür, man soll die Wahrheit etabliren, aber niemand richten; wir möchten uns einst gar zu sehr schämen, manchen, dem wir alles abgesprochen, einst über uns zu erblicken."

Daß Müller die Ansicht seines Bruders teilte, wonach er in seiner neuen Stellung seinem Vaterlande nützlich sein könne, beweist eine Stelle aus dem Briefe vom 10. April 1793, in welcher er sich auch über die Stimmung der Völker zu den Vorgängen in Frankreich ausspricht: „Daß ich Helvetiens nicht vergesse! Kann auch ein Weib ... vide der Prophete! — Das Blut der Unschuld schreyt kräftig wider die franz. Atheistenrace. Ich kan dir versichern, daß in allen europäischen Ländern das Volk (wenn auch nicht überall die Vornehmern) gegen sie gestimmt ist. Die ganze Menschheit ist durch diese Titanen in ihren ersten Grundempfindungen erschüttert worden, und unmöglich kan ich glauben, daß noch Glück mit ihnen seyn könne. — Was das Vaterland betrifft, so wünsche ich, daß es nicht in den Krieg verwickelt werde; weil seine Constitution und Ressourcen die nicht sind, welche erfodert würden, um ihn gut zu führen[1]); wohl aber, daß die Nationalwürde möglichst gewahret, und, wenn man angegriffen werden sollte, althergebrachter Nachdruck gezeigt werde. Das versteht sich von selbst, daß, wenn man den Franzosen den Durchzug gestattete, Östreich mit vollem Recht ihn auch nehmen und thun würde, was in Feindes Land"[2]). — Schon in den ersten Wochen seines Wiener Aufenthaltes hatte Müller Gelegenheit, im Staatsarchiv zahlreiche Aktenstücke, welche die Schweiz betrafen, einzusehen, so die Instruktionen für die kaiserlichen Minister in der Schweiz in den Jahren 1791/92; wohl auf Grund dieser Einsicht kam er am 23. Februar zu der Erklärung: „Von dem Vorurtheil gegen Greifenegg komme ich zurück: er ist ein vernünftiger billiger Mann." Man sah es offenbar in Wien gerne, daß Müller seine Beziehungen zum Vaterlande noch aufrecht erhielt; Cobenzl riet ihm, seine Ratsherrenstelle in

---

[1]) Müller ist schließlich auf den gleichen Standpunkt gekommen, den der jüngere David v. Wyß in seiner S. 319 f. erwähnten Schrift eingenommen hatte.

[2]) Es bezieht sich dies auf eine Stelle im Briefe Joh. Georg Müllers vom 18. März (Haug I, 41) über einen drohenden Durchmarsch der Franzosen durch Basler Gebiet.



Schaffhausen zu behalten; er gab ihm auch die Erlaubnis, seine Briefe teils an Gesandte, teils an Cobenzl selbst adressieren zu lassen. —

Müller lebte in der ersten Zeit seines Wiener Aufenthaltes recht eingezogen, da ihm, wie er schreibt, zur Gesellschaft die Muße fehle und in seiner Lage in dem fremden Lande ein lebhafterer Verkehr ihm nicht ratsam erscheine[1]). Die geschäftsfreien Stunden des Tages benützte er eifrig für die Lektüre, zur Vermehrung seiner Exzerptensammlung; sogar die Zeit des Frisierens blieb nicht unbenützt. Seine Vereinsamung, die ihm nach dem lebhaften Verkehr in Mainz doppelt auffallen mußte, begann ihn doch bald zu drücken. So schrieb er am 3. Juli 1793 dem Bruder: „Übrigens war ich noch nie an einem Ort, wo man mich weniger gekannt hätte, wo ich so isolirt gewesen wäre, wo ich so wenig würken gekonnt hätte und (erlaube mir den mystischen Ausdruck, denn er ist wahr) mich im Geiste so gebunden gefühlt hätte (es wäre mir nicht möglich, zu schreiben), und doch bin ich zufrieden; ich schwöre dir's, nur aus Vertrauen auf die, auch mich, wunderbar führende Hand Gottes. Er wird herausreißen! er wird es thun!" Während Müller hier und in anderen Briefen an den Bruder, den er offenbar nicht beunruhigen wollte, seine Unzufriedenheit mit seiner Stellung und Beschäftigung in Wien nur andeutet, ist das Tagebuch von 1793 an mit bitteren, zum Teil verzweifelten Klagen angefüllt über die Unerträglichkeit seiner Lage, die ihn zur Untätigkeit verbanne, über seine eigenen Fehler und Sünden, über den häuslichen Ärger, der ihm vor allem durch die Unverträglichkeit und Trunksucht Bellois, durch dessen ewigen Zank mit dem jüngeren vortrefflichen Diener Michel Fuchs bereitet wurde. Er tröstet sich dann wohl damit, daß Gott ihn nach Wien geführt und daß er deshalb warten müsse, bis die Vorsehung anders über ihn bestimmt habe. Auch von seinem direkten Vor-

[1]) Am 1. Juli 1794 schrieb er an Abbot (S. W. XIII, 3): „dans un tems comme le notre, avec un caractère franc et ouvert, on ne peut être assez sur ses gardes; tant il y a de délateurs qui sont capables d'altérer les paroles les plus innocentes." Daß Müller zur Vorsicht in seinen Äußerungen allen Grund hatte, zeigen einige Aktenstücke im Geheimen Staatsarchiv Berlin, die mir von Herrn Dr. Büchi in Solothurn gütigst mitgeteilt worden sind. Am 18. Juni 1793 schrieb Marval von Neuenburg dem preußischen König: „Un Suisse employé dans le Cabinet de Vienne qu'il est possible de deviner, à écrit à un démagogue qu'il y auroit du mécontentement entre celui de Vienne et celui de Berlin." Er habe diese Mitteilung dem österreichischen Gesandten in der Schweiz, dem Baron v. Buol hinterbracht. Der König mißbilligte am 2. Juli 1793 dieses Vorgehen, das den Eindruck einer Angeberei mache, und Marval berichtete darauf am 10. Juli, Buol glaube nicht, daß Müller eine solche Unklugheit begangen habe (Geh. St.-A. Berlin, Rep. XI, 260, Schweiz, Fasz. 117).



gesetzten Thugut fühlte er sich zurückgesetzt, und der Gang der österreichischen Politik, auf die er nicht den geringsten Einfluß ausüben konnte, erweckte sein Mißfallen[1]). So klagte er am 16. Mai 1794, daß er gar keinen Wirkungskreis habe. Sobald wichtige Fragen zu beraten seien, werden andere ins Vertrauen gezogen und er wie ein Unding betrachtet, das nur den Platz einnehme und 4000 fl. fresse. So machte er in dem Streben, aus dieser trostlosen Lage sich zu befreien, wieder verschiedene Projekte: alles niederzulegen und sich mit Fuchs nach Zürich zu begeben, um durch literarische Arbeiten sich ein bescheidenes Auskommen zu verschaffen, oder eine Pfarrstelle in Schaffhausen anzunehmen, um doch täglich vielen nützen und dabei studieren zu können, oder sich an den Kurfürsten und Albini zu wenden, oder an Dalberg, dem er am 6. Juni schrieb, er solle ihn zum Obervogt in Arbon oder Bischofzell machen. Am 16. November 1794 will er sogar der Welt sich ganz entziehen, seine Sünden bekennen und in einem entfernten Kloster in unbekannter Stille lebenslänglich büßen, alle ihn an die Welt fesselnden Bande auflösen, seine Bücher dem Bruder schenken, das übrige aufteilen. „Der Gedanke der Vergeblichkeit aller meiner bisheriger Arbeit war freilich sehr traurig. Aber was ist das Leben, welches zu führen ich verurtheilt bin? Ach Herr, möchtest Du mich hören und befreien!"

Die amtliche Arbeit[2]), die Müller zunächst zu erledigen hatte, waren Vorarbeiten für seine spätere Verwendung, Studium der Akten für die ihm zuzuweisende politische Tätigkeit, wobei er aber niemals selbständig und nach eigenem Ermessen und freier Überzeugung wirken konnte, sondern nur im Auftrage seiner vorgesetzten Minister, als ihr Werkzeug, eine Beschäftigung, die ihn nicht befriedigen konnte. Es macht doch den Eindruck, daß die Anstellung Müllers in Wien auch aus dem Grunde erfolgt ist, diesen in die Geheimnisse der politischen Verhältnisse eingeweihten, allgemein

---

[1]) Nur einige Stellen aus den Tagebüchern: 11. März 1794: „Solch ein Mensch sollte es in seiner Gewalt haben, dich unglücklich zu machen? Wolltest du seiner Kniffigkeit über deine Einfalt dieses einräumen? und was Kniffigkeit! Schwäche. Sei ein Mann!" — 17. März: „Ich habe keinen Freund, der sich meiner annähme, bin verlassen, gedrückt, gebunden." — 25. März: „In der Nacht viele traurige Betrachtungen: ob es nicht erlaubt, zu sterben, da meine efforts gegen meine Fehler nicht wirksam, mein Gebet unerhört ist." — 2. April: „Aber was ist's, o mein Gott! wie lange? als Du Deinen Knecht hieher führtest, war er eher reich — nun ist er arm — geehrt und wichtig — jetzt verschmäht, verachtet, gedrückt! der letzte! Wie lange! wie dieses!"

[2]) Müller trägt die tägliche Arbeit auf der Staatskanzlei in sein Tagebuch ein. Er hatte vornehmlich Auszüge aus den Akten für den Kaiser auszufertigen.



angesehenen Schriftsteller nicht einem fremden Hofe zu überlassen, sondern sich seiner gewandten Feder gelegentlich selbst zu bedienen. Während von der amtlichen Tätigkeit Müllers in Mainz überaus zahlreiche Aktenstücke teils im Original, teils in Abschrift oder im Entwurf im handschriftlichen Nachlaß Müllers erhalten geblieben sind, fehlen sie aus der Zeit des Wiener Aufenthaltes fast vollständig, eben weil sie ihm nicht zur eigenen Verwendung anvertraut wurden. Wir sind für diese Tätigkeit Müllers auf die Akten des Wiener Archivs angewiesen, unter denen sich zahlreiche Ausfertigungen von Müllers Hand befinden; sie sind aber nicht selbständige Erzeugnisse seines Geistes und seiner Arbeit und deshalb für die Beurteilung seines Wesens ohne Wert. Eine Ausnahme machen nur die Aktenstücke, die sich auf die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes beziehen, vornehmlich aus den Jahren 1797—1799, aus der Zeit des Untergangs der alten Eidgenossenschaft. Daneben sind auch die politisch-geschichtlichen Abhandlungen erwähnenswert, die Müller im Auftrage des Wiener Kabinetts verfaßt und veröffentlicht hat. Sie vertreten selbstverständlich im Kampfe und in den Wirren der Zeit den österreichischen Standpunkt und können als Gegenstücke zu den Schriften über den Fürstenbund aus der Mainzer Zeit bezeichnet werden; doch bedeuten sie insofern nicht etwa einen Wechsel der Gesinnung, eine Preisgabe früherer Überzeugungen, als Müller auch in ihnen auf den Standpunkt der Verteidigung der alten Grundlagen des deutschen Reichs, der Verfechtung des historischen Rechts steht. Er hat nur den Herrn, nicht aber seine politischen Grundsätze gewechselt.

Diese Aufträge zu politischen Abhandlungen verschafften ihm nun doch eine Tätigkeit, die ihm nicht unnütz erschien, obwohl sie seinen Wünschen nicht ganz entsprach. Nachdem ihm Ende 1794 Hofrat Daiser und Thugut Verwendung in Reichsangelegenheiten zugesichert hatten[1]), werden seine Klagen seltener. „Gleichwie eine bittere Arznei am besten schnell herunter geschluckt wird, so sey es denn auch hiemit." Von jetzt an beginnt wieder die politisch-literarische Arbeit Müllers. Schon am 28. Dezember spricht er nach einer Unterredung mit Daiser von der Ausarbeitung eines kleinen Memoires über die gegenwärtige politische Lage: man müsse suchen, es dahin zu bringen, daß Österreich seine Truppen vom Oberrhein wegziehen könne und Preußen mit Hessen den ganzen Strich von Basel bis Ehrenbreitstein übernehme. Von jetzt an ändert sich

---

[1]) Tagebuch vom 27. Dezember 1794.



auch das Urteil Müllers über die österreichische Politik, über die er im Tagebuch von 1794 noch sehr absprechend geschrieben hatte[1]). Wie er sich aber schon mit den Gedanken einer großzügigen Politik beschäftigte, zeigt seine erregte Äußerung vom 17. Februar 1794: „Mir brannte das Herz. Soll ich Thugut nichts schreiben? ihn nicht auf Alles aufmerksam machen, was vernachlässigt wird? Jetzt könnte man die Eidgenossen abhalten, vor dem Frieden dem Feind irgend eine Begünstigung angedeihen zu lassen, und nach dem Frieden sich so zu arrangiren, daß theils wir die gleichen Vortheile, wie bisher Frankreich von ihnen hatte, theils die Nation in jene Abhängigkeit von Einer Macht, wie zuvor, nicht wieder verfiele. Jetzt wäre es Zeit, die geheimen Negociationen der Preußen und Franzosen, die zwischen R. und Barthélemy u. a. betrieben werden, zu ergründen und Wege, die vielleicht jene brauchen, um uns sitzen zu lassen, auch einzuschlagen, um mit Ehren aus der Sache zu kommen. Jetzt oder nie wäre es Zeit, uns das Reich aufs engste zu verbinden, es durch die Furcht vor Preußen zu einem neuen Fürstenbund mit uns zu verbinden und zugleich solche Veranstaltungen zu treffen, wodurch es uns zu einer wahren Vormauer und Friedensversicherung würde. Nun würde ich eine Menge von Emissärs halten, um überall zu operiren; aber die Hauptsache wäre sicherer Frieden: der Friede mit Frankreich, die Sicherheit in Teutschland und in der Schweiz. Aber Thugut fühlt es nicht, antwortet höhnisch. Ich setzte einen Brief auf, aus Drang — mundirte ihn aber nicht; es hilft doch nichts." Müller dachte also geradezu an die Bildung eines neuen Fürstenbundes, an dessen Spitze Österreich stehen und die politische Führung übernehmen sollte; die allgemeine Unzufriedenheit im Reiche gegen Preußen sollte von Österreich ausgenützt werden[2]).

[1]) Einen schlechten Eindruck hatte auf ihn vor allem auch der Leichtsinn gemacht, mit welchem das leichtlebige Wien die gewaltigen Erschütterungen der Zeit aufnahm. Am 29. Januar 1793 schreibt er, der Kaiser habe am Tage, als die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. nach Wien gekommen sei, getanzt. Cobenzl habe die Nachricht geheim gehalten, weil der Hof eben bei Colloredo Ball hatte. — Am 12. Februar 1794 berichtet er von einer „sonderbaren Reichshofrath-Conferenz, über die Reichsarmee, ohne daß jemand, selbst der Reichsvizekanzler, von der factischen Lage des Geschäfts einen Begriff hatte".

[2]) Müller spricht sich in seinem Tagebuch auch wiederholt für eine enge Verbindung Österreichs mit Rußland aus; Österreich möge auf die Niederlande verzichten, weil dies eine Notwendigkeit, ja ein Glück für Österreich sei; durch Anschluß an Rußland würde es dagegen einige Provinzen der europäischen Türkei bekommen können, deren Kultivierung eine lange und nützliche Beschäftigung der österreichischen Regierung sein würde.



Die in den ersten Jahren des Wiener Aufenthaltes so gedrückte Stimmung Müllers wurde allmählich auch gebessert durch den Verkehr mit bedeutenden Männern, die seine Bekanntschaft und Freundschaft suchten und ihn aus seiner anfänglichen Isolierung herausrissen. Müller nennt als solche außer Bartenstein und Colloredo den Direktor des Schul- und Erziehungsdepartements Johann Melchior Birkenstock[1]), der mit Müller und etwa noch einem Dritten eine eigene Studienkommission zu errichten wünschte, den greisen Michael Denis, einen ehemaligen Jesuiten, der jetzt als Erster Kustos an der berühmten K. K. Hofbibliothek in Wien angestellt war, einen Mann von poetischer Begabung und treuherzigem Wesen, den Orientalisten Bernhard v. Jenisch, seit 1791 Hofrat und Referent der Orientalischen Akademie in Wien, den Fürsten Karl Joseph de la Ligne, der seit 1794 dauernd in Wien sich aufhielt, den Mailänder Chevalier Landriani[2]), „Verfasser verschiedener zum Theil noch ungedruckter, entdeckungsreicher Werke über die Physik", den Bosnier Stephan Raicevich[3]), zu Ragusa geboren, „Baron Thuguts Freund, in slawischen und türkischen Sachen ein ungemein gelehrter Mann", den Kardinal-Erzbischof Migazzi, der ihm mit großer Freundlichkeit entgegenkam, den jungen Grafen Anton v. Wallis[4]), Neffen des Fürsten Colloredo, den Grafen Teleki, Kanzler von Siebenbürgen und andere. Vorübergehend hielten sich auch der Graf und die Gräfin Ludolf[5]) in Wien auf, die sich mit Müller befreundeten und auch später, nachdem Ludolf als kaiserlicher Gesandter nach Kopenhagen übergesiedelt war, ihre Verbindung mit ihm fortsetzten. Müller interessierte sich vor allem für die von Ludolf begonnene Übersetzung von Firdusis Schachname, wie er überhaupt für die in Wien betriebenen orientalischen Studien ein lebhaftes Interesse zeigte. Dieses führte ihn auch mit dem jungen Joseph v. Hammer[6]) zusammen, mit dem ihn von 1796 an eine der schönsten und ungetrübtesten Freundschaftsverbindungen seines Lebens verknüpfte. „Drey Nachmittage," schreibt er am 15. Juni 1796 dem Bruder, „kömmt wöchentlich Joseph v. Hammer, ein vortrefflicher Jüngling, voll Feuer und Geist, welcher türkisch redet wie wir teutsch, und persisch liest wie

[1]) Briefe von J. M. Birkenstock 1793—1808, 137 Nummern mit vielen Beilagen. St.-B. Müll. 178.

[2]) Briefe von Landriani, St.-B. Müll. 180 und 218.

[3]) Briefe von Steph. Raicevich 1794—1798, 36 Nummern, ebenda 179.

[4]) Briefe des Grafen Ant. v. Wallis 1793—1797, 45 Nummern, ebenda 176.

[5]) Briefe des Grafen Ludolf 1795—1803, 48 Nummern, ebenda 181.

[6]) Briefe von Joseph v. Hammer 1796—1809, 162 Nummern mit Beilagen, ebenda 194.

[illegible]

wir Latein.“ Müller ist es gewesen, der diesen jungen Gelehrten in die deutsche Schriftstellerwelt eingeführt hat; er hat ihm die Spalten von Wielands „Merkur“ für seine orientalischen Gedichte, die dort dankbare Aufnahme und Anerkennung fanden, geöffnet[1]). Er hat ihn auch zu seinen literarischen Arbeiten lebhaft ermuntert und ihm in jeder Weise Rat gegeben, wofür er von dem jüngeren Freunde als Gegengabe vielfache Anregung empfangen hat[2]). — Auch erhielt er häufig Besuch von Schaffhausern und anderen Schweizern; besonders erfreute ihn der Besuch des Sohnes von Herder, Gottfried; im Sommer 1794 suchten ihn auch die Mutter und der Bruder von Charles Abbot auf, durch welche er seine Beziehungen zu dem früheren Londoner Freunde erneuern konnte. Auch mit anderen Engländern, die sich zeitweise in der Kaiserstadt aufhielten, stand er in Verkehr, so mit den Brüdern Willbraham, mit Bootle und Parkinson, zwei jungen Engländern, die sich in Wien ausbildeten und ihm durch Abbot empfohlen worden waren. —

Anfangs 1797 lernte Müller auf der Staatskanzlei den Marquis v. Ghisilieri kennen, einen Ritter aus Bologna, den er sich mit enthusiastischer Begeisterung, über die sich der nüchternere Bruder eines Lächelns nicht erwehren konnte, zum Herzensfreunde auserkor. —

Eine Abwechslung in das einförmige Leben des ersten Wiener Jahres brachte die Reise nach Mainz im August 1793[3]). Sie wurde unternommen, um nach der Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen seinem früheren Herrn seine Verehrung zu beweisen und zugleich seine persönlichen Angelegenheiten, die er im Oktober des Vorjahres während der Besetzung der Stadt durch die Franzosen nicht vollständig zu regeln vermocht hatte, in Ordnung zu bringen. Noch waren eine Anzahl von Büchern und Handschriften in Mainz zurückgeblieben, die ihm Dr. Suter von Zofingen nicht mit seinem übrigen Eigentum zugeschickt hatte; auch hatte Müller noch mehrere Forderungen aus Darlehen einzuziehen. So hatte er von Dr. Suter, der wegen seiner eifrigen Teilnahme am revolutionären Klub aus

---

[1]) Siehe die Briefe Böttigers an Müller bei Maurer-Constant I, 221 und 228. Böttiger nennt Hammer den „Pflegesohn“ Müllers. Der Briefwechsel Müllers mit Hammer dauerte von 1796 bis zum Todesjahr Müllers 1809. St.-B. Müll. **194**.

[2]) Am 1. November 1799 schrieb er an Hammer: „Vos lettres sont du plus grand intérêt; on vous y voit tout entier, et toujours elles renferment quelque chose de curieux, quelque observation singulière.“ Er gibt ihm wiederholt den Rat, sich vornehmlich mit der Literatur des Orients, vor allem der persischen zu beschäftigen, weil das seine eigentliche Aufgabe und sein Gebiet sei und weil Thugut ihn darin unterstützen werde.

[3]) Oben S. 345.



Mainz geflüchtet war, 1100 fl. zu fordern[1]). Er legte vorläufig Beschlag auf einen beträchtlichen Teil von Suters zurückgelassener Bibliothek im Werte von 400—500 fl.; den Rest hoffte er aus dem Erbgute Suters in der Schweiz zu erhalten[2]).

Wie immer, war auch diese Reise für Müller ein großer Genuß. „Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie lehrreich Reisen mir sind; sie sind mein wahres, bestes Studieren, das dem Andern Leben giebt; zugleich sind sie mir ein Commentarius der Politik und Lebensphilosophie, der mir zeigt, was wahr, falsch oder überspannt ist, und das Volk, wie es ist, nebst dem zu dessen Glück wirklich Wesentlichen." — Von dem Eindruck, den er in dem zurückeroberten Mainz gewann, schreibt er: „Mainz hat mir den traurigsten Eindruck gemacht. — Als ich von Hochheim herunterfuhr, rührte mich die Nacktheit der sonst so schön bekleideten Flur um die Stadt. Näher die hohe Ru n des mahlerisch in sich selbst gestürzten Liebfrauenthurms. Kaum war ich abgestiegen, so gieng ich durch die Stadt. Es war Mittagessenszeit, also die Gassen einsam. Ich wandelte zwischen den Trümmern der Palläste von Dahlberg und Ingelheim, wie zwischen Gräbern, gieng herab zur Franciscaner-Kirche, roch die 200 bei ihrem Einsturz lebendig begrabenen Franzosen, deren Jammergeheul mir schon geschildert worden war; sah Bücher der Dominicaner zerrissen, halb verbrannt unter dem Schutt; sah das Haus der Gräfin Kesselstadt (einer mir ungemein werthen, vortrefflichen Frau), sah neben dem ihrigen des kaiserlichen Ministers Haus liegen, zur Seite die oft als Meisterstück des Geschmacks bewunderte Dompropstei, noch in den Trümmern schön, dann die grauenvolle Scene der Liebfrauenkirche, des Weihbischofs Hauses, den hohen Dom mit Schutt bedeckt und umringt (sein Gewölb ist nicht gebrochen) und von da weit hinein in die Gassen die Reste des Brandes. Ich hatte genug. Als der Mond aufging, begab ich mich in die kurfürstliche

---

[1]) Es verbreitete sich damals das falsche Gerücht, Suter habe sich heimlich noch im Hause Vahls verborgen gehalten und sei dann durch Müller aus Mainz weggeführt und dadurch gerettet worden.

[2]) Über diese Geschäftssache berichtet Müller dem Bruder am 13. November 1793 (ungedruckt). Er hoffe, sie so erledigen zu können, wie er es einem unglücklichen Menschen und sich selbst schuldig sei. „Er ist nicht ein böser, sondern ein durch Einbildungskraft und Hertz mißleiteter Mann, dessen Unglück (wie Forsters seines) von Weibern herkömmt; ihn haben sie zu Mainz gefesselt, wo er wohl gethan hätte, längst wegzugehen." — Mit dieser Forderung Müllers an Suter hatte sich J. Georg Müller noch nach dem Tode des Bruders bei der Ordnung des verwickelten Nachlasses zu beschäftigen; denn die Schuld war bei Lebzeiten Müllers nicht abgetragen worden.

Favorite. Den Eingang fand ich, einige der neu angelegten Wege noch, in denen ich dem Kurfürsten oft wie ein Freund, oft mit einem Pack Vorträge zur Seite gegangen; sonst fand ich nichts; nicht konnte ich mit Gewißheit die Stelle des Pavillons erkennen, wo ich 1790 einen Theil meiner Krankheit aushielt, nicht mehr jene Bäume sehen, unter welchen ich 1790 unsere Mutter beweinend ging; ein Haufen Schutt, zermalmter Schutt, wenige Cornischen und Architraven zeigten mir, wo das Schloß gestanden, dasselbe Schloß, wo ich manchen ernstlichen und manchen frohen Auftritt gehabt, welches ich für Artois und Friedrich Wilhelm so glänzend gesehen, welches der Stolz des Hofes, der Lustgarten des Publicums war. Ich ging heim wie aus einer Predigt über Koheleth. In den 4 Tagen habe ich keinen frohen Menschen gesehen. Alles ist in einer stummen Gährung, jedermanns Hand und Mund gegen den andern; Elend, Druck, Übelbefinden, Unzufriedenheit mit Freunden und Feinden, der alten und der französischen Verfassung. So fand ich Mainz, obwohl auch viele gute Menschen, die alte Treu und Liebe an mir bewiesen."

Über den Besuch beim Kurfürsten schreibt er: „Zu Aschaffenburg wurde ich von dem Churfürsten mit der Freude eines Vaters empfangen; sein wirklich hoher Sinn ringt mit dem schrecklichen Unglück, um nicht zu unterliegen. Ich fand in ihm noch alle, vielleicht mehr moralische Kraft, und auch sein Physisches, wohl gealtert, doch daß man die Macht seines Willens darüber erkennen konnte. Der Abschied war von beyden Seiten sehr beweglich, und auch er erleichterte sich ihn durch eine Ahndung (sagte er) des Wiedersehens. — Was soll ich dir von der Stimmung des Volks auf dieser ganzen Gränze sagen? Sie ist weder laut (da die Heere noch dort sind), noch vielleicht decidirt (so lang die Schicksale Frankreichs es noch nicht sind); aber, wie sie vor 10—20 Jahren war, ist und wird sie nicht mehr; alles ist aus seiner orbite; welche Kraft endlich prädominirend alles anziehen werde, was für ein neuer Umschwung entstehen soll, weiß Gott!" Über den Geist der Zeit äußert er sich in diesem Briefe: „Es offenbaret sich mehr und mehr eine große Krisis, deren, welche den genius saeculi durch alte Religiosität, Disciplin und Wachsamkeit bezwingen, und deren, die in demselben arbeiten möchten, in der Hoffnung, ihn zu leiten, daß er nicht ausschweife. Beydes braucht erstaunliche Weisheit und Kraft. Aber finaliter prädominiren kann itzt noch keine Parthey, bis die Vorsehung so oder anders das öffentliche Schicksal entscheidet, und nie war ihr Rath so geheimnißvoll, nie wunderbarer ihr Weg in

Leitung der Menschen. Selig sind, die noch nichts sehen und doch glauben." —

Die größere Muße, die Müller in Wien fand, gab ihm auch wieder die Möglichkeit, die fast ganz aufgegebene Rezensententätigkeit wieder aufzunehmen, zu der er vor allem von Hufeland für die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung aufgefordert wurde. So schrieb er am 13. September 1793 dem Bruder: „Diesen Monat lese ich nicht viel solides, sondern — recensire. Ich habe es Hufeland am Ende nicht abschlagen können, und es läßt sich mancher gute Gedanke durch dieses Vehikel unter die Leute bringen." Auf die Bemerkung des Bruders[1]): „Ich lese sehr gern deine Recensionen, möchte aber weinen über jede Viertelstunde, die du ihnen aufopferst. Das heißt, seinen Samen in den Wind gestreut," antwortete er: „Sie kosten mir keine Zeit. Die Bücher lese ich unter dem Frisiren; die Recensionen schreibe ich so schnell die Feder läuft."

Müller hatte auch in der arbeitsreichen Mainzer Zeit die Rezensionsarbeit nicht ganz aufgegeben[2]). Eine der besten Rezensionen aus dieser Zeit war diejenige über die Werke Friedrichs des Großen, die von Gleim als „herrlich" bezeichnet wurde[3]). Auch das erste Stück von Schillers Dreißigjährigem Krieg ist in dieser Zeitschrift von Müller besprochen worden[4]).

Die aufreibende Tätigkeit am Mainzer Hofe hatte allerdings für diese Arbeit nicht viel Zeit übrig gelassen. In Wien wurde sie nun

---

[1]) 23. Oktober 1793 bei Haug I, 46. Am 14. Dezember 1793 gibt Müller dem Bruder ein Verzeichnis über seine damaligen Rezensionen: „Spittlers hast du errathen. Sörgels Kriege I; Stövers Jahrhundert, 2 Th.; Schmidts neuere Geschichte der Teutschen; Geschichte Kaiser Friedrichs II.; Fontaines Diss., die du mir sandtest; Walthers alte Geschichte Helvetiens; Haller, Helvetien unter den Römern; Hansiz analecta, Girard nobiliaire milit. suisse, tom. 1; Souveränität des Papstes; Geschichte von Unterwalden; Promenade durch die Schweiz; Schmids Gesch. von Uri; Häberlins Gesch. der Wahlcapitulation; Über das Ritterwesen; Tökölys Leben; Haukh über das Tirol; Cornova über die böhm. Unruhen; Müller v. Friedberg über die eidgen. Truppenüberlassungen. Sage aber nichts davon, weil ich mir durch meine Wahrheitsliebe nicht ohne Noth Feinde machen mag." — Auch in den Tagebüchern erwähnt er seine Rezensionen.

[2]) Über die frühesten Rezensionen Müllers siehe Bd. I, S. 83 ff.; aus der Zeit des ersten Kasseler Aufenthaltes oben S. 38 f.

[3]) Sie erschien in der Allgem. Lit.-Zeitung 1789, Nr. 48—52, abgedruckt S. W. X, 70—139. Joh. Georg Müller schrieb ihm darüber: „Junker Seckelmeister Stokar bewundert sie als ein Meisterstück, und besonders gefiel ihm deine edle Rache gegen den König: Du habest ihm zur Belohnung für Mr. Mayer einen Theil deiner eigenen Unsterblichkeit abgegeben."

[4]) 1790, Nr. 339. Der Verfasser ist von J. Georg Müller (Brief vom 13. Januar 1791) sofort erkannt worden.



mit großem Nachdruck wieder aufgenommen, doch auch hier öfters erschwert. Am 28. Juni 1794 schrieb er an Hufeland, nachdem eine Nummer der Allgemeinen Deutschen Literaturzeitung in Wien verboten worden war, daß er nun nicht mehr für sie arbeiten dürfe, um seinen Feinden keinen neuen Vorwand zu geben, und am 30. Juli teilte er dem Verlag direkt mit, daß er in gegenwärtiger Lage seines „persönlichen Verhältnisses wegen" keine Rezensionen mehr machen könne. Doch wurden die literarischen Beziehungen zu dieser bedeutendsten deutschen Literaturzeitung bald wieder aufgenommen und immer wieder fortgesetzt, obwohl Müller am 6. Februar 1796 die Absicht ausgesprochen hatte, allem Rezensieren zu entsagen, „theils m e i n e r wenigen Zeit, theils auch der Z e i t e n wegen, man weiß nicht, wie man schreiben soll. Ich bin nur über die Manier etwas verlegen, wie ich mich wohl losmachen kan, ohne gute Leute zu beleidigen." Tatsächlich hat er sich davon nicht lösen können. Am 31. Dezember 1796 schrieb er dem Bruder, er arbeite zwar nicht mehr regelmäßig an diesem Journale; aber, wenn Hufeland ihm ein gutes Werk gebe, so könne er doch nicht widerstehen; er habe wieder sechs Artikel übernommen. Selbst Joh. Georg söhnte sich mit dieser Tätigkeit des Bruders aus. „Es thut mir fast leid," schrieb er am 26. November 1796, „daß ich so oft gegen das Recensiren geredt habe, denn wenn du aufhörst, so muß ich das große (mit niemand NB. getheilte) Vergnügen missen, bisweilen etwas litterarisches von dir zu lesen. Du scheinst mir bei diesen Arbeiten Hallers vielsagende Kürze dir zum Muster genommen zu haben, dessen Recensionen villeicht manchmal mehr Werth haben als das recensirte Buch. Wofern es dir nicht viel Zeit raubt, so möchte ich fast bitten, in Verbindung mit diesem Journal zu bleiben"[1]).

Gegen Ende des Jahres 1793 teilte Müller dem Bruder interessante politische Bemerkungen mit[2]). Johann Georg hatte am 1. Dezember über die bedenkliche Lage der Schweiz geschrieben, die trotz der Wahrung strengster Neutralität Verdächtigungen von beiden Seiten ausgesetzt sei. Es finden sich dabei recht auffallende Parallelen zu den neuesten, durch den Weltkrieg hervorgerufenen Verhältnissen. — Die Regierung zu Konstanz habe die Einfuhr aller Lebensmittel nach Schaffhausen und in die Schweiz völlig gesperrt,

[1]) Auf die sehr umfangreiche Rezensionstätigkeit aus der Wiener und Berliner Zeit wird später noch einzutreten sein.

[2]) Er macht dabei folgenden Vorbehalt: „Auch von obigen politischen Reflexionen theile niemandem etwas schriftlich, und auch nur Vertrauten mündlich mit, weil man so leicht mißverstanden und gemißbraucht i. e. compromittirt wird."



unter der unwahren Beschuldigung, daß man aus derselben viele tausend Mut Korn und andere Lebensmittel dem französischen Erbfeinde zugeführt habe. Dadurch sei der Preis des Korns in acht Tagen auf 12 fl. gestiegen, wobei es nicht bleiben werde. Verfluchte Kornjuden, die eine Teuerung veranlassen wollen, seien vermutlich die Triebräder dieses unglücklichen Entscheides. Nun hätten sich alle Kantone verbunden, auf ihren Kornmärkten von Bürgern anderer Kantone nur nach Vorweisung eines authentischen und besiegelten Zertifikates ihrer Obrigkeit Korn aufkaufen zu lassen. Auch in Schaffhausen werde das streng gehalten, trotz der verlockenden Versuchung und des großen Gewinns bei Nichtachtung des Verbotes[1]). Trotzdem werde nun der Paß gesperrt, obwohl bereits einige kornhandelnde Stände des schwäbischen Kreises dagegen Vorstellungen gemacht hätten. — Johann Georg wünschte auch Aufschluß zu erhalten über das Gerücht, nach welchem die Eidgenossenschaft zu einem offensiven Kriege gezwungen werden sollte. —

Müller gab dem Bruder offenbar nach Besprechung mit österreichischen Staatsmännern beruhigende Antwort. Die Kornsperre sei eine Vorsorge, die der Kaiser seinem in Vorderösterreich liegenden Heer und seinen Untertanen schuldig sei. Die Schweiz sei wohl für den Winter und noch längere Zeit genügend mit Getreide versorgt, da über Lindau und andere Ausfuhrorte in diesem Jahre dreimal soviel Frucht in die Schweiz gegangen sei als sonst. Über die schweizerische Neutralität schreibt er: „Im vorigen Jahr erwartete ich nach den Gräueln des 10. August von der Nationalindignation der Eidgenossen einen ungewöhnlichen effort. Da sie ihn damals nicht gethan, so sinkt die Erwägung der zu ergreifenden Parthie wieder in den Kreis der gewöhnlichen Considerationen ihrer Ressourcen und Anstalten zurück, und nach diesem zu urtheilen, halte allerdings auch ich das seit beynahe 300 Jahren übliche System

[1]) Auch der vortreffliche Schwiegervater J. Georg Müllers, der Kaufmann Eberhard Gaupp, weist in seinen Briefen von 1794 den Vorwurf zurück, daß Schaffhausen die Franzosen mit Getreide versorgt habe. Dagegen berichtete der österreichische Gesandte v. Buol am 9. Juni 1794 über Vieh- und Korntransporte durch die Schweiz aus Schwaben, wo die französischen Unterhändler ungescheut und ungehindert ihre Einkäufe für die Heere machen, um die Feinde von Kaiser und Reich zu ernähren. Der französische Gesandte in der Schweiz mache sich über die erfolglosen Gegenmaßregeln nur lustig. — Escher von Berg beklagte sich in dieser Zeit in den Briefen an Müller öfters über das unfreundliche Benehmen des österreichischen Gesandten, während der französische Gesandte Barthélemy sich durch liebenswürdiges und wohlwollendes Verhalten auszeichne. Buol vornehmlich sei der Urheber der Grenzsperre. Ein solcher Minister müsse die Herzen der Schweizer dem Kaiser entfremden (St.-B. Müll. 140).



für das beyder, dem Interesse des Kaisers und Erzhauses und der Schweitz gemäßeste. Indessen ist der gegenwärtige Krieg von solcher außerordentlicher Beschaffenheit, daß niemand wissen kan, ob durch die Foderungen und den Tollsinn der ohnehin raubsüchtigen Franzosen am Ende nicht auch die Schweitz mit Gewalt hineingerissen wird, in welchem Fall, wenn die Schweitzer dann gar nicht erwachen, von der Kraft, welche in ihnen schlummert, dann gar keinen Gebrauch machen wollen, mir allerdings für sie sowol als für die durch sie bedeckten Vorlande im Arlenberg und im Tirol nicht gantz gut zu Muthe seyn würde[1]). — Es ist zu hoffen, die Abschaffung aller Religion werde die innere Empörung in Frankreich auf einen höhern Grad treiben und allgemeiner machen, der Abscheu des menschlichen Geschlechtes aber kraftvoller aufwachen und das fürchterliche Unheil endlich doch noch dämpfen[2]). —

---

[1]) Zum 13. November 1793 findet sich folgende interessante Notiz im Tagebuche: „Depeche an Baron Buol: Nicht wir sollen die Eidgenossen auffordern, sondern zusehen, ob die Franzosen sie nicht selbst angreifen und in den Fall der Selbstvertheidigung setzen, da sie dann Österreich um Beystand selbst ansprechen werden. Auch soll er über die französischen Neutralitätsverletzungen nicht gar zu viel sagen, damit, wenn wir im Fall wären, auch so etwas zu thun, wir dieser Beyspiele uns bedienen können."

[2]) Um diese Zeit schrieb er in sein Tagebuch (4. Dezember 1793): „Was mich bewegt, in die Ideen des Cardinal-Erzbischofs wegen Herstellung religiöser Erziehung zu entriren: die Überzeugung, daß Religion das Glück der Staaten, der Trost der Menschheit, die heiligste Sauve-garde der Tugend und die Quelle ächter Kraft des Charakters ist. Sie ist also Gottes Wille, denn Gott will der Menschheit Bestes. Die Mittel sind in ihrem Detail noch vielen Discussionen unterworfen; ich sehe aber auch nicht, daß es ein Schaden sein sollte, das Geschäft einem Orden aufzutragen, der einerley und unverbrüchliche Pflichten auf sich hätte. Denn bey jetziger Zeit ist zu gefährlich, eine so große Angelegenheit dem Dünkel eines jeden zu überlassen. Wird aber dadurch der Entwicklung der Vernunft nicht eine unstatthafte Gränze gesetzt? Zuerst muß für das Glück, die Sicherheit und Ruhe der Menschheit gesorgt werden; die Philosophie ist für wenige, und ich habe nicht gesagt (Gott sey vor!), daß menschenfeindliche, freudestörende Dinge gelehrt werden sollen. Die Religion macht friedsam und gut, erlaubt alles Unschuldige und ertheilt Vergebung für menschliche Schwächen. Oder wollen wir uns und unsere Nachwelt guillotinirenden Räubern preisgeben?" — Über die Frage, wie die Menschheit zur Ordnung und Religion zurückgebracht werden könne, besprach sich Müller auch mit Bartenstein und dem Baron v. Botzheim, dem er am 26. April 1793 schrieb, man müsse durch eine Flut guter Schriften die öffentliche Meinung zur Wahrheit führen. Dies sollte geschehen durch eine Organisation von etwa vierzig begabten Männern unter einem oder zwei Leitenden, welche die Staatsgeschäfte und ebenso die Wissenschaften kennen. Allerdings müsse man mit großer Strenge gegen die Zerstörer der Gesellschaft vorgehen; aber dann mit äußerster Sorgfalt die öffentliche Erziehung überwachen, der Religion wieder Achtung verschaffen. „Car, à ceci je reviendrai toujours; si l'on ne fait pas un objet



Im letzten Briefe des Jahres 1793, in welchem er dem Bruder auch Auskunft über seine ökonomischen Verhältnisse gibt[1]), zieht er das Fazit seines Lebens: „Auch ich, Freund, werde nun die 42 zurücklegen! Viele Jahre und noch nicht viel gethan, so wie ich's möchte und sollte! Ich suche nun gern in den Historien, wer noch später angefangen habe, sich zu zeigen. Im Stillen ist hin und wieder etwas Gutes geschehen, gegen das Schlimme hart gekämpft worden. Im Ganzen ist mein Wahlspruch Carls des Fünften seiner: Plus ultra! Doch sehe ich auf's Vergangene nicht ohne Zufriedenheit zurück; ich war ein guter Mensch, der gern Vergnügen machte und hatte."

Der Tod Gibbons, dessen Werke er gerade in dieser Zeit eifrig studierte, veranlaßte ihn am 12. Februar 1794 zu folgendem Eintrag in das Tagebuch: „Er hat sein Werk vollendet und hierauf sein Leben geschlossen. Herr, wie viel ist mir übrig! Welche Bestrebung, und was für ein Wunder deiner Leitungen! ohne ein solches ist mir die Ausführung meines Plans eine Unmöglichkeit, und werde ich sterben, ohne meines Lebens Bestimmung nach meinem Begriff erfüllt zu haben! Arbeite, eifervoll, und warte"[2])!

Von dieser eifervollen wissenschaftlichen Arbeit berichtet er in den Briefen an den Bruder; „ich arbeite den ganzen Tag, immer wenigstens 10, meist 12, auch bis 14 Stunden." Seine Lektüre, von der er fast in jedem Briefe schreibt, war ungemein ausgedehnt und umfaßte die Schriftsteller des Altertums, der mittleren und neuen

---

principal du rétablissement de la religion chrétienne, tout le reste ne sert de rien." Müller spricht den sehnlichen Wunsch aus, in diesem Sinne öffentlich wirken zu können; er würde hiefür sein Leben opfern, das er nicht besser anwenden könnte; auf diese Weise könnte er dem Staate am nützlichsten sein, während für die laufenden Geschäfte („currentia") genügend Leute da seien, die das ebensogut besorgen würden als er. — Botzheim äußert am 23. Dezember 1793 ernstliche Bedenken gegen die Kriegführung des Generals Wurmser, der seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen sei; er meint, man müsse die Masse der deutschen Nation gegen die Masse der Räuber aufbieten. Müller antwortete darauf: wenn man die Nation bewaffnen wolle, so müsse man sie auch zufriedenstellen (14. Januar 1794).

[1]) Im Tagebuch vom November 1793 legt er diese Verhältnisse ebenfalls klar, unter der Aufschrift „Ökonomiebuch". Er berechnet darin den „vorräthigen Nothpfennig" auf 8060 fl. und trifft Verfügungen für den Fall eines frühen Todes (Testament, 2. Dezember 1793). Er will von nun an eine Rechnung über Einnahmen und Ausgaben jedes Monats führen. Diesen löblichen Vorsatz, sich Rechenschaft über seine finanzielle Lage zu geben, hat er allerdings nicht lange durchgeführt. — Am 26. November hatte er nach einiger Unterbrechung seine Tagebucheintragungen wieder begonnen mit einer längeren Auseinandersetzung über sein bisheriges Leben seit seinem Übergang in kaiserliche Dienste.

[2]) In gleicher Weise äußert er sich im Briefe an den Bruder, S. W. VI, 4.



Geschichte, vor allem auch des Orients, für die er in Wien besondere Anregung fand. Das war die Sammelarbeit für die Universalgeschichte. Daneben wurde aber auch die Arbeit an der Schweizergeschichte fortgesetzt. „Morgens um 6 Uhr fange ich an, und zwar seit dem 28. März mit Fortsetzung meiner Geschichte der Schweiz. Werde sie gedruckt, wo und wann sie will, sey sie mehr oder weniger unvollständig; ich will vors erste verarbeiten, was ich habe. Es giebt freylich selten über Eine oder anderthalb Stunden von 6—8 Uhr; aber die machen im Jahr doch 365 oder 543. So habe ich im Sinn, bis zur Vollendung, und nachmals ebenso mit der Universalhistorie, fortzufahren." Als Ergebnis dieser Arbeit an der vaterländischen Geschichte erschien auf Ende September 1795 die zweite Abteilung des dritten Buches, die Zeit des alten Zürichkrieges von 1436 bis 1443, bis zum Tode des Bürgermeisters Stüßi in 10 Kapiteln auf 363 Seiten[1]). —

Neben dieser Arbeit ging Müller in diesen Jahren auch an eine vorläufige Ausarbeitung der Universalhistorie, zu der ihm die Vorlesungen von Genf und Bern als Grundlage dienten. Vor allem machte ihm der Bruder im Herbst 1794, nachdem sich Müller von einer schweren Krankheit erholt hatte[2]), dringende Vorstellungen, er möge doch, wenn er einmal schnell den Seinigen entrissen werden sollte, wenigstens dieses Erbe zurücklassen. „Durch allzulanges Zaudern (dessen du nicht ungewohnt bist) verscherzt man die Jahre der Krafft, und was du auch nachher neues darüber sammelst, das läßt sich ja für dich in Commentarien zu dem Text, und für die Leser in Zusäzen aufbehalten. Weniger wichtig ist bei einer solchen Arbeit eine ängstliche critische Genauigkeit, als die Manier und der Geist derselben, der überdas unter der erstern offt erstickt"[3]).

In seiner Antwort vom 15. November erklärte Müller, es sei ihm unmöglich, den Wunsch des Bruders schon jetzt zu erfüllen. „Wer wollte nach 12 bis 13 Stunden Geschäften und Zerstreuungen

---

[1]) Siehe oben S. 102. Am 1. Oktober schickte er dem Bruder zwei Exemplare des eben erschienenen Buches, das eine für den Bruder, das andere für den Amtsbürgermeister der Vaterstadt.

[2]) Ein Rotlauf im Kopf mit nachfolgendem hitzigen Gallenfieber. Er stand vom 18. September bis 8. Oktober in ärztlicher Behandlung. Während 6—7 Tagen waren die Fieber so heftig, daß die Ärzte ihn fast aufgaben. — Ein Jahr später, im Spätherbst 1795, wurde er abermals von einem schweren Gallenfieber befallen. Über beide Erkrankungen liegen Berichte des Dieners Bellois vor (St.-B. Müll. **62**). Selbst der Kaiser und der Kardinal-Erzbischof erkundigten sich nach dem Befinden des Kranken.

[3]) Brief vom 11. Oktober 1794 bei Haug I, 52.



erst noch an ein Werk gehen, das er der Nachwelt würdig zu machen wünscht! — Nun aber habe ich eine sehr große Abneigung, auf B überzugehen, ehe ich — mit A fertig bin, und ein gewisses Gefühl, daß die Vollendung der Schweizerhistorie mir obliegt. — Wenn ich mit dieser fertig bin, oder wenn, wie ich sehr wünsche, Gott das Herz des Kaisers lenkt, mir bei der Bibliothek oder beym Archiv eine Stelle zu geben, die mir mehr frey Stunden läßt — eine sehr mögliche Sache — so soll jene Arbeit sogleich auch angefangen werden." — Am 27. Dezember 1794 hoffte er, in vier Jahren die ganze Geschichte der Schweiz bis auf seine Zeit beschreiben zu können; darauf werde die Universalhistorie vorgenommen, die dann gewiß auch besser werde, und zwar aus zwei Gründen: „Das große kostbare politische Experiment, welches nun eben gemacht wird — und der ganzen Politik eine andere Gestalt geben kan und muß, wird dann vollendet und ich um dessen Resultat gelehrter seyn. Zweitens, und das ist eine äußerst wichtige Consideration: mein Hauptwerk, das Geheimniß alles Guten, was in meinen Schriften seyn oder darein kommen kan, ist, allen Zeiten, die ich zu schildern habe, möglichst gegenwärtig zu seyn, sie zu schauen, und dieses supponirt, daß ich alles aus den Quellen und zwar so viel möglich von Männern wisse, die, was sie haben, selbst gesehen und gethan. Diese Bearbeitung der Geschichte ist allein gründlich, aber nicht kurz, denn der Name der Quellen ist Legion. Ich will darum nicht sagen, daß ich alle, nur möchte ich doch noch mehr hauptsächliche Quellen lesen, ehe ich mit diesem Werk anfange, welches das Resultat all' meines Lernens seyn soll." —

Durch ein schmerzliches Ereignis wurde Müller im Herbst 1795 veranlaßt, nun doch einmal eine vorläufige Ausarbeitung seiner Weltgeschichte herzustellen. Er hatte im Jahre 1793 einen Jüngling, Franz Wessely, den Sohn des Inspektors Wessely in Aschaffenburg, eines kinderreichen, unbemittelten Vaters, in sein Haus aufgenommen, um ihn in Wien studieren zu lassen; die hohe Begabung, der rege Fleiß und das liebenswürdige Wesen des jungen Mannes berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Zum größten Schmerze Müllers starb der junge Wessely am 8. September 1795, noch nicht 20 Jahre alt, an einem Faulfieber[1]). Nun fand Müller unter den Papieren des Verstorbenen zahlreiche Schriftstücke in seiner für andere unleserlichen Abkürzungsschrift, die sich auch sein Zögling

[1]) Müller an den Bruder, 21. Oktober 1795. Korrespondenz mit dem Inspektor Wessely 1793—1807 mit den hinterlassenen Papieren des jungen Wessely, 29 Nummern. St.-B. Müll. 178 a.



angeeignet hatte; dabei fiel ihm aufs Herz, daß auch seine Vorlesungen leicht ebenso unnütz werden könnten, wenn er sterben sollte. Das führte ihn zu dem Entschlusse, einige Monate für die Übersetzung, Abschrift und teilweise Umarbeitung jener Vorlesungen zu verwenden; er fing mit dem Titel an: „Allgemeine Darstellung der Geschichte des Gemeinen Wesens der Menschheit; in XXI Büchern; vorgelesen zu Genf 1784, von dem Verfasser selbst aus dem Französischen übersetzt." Am 21. Oktober lagen bereits 266 Seiten in Folio vor. „Siehe," schrieb er dem Bruder, „es begegnet mir, daß ich fast Lust hätte, das Werk dem Publikum preis zu geben, mit einer, versteht sich sehr bescheidenen Vorrede. Ob ich es thun werde, kan ich aber noch nicht sagen, weil ich noch nicht weiß, in wiefern die noch abzuschreibenden drei Viertheile es mir selber zu verdienen scheinen werden. Immer wird es nun doch lesbar; denn es ist ganz wie zum Abdrucken. Hätte ich einen Herder, ihm einiges vorzulesen! Vieles las ich Bonnet, welcher es liebte; auch Schlieffen manches, der dafür eingenohmen wurde. Aber omne scibile (so viel ich weiß), ein Auszug der Göttinger Universitäts-Bibliothek, eine Quintessenz aller Berichtigungen der Historie, ist es nicht. Eigentlich scheint mir der Sinn des Buches das Beste; das übrige hinzu zu thun, ist das Geschäft meines ganzen Lebens. Ich weiß nicht, was ich machen soll[1])." Die Erkrankung im Spätjahr 1795 unterbrach diese Arbeit für einige Zeit; sie wurde aber nach Müllers Wiederherstellung sofort wieder aufgenommen; Müller glaubte sie in den ersten drei Monaten von 1796 erledigen zu können. „Zugleich wird eine saubere Handschrift genohmen[2]); am Ende das eine und andere Exemplar

[1]) Die Freude Joh. Georgs über diese Nachricht des Bruders im Briefe vom 3. November 1795 bei Haug I, 60: „Ich hätte in die Höhe springen, ich hätte dir gleich um den Hals fallen mögen, als ich sie las! Ist's möglich, daß mein Wunsch so unerwartet schnell in die Erfüllung gehen soll! Es ist doch einmahl ein wahres Bedürfniß, unsern Zeitgenossen ... eine Weltgeschichte in die Hand zu geben, die so ganz im Geist der Alten geschrieben ist. Die schöne große Ansicht der Weltbegebenheiten, das warme Interesse, der frische Glanz, den dein Geist auch den bekanntesten unter ihnen zu geben weiß, die lebhafte Darstellung, die philosophische Verbindung des Ganzen, der edle moralische Sinn, der durchweg hervorleuchtet, und selbst die Eigenheiten deiner historischen Schreibart werden den Leser hinreißen. — Und wann sollte es wichtiger seyn, eine solche Geschichte zu lesen, als in einem Zeitpunct, wo fast alle Nationen auf dem Theater sind und die Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft in einer Crise ist, die, sie mag auch ein Ende nehmen wie sie will, zuletzt eine ganz andere Gestalt der Dinge, ganz andere Grundsätze und vielleicht ein ganz neues Staatensystem hervorbringen wird."

[2]) Müller selbst besorgte die Übersetzung und die erste Niederschrift; die Abschrift führte sein treuer Diener Michael Fuchs aus, der am 2. Juli 1788 im Alter von zwölf Jahren in Müllers Dienste getreten war und sich durch seine Begabung,



gebunden und das eine dir zugeschickt. Für die Herausgabe bin ich aber zur Zeit noch nicht; besonders weil ich nach so vielem, was ich seither dafür gesammelt und noch täglich sammle, nicht über mein Herz bringen kan, mit einer so unvollkommenen Schrift vor dem Publikum zu erscheinen. Mein Plan war und ist noch, nun die Geschichte der Schweiz zu vollenden; in meinem 50. Jahre werde ich vermuthlich damit fertig seyn. Dann bearbeite ich von Buch zu Buch diese Universalhistorie. Auch Tacitus war über 60 Jahre alt, als er die Annalen schrieb, Thucydides 68, Montesquieu, da er den Esprit des lois herausgab, 59. Ich mag nicht gern mit etwas unvollendetem erscheinen: so ein Buch ärgert einen bey jeder Entdeckung, die man macht. Ein Publicum zu haben, daran liegt mir nichts; die Nachwelt sey es! das gegenwärtige ist ohnehin zu unstät, zu muthwillig. Selbst meine Lage erlaubt mir nicht, mich seinen Launen gefällig zu machen. Indeß ist diese jetzige Ausarbeitung für den Fall, da ich vor der bessern (wie ich aber nicht hoffe) stürbe."

Diese Arbeit, über deren Fortschreiten er beständig dem Bruder berichtete, beschäftigte Müller noch in der ersten Hälfte des Jahres 1796; bei der Revision leistete ihm jetzt der junge Hammer vortreffliche Dienste. Am 2. Juli kann er endlich melden: „Am 27. (Juni) habe ich die Universalhistorie auf der 1000. Seite geendiget, am 28. eine Vorrede beygefügt, welche auf jeden Fall die Geschichte des Werks enthält. Manchmal gefällt es mir sehr und dann wieder gar nicht. Der einige, der sie hier kennt, Hammer (der Jüngling ist aber ganz Leben und Feuer) ist begeistert für sie. Herder hat mir empfohlen, ich soll sie vollenden[1]). Sie enthält viel scandalöses, grauenvolles, bisweilen auch etwas liebliches, Lehren der Männlichkeit und Thätigkeit, mildes Urtheil über Menschlichkeiten. Ich

---

Anstelligkeit, Strebsamkeit und sein verträgliches Wesen vorteilhaft vor dem älteren Diener Müllers, dem mürrischen und zänkischen Bellois, auszeichnete. Michel Fuchs ist seinem Herrn bis zu dessen Tod treu geblieben; Müller hat ihn auch in seinem Testament besonders bedacht.

[1]) Am 12. Mai 1796 schickte Herder seinen ältesten Sohn Gottfried, der als junger Dr. med. die medizinischen Anstalten Wiens besuchte, mit einem Empfehlungsschreiben an Müller, in welchem er für die Zusendung der Schweizergeschichte dankt und über die Universalgeschichte beifügt: „Die Ausgabe des Manuskripts, wovon Sie uns vor so vielen Jahren etwas vorlasen, schieben Sie doch ja nicht auf. Sie sehen selbst, wie schöngeisterisch, flach und prahlend jetzt die Art allgemeiner Staaten- und Völkergeschichten werde, da auf der andern Seite die Metaphysik Alles zu verschlingen strebt; daß also der gesunde, lebendige, geistvolle Körper Ihrer Geschichte unserer Zeit sehr Noth thut. Ziehen Sie die Hand ja nicht zurück vom Pfluge; er schneidet tief, und hinter ihm geht ein reicher Säemann der Zeiten."



denke, die Abschrift wird im August fertig." Aber diese Abschrift war am 8. Oktober noch nicht beendigt; an diesem Tage schrieb er, er werde für Herder eine besondere Abschrift von der Religionsgeschichte herstellen lassen. Über die ganze Arbeit äußerte er sich so: „Ich bin mit dem Ganzen nicht eben zufrieden, meine Überzeugungen über viele Dinge sind seither fester und höher, auch meine Grundsätze über verschiedene Punkte der Sittlichkeit strenger geworden; daher mir oft scheint, nicht genug θειον darin zu seyn, und vieles einigen Anstrich von Leichtsinn in Ansehung mannigfaltigen Sinnesgenusses zu tragen. Ich habe aber jetzt nicht Muße, das Ganze noch einmal zu revidiren, sondern muß es dir schicken, wie es ist. Die vier ersten Monate des künftigen Jahres habe ich, insofern Gott will, der Vollendung des vierten Bandes der Schweizergeschichte gewidmet, und so werde ich jährlich fortfahren, bis das Buch zu Ende ist, alsdann aber, wenn ich lebe, gleich die Bearbeitung der Universalhistorie vornehmen. Über die darin zu befolgende Methode habe ich allerley Ideen, die aber nun zu berichtigen unnöthig seyn würde."

Am 28. Januar 1797 schreibt er von einem Zusatze zur Universalhistorie auf Veranlassung seines neuen Freundes, des Marquis Ghisilieri aus Bologna, der die Abschrift des neunten Buches, der Religionsgeschichte für Herder besorge und darauf aufmerksam gemacht habe, daß er die Religionen von Sina, Indien und Persien nur genannt, nicht aber behandelt habe; er werde diesen Religionen nun ein eigenes Kapitel widmen und diese Arbeit sofort ausführen[1]).

Der Bruder in Schaffhausen mußte noch lange auf die ihm versprochene Abschrift warten. Bis in den Sommer 1797 hinein kommt Müller immer wieder darauf zurück. Am 20. Mai schrieb er darüber: „Die Universalhistorie nähert sich dem Ende mit starken Schritten. Freylich verliert das Ganze durch die neuere Geschichte sehr von seinem Werth: alles ist nun veraltet, was ich über Venedig so fleißig ausgearbeitet habe; überall bin ich geneigt, das ganze letzte Buch noch zurück zu behalten und von dem neuesten Zustande der Welt einige Notiz zu nehmen. Aber das gestehe ich, jetzt gar nicht arbeiten zu können; die Feder fällt mir aus der Hand; höchstens vermag ich zu excerpiren; Alles wird so ganz anders, daß der Schriftsteller noch gar nicht vermag, sich den Augpunct zu fixiren: und wie kan man treffen, wenn nicht möglich ist zu visiren! Diese Zeit wird vorübergehen, und ich bin noch nicht so alt, daß ich nicht re-

[1]) Diese Ergänzung ist unterblieben.

assumiren könnte. Aber gegenwärtig bin ich sogar über die Geschichte der Schweiz unschlüssig; 46 Folioseiten habe ich wieder; aber bald weiß ich den Einklang in den Ton der ganz neuen Zeiten nicht zu finden, bald däucht mir das ganze Werk zu verschieden von dem, was man jetzt möchte, als daß die Fortsetzung erwünscht seyn dürfte. Doch auch hierin werde ich a primo Junii wieder mein Bestes thun."

Am 1. Juli berichtet er, er wolle die Universalhistorie in seinen Urlaub in die Schweiz mitbringen; die noch fehlenden etwa 100 Seiten könne Michel während der zwei Monate in der Schweiz selber vollenden. Es müsse aber notwendig noch ein 25. Buch hinzukommen: die Schilderung der Begebenheiten von 1783 bis 1797, „worin ich sehr zu den Ursachen hinaufsteigen und weniger kleine Umstände erzählen, als Erläuterungen aus dem Charakter der handelnden Personen geben werde[1])." Am 16. August 1797[2]) schrieb er von Luzern aus dem Bruder: „Ich weiß ganz wol, daß Manches in ihr ist und noch mehr hinein kömmt, das auffallen würde; es ist eben eine Universal-Historie secundum Jo. Müllerum, und nicht secundum alios; jeder hat seinen Gesichtspunct und soll den nicht verläugnen; denn derselbe ist Er."

Es ist eine gewaltige Arbeit, die Müller mit der Niederschreibung seiner „24 Bücher allgemeiner Geschichten besonders der europäischen Menschheit" seit dem Spätjahr 1795 geleistet hat, so nebenbei neben seinen Amtsgeschäften und anderen wissenschaftlichen und politischen Arbeiten. Denn er hat sich nicht etwa auf eine bloße Übersetzung seiner Genfer und Berner Vorlesungen beschränkt, sondern vielfach eine Umarbeitung auf Grund seiner fortgesetzten Studien, seiner rastlosen Sammeltätigkeit, vorgenommen. Es war allerdings auch jetzt noch keine abschließende Arbeit, und es sollte das auch noch gar nicht sein; Müller hat sich dieses große Werk für spätere Zeiten, die ihm mehr Muße geben sollten, vorbehalten[3]). Aber er fühlte, gedrängt durch den Bruder, durch Herder und andere

[1]) Offenbar hat Müller das Manuskript 1797 in die Schweiz mitgenommen und dort auch die Vorrede dazu geschrieben. Das in Aussicht genommene 25. Buch ist dagegen ungeschrieben geblieben.

[2]) Die Stelle gehört nicht in den Brief vom 20. Mai 1797, wie sie in der Ausgabe der S. W. angesetzt ist.

[3]) In der Vorrede von 1797: „Er sah sich genöthiget, und in dieser Gesinnung ist er noch, dieses Geschäft, welches er als eine Lieblingsarbeit und eine Hauptbestimmung seines Lebens betrachtet, auf die sehnlich gewünschte Zeit auszusetzen, da er sich aus dem öffentlichen Leben in den Hain der Musen und in die Arme der Freundschaft, um nur ihnen zu leben, wird zurückziehen können."



Freunde, das Bedürfnis, vorläufig eine übersichtliche Zusammenstellung seiner gesamten Geschichtsauffassung zu geben, die dann als Grundlage für das in Aussicht genommene Lebenswerk dienen und, wenn er an dessen Vollendung verhindert werden sollte, den Zeitgenossen und der Nachwelt wenigstens einen Begriff von seiner Arbeit geben sollte.

Er ist nicht mehr zur Ausarbeitung dieses Lebenswerkes gekommen; seine wechselvollen Geschicke haben ihm die ersehnte Freiheit und Muße nicht mehr gegeben, und wenn er im Jahre 1791 dem Bruder geschrieben hatte: „Meine älteste Tochter soll die Schweizerhistorie seyn, die jüngere größere die Geschichte des menschlichen Geschlechtes," so ist es ihm nicht vergönnt gewesen, diese Töchter auszubilden und zur vollen Reife zu entwickeln. Die Welthistorie ist nicht mehr über diese Vorarbeit aus den Jahren 1795 bis 1797 hinausgekommen, sie ist nicht ein „monumentum aere perennius"[1]) geworden, und sie wurde erst nach seinem Tode von seinem Bruder nach dieser Handschrift herausgegeben: „Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten besonders der Europäischen Menschheit. Durch Johannes von Müller. 1797. Herausgegeben nach des Verfassers Tode durch dessen Bruder Johann Georg Müller"[2]). „Die Universalhistorie sollte ein Buch werden, das ich denen, die die christliche Religion nicht kennen, nicht ungenießbar machen möchte; ihr eigentlicher Zweck soll doch Christi seiner Humanität seyn und der Inductionsbeweis des Zusammenhanges der Welthistorie unter sich und mit einem Plane des Welturhebers[3])." Noch in den letzten Jahren seines Lebens schrieb er über das Ziel, das ihm vorschwebte: „Das Buch über die Universalhistorie soll etwas ganz anderes werden, wenn ich noch so lang lebe, um jene unzähligen Auszüge und die innewohnenden höhern Ansichten und gereiften Erfahrungen durch veredelnde Umarbeitung dieser Umrisse in Ein Ganzes zu vereinigen." Noch in seinem Testament meint er, daß nur Fragmente aus dem Werke den Druck verdienen, und er will die Auswahl dem Bruder überlassen; da diesem aber die Auswahl zu schwer fiel, entschloß er sich zur Herausgabe des Ganzen; „der Geist, die Seele, die im G a n z e n herrscht, hätte

[1]) Brief an Bonstetten, Juni 1802.

[2]) S. W. Bd. I—III, Tübingen 1810. Die Urschrift 502 und 607 Seiten von der Hand Müllers, abgeschlossen am 26. Juni 1796, St.-B. Müll. **49**; die Abschrift von der Hand Michels, 8 Hefte, zusammen 997 Seiten, St.-B. Müll. **50**. Im Jahre 1806 wollte Müller die Umarbeitung des ganzen Werkes vornehmen, kam aber nicht über die ersten Anfänge dieser großen Arbeit hinaus.

[3]) An den Bruder 11. Januar 1800. S. W. VI, 359.



bei jeder Zerstückelung nothwendig verschwinden müssen." Und wir sind ihm dankbar, daß er „aus dem Schiffbruch — auch diese kostbare Reliquie" gerettet hat. Sie bildet trotz ihrer Unvollkommenheit ein bemerkenswertes literarisches Zeugnis aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, ein Denkmal der Arbeit Johannes Müllers, das uns nur umso lebhafter bedauern läßt, daß er nicht zur endgültigen Ausarbeitung seiner Welthistorie gekommen ist. Er selbst hebt in der Vorrede von 1797 die „sonderbaren Eigenschaften" des Werkes hervor, die aus der Art seiner Entstehung zu erklären seien: „Die Individualität des Verfassers, Haß aller Unterdrückung und Ungerechtigkeit, Liebe der Arbeit, Freiheit und Gesetze, Billigkeit in Beurtheilung menschlicher Schwächen und Bewunderung großer Talente und Willenskraft in Verbindung mit Humanität, dieses mußte überall durchleuchten; hingegen die Darstellung ungleich, ausführlich und genau nur in den Kapiteln seyn, deren Gegenstände er schon quellenmäßig erforscht hatte. So fehlte, neben manchem Neuen und Seltenen, bisweilen das Bekannteste, welches ihm nicht hätte entgehen können, wenn er weniger Scriptores, dafür aber nur die allgemeine Welthistorie gelesen hätte."

Das Ziel, das Müller mit seiner Welthistorie erreichen wollte, drückt er in einer Einleitung zu der im Jahre 1806 begonnenen, aber bald fallen gelassenen Umarbeitung des ganzen Werkes aus: „Die Geschichten vom Anfange der Menschen bis auf den zu Paris geschlossenen amerikanischen Frieden, haben wir in 24 Büchern entworfen, welche wir bei Freyheit und Muße auszuarbeiten gedenken. Diese Darstellung einiger Ursachen des gegenwärtigen Ruins ist aus mehreren Gründen unternommen worden: erstlich, um die Menschen vor abergläubischer Furcht eines blinden Unsterns zu heilsamer Betrachtung desjenigen zu bringen, was von ihnen herkömmt, und was sie ändern können; zweitens, um von eitlen Hoffnungen auf Ereignisse, die nie kommen oder schwerlich die erwartete Würkung hervorbringen werden, auf das Gefühl der Nothwendigkeit von Grundreformen anderer Art zu leiten; drittens, wenn großen Gesellschaften hiezu das Vermögen oder der Wille fehlte, kleineren Gemeinden (wie in unserm Vaterlande) oder einzelnen Familien, von denen alles ausgeht und in die sich alles auflöst, in dem dunkeln Sturm etliche wohlthätige Ideen zu Bestimmung ihres Weges vorzulegen; viertens, auf daß das Getümmel der einander drängenden Begebenheiten die Jugend nicht auf die Meinung bringe, es geschehe alles durch Kühnheit und physische Kraft, und nicht vielmehr durch die Thorheit und Schwäche derer, die sich selbst vergessen haben.



Endlich (wenn dem Verfasser erlaubt ist, seiner selbst zu gedenken), da der bewegliche Anblick des fallenden Europa Stillschweigen ihm unmöglich, seine Lage aber das Reden, wo nicht gefährlich, doch unnütz machte, beschloß er (wie man innige Bedrängniß gern in die vertraute Brust von Freunden ergießt) mit den Guten und Edlen seiner und künftiger Zeiten sich über Dinge zu unterhalten, welche ihre, wie seine Theilnehmung erregen werden, so lang es Menschen gibt. — Das die Staaten verzehrende Feuer ist in dem verwahrloseten Innern ihrer politischen Verfassung entstanden; nicht nur sind die sichtbaren Pfeiler (die regulirten stehenden Heere und mannigfaltigen Finanzen) durch die Macht der Flamme geborsten: bis in die ältesten Grundfesten, Religion und sittliche Gewohnheiten, ist alles heruntergebrannt und zermalmt worden; wowider alle Rettungsmittel so wenig als Wasser gegen das griechische Feuer vermocht, vielmehr durch die Unzweckmäßigkeit ihrer Natur oder die Verkehrtheit ihrer Anwendung dem zerstörenden Elemente nur mehr Nahrung und verbreitetere Action gegeben, so daß die herrlichsten, gewaltigsten Structuren, welche fünfhundert, welche tausend Jahre und weit länger den Stürmen, den Erschütterungen, dem Alter getrotzt, Ehrfurcht geboten und von der ausdauerndsten Festigkeit schienen, wie morscher Backstein in plötzlichen Ruin versunken, und alle noch bestehenden Bauten fürchterlich erhitzt, bey der ersten Drehung des Windes in Eine allgemeine Flamme aufzulodern drohen. — Bey diesen Umständen betrachten wir erstlich die Verfassungen an sich, untersuchen hierauf den Zustand ihrer geweiheten Grundfesten, prüfen alsdann die für einzelne geschwächte Kräfte aus dem allgemeinen Staatenverein zu erwartende Hülfe, und fassen endlich die aus allem sich ergebende Furcht oder Hoffnung, in beklagende oder warnende oder ermunternde Resultate zusammen."

Müller weist somit der Geschichtschreibung die höchste Aufgabe, die man ihr geben kann, zu: sie soll die Lehrmeisterin der Menschheit werden.

Von den geographischen und klimatischen Verhältnissen ausgehend, wird sodann erklärt, warum die älteste Kultur in Asien entstand, sich von dort nach Europa verbreitete und hier ihre höchste Ausbildung gewonnen hat, wie „das europäische Land, seiner Anlage nach, zum Wohnsitz freier, sehr thätiger Menschen bestimmt war", wie „der Schauplatz arbeitender und bearbeiteter Humanität unter dem gemäßigten Erdgürtel zu suchen sei, jenseits welchem Kälte oder Hitze die Wirksamkeit menschlicher Natur unterjocht. — Die meisten europäischen Länder sind glücklich gelegen; am glück-



lichsten, wo nahes Meer die Temperatur noch bessert. Daher haben die Europäer, welche alles von andern bekommen, alles weiter gebracht, besonders, weil auch der Nord bei ihnen weit empfänglicher als der asiatische ist. Hieran ließe sich vermuthen, daß dieser Welttheil zu Vervollkommnung des Resultates aller Arbeiten der Menschheit und entweder dazu bestimmt ist, die übrigen zu beherrschen oder vielmehr sie zu erneuern."

Recht erwähnenswert ist auch, was Müller in dieser Einleitung über das Wesen der Kriege sagt: „Die Bedürfnisse, deren Befriedigung die menschliche Trägheit sich möglichst zu erleichtern sucht, vornehmlich aber die Leidenschaften, deren Mannigfaltigkeit und Unersättlichkeit die menschliche von allen bloß thierischen Naturen unterscheidet, veranlaßten Kriege, wie Ungewitter wohlthätig und schrecklich, außer dem Fall der Vertheidigung allezeit ungerecht, und meistens Folgen fehlerhafter Gesetze, aber Aufregungsmittel der in Weichlichkeit erschlaffenden Kraft, wodurch neue Ordnungen der Dinge bereitet werden. Sie sind die schrecklichen Lehrer der ewigen Wahrheit, daß Reichthum, Wissenschaft, Cultur, daß alle Geschenke der Geburt und des Glücks eitel sind, sobald, in stolzer oder wollüstiger Selbstvernachlässigung, der Mensch vergißt, Mann zu seyn. Alsdann werden gesittete Völker die Beute wilder Barbaren, wenn sie die Geistesanstrengung unterließen, der, wo sie hervorleuchtet, alles dient. Wo das meiste Leben, dort ist der Sieg. Dadurch wurde von Fingals Halle bis Babylon die Welt e i n e r Stadt unterthan, dadurch inner achtzig Jahren vom Ganges an den Ebro der Islam Gesetz und Glaube der Völker, und dadurch gründeten Insularen, mit einem Arm gute Hindus drückend, mit dem andern Peru drohend, auf das unbeständigste Element ein nur durch sich zerstörbares Reich. Das thut nicht Süd, nicht Nord, nicht Land oder Meer; alles gibt und nimmt Geist und Muth. Darum hat, wer gewinnt, sich selbst zu fürchten und wer verliert, niemand anzuklagen, als sich selbst. Das unachtbare Europa bewegt nur dadurch die Welt." —

Über die Denkungsart und die Regierungsform kommt Müller zu dem Ergebnis, daß diejenigen für die Erwerbung und Behauptung der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens die angemessensten sein dürften, wodurch die moralischen Kräfte in vorzüglichem Grad und Gehalt erzeugt und unterhalten werden. Und nun schreibt Müller im zweiten Kapitel dieser Einleitung über „die Staatsverfassungen", über die Ursache und Entstehung der Gesetze und Verfassungen, der Monarchie, des Despotismus, der von keinem Gesetz weiß als von der Willkür eines Einzigen, der

eine Ausartung der Monarchie ist, von der Aristokratie in ihren verschiedenen Erscheinungsformen, von der Timokratie und Oligarchie, endlich von der Demokratie, nach altem Sinn des Wortes die Teilhabung sämtlicher Bürger an der Übung der höchsten Gewalt, von ihrer Ausartung, der Ochlokratie und Pöbelherrschaft. „Die beste Regierungsform ist die, welche mit Vermeidung der bemerkten Excesse, die Schnellkraft der Monarchie, die reife Klugheit eines Senates und den begeisternden Nachdruck der Demokratie vereinbart. Aber selten gestatten die Umstände, selten gibt der Scharfsinn der Gesetzgeber einem Lande dieses Glück, und nicht leicht gestatten Gewalt und List ihm, wo es allenfalls aufkömmt, lang eine reine Dauer. Sparta, Rom, einige neuere Republiken, England aber zumal, haben dieses Ideal politischer Vollkommenheit mehr oder weniger zu erreichen gesucht; größer war aber immer die Zahl der einfachern Formen, und länger ihre Dauer. — Es ist indeß auch äußerst selten, eine ganz ungemischte Regierungsform zu finden. — Wenige sind, die nur Eins, und dieses Eine aus allen Kräften wollen; und noch dazu müssen auch diese, um die Macht an sich zu reißen, durch Umstände begünstigt werden: gewisse Unternehmungen sind nur in bestimmten Zeiten möglich; das macht eben den Charakter der Jahrhunderte, dessen Leitung von einer höhern Hand abhängt. — Auch unvollkommene Regierungen haben immer doch eine gewisse Richtung zur Ordnung; ihre Stifter haben sie mit einer Menge Formen umgeben, die immer ein Damm gegen viel Unglück sind und dem Gang der Geschäfte eine gewisse Regelmäßigkeit geben, wofür die Menge eine Art Ehrfurcht bekömmt. Je mehr Formen, desto weniger Erschütterungen. — Nur durch die Sitten erhält sich die Gesellschaft; die Gesetze könnten sie bilden; man muß ihnen aber durch sich selbst sehr nachhelfen. Alsdann wird alles gut gehen, wenn man weniger über die Vertheilung der Gewalt dissertirt und ein jeder desto mehr Gewalt über sich selber zu bekommen sucht. Jeder trachte nach einer richtigen Schätzung der Dinge. Dadurch werden seine Begierden sehr gemäßigt werden. Die Änderung der Verwaltungsformen überlasse man dem Lauf der Zeit, welcher jedem Volk die Verfassung zutheilt, für die es eben in dem Zeitraum empfänglich ist, und eine andere, wenn es dazu reif geworden."

Müller vertritt hier wieder den Grundgedanken seiner politischen Anschauungen, daß jede Verfassung im Lichte der Zeit und der Umstände, in der sie entstanden ist, zu betrachten sei, daß es keine absolut schlechte oder gute Verfassung gebe. Er gedenkt den Ursprung, die Bildung und die Veränderungen vieler Regierungsformen und



das Schicksal der Nationen darzustellen zum Zwecke, seine eigene Zeit richtig einzuschätzen. „Nichts trägt mehr bei zu der höchstnöthigen richtigen Schätzung des gegenwärtigen Zustandes der europäischen Staaten, als ein richtiger Begriff über ihre Bildung, ihren ursprünglichen Geist. Wir werden endlich auf eine Menge Traktaten kommen, welche in den letzten anderthalb Jahrhunderten durch die feinsten Staatsmänner geschlossen und durch die größten Feldherren wieder vernichtet worden sind; aber auch die für Fürsten und Völker hieraus entstandenen Folgen und die gefahrvolle Lage, wohin dieses alle Staaten gebracht, werden wir sehen. — Nachahmungswürdige und abschreckende Beispiele, große Schwächen und Nöthen, Lagen der Mäßigung und auch solche, die ein herzhaftes Durchgreifen erfodern, werden wir genug antreffen und über die schöne Außenseite und wohlklingende Worte uns für die Zukunft weniger Illusion machen lassen."

Die ersten zehn Bücher sind der alten Geschichte vom Ursprung des menschlichen Geschlechtes bis zum Untergange des abendländischen Kaiserreichs gewidmet, wobei das 9. Buch, das Müller für Herder besonders abschreiben ließ[1]), die Religionsgeschichte des Orients, der Griechen und Römer, der Juden, Jesus Christus, die Begründung und die ersten Verunstaltungen des Christentums und die Entstehung der christlichen Kirche enthält.

Mit dem 11. Buch, der Festsetzung barbarischer Völker über den Trümmern des abendländischen Kaiserreichs, beginnt die Schilderung der mittleren Geschichte, die im 18. Buch mit der Geschichte der Revolutionen, welche die neuere Ordnung der Dinge besonders veranlaßten, zur neuen Zeit überleitet. Diese wird nun, beginnend mit den Zeiten Karls V. und Franz' I., mit Martin Luther und der Reformation der Kirche im 19. Buch weitergeführt bis zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und schließt im 24. Buch mit der Darstellung des Zustandes von Europa im Jahre 1783 und einem Überblick über Asien und Afrika. — In der Schlußbetrachtung führt Müller aus: „So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung in diesem Geschichtsbuch dargestellt worden, so sichtbar leuchtet höhere Leitung hervor. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang. Das sehen wir, daß Glück und Macht, bei Staaten und Partikularen, das Werk festen Willens, großer Thätigkeit und richtigen Urtheils sind, wohingegen Schwäche, Furchtsamkeit und alles, was die Entwicklung inwohnen-

---

[1]) Oben S. 371.



der Fähigkeiten hindert, Staaten und Einzelne stürzt. Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu thun sey (die Umstände ändern alles unendlich), als das Generalresultat der Zeiten und Nationen: Erfülle trefflich die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß; dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit." — „Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt hinüberschimmernde Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannigfaltige Reiche der Caesaren, Attila, Araber, Mogolen, Tataren; Fürsten der Gläubigen am Tigris, und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige, oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabenem Blick, ungebeugtem Nacken, und unerschütterlichem Muth, wie ein Rath von Göttern — stehet auf! Wer waret ihr? Die ersten der Menschen? Selten. Die besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren in einander greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung, unter unaufhörlichem Geprassel, Geschrey und Schnattern über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte. 26. Juni 1796."

Die vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten zeigen vor allem eine klare Disposition und systematische Übersicht der Weltgeschichte; der Verfasser beherrscht seinen Stoff vollständig. Daß die einzelnen Zeitabschnitte ungleich behandelt sind, manches nur flüchtig angedeutet, vieles auch ganz übergangen ist, geht aus der Entstehung des Werkes hervor; einige Abschnitte und die Schilderung einzelner Verhältnisse und Persönlichkeiten sind aber so zutreffend, daß sie auch heute noch mit Genuß gelesen werden können; mit Recht schreibt einer der neuesten Beurteiler: „Das Buch ist heute noch köstlich zu lesen[1])."

[1]) Curti, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert S. 136. So ist das Urteil Mörikofers (Schweiz. Literatur S. 480), daß die Allgemeine Geschichte Müllers in einzelnen Partien zu den vorzüglichsten Büchern dieser Art gehöre, noch nicht



Es ist bewunderungswürdig, wie Müller aus der Unmasse der von ihm gesammelten Quellen ein so knappes und im ganzen treffendes Bild der gesamten Weltgeschichte entwerfen konnte. Allerdings tritt auch hier zutage, daß ihm die Schärfe des kritischen Urteils abging, noch mehr als in der Schweizergeschichte, weil die Universalgeschichte eben keine abschließende Arbeit, sondern aus Vorlesungen, die auf eine bestimmte Stunde fertiggestellt werden mußten, hervorgegangen war; in der kurzen Zeit, in der Müller zu Wien die Zusammenstellung dieser früheren Arbeit besorgen mußte, konnte er selbstverständlich keine vollständige und abschließende Umarbeitung vornehmen; der Charakter von Vorlesungen haftet dem Werk noch vielfach an; es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Müller diese Universalgeschichte noch nicht dem Drucke übergeben wollte, daß sie ihm in dieser Form nur zur Grundlage des beabsichtigten großen Werkes dienen und nur im Falle seines vorzeitigen Ablebens als ein Denkmal seines Schaffens und auch nur in einer Auswahl veröffentlicht werden sollte. —

Dem Zwecke des Werkes entsprechend, hat Müller das Hauptgewicht auf die Entstehung und Entwicklung der Verfassungen gelegt und daraus Lehren und Grundsätze für seine eigene Zeit abzuleiten versucht. Die politischen Ereignisse, Kriege und anderes, werden nur berührt, soweit sie für diese Entwicklung und für die Schilderung des Zeitcharakters notwendig erschienen; vom geistigen Leben der Völker wird vornehmlich die Ausbildung des Religionswesens, dann der Literatur und der Philosophie berührt, während die bildenden Künste so gut wie unberücksichtigt geblieben sind. Der Stil ist fast durchgängig einfach und leicht verständlich, im Vortragstone gehalten; er unterscheidet sich wesentlich von der schweren, getragenen Schreibweise in einzelnen Teilen der Schweizergeschichte. Auffallende stilistische und grammatikalische Eigentümlichkeiten sind selten[1]).

Die vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten sind neben

---

hinfällig geworden. Mörikofer hebt vor allem hervor: „über den Wert der verschiedenen Verfassungen, über den Militärstaat, über die Größe Roms und sein Verderben, besonders aber über das Leben der alten Welt und deren klassische Schriftsteller. In den Abschnitten über Religion sind vorzüglich Herdersche Anschauungen bemerkbar. In neuem Lichte und in übersichtlichen Zügen tritt das Mittelalter auf und mit kräftigen Farben schildert er den Absolutismus der neueren Zeit im Fortschritte der Kriegsmacht und der Finanzen."

[1]) Einmal schreibt er als Imperfekt von gleichen — „gleichten", statt „glichen", wiederholt **eine** Abentheuer, **die** Verhältniß, **die** Bedürfniß, **die** Gefängniß, **die** Verständniß, **die** Bündniß, **die** Ereigniß, dagegen **das** Reichsverband usw. Siehe oben S. 116.



der Schweizergeschichte das Hauptwerk Johannes v. Müllers. Keines der beiden ist zur Vollendung gekommen; die Hoffnung des Verfassers ist, teilweise durch seine eigene Schuld, teilweise durch die Macht der Verhältnisse, nicht in Erfüllung gegangen. Die Schweizergeschichte ist ein Torso geblieben, die allgemeine Geschichte nicht über einen vorläufigen Entwurf hinausgekommen, der nur die Grundlage zu dem großartigen Werke, zu dem sich der Verfasser berufen fühlte und dessen Plan ihm vorschwebte, bilden sollte. So sind wir genötigt, aus unvollendeten Werken die Bedeutung Müllers als Geschichtschreiber, seine Stellung in der Geistesgeschichte seiner Zeit festzustellen. Diese schwierige Aufgabe wird erleichtert durch die reiche Korrespondenz mit seinem Bruder und mit zahlreichen Freunden und Gelehrten, in der uns Müller genaue Auskunft gibt über seine wissenschaftlichen Pläne, über die Art und Weise seiner geistigen Arbeit; vor allem bot ihm auch seine unausgesetzte Rezensionstätigkeit vielfach Gelegenheit, sich über die Aufgaben und Ziele der Geschichtswissenschaft auszusprechen[1]).

Auch in Wien hatte Müller wieder Gelegenheit, sich auf einem Gebiete schriftstellerischer Tätigkeit auszuzeichnen, zu dem er sich besonders befähigt und berufen fühlte: auf dem Gebiete der politischen Denk- und Streitschrift. Seine Wiener Schriften sind zweifellos im Einverständnis, wenn nicht geradezu im Auftrage des Wiener Kabinettes geschrieben worden; denn ohne dieses wäre die Veröffentlichung unmöglich gewesen. Thugut hat sich offenbar der bekannten und gewandten Feder Müllers bedient, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Daß er von Anfang seines Wiener Aufenthaltes an in seiner schriftstellerischen Tätigkeit vielfach gehemmt war, schreibt er am 23. Juli 1794 dem Bruder[2]): er könne die von ihm gewünschte Nachrede zum Dalrymple nicht schreiben, denn er müßte doch etwas über den Gegenstand des Buches sagen; verdammen könne er es nicht und loben dürfe er es nicht. „Du wirst dich des letztern billig wundern; aber es ist so. Selbst für die allgemeine Literatur Zeitung mache ich nichts mehr, weil alles gedeutet wird. Dieses wird nicht allezeit so seyn, aber bis der Sturm vorbey ist." Und am 3. September beklagt er sich über das Mißtrauen, auf das er überall stoße und das auch bewirke, daß er nur ungenügend beschäftigt werde, und sich nicht so nützlich machen könne, wie er wünsche[3]).

---

[1]) Auf die Bedeutung Müllers als Geschichtschreiber werden wir in einer Schlußbetrachtung näher eintreten. [2]) Ungedruckte Stelle.

[3]) An den Bruder, 16. November 1796: „Ich möchte nicht gern (von selbst, in einer mir nicht aufgetragenen Schrift) während dem Lärm, und ohne beiden



In seinem Briefwechsel mit dem Bruder berührt Müller nur selten seine politisch-literarische Tätigkeit. Am 27. Mai 1795 schickte er ihm einige Schriften „von einem unbekannten Verfasser, doch glaube ich, daß du ihn kennst; sage es aber nicht weiter; confidentioribus kannst du sie lesen lassen; aber auch confidentiores sollen rathen". Es handelt sich offenbar um Schriften über den preußischen Separatfrieden, über die er am 17. Juli 1795 dem Bruder schreibt: „daß der Verfasser des Fürstenbundes jene Schriften gemacht, ist kein Widerspruch; denn beidemal war es für Wahrheit und Recht; Partheygänger ist er in seinem Leben nie gewesen; hat sein Hof Unrecht, so schweigt er lieber. Übrigens haben jene Schriften beym Publikum den größten Eindruck gemacht; sie sind an mehreren Orten abgedruckt, und wie ich höre, auch in fremde Sprachen übersetzt worden. Ein Legationssekretär zu Regensburg hat (auf daß erfüllet werde, was du geweissaget hattest) ein Buch von bittern Personalitäten dawider geschrieben; worüber du mit nächstem eine Antwort erhalten wirst. Ich erwarte, daß der Streit hiemit geschlossen seyn wird, gedenke wenigstens nicht, ihn zu reassumiren. Übrigens werde ich in einer kurzen Vorrede vor der nächsten Abtheilung der Geschichte der Schweiz verschiedene anscheinende Widersprüche in meinem politischen Benehmen, wie ich hoffe beruhigend aufklären[1])."

Am 3. September 1795 spricht er wieder von „einer ganz kleinen Schrift", die er seither verfaßt habe und dem Bruder gelegentlich senden werde[2]).

Über jene Gegenschrift, deren Verfasser H. W. v. Bülow war, schreibt er am 21. Oktober 1795: „Bülow hat in dem wahren Styl eines Stallknechts wider mich geschrieben; der Himmel verhüte, daß ich erwidere! Selbst im wilden Mittelalter, wo jeder entehrt war, der den hingeworfenen Handschuh nicht aufhob, war doch nicht üblich, daß man ihn einem in die Mistgrube oder gar ins heimliche

---

Theilen die Wahrheit unpartheyisch sagen zu können, über diese Punkte mich herauslassen. — Wenn Gott mir je gibt, schreiben zu können, was und wie ich will, so soll man sehen, wie entschieden mein Haß des Bösen bey allen Partheyen, und wie warm ich für das Gute, wo immer es ist, allezeit bin; vielleicht werde ich auch dann nicht gefallen, doch gewiß auch mein Publikum, und etwa bey der Nachwelt nach vorübergegangener Gährung, haben."

[1]) Das hat Müller auch getan in der Vorrede zur zweiten Abteilung des dritten Bandes der Schweizergeschichte, geschrieben zu Wien 1795. S. W. XIX, S. LXVII ff.

[2]) Ungedruckte Stelle. Es ist vielleicht die Schrift über das Erbrecht Ludwigs XVIII. gemeint.



Gemach warf. Ich kann auch nicht glauben, daß dergleichen Zeug jemandem Abbruch thun könne. Was vor 23 Jahren Schlözer wider Herder schrieb, war eine Artigkeit in Vergleichung, und wo ist's? wer liest es? wen stört es in den Ideen?“

Die erste Veranlassung zur Veröffentlichung von Schriften politischen Inhalts aus der Feder Müllers gab der Abschluß des preußischen Separatfriedens am 5. April 1795 zu Basel mit der französischen Republik. Daß Müller den Gang der geschichtlichen Ereignisse auch von Wien aus mit großem Interesse verfolgte, ist selbstverständlich; zudem erheischte das auch seine Anstellung im Ministerium des Äußern. Daß er dabei mit der schmachvollen Politik, die Preußen durch den Abschluß des Basler Friedens befolgte, scharf ins Gericht gehen mußte, glaubte er in der kurzen Selbstbiographie, die er 1806 als Hofhistoriograph in Berlin schrieb, entschuldigen zu müssen[1]). Tatsächlich war er schon seit der Haltung Preußens im Lütticher Handel der Politik des Berliner Hofes entfremdet worden.

Die erste dieser anonym erschienenen Schriften ist eine kurze Abhandlung: Die preußische Mitverwendung für den Reichsfrieden[2]). Sie wendet sich mit aller Schärfe gegen die Vermittlerrolle, die dem bundesbrüchigen Preußen für die Herbeiführung des Friedens zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Regierung zugedacht werden wollte. Der Kaiser könne den Antrag der preußischen Mitwirkung zum Friedensgeschäfte sich nicht gefallen lassen. „Der gemeinste Sinn von Ehre, wie man ihn bei einem jeden Schildbürger voraussetzen darf, reicht hin, die ganze Indignität eines solchen Antrages fühlbar zu machen.“ Frankreich muß aus Mangel an Brot auch ohne die preußische Vermittlung, die diesem Staate eine ungebührliche Präponderanz in Deutschland verschaffen würde, Frieden schließen. „Wenn ihr“, so wird den Deutschen zugerufen, „dem Reichsoberhaupt zumuthen wollet, mit jenem, der als Macht an ihm bundbrüchig ist, mit jenem, der als Reichsstand aller Benefizien und Lehen des Reichs durch den Separatfrieden sich selbst verlustig erklärt, und welchem der Feind über ihn Präponderanz verheißt, noch Rücksprache über euren Frieden zu treffen, so will ich nicht wiederholen, daß dieses eine Indignität ist, welche

[1]) Die Heftigkeit, mit der er in diesen Schriften die preußische Politik angriff, hatte auch den Bruder besorgt gemacht. In einem (ungedruckten) Briefe vom 11. August 1796 schrieb er: „Schreibe doch um alles Willen nicht mehr so heftig gegen Preußen. Hat's das mindeste genützt? ja mehr erbittert. Ich denke nie ohne große Sorgen an dich, nie ohne Gebet.“

[2]) Ulm 1795, 28 Seiten 12°. Nach einer Bleistiftnotiz auf der letzten Seite ist sie schon im April geschrieben worden.



mit Verachtung abgewiesen zu werden verdient, sondern, das ist gewiß, daß ihr durch diese Ratification des preußischen Verfahrens die Zerstörungsacte euerer Verfassung unterschreibet."

Müller sagt bereits prophetisch die Auflösung des deutschen Reiches voraus. „Der Kaiser selbst, wird er dem undankbaren Schattenreich die Kräfte des herrlichen Staatenkörpers, welcher ihm gehorcht, ewig aufopfern? den Leichnam, welchem eine Seele zu geben, er sich vergeblich so viel bemühet, nicht lieber der Auflösung überlassen? In der That; es handelt sich nicht von irgend einer (kaum noch denkbar scheinenden) Einschränkung der kaiserlichen Majestät, sondern von ihrer Vernichtung, von einer solchen Beschimpfung der Crone, wodurch sie unwürdig würde, von einem Fürsten aus dem Hause Habsburg-Lothringen ferners getragen zu werden. Dieser euer politische Selbstmord gäbe euch nicht einmal die Todtenstille, den Frieden: sobald ihr aufhört, Rücksichten zu verdienen (weil ihr keine habt), so sind eure Länder der Tummelplatz, eure Producte die Beute der zugreifenden Mächtigsten. Verlasset euch dann auf die Franzosen und Preußen; doch vergesset nicht, auszurechnen, wie viel sie wohl für euch thun, und wie hoch sie es euch anschreiben dürften. Ich meine, die Vortrefflichen zu Regensburg werden endlich merken, daß unter allen Complimenten, über deren Ausmessung sie seit mehr als hundert Jahren so viele tausend Bogen verschrieben, ihren hohen Principalen doch keines so theuer zu stehen gekommen, als diese preußische Adjunction." „Während Preußen in seiner Leichenrede auf die deutsche Verfassung sich in heuchlerischer Weise rühmt, als Befreier und Retter des deutschen Vaterlandes erschienen zu sein, dem gemeinsamen Vaterland eine solidere Gränze zu geben und die durch den verhängnisvollen Krieg ausgesogenen deutschen Unterthanen des kostspieligen Unterhaltes so vieler Höfe, Residenzen, Ministerien, Gesandtschaften u. s. w. zu entladen, indem es, infolge der dem Reich von jeher gewidmeten patriotischen Sorgfalt und einer mit anderen Mächten darüber getroffenen Verabredung, provisorisch, und nur bis zu Vergütung aller gehabten Auslagen, gänzlicher Stillung der Unruhen in den benachbarten Reichen und genugsamer Erholung des teutschen Volks, die Selbstverwaltung der bis an den Mayn und bis an die Böhmische Gränze gelegenen Reichslande zu übernehmen sich gnädigst gefallen lassen, spricht man im Wohlfahrtsausschuß in Paris mit Hohn vom pedantischen Reich der Teutschen, das nun sein längst verdientes Ende gefunden habe, vom Verräter, dem man schmeichelt, weil man ihn braucht, den man aber verachtet, der zuerst am teutschen Reich die Pflicht ge-

brochen." — „Künftige Montesquieus aber, wenn sie den Ursachen des Unterganges auch dieses römischen Reiches nachspüren, werden als die hauptsächlichsten bemerken: daß es immer zur Unzeit langsam oder eilfertig war. Langsam zogen die Contingente, langsam flossen die Römermonate, es war eine unendliche Weitläufigkeit, eine undankbare Schwerfälligkeit in dem ganzen Gang der Geschäfte, als fester Muth fremden Trutz bändigen und strafen sollte. Hingegen als 180 000 Mann die Gränze deckten, als der kaiserliche Commissarius zum Frieden schon ernannt war, als wenige Wochen erforderlich waren, um eine Reichsdeputation ihm beyzuordnen und abzusenden, schien dem Reichstag diese Frist einiger Wochen so lang, daß er lieber Preußen dem Reichsoberhaupt adjungirte, das ist, den Kaiser aufs empfindlichste beleidigte, seine eigene Verfassung in äußerste Gefahr setzte, Zerrüttung und Verwirrung in das Friedensgeschäfte selbst brachte, um nur vierzehn Tage desto früher durch Hardenberg das Trostwort zu hören, daß die Franzosen, auf Preußens Fürbitte, geneigt scheinen, sich seiner zu erbarmen — wenn es nur in der Reichsverfassung das untere zu oberst kehren wolle!"

Eine zweite Schrift Müllers druckt zuerst die bekannte Erklärung des Königs von Preußen vom 1. Mai 1795 ab und macht darüber ihre Betrachtungen[1]). Nicht ohne bitteren Spott wird auf die Widersprüche dieser Erklärung zu den früheren Äußerungen des Berliner Hofes gegen die französische Revolution aufmerksam gemacht und als Analogon der „Gedächtnisfehler" aufgeführt, den die preußische Regierung begangen habe, als sie 1791 die Errichtung der letzten polnischen Konstitution in schmeichelhaften, ermunternden Ausdrücken begrüßt, 1793 aber eine neue Teilung Polens als erforderlich betrachtet habe, um die gefahrvollen Anstalten dieser nämlichen Konstitution auszurotten. „Einem Hofe, der, wie die Erklärung siebenmal versichert, für unser Bestes seit dritthalb Jahren so außerordentliche Anstrengungen und Aufopferungen gethan hat, sind wir in der That schuldig, mit eben dem guten Willen, den er in allem so herrlich zu Tage legt, den kleinen Dienst zu erweisen, ihn auf die Mißgriffe der Feder seiner Secretäre aufmerksam zu machen." — Der Verfasser beschränkt seine Zweifel und Empfindungen für

[1]) Erklärung im Namen S. K. M. von Preußen der allgemeinen Reichsversammlung mitgeteilt in betreff des zu Basel am 5. April geschlossenen Friedens, mit einigen Anmerkungen. Mit einem Motto aus Vergil. Ohne Druckort, 1795, 11 Seiten 12°. Mit der Bleistiftbemerkung am Schlusse: May. — In St.-B. Müll. **180** liegen handschriftliche Bemerkungen zu der preußischen Erklärung, 11 Seiten Folio, worin in 45 Punkten kritische Aussetzungen an der königlichen Erklärung gemacht werden. Sie sind nicht von der Hand Müllers.

diesmal auf drei Punkte, weiteres sich auf einen anderen Anlaß vorbehaltend. Er macht zuerst aufmerksam auf das Preisgeben der Kriegsziele, die Preußen mit seinen verbündeten Mächten aufgestellt habe, auf die Insolvenzerklärung des Staates Friedrichs des Großen gegenüber den natürlichen und beschworenen Obliegenheiten gegen seine Bundesgenossen, gegen den Schatten Ludwigs XVI. und sein unglückliches Geschlecht, gegen Vaterland, Menschheit und Nachwelt, und trotzdem freue sich der Verfasser der Erklärung über diesen glücklichen Friedensschluß! — Im zweiten Teil wendet sich Müller gegen die Behauptung der Erklärung, daß der Friedenschluß durch den Gang der Ereignisse, durch die Unmöglichkeit, dem siegreichen Vordringen der Franzosen eine Schranke entgegenzusetzen, notwendig geworden sei, daß Preußen in diesem Kriege das meiste geleistet, seine Finanzen und sein Blut geopfert habe, aber von den Verbündeten ungenügend unterstützt worden sei, daß die Reichsstände ein großer Teil der Schuld, warum diese Sache so schlecht gegangen sei, treffe, daß die Hauptursache des Übels in den „unerforschlichen Rathschlüssen der ewigen Verhängniß“ zu finden sei. Es sollen nicht Fehler freier Wahl auf die Verantwortung des Fatums geschrieben werden. „Gott will, daß der Mensch seiner selbst eingedenk sey; nicht leicht verließ das Glück die Entschlossenen, die Vorangehenden. Was man ernstlich will, das geschieht; d a s ist das Fatum, d a s hat Gott präordinirt; am Ende ist Gott mit braven Leuten.“ „Die Zusammenstellung authentischer Relationen von den Begebenheiten dieses Kriegs dürfte seine vermeinten Wunder wohl in einen ganz natürlichen Gang der Dinge auflösen. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist vielleicht selbst noch so glücklich, durch eine solche Geschichte dem erschrockenen Verfasser der Erklärung die tröstliche Überzeugung beyzubringen, daß alles ganz menschlich zuging. Höchstens Ein Deus ex machina würde erscheinen: Preußen, der Nationalconvention im Augenblick ihrer größten Noth seine Hände reichend. Und nun bietet es, ‚mit aufrichtiger, herzlicher Willigkeit‘ auch dem deutschen Vaterlande diese hilfreichen Hände. Teutschlands Retter und Beschützer hat sehr weislich und patriotisch den Feind, so viel an ihm war, vorerst von seiner Furcht befreyt.“ — Im dritten Abschnitt wendet sich Müller der Lage des Reiches zu. „Nicht leicht ist (nach den schweizerischen Republiken) irgend ein Land in Europa für seine Nachbarn so unverdächtig, so unschuldig, als das Heilige Römische Reich; durch die Natur seiner Verfassung zu Offensivkriegen ungeschickt, ja zur Selbstvertheidigung etwas unbehilflich. Doch ist noch Biedersinn, Ehrgefühl und Muth in den Teutschen,



wodurch Beleidigungen ihnen unerträglich werden. Daher, wenn die mächtigsten Reichsstände es zulassen, jene gerne thun, was sie können, nur solche Dinge abzuhalten oder zu rächen." — „Nichts ist für die Ruhe des ganzen Welttheils wünschbarer, als die Erhaltung des unbeleidigten Reichs der Teutschen. Es ist eine durchaus nothwendige Scheidemauer jenes, auf lange Jahre hinaus eröffneten Tummelplatzes aller unbändigen Leidenschaften, und der thätigen, großen Monarchien, zwischen welchen und den Franzosen eine Menge Collisionen unvermeidlich seyn würden. Das Eine ist nothwendig, daß dieser Staatskörper zusammenhalte. Auch dann wird er nicht formidabel seyn, aber (nur das will er) respektirt werden. Hiezu ist erforderlich, daß die Hauptformen bleiben." — „Der Versuch, das tausendjährige Gebäude auf zwei Grundpfeiler (Österreich und Preußen) zu stellen, würde ein Mißverhältnis herbeiführen, worüber es ganz leicht in Trümmer fallen könnte. Die Überweisung der Friedenswünsche ... nicht nur an das Reichsoberhaupt, sondern auch an einen Reichsmitstand, hat den neu angenommenen Curator Preußen so unbescheiden gemacht, als ob er es nicht nur mit Watsenkindern, sondern mit völlig unmündigen oder blödsinnigen zu thun hätte, welchen eine Demarcationslinie zu setzen wäre, jenseits deren, und weiter nicht, sie, wenn sie wollten, allenfalls Erlaubniß hätten, ihre Balgereien fortzutreiben. Das deutsche Reich läuft Gefahr, ein zweytes Polen zu werden, welches die patriotischen Officiers und die gute Vorsorge des gegenwärtigen Friedensstifters bald mit seiner Existenz bezahlen dürfte. Die Franzosen, die neuen Freunde des Curators und der Friedensstifter selbst würden dem Reiche ihre Rechnungen machen. Preußen würde sich auf seine Kosten für die Verluste auf dem linken Rheinufer schadlos halten."

Nachdem die Schrift noch einmal der preußischen Politik wegen ihrer Wortbrüchigkeit und ihrer Mißachtung gegen Kaiser und Reich die heftigsten Vorwürfe gemacht hat, schließt sie mit dem rhetorischen Aufruf: „Wachet, Kurfürsten, Fürsten und Stände! der euch trennen möchte, schläft nicht. Ihr kennet seine Stimme; vor neun Jahren lockte sie euch, als Kaiser Joseph zu drohen schien[1]); zum zweyten mal hört ihr sie nun, da Kaiser Franz, nach fast sieben Kriegsjahren, Beleidigungen ausgesetzt scheinen mag. Sie schmeichelte vormals mit Erhaltung der Fürstenrechte, bis Brabant abfiel und Lüttich rebellierte. Sie schmeichelte seither mit einem patriotischen Krieg, bis Österreich erschöpft und Frankreich Preußens bedürftig schien. Sie

[1]) Müller vergißt hier, daß er damals eifrig für den Fürstenbund gewirkt hatte.



schmeichelt jetzt mit Frieden. — Mit was für einem Frieden? Mit einem nicht von siegreichen Feinden (das ist auch anderen geschehen), sondern (das ist der Schimpf) von treulosen Freunden höhnisch angebotenen, aufgedrungenen, mit Verlust euerer Gesetze und Rechte, euerer Ehre und Würde, des Vaterlandes und euerer Existenz zu erkaufenden, unseligen Frieden. Es werde Friede; ja! Sogleich werde Friede. Aber geradezu mit dem Feind; aber durch euch selbst, aber durch Kaiser und Reich."

Dann wird die Behauptung, daß die Franzosen nicht mit dem Kaiser direkt über einen Frieden unterhandeln wollen, als eine Schmach zurückgewiesen. Noch sei die Kraft von Kaiser und Reich nicht gebrochen, zum Kriege fürs Vaterland nicht ohnmächtig. „Verlassen wird, wer sich selbst verläßt. Seyn oder Nichtseyn, o Reich der Deutschen, ist in deiner eigenen Hand!" Das trugvolle Geschenk der unglückschwangeren Friedensvermittlung wird die Verfassung des Reichs durchbrechen. „Der Jahrhunderte Werk, eure Pergama, wird fallen, unbedauert, weil durch eigene Schuld." „Der Feind will einen redlichen billigen Frieden, oder er will Betrug und Verderben. In jenem Fall wird er den Frieden unbedenklich mit denjenigen machen, welche ihm den Krieg angekündigt haben. In diesem Fall, wer wollte sich einlassen! Das gemeine Wesen würde zu Grunde gehen! — Vom Feind komme ich auf den Vermittler (sie sind ja eins). Kurfürsten, Fürsten und Stände! untersuchet lieber nicht, was Kraftlosigkeit oder Hinterlist sey; schweiget, bleibt im alten; gedenkt keines unconstitutionellen Vermittlers. Jedes Vertrauenswort, wie euer letztes, würde Rechtstitel in seinem Prätensionenbuch." — „Der Kaiser," so schließt die Schrift, „ist für Deutschland der einzige Führer zum Friedenswerk oder zum Kriege. Deutsche, die ihr das Vaterland liebet, vereiniget euch! Franz den Zweiten findet ihr friedliebend, aber auf dem Wege des Rechts und der Ehre!"

Noch viel leidenschaftlicher äußern sich zwei weitere Druckschriften über den preußischen Separatfrieden, die ebenfalls Müller zugeschrieben werden, aber nach ihrer Schreibweise kaum aus seiner Feder hervorgegangen sind[1]).

[1]) „Patriotische, aber ehrfurchtsvolle Bemerkungen über die von S. Maj. dem Könige von Preußen durch höchst dero Minister am Reichstage zu Regensburg gemachte Erklärung in Betreff des am 5. April 1795 mit der franz. Republik geschlossenen Friedenstractates." 1795. Ohne Druckort, 22 Seiten 12°; und: „Noch einmal Bemerkungen über den weitern preußischen Vertrag mit der Frankenrepublik, vom 17. Mai 1795 in Betreff der Demarkationslinie und der Neutralität." 1795. Ohne Druckort, 32 Seiten 12°. Was in Müllers Schrift nur angedeutet, aber



Im Juni 1795 gab Müller eine andere kleine Schrift heraus, „Die Uibereilungen"[1]). Sie wirft den Reichsständen die Übereilung, ja die Überstürzung in den Friedensunterhandlungen vor, in einer Zeit, da die französischen Gewalthaber durch den Hunger und die Schrecken der Anarchie bedroht seien. „Mit diesen Leuten eilen die Reichsstände — sie haben Recht, daß sie eilen, denn die Convention erlebt es sonst nicht — in Freundschaft und Verständnis zu kommen. Sie eilen; ja wohl! der Ausdruck ist aber zu schwach; sie überstürzen sich einander. Man höre!" Nun wird darauf hingewiesen, daß für die wichtigen Verhandlungen über den Frieden vor dem Reichstage nur ein Termin von neun Tagen angesetzt worden sei. „Daß der preußische Hof seine einige Freundin, die er in der Welt hat, die Nationalconvention, der er alles aufgeopfert, baldmöglichst und am liebsten noch vor der Ärndte, aus ihren Drangsalen retten möchte, ist natürlich." „Wenn der Convent in Frankreich fällt und einer ordentlichen Regierung Platz macht, oder wenn Deutschland alle Versuchungen und voreiligen Schritte und Verletzung seiner Gesetze mit Würde und Selbständigkeit von der Hand weist, um nach gegenseitiger Convenienz einen ehrenhaften Frieden zu machen, so läßt sich auf dessen Dauer hoffen, nicht aber, wenn er übereilt und durch die Vermittlung Preußens herbeigeführt wird." „Sollte das uralte heilige Reich in der Lage eines unweisen Jünglings seyn, dem, von einer geschmückten Schönheit bezaubert, die Augenblicke bis zur Schäferstunde Jahrhunderte dünken, ohne daß ihm über die Folgen irgend ein Gedanke beyfiele! — Entweder bleibt Frankreich Republik oder das Königthum wird hergestellt. Im ersten Fall gewährt der Friede, wenn ihn die Deutschen erbitten, einen kurzen Schlaf am Rande eines unabsehbaren Abgrundes; er wird zu neuer Gewaltthat und Beraubung Deutschlands führen. Dann wird in der Wüste, wo das Reich war, zur Warnung der Völker, ein großes Denkmal mit folgender Aufschrift sich erheben: Diese sind gefallen, weil sie durch thörichte Uibereilung und schändliche Furcht die Achtung ihres eigenen Kaisers verlohren. — Sollte aber die französische Monarchie wieder aufblühen, so wird über die Deutschen,

abgelehnt wird, ist hier mit aller Schärfe ausgesprochen: der preußischen Politik wird nicht nur Bundesbruch, sondern schwarzer Verrat vorgeworfen an Kaiser und Reich, durch deren Vernichtung mit Hilfe der französischen Königsmörder und Gottesleugner Preußen die maßlosen und verbrecherischen Ziele seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht erreichen will.

[1]) Die Uibereilungen. 1795. Ohne Druckort, 27 Seiten kleinsten Formates. Abgedruckt S. W. XVIII, 275 ff. Im Exemplar auf der Stadtbibliothek mit der Bleistiftbemerkung: Juni.



falls sie der sterbenden Convention so lächerlich in die Arme geeilt sind, alles kommen, was eine Nation verdient, welche durch eigene Schuld — nichts ist. Die Insolenz der insolentesten unter allen Nationen, gegen beurkundete Zaghaftigkeit, was wird sich die nicht erlauben!" Müller hofft aber, daß mehrere Stände sich der voreiligen Entscheidung widersetzen und die Verantwortlichkeit für die Verunglückung der Sache des gemeinsamen Vaterlandes ablehnen werden. Die Schrift schließt wirksam mit der Fabel vom Esel, der durch die vorzeitige Begierde nach Ruhe und Genuß für die Menschen die Unsterblichkeit verloren hat. —

Die Schriften Müllers riefen heftige Gegenschriften der Verteidiger der preußischen Politik hervor. Vor allem gegen die Angriffe Bülows[1]) gab Müller im Juli 1795 eine weitere Schrift über den Basler Frieden heraus[2]). Zuerst geht sie auf die Frage ein, ob der König von Preußen zum Abschluß eines Separatfriedens berechtigt gewesen sei und welches die Beweggründe zu dieser bundeswidrigen Politik gewesen seien; als solche werden das Streben nach dem preußischen Übergewicht im Reiche, die Verdrängung Österreichs und das Hereinziehen der Reichsstände in alle Stürme und Wogen der Politik zugunsten des neuen Gewalthabers bezeichnet. Die Schrift wendet sich vor allem gegen die Behauptung, daß kein Land durch Hinterlist, Arglist, Betrug und Unterdrückung dem preußischen Szepter unterworfen worden sei, daß alle seine Besitzungen Früchte einer edeln und weisen Politik seien, daß es nie Preußens Grundsatz gewesen sei, Länder wegzunehmen, weil sie ihm gelegen waren. „Trauet, Leser, euren Augen; es heißt so, die Stelle lautet so, und scheint nicht Satyre zu seyn; erröthet für das Jahrhundert, welchem man so etwas ins Gesichte sagen darf. Die teutschen Herren lachen (der Teutschmeister bückt sich); die Westpreußen und Südpreußen seufzen; was sagen die Danziger? Höhnisch zucken auch die Schlesinger die Achsel ... Friedrich der Große hätte auf ein solches Compliment den Rücken gekehrt." — Dann wird nachgewiesen, wie Preußen durch den Zusatzvertrag vom 17. Mai über die Festsetzung der Demarkationslinie und die Neutralität des rechtsmainischen Gebietes Österreich und das Reich in der Fortsetzung des Krieges ungemein benachteiligt, dagegen den Franzosen den größten Vor-

---

[1]) Oben S. 382.

[2]) „Fernere Beleuchtung des zu Basel geschlossenen Friedens und der damit verbundenen Handlungen. Dem Verfasser der Anmerkungen über die königl. preuß. Erklärung durch Gegenschriften abgenöthiget". 1795. Ohne Druckort, 79 Seiten 12°. Auf dem Titelblatt die Bleistiftnotiz: Juli.



schub geleistet habe; es wolle dadurch dem Kaiser und Reich den Frieden aufzwingen, werde aber unfehlbar eine allgemeine Verwirrung von Europa herbeiführen. Der Vorwurf, daß der Kaiser den Frieden nicht wolle, wird zurückgewiesen; er könne aber unmöglich mit Preußen, nachdem dieses eigenmächtig und verfassungswidrig mit dem Reichsfeinde in Unterhandlungen getreten sei, einen gemeinschaftlichen Weg in dieser Sache gehen; er habe gegen das vertrags- und verfassungsbrüchige Preußen große Schonung gezeigt, während dieses die Reichsstände durch Drohungen der preußischen Intervention gefügig zu machen gesucht habe. Der Kaiser habe für das Friedenswerk eine Reichsdeputation verlangt und erklärt, er werde sich den Wünschen der Mehrheit fügen. Der Vorwurf, daß Österreich durch grenzenlose Eroberungssucht beständige Unruhe in die Welt bringe, vor welcher der unverdächtige, uneigennützige Schutz des guten, gewissenhaften, friedlichen Preußens retten könne, wird an Hand der Geschichte als unsinnig zurückgewiesen, wogegen Preußen, seit siebzig Jahren emporgekommen, „sich alles erlaubte, alles unternahm, bewegte, durchtrieb und — fortfuhr, über Österreichs Projecte zu allarmiren." Der preußischen Politik wird vorgeworfen, daß sie in dieser Zeit der gewaltigen Erschütterung Europas das unselige Spiel der Staatsverwicklungen weiter treibe und seine Präponderanzprojekte im Reich verfolge durch Beförderung eines mit der Ehre und der Sicherheit der deutschen Staaten unvereinbaren Friedens, der der Keim eines weit größeren und verderblicheren Krieges sein würde. —

In einem vierten Kapitel wird die Behauptung zurückgewiesen, Österreich habe für seine kriegerischen Unternehmungen, die Einnahme von Valenciennes und Condé, mit vollen Händen aus der Reichsoperationskasse geschöpft; in den veröffentlichten Rechnungen dieser Kasse, die allen Gliedern des Reichs zugestellt wurden, sei hiefür kein einziger Kreuzer zu finden; „unhöfliche Leute nennen eine solche Erdichtung Lüge."

Nachdem der Reichstag zu Regensburg am 3. Juli 1795 den Beschluß über die Einleitung zu einem „annehmlichen" Reichsfrieden unter Verwendung und Mitwirkung des Königs von Preußen gefaßt hatte, ein Beschluß, der allerdings der in den Schriften Müllers vertretenen Auffassung des Wiener Hofes durchaus widersprach, verfaßte Müller eine weitere politische Flugschrift: Der Reichsfriede[1]). Es ist ihr das Motto aus Ovid vorgesetzt: Differ; habent

[1]) 1795. Ohne Druckort, 24 Seiten 12°. Im Exemplar der Stadtbibliothek mit der Bleistiftbemerkung: Juli. Abgedruckt S. W. XVIII, 287 ff.



parvae commoda magna morae. Müller kennzeichnet darin die feige Haltung des Reichstages. Noch einmal hebt er mit allem Nachdruck die verhängnisvollen Folgen eines übereilten Friedenschlusses hervor, der nur für den französischen Konvent vorteilhaft, ja gegenwärtig seine einzige Rettung sei und die Quelle immer neuer Forderungen und Verwicklungen bilden würde. Kein depossedierter, kein beschädigter Stand kann seine Herstellung, ebensowenig das ganze Vaterland seine künftige Sicherheit von einem anderen Frieden hoffen, als von einem zur rechten Zeit geschlossenen. Ein solcher aber ist nur zu erlangen entweder durch das Wiederaufkommen einer wohlgeordneten Regierung in Frankreich oder dadurch, daß die französische Nation zur Überzeugung kommt, daß die deutsche weder zu überlisten noch zu überwältigen ist. Noch einmal wird der Gedanke der preußischen Vermittlung zurückgewiesen. Zunächst muß die Integrität des Reichs hergestellt werden. Dann erfordert das gemeinste Rechtsgefühl, die Ehre des Reichs und das Interesse seiner künftigen Sicherheit, daß die Stände, die durch die Begehrlichkeit und Raubsucht feindlicher Scharen gelitten haben, einigermaßen entschädigt werden; endlich ist die Grenze, wo sie unbestimmt geworden ist, beim Reichsfrieden genau festzusetzen, um nicht immer wieder die Ursache neuer Verwicklungen zu werden. „Nur durch die Erfüllung dieses dreifachen Zweckes kann das Reich den Franzosen respectabel bleiben. Nur wenn sie es respectieren, kann es auf einen Frieden zählen, den sonst kein Fluß, keine Linie von Festungen und kein Berg sichern kann. Für die menschlichen Leidenschaften ist selbst der atlantische Ozean nicht allzu breit, indeß seit vielen Jahrhunderten das Violenbächlein als eine unüberschreitbare Gränze der schweizerischen Eidgenossenschaft geachtet wird, weil bey den Eidgenossen, bey aller Unförmlichkeit ihrer Verfassung und ihren hin und wieder nichts weniger als natürlichen Gränzen die Nachbarn noch jene Väter ehrten, die, als bey St. Jacob ihre ganze Armee fiel, um keinen Frieden gebeten, und nachdem sie bey Marignano drey Tage nach einander geschlagen wurden, sich nicht einfallen ließen, von den ennetbirgischen Vogteyen einen Fuß breit abzutreten. So kann auch das Reich der Teutschen von seiner billigen Friedensbasis ohne Verletzung seiner Ehre und ohne Gefahr künftiger Sicherheit nicht abgehen. Sie durchzusetzen, ist Beharrlichkeit in Sperrung der Zuflüsse und Bedeckung der Gränzen das untrügliche Mittel. Von aller Zufuhr abgeschnitten, hier durch uns, dort durch die Engländer, aufgezehrt im Innern durch den bürgerlichen Krieg, wäre der Feind genöthiget, billig zu werden. — Wer dem Feind Wege der Zufuhr



öfnet, wer durch Waffenstillstand Eröfnung des Handels bezielt, beraubt das Reich des einigen, in seiner Gewalt stehenden Mittels zu einem anständigen, sichern Frieden; die Convention befreyt er einer großen Verlegenheit. — Hier ist der Scheideweg. Selbsteignes Interesse, wenn man es auf die Dauer berechnet, Ehre und Nachkommen fodern das ganze Opfer einer gesetzten Bedächtlichkeit in Befriedigung des allgemeinen Wunsches. Damit vergleiche man die alles vereitelnden Maßregeln unconstitutioneller Übereilungen oder eines zweckwidrigen Waffenstillstandes nebst ihren untrennbaren Folgen, Verachtung von Außen, Parthehung im Innern, und wähle[1])!"

Wie wenig Müller mit seinen Streitschriften erreicht hat, wie der Zusammenbruch des Reiches nicht mehr aufzuhalten war, ist bekannt. In derselben Zeit hat er auch eine Studie über das Erbrecht Ludwigs XVIII. geschrieben[2]). Die Schrift ist bald nach dem beklagenswerten Tode des Dauphins (8. Juni 1795) geschrieben und versucht die Erbberechtigung des ältesten Bruders des hingerichteten Königs nachzuweisen, nachdem dessen einziger Sohn seinem bedauernswerten Schicksal erlegen war. Er hat nicht, wie seinerzeit der letzte Stuart Jakob II., durch seine Flucht sein Recht auf die Nachfolge verwirkt; denn er ist weder als König noch als der nächste Thronerbe entwichen, als das königliche Haus in immer größere Gefahr seiner Freiheit und Würde kam, vor den aufkeimenden Terroristen, nicht als Unterdrücker von Flüchen und von Rache verfolgt, „sondern um seinen schuldlosen Charakter entweder auf glücklichere Zeiten oder auf die Zeit einer Bedürfniß der Nation, unentwürdigt, aufzubewahren, zu dem Kurfürsten von Trier, seinem Oheim. Man darf ihn nicht mit Jakob II., sondern mit Karl II.

---

[1]) M.-B. Müll. **151**, 52, Nr. 17 befindet sich ein Schreiben von der Hand Müllers an die österreichischen Geschäftsträger in Madrid, Neapel, Turin und Petersburg, 8 Seiten Folio, vom 20. Mai 1795, über die durch den Separatfrieden veränderte Lage. Der Kaiser sei geneigt, dem allgemeinen Wunsche der deutschen Stände nach dem Reichsfrieden Rechnung zu tragen; er könne sich auch als Reichsstand und als Kaiser diesem Frieden anschließen; dagegen sei er durch den Reichsfrieden nicht verpflichtet, seine Verpflichtungen als Glied der Koalition preiszugeben. Er könne also als selbständiger König von Ungarn und Herrscher in Italien diesen Verpflichtungen auch fernerhin nachkommen und den Krieg mit konzentrierterer Anstrengung weiterführen. Dieses Schriftstück beweist, daß Müller auch zur Redaktion wichtiger diplomatischer Noten verwendet wurde.

[2]) Das Erbrecht Ludwigs XVIII., ein Fragment. 1795. 10 Seiten Folio. St.-B. Müll. **48**. Hiezu ein erster Entwurf, 14 Seiten 4°. Die Schrift ist erst in S. W. XVIII, 296 ff. abgedruckt worden, und zwar in einer Zusammenstellung aus beiden Entwürfen.



vergleichen, durch den der allgemeine Wunsch nach Ordnung und Ruhe durch die Restauration endlich befriedigt wurde."

Müller stellt hier ganz bestimmt den Grundsatz der Legitimität, wie er später vom Wiener Kongreß zur politischen Maxime erhoben wurde, auf: „Es ist einer Nation weniger daran gelegen, daß ein Herr von sehr großen und glänzenden Eigenschaften ihr König sey, als daß derjenige auf dem Stuhl seiner Vorältern sitze, welcher auf denselben gehört. Denn der Zweck des Königthums ist nicht selbsteigene Führung der Geschäfte, die sehr selten gelingt und mehr Scheinbares als Wünschbares hat, sondern daß das ganze Staatsgebäude Einen festen Schlußstein, daß die Nation Ein allgemein anerkanntes Oberhaupt, Einen unzweifelbaren Vorsteher habe. Es sey immer nicht der allervortrefflichste; für das gemeine Wohl ist vors erste sein Daseyn genug; für das übrige sorgen, besser oder schlechter, die Gesetze und Gebräuche in jedem Lande. — Wenn jemals und irgendwo, so ist nach Revolutionen die Festhaltung auf der unbezweifelten Erbfolge die weiseste Maßregel, um Partheyen, deren jede für den besten zu seyn glaubt, ihrer Privatmeinung unbeschadet, auf Einen zu vereinigen, welcher allen ihre Vorzüge läßt, weil s e i n Rechtstitel ihm ausschließlich gebührt und keinem andern beleidigend ist." — Mit Beispielen aus der Geschichte wird die Überlegenheit der Erbmonarchie über die Wahlmonarchie nachgewiesen. „Es ist aber in Prüfung des Werthes politischer Sätze der Weg der Erfahrung aller Zeiten und Völker (Montesquieus Weg) den abstracten Theorien der bey der Revolution wirksam gewesenen Philosophen weit vorzuziehen. Letzterer hat zwar einen Schein größern Scharfsinns; er ist glänzender, kühner, imponierender, wie Plato, wie Rousseau. Jener hält sich bescheiden am Leitfaden des Menschenverstandes, der erprobten Sprüche, der Sagen der Väter. Sicherer ist sein Gang; höher ist jener, aber (wie die Einfälle der Menschen) unstät, führt mit irrwischgleichem Schimmer in bodenlose, unfruchtbare, von Gespenstern der Einbildung durchstörte Sumpfgründe und gemeiniglich in die Klauen des Feindes aller menschlichen Glückseligkeit und aller guten Einrichtungen, dessen Name ist Überspannung. — Eben solche trügerische Schatten haben in Frankreich das größte Unglück angerichtet. Sie führten zur Schreckensherrschaft. Aber das Bedürfnis eines Königtums wird sich wieder durchbrechen durch die öffentliche Meinung, der ein Vollzieher ihres Willens noch nie gefehlt hat." „Diesem Trieb des bessern Theils, dieser unter Bürgern und Landleuten laut werdenden Stimme könnte nichts mehr Kraft geben, als Beharrlichkeit von Seite der Teutschen, als



Vermehrung der Verlegenheiten der Convention. — Aber die meisten Reichsfürsten, besonders die geistlichen[1]), laufen falschen Freunden und friedbedürftigen Feinden, diesen um Frieden, jenen um Vermittlung, nach, für sich, für den Augenblick, für ihre Gemüthlichkeit und Einkünfte allein besorgt, gleichgültig über den Sturm, womit die Umkehrung aller Verhältnisse, die Auflösung aller Bande ihnen selbst und ihren Völkern droht.“ Müller weist nach, wohin diese schmähliche Politik führen werde. Er schließt in der von ihm beliebten Weise mit einem Aufruf: „Fürsten! irret euch nicht. Es ist hier keine Rede von der so übel gedeuteten Cause commune des Souverains (ihr könnt sie aufgeben, wenn ihr nichts dafür fühlt), sondern der gemeinen Sache eurer und aller Völker, die die Obsorge für die Erhaltung ihres Wohls, des Eigentums, der Ehre, des Lebens eines jeden, ihren Gewalthabern aufgetragen haben. Wenn ihr, dessen uneingedenk und als wenn ihr nur für jetzt und nur für euch zu sorgen hättet, die Mittel einer dauerhaften und allgemeinen Beruhigung verabsäumt, so gebt ihr selber das Signal der allgemeinen Desorganisation. Wie erfüllt ihr den Zweck eures Daseyns? Ohne Überlegung des Zusammenhanges, ohne Sorge für die Zukunft, nach dem Eindruck des Augenblicks regieren, kann auch ein Dorfschulze. System und Festigkeit muß rechtfertigen, daß ihr Fürsten seidt; das ist euer Rechtstitel; hütet euch, diesen zu resigniren. Das hieße der Regierung entsagen — und nicht wenn Monsieur, noch als Privatmann, sich der geblendeten Menge entzog, um der besser belehrten Nation einst als König Frieden, Überfluß, Ordnung und Consistenz wieder zu bringen.“

Im Jahre 1796, in dem Österreich den Krieg mit wechselndem Erfolg fortsetzte, aber infolge der Siege Bonapartes in Oberitalien die Wendung zugunsten Frankreichs sich vorbereitete, entstanden weitere politische Schriften Müllers. Zu Anfang des August, als der österreichische General Wurmser in Oberitalien die Offensive ergriff und das bereits von den Franzosen bedrängte Mantua entsetzte, erschienen „die Gefahren der Zeit“[2]), mit dem aus dem

[1]) Im ersten Entwurf hebt er vor allem die Kurfürsten von Mainz und Köln hervor. Dieses hat er dann unterlassen, wohl aus Rücksicht auf seinen früheren Herrn.

[2]) Die Gefahren der Zeit. Anfangs August 1796. Ohne Druckort, 34 Seiten 12°. Wieder abgedruckt S. W. XVIII, 221 ff. Dazu das Fragment eines Entwurfes, St.-B. Müll. 51, 4. Johann Georg Müller, der die Schrift am 5. September 1796 erhielt (ungedruckter Brief vom 6. September), schreibt darüber: Deine Gefahren der Zeit haben hier und zu Zürich (wo ich sie bei unserm achttägigen Aufenthalt Lavater, Füßli u. a. zu lesen gab) allgemeinen Beifall erhalten, und ich bitte sehr,



Hebräerbrief (Kapitel 12, 3) gewählten Motto: „Ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden." Sie geht von dem Gedanken aus, daß ein Staat, ein Volk untergehen müssen, wenn sie sich in Zeiten außerordentlicher Not und Gefahr nicht zu außerordentlicher Kraftanstrengung, hingebender Aufopferung aufraffen können. „Das niedergeworfene Rom hat auch nach den schwersten Niederlagen durch Hannibal nicht um einen Frieden unterhandelt. Die österreichische Monarchie hat schon wiederholt schwierigere Zeiten überstanden als den jetzigen Sturm; der gegenwärtige Krieg ist nicht beispiellos und unerhört; das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit mit der noch immer sehr zweideutigen Aussicht auf bevorstehen — sollendes großes Glück kann seine wärmsten Verehrer nicht mehr begeistern als man es dazumal für Glaubensformen, für Gott und ewige Zukunft war. Aber während jene frühern Kriege die menschliche und göttliche Ordnung nicht von Grund aus in Frage stellten, bedroht der jetzige alle geheiligten Ordnungen in Kirche, Staat und Gesellschaft. Das heilige Buch hat sein Ansehen verloren; jener heilsame Zaun der bürgerlichen Gesellschaft, die Religion, wird dem Mutwillen und der Mißhandlung eines jeden preisgegeben." —

Im weiteren wird ausgeführt, daß zurzeit von den Franzosen, „deren auszeichnende Eitelkeit weniger durch Großthaten als durch die schändliche Schwäche der Benachbarten und mannigfache Verrätherey auf den höchsten Grad gestiegen," ein ehrenvoller Friede nicht zu erwarten sei. „Von dem Rande des grauenvollen Abgrundes, welcher die Ehre des österreichischen Namens, die Unabhängigkeit unserer Verfassung, und für uns das Heiligste, Größte, Wertheste, was wir haben, zu verschlingen drohet, ist zu Rettung der Monarchie, zu unsterblichem Ruhm, zu ehrenvollem Frieden, nur Ein Schritt: von uns hängt es ab, ihn zu thun." Aber der Krieg muß nun nicht wie bisher, mit ungleichen Waffen geführt werden. Einer Nation, die ihr Alles für den Krieg einsetzt, muß die ganze Kraft des Volkes entgegengeworfen werden. „Tretet auf! seyd Männer! ihr alle! Niemand darf sich dem Müßiggang, dem Vergnügen, dem Eigennutz hingeben; alle sollen sich dem Kriege widmen und bewaffnet ins Feld ziehen. Der Verrätherey muß vorgebeugt werden; wer vom Frieden spricht, ehe der Feind hinter seine alten Gränzen zurückgewichen ist, wer eine Maßregel tadelt, ohne der Behörde eine bessere an die Hand zu geben, wer ein Freund des Feindes ist, soll von Geschworenen öffentlich summarisch gerichtet und als Feind des

mir unverzüglich auch die andern beiden Schriften zu schicken (gemeint sind „Mantua" und „Ausbeute von Borgoforte").

Vaterlandes dem Volke preisgegeben werden[1])." — Müller fordert in dieser Schrift die allgemeine, glühende Begeisterung, wie sie später im großen Befreiungskriege so elementar zum Durchbruch gekommen ist. Sollte Österreich einer solchen Aufwallung nicht fähig sein? „Wille und Vollbringen würden einerley seyn. — Hoch wie Roms Adler, über Eifersucht und Neid, und wie Habsburgs Löwe unter den Völkern sicher, würde Österreich den erkämpften Frieden neben gedemüthigten Feinden und geretteten Nachbaren, großmüthig behaupten, und von dem an keinen wohlconstituirten Bürger (auch die Edlen sind Bürger) zu irgend einer Stelle, irgend einem freyen Betrieb oder der Würde eines Hausvaters zulassen, der nicht seine vier Jahre, ohne Unterschied des Standes von unten auf, nicht in dumpfen Casernen, sondern in stehenden Lägern und Übung jeder Art von Waffen, zur Bereitschaft auf ähnliche Fälle, zugebracht hätte. Wo gewöhnliche Mittel nichts helfen, ist nichts verlohren, so lang außerordentliche möglich sind. — D a s ist die Gleichheit, wenn alle streiten; d a s ist die Freyheit, wenn man nichts fürchtet; d e r siegt, der ernstlich w i l l. Österreicher, meine Mitbürger! ihr wollet Frieden mit Ehren? Seyd Männer; ça ira."

Kurz nachher, in der Zeit, als die beginnende Offensive Wurmsers in Oberitalien die Franzosen zur Aufgabe der Belagerung Mantuas gezwungen hatte, folgte eine weitere kleine Schrift Müllers: Mantua[2]), mit dem Motto aus Vergil: Italiam laeto socii clamore salutant. Sie ist geschrieben unter dem freudigen Eindrucke, den die ersten, allerdings nur vorübergehenden Erfolge der österreichischen Waffen in Wien hervorriefen. Sie weist auf die Eroberungsgelüste hin, die seit dritthalbtausend Jahren die Gallier, dann die Franzosen gegen das herrliche Italien richteten. Diese fanden keinen großen Widerstand, einerseits wegen der staatlichen Zersplitterung, andererseits wegen der Indolenz der Fürsten und der Energielosigkeit der Völker Italiens. Jetzt ist der Beherrscher Österreichs, der Kaiser von Rom, Italiens natürlicher Befreier und Retter. „Die Italiäner sind auch sein Volk; sie sind unsere Brüder." „Das Werk der Rettung Italiens hat glorwürdig angefangen; es verspricht großen Erfolg;

[1]) Müller hat sich veranlaßt gesehen, diese Stelle in der bald nachher verfaßten Schrift, eine „Ausbeute von Borgoforte", in einer Anmerkung dahin zu präzisieren, daß er unter dieser Auslieferung an das Volk nicht etwa eine rechtswidrige Volksjustiz verstehe, sondern die Verurteilung der Verräter durch ihre Kampfgenossen (militärische Exekution), wie sie im Altertum und auch bei den Schweizern üblich war. Müller zitiert hiefür Macchiavelli, Arte della guerra L VI.

[2]) Mantua. 1796. Ohne Druckort, 16 Seiten 12°. Abgedruckt S. W. XVIII, 236 ff.



auch in Deutschland wird der Feind nach und nach in seiner wahren Gestalt erkannt, sein Zauber gebrochen, seine Freunde entlarvt, dem einig nothwendigen Zweck mehr und mehr alles Andere aufgeopfert." „Das ist das Geheimniß des Sieges: die Überzeugung von der Nothwendigkeit, alles zu vergessen, um jetzt Eines zu wollen, Eines zu seyn, mit aller Kraft Eines zu suchen." „Der Erfolg alles Großen und Edlen, was ein Staat und jeder Mensch irgend unternehmen mag, beruhet auf dem, daß er wisse, was er will, daß er aus allen Kräften allezeit wolle. Wir wissen, was wir nicht wollen! Kein trügerisches Geschenk vom Feind, keine Revolution... Und wir wissen, was wir wollen? Behauptung der Selbständigkeit der österreichischen Monarchie, als das einige Mittel friedsam fortschreitender Evolution unseres allgemeinen und besonderen Wohlstandes." „Bei aller Verschiedenheit der Nationen der Monarchie ist doch Ein alles zusammenhaltender Eckstein der ganzen Verfassung, aller Macht, Nationalehre und Glückseligkeit; für den ist nur Ein Sinn; er ist der Kaiser. In ihm ist der Staat, weil ohne ihn der Staat sich auflösen würde. Der Staat ist die Sicherheit des Lebens, Vermögens und Ansehens." „Dafür bluten wir, wenn wir für den Kaiser streiten. In Seiner Person sind wir angegriffen. Unser Feind ist, wer Widerstand und Vertheidigung schwächt. — Hunc tu Romane caveto! Das ist das Pfand des Sieges, daß die vor Ärger bersten möchten, welche uns nicht muthlos machen können, daß Gemeingeist unter allen Bürgern aufwacht, daß Franz der Zweite seinem Heer und Volk noch traut, fest wie ein Fels in Ungewittern. — Diesem Vertrauen und Muth unseres Kaisers wollen wir entsprechen, wie zu Theresiens Zeit unsere Väter, welchen für das erste Ausharren vierzig Jahre wachsenden Wohlstandes und emporsteigender Größe herrlich gelohnt. Der Kaiser, unser Vater und Herr, rede! Wir hören. Er ordne an! wir sind da; wir sind Sein! In seiner reichen Monarchie hat kein rechtschaffener Unterthan einen Tropfen Blut, einen Heller Eigenthum, der nicht für die gemeine, für Seine und unsere Sache, der nicht Sein sey!"

Eine dritte Schrift aus derselben Zeit führt den Titel: Eine Ausbeute von Borgoforte[1]). Motto aus Horaz: Exemplis vitiorum quaeque notando. Müller fingiert eine Rede des römischen Feldherrn M. Licinius Crassus bei Übernahme der Diktatur im Sklaven-

[1]) Eine Ausbeute von Borgoforte. 1796. Ohne Druckort, 24 Seiten 12°. Abgedruckt S. W. XVIII, 244 ff. — In einer Rezension der Jenaer A. L.-Z. vom 23. Januar 1797 wird gesagt, daß sie im August 1796, wenige Tage nach den „Gefahren der Zeit", erschienen sei.



krieg an den versammelten Senat, die auf einem Pergament im weggeworfenen Tornister eines fliehenden französischen Soldaten nach dem Gefechte von Borgoforte gefunden worden sein soll. Sie handelt über die Mittel, dem Krieg eine bessere Wendung zu geben. Es sei jetzt nicht mehr Zeit, zu untersuchen, wie er entstanden und ob er zu vermeiden gewesen wäre. Jetzt sei er da, und man müsse ihn führen; es sei nicht mehr die Wahl zwischen Friede und Krieg, sondern zwischen einem schändlichen und einem ehrenhaften Ausgange des Krieges. Deswegen müsse man allen, die den Feind auf irgend eine Weise begünstigen, mit unerbittlicher Strenge entgegentreten; „wer wider den Krieg oder für den Feind redet, soll an Ehre, Leib und Gut und mit Unfähigkeit aller Beförderung bestraft werden. — Die alten Römer, selbst wenn Partheygeist im Innern war, waren gegen Feinde Ein Mann, Ein Sinn; über alle Neigungen siegte Gemeingeist und Pflicht. Daher die Triumphe! daher das Glück des Staates, die Ruhe der Gemüther, die Freudigkeit und freyer Genuß des Lebens in vollkommener Sicherheit. Versammelte Väter! Auch wir sind Römer!" —

Der Ausgang des Krieges von 1796/97 in Italien ist bekannt. In glorreichen Schlachten hatte Napoleon Bonaparte alle Versuche der Österreicher, Mantua zu entsetzen und das verlorene Oberitalien den Franzosen wieder zu entreißen, zurückgeschlagen, Wurmser in Mantua zur Übergabe gezwungen; siegreich war er über die Alpen nach Kärnten vorgedrungen. In dieser Zeit, offenbar kurz vor Abschluß des Präliminarfriedens von Leoben, ist die Schrift, „Das sicherste Mittel zum Frieden", verfaßt[1]). Diese Gelegenheitsschrift, sicher im Auftrage Thuguts geschrieben, bezeichnet das Vordringen des französischen Heeres in das Herz der österreichischen Staaten als einen Hohn, der sich nur auf zwei irrige Vorstellungen gründen könne: auf das Vorurteil, daß die Streitkräfte Österreichs gefallen oder anderwärts beschäftigt, die zurückgebliebenen Bürger und Landleute aber weder das Ehrgefühl noch den Verstand und das Herz hätten, durch Benützung ihrer Ortskenntnis und vereinigter Verwendung all ihres Vermögens an Leib und Gut den Feind von seiner Tollkühnheit zu überzeugen. Oder vielleicht zählte er auf den Parteigeist, auf Neid und Mißmut. Beides sei grundlos und für alle Einwohner und Bürger der österreichischen Monarchie

[1]) Wien, im April 1797. Müller hat unter sein Handexemplar die Bleistiftnotiz geschrieben: „Ecrit à tire-plume, au premier moment. Il faloit faire envisager au peuple la situation des affaires sous son vrai point de vue." — Wiederabdruck S. W. XVIII, 256 ff.



beleidigend. Die Armeen des Kaisers seien weder vernichtet noch unheilbar geschwächt. Auf dem deutschen Kriegschauplatz seien Jourdan und Moreau siegreich zurückgetrieben; in Italien könne ein rettender Scipio, der an Jugend, Geist und Ruhm ausgezeichnete Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl, das erlebte Unglück wieder gut machen; alle Völker der Erbmonarchie seien zum tapfersten Kampfe gegen den Landesfeind bereit. Der Augenblick unwillkürlichen Erstaunens sei vorüber. Man erkenne, daß der Friede nur auf dem Boden des Sieges und der Ehre erreicht werden könne; ein auf Kosten der Ehre erkaufter Friede wäre unsicher und deswegen kein Friede. „Denn Friede, wie Freundschaft, setzt Achtung voraus, und wie könnte eine Nation auf Achtung Anspruch machen, welche den Ruhm ihrer bisherigen Größe und Selbständigkeit einem durch Furcht vergrößerten Haufen durch einen kühnen Führer zusammengezwungener Leute preisgäbe." — „Männer von Österreich! An euch ist es, Europa den Frieden zu geben. Der Verwirrer des weichen Südens ist in eure nervichten Arme gefallen. Geht er unter, und bleibt von seinem Heere ein Beinhaus das einige Denkmal, dann zweifelt nicht, dann werden die Gewalthaber Frankreichs euch mit Achtung den Olivenkranz reichen, unverwelklich wie die Erinnerung dieser That. — Jetzt hängt unser und Europas Schicksal von der unermüdeten Anstrengung höchstens eines Monates ab, wenn die volle Kraft der österreichischen Monarchie, auf einmal erhoben, von allen Seiten, wie die Wellen des rothen Meeres auf den eitlen Pharao zusammenstürzen will, ohne daß er zurückziehen könne. — Österreicher! Da ich zum erstenmal zu euch redete, rief der Feind vom Gebürge der Oberpfalz euch zu Proben eurer Mannhaftigkeit auf. Man wollte es, und er floh. Jetzt schreyt er euch aus der Nähe zu: seyd ihr noch Männer? Beweiset es; er ist da; er ist (Gott wollte es) in euren Händen, und sein Untergang euer Friede."

Die Schrift ist also ganz aus der kriegerischen Hoffnung, die damals noch österreichische Staatsmänner, auch Thugut belebte, hervorgegangen, daß der bis nach Kärnten vorgedrungene Napoleon, durch eine allgemeine Erhebung der österreichischen Truppen und Völker angegriffen, im Rücken durch die über die Gewalttaten und Plünderungen der Franzosen erbitterten Italiener bedroht, zermalmt und dadurch dem langen furchtbaren Kriege ein Ende gesetzt werden könne. Aber der durch die gewaltigen Erfolge und den tollkühnen Vorstoß Napoleons bis zum Fuße des Semmering erschreckte Wiener Hof schloß unmittelbar nachher den Waffenstillstand von Leoben, als Einleitung zum definitiven Frieden von



Campoformio, ab. Müller hatte vergeblich seine Feder der Politik seines Vorgesetzten, des österreichischen Premierministers Thugut zur Verfügung gestellt, der man bei aller ihrer Ränkesucht doch nicht Mut, Entschlossenheit und Ausdauer absprechen kann und die mit der feigen Politik des Friedens um jeden Preis, wie sie der Wiener Hof vertrat, nicht einverstanden war. Der letzte kraftvolle Aufruf Müllers an die österreichischen Völker war ungehört verhallt.

Aus den nächsten Jahren liegen keine Schriften Müllers, die sich auf die allgemeine europäische Politik beziehen, vor. Erst vom Jahre 1800 ist wieder eine Abhandlung dieses Inhalts vorhanden, offenbar im Sommer während der Friedensunterhandlungen mit Napoleon und kurz vor dem Rücktritt Thuguts geschrieben: Schreiben über den Frieden[1]). Es tritt der hoffnungslosen Stimmung, die nach der Schlacht von Marengo viele Gemüter ergriffen hatte, entgegen. Müller verwahrt sich von vornherein gegen den Vorwurf, daß er auf Instruktion schreibe. Seit mehreren Jahren habe er keinen Anteil mehr an den politischen Geschäften, vielmehr manche Kränkung erlitten. Nicht Dankbarkeit noch Hoffnung führe ihm die Feder. Der gegenwärtige Krieg sei durch die übermäßige Herrschsucht der früheren französischen Regierung, des Vollziehungsdirektoriums, herbeigeführt worden, das noch während des Krieges mit England und der Friedensunterhandlung mit dem deutschen Reich in einem Jahr sechs beträchtliche Länder durch Revolutionierung sich angeeignet, Europa erschüttert, Afrika verwirrt, Asien bedroht und Amerika zurückgestoßen habe. Die anfänglichen Triumphe Österreichs haben das Direktorium zur leichten Beute einer Gegenpartei hingegeben. In Frankreich bildete sich nun ein tiefer angelegtes System von feinerem Stoffe und vollendeterer Kunst, ähnlich demjenigen, das im alten Rom eine Alleinherrschaft begründete, durch welche alles Große, Schöne und Gute der alten Welt Beute und Spiel der Parteien, Tyrannen und Barbaren wurde. Dasselbe Schicksal würde auch jetzt wieder die Menschheit treffen, wenn gewisse Grundwahrheiten aus den Augen gelassen würden. Die erste sei, einem bösen Augenblick nicht die ganze Zukunft in leidenschaftlicher Ungeduld aufzuopfern. Rom, Frankreich, Österreich hätten schon viel schwerere Schläge überstanden als jetzt die Schlacht von Marengo. — Die zweite Wahrheit: Wenn ein selbständiger großer Staat für seine Selbsterhaltung Krieg führen muß, so nähert er sich seinem Fall,

[1]) St.-B. Müll. 51, 7. Es ist an einen unbekannten Freund gerichtet, aber offenbar zur Veröffentlichung bestimmt gewesen; doch wurde es erst 1814 in den S. W. XVIII, 263 ff. abgedruckt.

wenn er Frieden schließt, ohne im wesentlichen seinen Zweck zu erreichen. Dem Großkonsul Frankreichs wäre es ungemein leicht, den Krieg zu endigen, wenn er die revolutionierten Staaten verlassen, herstellen, entschädigen und benachbarte Völker gegen ähnliche Unternehmungen sicherstellen würde. Das sei aber nicht geschehen. Man dürfe unstatthaften Gerüchten über die Stimmung des Feindes keinen Glauben schenken. Die Schweiz sei dadurch zugrunde gerichtet worden. „Die Gerüchte, die unverbürgten Schreibereyen, die zweydeutigen Zusagen sind Hauptpunkte der Revolutionstactik; eine verlorne Hauptschlacht ist kein so großer Verlust für den Feind, als wenn man irgendwo anfängt, nur den Thatsachen, und nie seinen Worten zu glauben. — Nicht eroberte Provinzen und Festungen und Bergpässe und Ströme, die Eroberung der Gemüther macht seine Kraft. — Durch ihre verführerischen Verheißungen haben die Revolutionäre die Welt erschüttert. Aber sie haben sich selbst unter sich zerfleischt. — Unmäßigkeit und Unordnung sind unvereinbar mit Ruhe und Sicherheit, ohne deren Würze keine Lebensfreude Geschmack hat, Überfluß ungenießbar und das Leben eine Last ist. Diesem Bild zerstörten Lebensgenusses, erschütterter Ordnung des Eigentums, häuslicher Sitte und bürgerlicher Verfassung steht gegenüber das Bild der Consistenz und des frohen ruhigen Wohlstandes einer Nation, welche unerschütterlich in dem Vertrauen auf ihre Regierung den Feind nicht hört . . ., die Sorge der Auswahl des Augenblickes für Krieg und Frieden dem überläßt, welcher mit ausschließlicher Einsicht der einzig authentischen Notizen die stärksten Gründe hat, Sieg oder Friede so schnell als möglich zu verschaffen. Die Nation darf nicht daran zweifeln, daß der Kaiser annehmliche Friedensanträge hören wird. Die Österreicher werden ihre Lage nicht mißkennen, sondern mit edler Darbietung ihrer äußersten Kräfte und Hilfsquellen annehmliche Bedingnisse dem Feinde abzunöthigen wissen."

Die Schrift, auf streng monarchischem Standpunkt stehend, hält gegenüber der hoffnungslosen Verzweiflung weiter Kreise an der Ansicht fest, daß noch nicht alles verloren sei, sondern daß durch Standhaftigkeit und Vertrauen in die Einsicht des Monarchen ein annehmbarer Friede erreicht werden könne. Diese Hoffnung mochte dadurch gerechtfertigt erscheinen, daß der siegreiche Erste Konsul selbst die Hand zum Frieden geboten hatte. Bemerkenswert ist dabei, daß Müller mit einer gewissen Anerkennung den Sturz des Direktoriums und das Aufkommen der Gewaltherrschaft Bonapartes betrachtet, allerdings nicht ohne auf die Folgen dieses Umsturzes auf-



merksam zu machen. — Im wesentlichen hat er wie im Jahre 1797 auch 1800 an der Forderung festgehalten, daß der Friede annehmbar, ehrenhaft sein müsse und daß ein solcher auch nach der schweren Niederlage in Italien noch erreicht werden könne. Es entspricht dieser Standpunkt zweifellos der Politik seines Vorgesetzten Thugut, und auch diese Schrift ist nicht ohne dessen Billigung verfaßt worden, obwohl Müller jede Beeinflussung bestreitet. Warum sie damals nicht veröffentlicht wurde, ist nicht festzustellen. Der bald darauf erfolgende Rücktritt Thuguts mag daran schuld sein. —

Wenn Müller diese politischen Schriften auch nicht gegen seine Überzeugung und Grundsätze, so doch in fremdem Auftrag geschrieben hat, so war er mit seinem innersten Herzen interessiert an den wichtigen Bewegungen und Ereignissen, die dem gewaltigen Sturm, der über sein geliebtes Vaterland hereinbrach, vorangingen. Er trug sich wohl eine Zeitlang mit der Hoffnung, in amtlicher Stellung sowohl dem Schweizerlande als dem österreichischen Staate, der ihn ehrenvoll aufgenommen hatte, gute Dienste leisten zu können. Als gegen Ende des Jahres 1793 der bisherige kaiserliche Geschäftsträger in Basel, der Freiherr v. Buol-Schauenstein, seine Versetzung nach dem Haag nachsuchte[1]), bewarb sich Müller bei Thugut um den durch die Versetzung Buols freiwerdenden Gesandtschaftsposten in Basel. Er machte dabei aufmerksam auf seine Berufung nach Wien und seine gegenwärtigen Anstellungsverhältnisse, die ihm nicht allein eine beträchtliche materielle Einbuße gegenüber seinen Einkünften in Mainz gebracht, sondern ihn auf einen Posten versetzt habe, auf welchem er nicht nach seinen Kräften für das Wohl des Staates wirken könne; seine Arbeit sei wertlos und könne durch den letzten Kanzleischreiber ebensogut ausgeführt werden. Der Kurfürst, der sich seiner zu allen Missionen und den wichtigsten Geschäften bedient, habe sich seiner beraubt in der Annahme, daß sich der Kaiser seiner in irgend einer Stellung bedienen werde, die er besser als ein anderer besorgen könne. Er kenne die Schweiz nicht bloß als ihr Geschichtschreiber und weil er die auf sie bezüglichen Akten gelesen habe, sondern auch, weil er sie in allen ihren Gebieten bereist und Beziehungen zu fast allen ihren Staatslenkern angeknüpft habe. Er glaube deswegen besser als viele andere die ihm dort über-

---

[1]) Buol hatte schon vorher in mehreren Briefen an Müller (St.-B. Müll. 142) den Wunsch ausgesprochen, an einen anderen Posten versetzt zu werden; Müller sollte in Basel sein Nachfolger werden. Er wurde dann im Frühjahr 1794 zum österreichischen Botschafter am Reichstag zu Regensburg ernannt, was er der direkten oder indirekten Verwendung Müllers zuschrieb.



tragenen Geschäfte betreiben zu können. Die Schweiz sei allerdings sein Vaterland, und das könnte vielleicht gegen ihn sprechen. Aber sein Heimatkanton sei einer der kleinsten und einflußärmsten; „ainsi, quand je serois plus citoyen que ministre, cette patrie me gênerois toujours très-peu.“ Übrigens sei er fest davon überzeugt, daß jetzt und seit langem die Interessen des Kaiserreichs und der Schweiz dieselben seien und daß, wenn die Schweiz einst ihre gegenwärtige Verfassung verlieren müßte, die kaiserliche Regierung sie dafür am besten schadlos halten könnte. Aus diesem Grunde bitte er den Minister, ihm mitzuteilen, ob er sich mit einiger Hoffnung auf Erfolg beim Kaiser um den Gesandtschaftsposten in der Schweiz bewerben könnte[1]). —

Das Gesuch Müllers war erfolglos; einen wichtigen diplomatischen Posten wollte man ihm offenbar nicht anvertrauen. Als bald nachher die Verhältnisse in Graubünden, die Umtriebe der französisch-revolutionären Partei, die Frage nahelegten, nach Zürich einen besonderen Unterhändler zur Verhandlung in dieser Sache abzuschicken, und Müller auf diese Mission rechnete, erklärte sich Thugut dagegen, weil man dadurch das Aufsehen der Franzosen hervorrufen würde, worauf sie unterblieb. Müller scheint sich damals auch um den Posten eines kaiserlichen Gesandten beim neuen Herzog von Württemberg beworben zu haben, um eine ihn befriedigende Tätigkeit zu erlangen[2]). — Als Nachfolger Buols wurde der Baron Degelmann nach Basel geschickt, der früher noch nie in der Schweiz gewesen und daher mit ihren Verhältnissen wenig bekannt war[3]).

Im Jahre 1796 verbreitete sich das Gerücht, Müller sei für den

---

[1]) Nach dem Tagebuch vom 10. Februar 1794 erklärte ihm Thugut in einer mündlichen Besprechung, der Kaiser werde sich wohl nicht entschließen, einen Schweizer zum Minister bei den Eidgenossen zu ernennen. Am 10. März schreibt er resigniert, nachdem er von verschiedenen Gerüchten über die Besetzung des Postens berichtet hat: „Traurigkeit über das Verschwinden der Aussicht, mein Vaterland wieder zu sehen. Eitelkeit aller Pläne zu einem daselbst freyen Leben."

[2]) Entwurf zu einem Gesuch an Thugut, St.-B. Müll. 180. Müller bezieht sich auf die guten Beziehungen des Herzogs zur Schweiz; er weist darauf hin, daß er auch die Vertretung beim Markgrafen von Baden, den er persönlich kenne und mit dessen Minister Edelsheim er in brieflichem Verkehr gewesen sei, übernehmen könnte.

[3]) Müller erfuhr dies am 2. Juni 1794. Er schrieb in sein Tagebuch: „Abends kam ein Bericht, wie der Kaiser den Degelmann in die Schweiz ernannt. Es schmerzte mich vieles: der Verlust dieser Hoffnung, daß es nicht einmal mir berichtet worden, da ich Referent dieses Departementes bin, daß, wie andere fallen ließen, die Schritte heimlich eingeleitet wurden, von solchen, auf die ich Vertrauen habe."



Gesandtschaftsposten in London bestimmt; es hatte sich sogar in die Frankfurter Zeitung verirrt und in Schaffhausen lebhafte Teilnahme erweckt; Herder und andere Freunde freuten sich darüber, weil er vielleicht in London so glücklich sein werde, Europa den Frieden zu schenken und die Zwietracht in Fesseln zu legen[1]). Noch am 1. November 1796 schreibt der Bruder aus Schaffhausen, sein Freund Miville betrachte das als den rechten Ort, um sich für die Freilassung Lafayettes zu verwenden, weil das Kabinett von St. James ganz besonders auf dessen und seiner Mitgefangenen Festhaltung beharre[2]). Miville hatte sich in dieser Sache durch Johann Georg Müller nach Wien gewendet, um Müller für sie zu gewinnen; dieser mußte aber einen solchen Auftrag rundweg ablehnen, da er schlechterdings nicht imstande sei, etwas für die Gefangenen zu tun: „Ich bin nicht da, wo deine Freunde mich glauben und wo vielleicht mehr zu thun wäre[3]). Übrigens, wenn la Fayette vor dem Frieden nicht stirbt, so glaube ich ihm von der Vorsehung ferners Glück und noch eine große Rolle bestimmt; weswegen er der Guillotine entrückt worden, die ihn im Vaterland gewiß getroffen hätte, und weswegen er wohl auch vor irgend einem andern politischen Mißgriff bewahrt worden, den er, wenn er frey geblieben wäre, irgend hätte begehen können. Über seinen Charakter selbst bin ich noch nicht ganz im Klaren; bekanntlich wird er auf sehr verschiedene Weise geschildert; was mich für ihn einnimmt, ist die warme Theilnehmung so vieler guten Menschen, die keine Revolutionäre sind, an seinem Schicksal."

Dieses Gesuch und eine Reihe anderer beweisen, daß man Müller einen Einfluß am Wiener Hofe zuschrieb, den er tatsächlich nie besaß. So wandte sich der Koadjutor Dalberg am 11. Juni 1793 an ihn[4]), er möchte sich dafür verwenden, daß dem Bistum Konstanz 12 000 fl. Rente, die ihm durch Verfügung Josephs II. entzogen worden seien,

---

[1]) Briefe Johann Georg Müllers vom 22. Juni und 16. Juli 1796.

[2]) Johann Georg hatte sich im Auftrage seines früheren Göttinger Freundes Miville in Basel an den Bruder gewendet, um die Freilassung von Lafayette, Bureau de Pusy und Latour-Mauboure, die auf der Festung Olmütz gefangen gehalten wurden, zu erwirken. Die Gattin de Pusys, die sich damals in Basel aufhielt, setzte für diese Freilassung alle Hebel in Bewegung. Lavater hatte sich in dieser Sache bereits ohne Erfolg an die Herzogin von Württemberg gewendet; nun setzte man noch Hoffnung auf Müller.

[3]) Haug S. 69. Brief vom 1. November 1796. Die Antwort Müllers S. W. VI, 109. Schon am 13. Februar 1796 hatte Graf Ludolf an Müller die Kopie eines Briefes von Klopstock vom 13. Januar überschickt, in welchem der Dichter sich für die Verbesserung des Loses von Lafayette, der in Olmütz sehr hart behandelt werde, verwendete.

[4]) St.-B. Müll. 105 a.



wieder zugewiesen würden, weil es sonst ruiniert sei. Müller sei ausgezeichnet dazu geeignet, diese Sache mit Erfolg zu vertreten. „Vous serés plein de zèle et d'ardeur pour la Justice et la Verité, que là comme ailleurs, Vos paroles ont le don de persuader par la force du raisonnement et parcequ'on rend Justice à Votre mérite." — Auch Eberhard Gaupp, der Schwiegervater seines Bruders, bat ihn 1794 um Verwendung wegen der gegen die Schweiz verhängten Fruchtsperre, worauf Müller den Rat gab, sich direkt an den Kaiser zu wenden[1]).

Der Abt von St. Gallen suchte anfangs 1794 durch Müller die Ausfuhr der Früchte, die er in Bayern einkaufe, zu erlangen. Bereits am 11. März 1793 hatte Landammann Joh. Anton Müller, der schon früher in Sachen seines Salzhandels die Fürsprache Müllers erbeten hatte, die Anfrage gestellt, ob der Kaiser es übel nehmen würde, wenn die Urner Landsgemeinde den Gesandten der französischen Republik als solchen anerkennen würde. Müller überschickte auch an den Grafen v. Lazansky ein Memoire des k. k. Rittmeisters Hentzi über die Heimatlosen im Kanton Bern und ihre Ansiedlung in Österreich wegen der Übervölkerung der Schweiz; der Graf H. zu Lippe hoffte durch Müller von Thugut den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen oder Dresden zu erhalten[2]), während am 13. Februar 1794 der Graf J. Breunner von Kopenhagen auf einen anderen Posten versetzt zu werden wünschte. Am 18. August 1793 schüttete Prinz Reuß XIII. und XIV., der kaiserliche Gesandte beim König von Preußen, in einem vertraulichen Brief an Müller sein bekümmertes Herz aus, indem er vor allem über den verhängnisvollen Einfluß des Grafen v. Lehrbach bittere Klage führte; am 13. September 1794 beklagte sich Jos. v. Beroldingen über die mangelnde Begeisterung des Volkes und der Fürsten und erhoffte von Müller eine günstige Wendung. Hieher gehören auch die Briefe Eschers v. Berg aus den Jahren 1793/94, in welchen er Müller um Unterstützung eines Gesuches, das er in einer Lehensangelegenheit an den Kaiser gerichtet hatte, bittet; es handelt sich um gewisse Zehnten von Gütern in der Grafschaft Sulz und im Kanton Zürich, die Escher zu erhalten wünschte und auf die er Erbansprüche geltend machte. Von viel größerer Wichtigkeit ist ein Brief Eschers, in welchem er darauf aufmerksam macht, daß die Fortsetzung des Krieges nur im Interesse Englands liege, während sie den Ruin Deutschlands herbeiführen werde. Er habe von Barthélemy, dem

[1]) Ebenda 142.

[2]) Alles dies mit noch anderen Gesuchen St.-B. Müll. 172.



französischen Gesandten in der Schweiz, die Auskunft[1]) erhalten, daß Frankreich zum Frieden geneigt sei, wenn die Mächte die Republik anerkennen und versprechen, sich nicht in Frankreichs innere Angelegenheiten einzumischen; allerdings verlange es die Rheingrenze. Müller möge, wenn er diese Ansicht teile, mit der Stärke seiner Beredsamkeit dem Hofe die drohende Gefahr vorstellen. Er anerbietet sich, die ersten Verhandlungen anzubahnen.

Auch der Herzog Karl von Württemberg gab seinem Kammerherrn und Reisemarschall v. Böhnen, den er zu wichtigen Verhandlungen nach Wien schickte[2]), ein Schreiben an Müller mit, in welchem er sich dessen Unterstützung und seine gefälligen und freundschaftlichen Ratschläge erbat. Nach seiner Rückkehr nach Hohenheim dankte v. Böhnen für alle Freundschaft und Güte, die ihm Müller erwiesen habe. Der Herzog sei ein treuer Anhänger des Kaisers und werde alles tun, um in Wien zu gefallen. In seinen weiteren Briefen gibt Böhnen Nachrichten über die Verhältnisse an seinem Hofe und über seine Bestrebungen im Interesse des Kaisers. Am 28. Oktober 1793 beklagte er den Tod des Herzogs, der die Entfernung Böhnens von den Geschäften und eine vollständige Änderung des politischen Systems unter dem neuen Herzog zur Folge hatte[3]).

Mit großem Interesse beschäftigte sich Müller vornehmlich mit den politischen Verhältnissen seines schweizerischen Vaterlandes; die drohenden Wolken, die sich mehr und mehr über demselben zusammenballten, erfüllten ihn mit wachsender Besorgnis. Von seinem Bruder und den Freunden und Korrespondenten in der Schweiz ließ er sich eingehende Berichte über die dortigen Vorgänge und Stimmungen einsenden, um beständig auf dem laufenden zu bleiben und, soweit es ihm möglich war, für das Vaterland wirken zu können. Im März 1794 handelte es sich um die Anwerbung von 1200 Mann aus dem Bistum Basel in kaiserliche Dienste. Müller verhandelte

[1]) Sie liegt dem Schreiben bei. Am 12. Oktober 1794 schrieb Müller in sein Tagebuch, er habe Thugut einen Brief von Escher v. Berg vorgewiesen.

[2]) Es handelte sich um ein Angebot von 6000—8000 Mann, welche der Herzog dem Kaiser zur Verfügung stellen wollte. Briefe von Böhnen an Müller 1793 bis 1797, 32 Nummern. St.-B. Müll. **174**.

[3]) In den späteren Briefen wiederholt Böhnen immer wieder seinen Wunsch, durch Vermittlung Müllers den Kammerherrnschlüssel zu erhalten. Interessanter als diese Briefe sind diejenigen des württembergischen Ministers Baron v. Wächter aus derselben Zeit (St.-B. Müll. **175**, 42 Nummern). 1794 ist die Rede von einem Projekt, das zwischen Wächter, dem Fürst von Speier und Müller besprochen wurde und dem Kardinal-Erzbischof von Wien vorgelegt werden sollte. Es handelt sich darum, die Intervention des römischen Hofes anzurufen, wovon aber der Erzbischof zurzeit abriet.

darüber mit dem Hofkriegsrat und berichtete dem Legationssekretär Tassara in Basel, unter welchen Bedingungen der Kaiser diese Truppe annehmen werde. —

Im Dezember 1794 kam der Basler Kupferstecher Christian v. Mechel, der als Mitglied des Basler Rates gelegentlich auch Politik trieb, nach Wien mit einer geheimen Mission: es handelte sich um die Handelsbeziehungen mit Süddeutschland, vor allem um Getreidelieferungen aus Schwaben und Bayern an die Schweiz. Müller war hiebei sein Berater[1]). Am 5. April 1795, zur Stunde des Abschlusses des Separatfriedens zwischen Preußen und Frankreich, traf Mechel wieder in Basel ein und berichtete Müller über seine weiteren Unterhandlungen in München mit dem Finanzpräsidenten v. Törring und in Ulm mit den Vertretern des schwäbischen Kreises, wobei er in Bayern Entgegenkommen gefunden habe, in Ulm aber offenbar wegen der Umtriebe des Herrn v. Greiffenegg in Freiburg auf Schwierigkeiten gestoßen sei. Er beklagt sich vor allem über die Undankbarkeit seiner Aufgabe und wünscht von Müller ein „ostensibles Wort" über drei Punkte: 1. Notwendigkeit der helvetischen Union in Geschäften, 2. mehr Kraft und „mehr dignität", 3. ob Mechels Reise nach Wien wohlgetan oder unnötig gewesen sei oder ob der in Basel residierende k. k. Minister dabei übergangen worden sei; dieser habe sich darüber beklagt und gegen ihn gearbeitet. —

Müller handelte sicher im Auftrage des Wiener Hofes, als er am 11. November 1795[2]) an Niklaus Friedrich v. Mülinen, dem er am 25. April zu seiner Wahl in den Rat der Zweihundert Glück gewünscht hatte, die Anfrage stellte, ob ein Anleihen des Wiener Hofes in der Schweiz zu günstigen Bedingungen Erfolg haben würde; er meint, vornehmlich in Bern sei gegenwärtig in den Händen der Kapitalisten ein großer Geldvorrat, der in Österreich sicherer angelegt werden könnte als bei den Sansculotten. Mülinen antwortete darauf[3]), der finanzielle Stand des Berner Staates sei durch die Revolution und ihre Folgen sehr verschlechtert worden, so daß von dieser Seite nichts zu erwarten sei; auch auf die privaten Kapitalien dürfe nicht gerechnet werden; die Kapitalisten haben seit einem Jahre sehr große Summen in Amerika angelegt oder in Darlehen auf bäuerlichen Grundbesitz; es seien auch bereits von Bernern

---

[1]) Mechel an Müller. St.-B. Müll. 151. Man warf später Mechel vor, seine Mission habe mehr geschadet als genützt.

[2]) Bern, v. Mülinen-Archiv; ungedruckt.

[3]) Maurer-Constant V, 65 ff.

bedeutende Beträge in verschiedenen österreichischen Werten untergebracht, und man liebe es im allgemeinen nicht, alle seine Eier in den gleichen Korb zu legen; auch die schweizerischen Klöster dürften keine überflüssigen Mittel zur Verfügung haben, da sie durch die Unterstützung der emigrierten französischen Priester sehr in Anspruch genommen worden seien.

Das Interesse des Wiener Hofes richtete sich zunächst vornehmlich auf die Lage in den rätischen Bünden. Müller war der Ansicht, daß der Wiener Hof durch seine Saumseligkeit eine Mitschuld an den zerrütteten Verhältnissen in Graubünden trage. „Die Aufruhr in Lugnez ist zum Theil durch uns veranlaßt, weil wir das Feuer im Veltlin nicht schon längst gestillt haben, wie wir sehr leicht hätten tun können[1]).“ Er stand damals auch mit Ulysses v. Salis-Marschlins in Verbindung, der ihm am 7. Dezember 1793 die beiden letzten Bände seiner Fragmente der Staatsgeschichte des Tals Veltlin, Clefen und Worms zugeschickt hatte[2]). Auch Salis machte für die Unordnung und den Aufruhr in Graubünden das lässige und furchtsame Auftreten des österreichischen Residenten Baron v. Cronthal verantwortlich, dessen Sekretär Vieli er im Verdacht des geheimen Einverständnisses mit den Jakobinern hatte. Von Zürich aus, wohin er sich vor den Unruhen in seiner Heimat geflüchtet hatte, schickte er am 12. April 1794 an Müller einen Bericht über die letzten Ereignisse in Graubünden[3]), den aber Müller nicht unter dem Namen v. Salis veröffentlichen und nicht an Cronthal mitteilen solle. Als Mittel, dem gesetzlosen Zustande entgegenzutreten, gibt Salis an: eine derbe Erklärung des kaiserlichen Hofes „im Sieverschen Ton“. Sollte man sich nicht dazu entschließen können, so solle man wenigstens einen energischen Minister, z. B. den Grafen v. Wilczeck in das Land senden, dem es dann leicht fallen würde, unter dem Titel als Vermittler mit oder ohne Zuzug

---

[1]) Auch der Baron v. Buol schrieb am 18. September von Regensburg aus, daß die geringste Tatkraft des Wiener Hofes die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen würde, aber daß ohne eine solche die Unordnung derartige Fortschritte machen werde, daß ihre Unterdrückung nicht mehr leicht wäre.

[2]) Müller rezensierte sie in der A. L.-Z., Februar 1794, Nr. 38. Salis schickte ihm am 28. Februar 1794 auch eine „pièce dramatique“, von der er den ersten Akt beendigt habe, betitelt: Das Gesicht der Schwester Maria Antoniette. Ein Singspiel in drey Aufzügen. 23 Seiten Folio, in fünffüßigen Jamben. Müller möge urteilen, ob er diese Arbeit vollenden solle. Müller billigte die Dichtung und riet Salis, sie an Lavater zu senden, was Salis auch tun wollte.

[3]) Beilage zum Brief vom 12. April 1794, 8 Seiten 4°, „Beschreibung der in Bünden entstandenen Unruhen“.

der Herren Schweizer diesen Gärungen ein Ende zu machen. Doch sollte dies ohne Zeitverlust geschehen. Am 3. Mai 1794 schreibt Salis an Müller, die Regierungen der VIII Orte seien nicht zu einer Intervention in Graubünden geneigt; vielmehr halten sie eine solche im Interesse Österreichs, das sie auch leichter durchzuführen vermöge. Man könnte die Bündner zur Einsicht bringen durch Sperrung der Getreidezufuhr aus Schwaben, Tirol und Italien; sie würden dann das Jakobinerregiment von selbst stürzen. Er habe dieses auch dem Grafen Wilczeck nach Mailand geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten; er selbst wäre bereit, zu weiteren Auseinandersetzungen nach Mailand zu reisen. Er wende sich nun in dieser Sache auch an Müller: „Vous trouverés certainement l'occasion d'insister près du Monarque et de ses Ministres, qu'on se hâte de prendre une résolution bien vigoureuse à cet égard."

Müller antwortete auf diesen Brief, durch welchen Salis die Intervention Österreichs zu erlangen suchte und als wirksamstes Mittel die Sperre gegen die rätischen Bünde anriet, er habe von diesem Briefe so schnell und so gut als möglich Gebrauch gemacht; man sei aber in Wien immer noch der Ansicht, daß die schweizerischen Kantone zur Aufrechterhaltung der Ordnung einschreiten sollten. Aber man glaube in bestimmten Kreisen, daß sie wegen der Gesinnungen des Volkes, deren sie nicht überall sicher seien, nicht zur Tat zu schreiten wagen. Man habe in Wien die Ordnung dieser Sache der Regierung in Mailand überlassen, die aber wegen der Menge und Wichtigkeit anderer Geschäfte ihre Aufmerksamkeit nur sehr schwer auch auf diesen Gegenstand richten könne. Alles hänge vom Schicksal der allgemeinen Geschäfte ab. Wenn die Franzosen gezwungen werden, zu einer wohlgeordneten monarchischen Regierung zurückzukehren, so werden sich alle Bewegungen beruhigen, und es werden außer dem augenblicklichen Übel, das sie bewirkt haben, nur wenig bedeutende Veränderungen gewisser Formen bleiben, die Wiedergutmachung der schreiendsten Mißbräuche. Wenn aber die französische Republik Bestand haben würde, so sei es leichter, die Größe der Umwälzungen, die daraus wahrscheinlich vor dem Ende des Jahrhunderts sich ergeben würden, zu berechnen, als die Mittel, ihre Ausdehnung zu begrenzen, sich vorzustellen. Dann könnte man das Übel im Lande der Bündner ebensowenig unterdrücken als überall anderswo. Man dürfe also jetzt weder sich selbst noch die gute Sache der öffentlichen Ordnung preisgeben, sondern man müsse im Gegenteil die Tätigkeit verdoppeln und dürfe die unbedeutendsten Dinge nicht vernachlässigen. Aber die Mehrzahl

der leitenden Staatsmänner erkennen die Größe der Gefahr noch nicht. Die bündnerischen Demagogen wissen gar wohl, daß es nicht leicht sei, die nötigen Mittel zum Zwecke zu finden. Erst nach einem halben Dutzend entscheidender Siege werden die Bündner hören. Müller versichert, daß er immer bereit sei, die Maßregeln anzuraten, die dem Unglück, welches das Glück eines über alles geliebten und geachteten Freundes zerstöre, aufs schnellste zu steuern vermögen. Er fordert Salis auf, ihm von allen Ereignissen und von neuen Gedanken, die ihm über diese unglückliche Sache kommen möchten, Mitteilung zu machen. „Comptez et sur ma discrétion et sur l'usage actif et bon que j'en ferai." —

Am 30. September 1794 schickte Salis an Müller seine eben erschienene „apologie". Er beklagt sich über die Gleichgültigkeit der österreichischen Regierung in Mailand und neuerdings über die Furchtsamkeit des Barons v. Cronthal, wodurch die Anhänger des Wiener Hofes entmutigt und die Jakobiner zu neuen Unternehmungen und Maßregeln gereizt werden. — Am 20. April 1795 berichtet Salis, daß endlich ein kräftiger Brief der Regierung in Mailand mit einem energischen Memoire Cronthals an die Leiter der rätischen Bünde erschienen sei, wovon er ein Exemplar seinem Schreiben beilegt; doch man sei in der Schweiz der Ansicht, daß der Wiener Hof nur drohe, aber nicht handle. Das würde sein Ansehen in Graubünden und der Schweiz vollständig vernichten. Jetzt müsse man unbedingt vorgehen; der Wiener Hof möge den Baron v. Schell mit den nötigen Vollmachten nach Chur senden und von den rätischen Bünden mit allem Nachdruck die Genugtuung fordern, welche die Regierung von Mailand verlange. Salis garantiert mit seinem Kopfe dafür, daß dieser Schritt Erfolg haben werde, ohne daß weitere Maßregeln nötig wären. Am 4. Juli 1795 berichtet Salis endlich von den revolutionären Vorgängen in Zürich und über die Lage in Graubünden. Er ist nicht für Mäßigung und Milde, sondern für Strenge. Der Wiener Hof möge den Weg einschlagen, der von Mailand vorgeschlagen worden sei, und Müller möge nach ganzem Vermögen dahin wirken und verhindern, daß man diese Sache abermals ad calendas Graecas verschiebe. Am 8. Juli[1]) meldet er mit Genugtuung von dem energischen Vorgehen der Züricher Regierung gegen die Gemeinde Stäfa, das für andere leitende Staatsmänner vorbildlich sein könne.

Mit größtem Interesse verfolgte Müller die Vorgänge in der

[1]) Vom 8. Juli 1795 bis 28. Juli 1797, zur Zeit der Schweizerreise Müllers, ist kein Brief von Salis an Müller vorhanden.

Schweiz selbst, in denen sich die Vorzeichen des nahenden Sturmes geltend machten. Am 23. Juli 1794 schrieb er dem Bruder[1]): „Die Zeitungen reden von gar sehr sonderbaren Foderungen, welche die Feinde aller Ordnung und Grundsätze an unser Vaterland thun. Ist's an dem? und wie ist die Stimmung? Wenn ihr euch einlasset, so seidt ihr verlohren, so vergiften sie das Volk und arbeiten auf eine förmliche Einverleibung los. Indeß halte ich doch noch für sehr möglich, durch eine gute Mischung von Muth und Klugheit den bösen Streich auszupariren." Am 27. Dezember spricht er sich sehr befriedigt über die vorläufige Beendigung des Memorialhandels aus[1]): „Es war mir sehr erfreulich, daß die Züricher ihr Volk so glücklich gestillt. Ich zweifle nicht, sie werden nun nichts desto weniger wachen. Da der Krieg ernstlich fortgesetzt und wol noch größer als bis dahin werden wird, so kan ein Land wie die Schweiz nicht genug auf die Verführung seiner Landleute aufmerksam seyn; die Anarchie würde unnennbares Elend darüber bringen, und eben durch ihre Stifter selbst: denn den Franzosen wäre gefunden Spiel, den Wohlstand aufzuzehren und die irre geführte Mannschaft unterzustecken. Die Krisis war nie größer, als sie es mit jedem Jahre wird." Auch in einem Briefe an Karl Müller-v. Friedberg[2]) äußert er seine

[1]) Ungedruckte Stelle.

[2]) 20. Dezember 1794. Dierauer, St. Galler Mitteil. XXI, 462 ff. In diesem Briefe schreibt er, daß die Beschwerden, soweit er sie kenne, „meist alt und unter uns gesagt, natürlich" seien. Er bittet Müller-v. Friedberg um genaue Angaben über den Verlauf dieser Sachen, „auch über die in den gemeinen Herrschaften (wo die Regierung so gräulich schlecht ist) herrschenden Dispositionen." Johann Müller hatte Karl Müller-v. Friedberg auf seiner Schweizerreise im Herbst 1787 (oben S. 155) persönlich kennengelernt und stand seit dem Anfang des Jahres 1788 mit ihm im Briefwechsel. Die Briefe Müllers-v. Friedberg an Johann Müller sind von Maurer-Constant V, 77—346 abgedruckt worden (74 Nummern von 1788 bis 1806); von den Briefen Johann Müllers an Müller-v. Friedberg haben sich im Nachlaß des letzteren nur 14 erhalten, die von Dierauer als Beilage II zu seinem Lebensbilde Müller-v. Friedbergs veröffentlicht worden sind; der größte Teil dieser Briefe scheint verloren zu sein. Der Briefwechsel zwischen den beiden bedeutenden Männern ist von großem Interesse und bildet eine wertvolle Quelle für die Geschichte der Schweiz. Wie Johannes v. Müller, so war auch Müller-v. Friedberg ein begeisterter Befürworter aller Bestrebungen, die einen festeren Zusammenhang unter den eidgenössischen Orten bezweckten; auch er war der Ansicht, daß man den beginnenden Unruhen mit Kraft und Strenge entgegentreten solle, und er mißbilligte deshalb die Nachgiebigkeit des Fürstabtes Beda gegenüber der Erhebung seiner Untertanen; aber er war auch mit den Maßregeln des letzten Abtes des Klosters, Pankraz Vorster, keineswegs einverstanden. „On n'a fait que des choses justes, mais on les a faites de la manière dont on fait des injustes et violantes." In der schwierigen Lage, in der er sich befand, wandte er sich an Müller, der ihm eine Anstellung in den österreichischen Staaten verschaffen sollte; dieser



Genugtuung über die durch die Standhaftigkeit der Obrigkeit bewirkte glückliche Stillung der Unruhen im Kanton Zürich. Diese Ansicht teilte der Bruder in Schaffhausen vollkommen, vor allem, als im Frühling 1795 die Bewegung im Züricher Gebiet durch den Stäfner Handel neu ausbrach; die energische und schnelle Unterdrückung durch die Züricher Regierung erschien ihm umso erwünschter, als er ein Einverständnis der Züricher Bauern mit den Toggenburgern und auch mit den unruhigen Hallauern voraussetzte. Er tadelte das Auftreten des sonst von ihm hochverehrten Lavater, der von der Kanzel herab die Obrigkeit zur Milde gemahnt hatte[1]). Johann Müller verlangte aber nach dem Siege der Regierung ein Entgegenkommen gegenüber den gerechtfertigten Forderungen des Landvolkes. Am 16. Januar 1796 schrieb er: „Ich gestehe, daß ich wünschte, die Züricher nun freiwillig thun zu sehen, was sie endlich doch werden thun müssen. Solche Dinge machen der Schweiz keine Ehre und bringen sie in große Gefahr," und am 21. Mai wiederholte er, die Züricher sollten das Volk auf irgend eine Weise befriedigen und hierauf Amnestie strenge beobachten[2]).

---

versprach ihm zwar seine Verwendung, forderte aber den Freund auf, auszuharren und seine wertvollen Dienste dem Vaterlande nicht zu entziehen.

[1]) Später (14. Oktober 1795) rühmte er allerdings die Tätigkeit Lavaters, daß er durch seine eifrigen Vorstellungen bewirkt habe, daß den gefangenen Stäfnern das Leben geschenkt wurde; der vernünftige Teil der Bürgerschaft und der Landleute ehre und liebe ihn umso mehr.

[2]) Das setzte er auch voraus in der kurzen Besprechung über den „Brief eines Deutschen über die politischen Bewegungen im Kanton Zürich A. 1795" (A. L.-Z., Juni 1796, Nr. 179, S. 596 ff.), die er mit dem Satze schließt: „Es läßt sich aber vermuthen, daß die Regierung sich nur nicht hat wollen abfodern lassen, was sie thunlicher maßen von selbst zu geben gedenkt; welches denn alle Gemüther vereinigen und beruhigen wird." Müller fügt „der Aehnlichkeit des Gegenstandes" wegen noch einige Sätze bei über den „Vortrag und Schlußrede des Hn. Major Künzle von Gossau an der Landsgemeinde" vom 23. November 1795, worin die friedliche Lösung des Konfliktes hervorgehoben wird, indem der Fürstabt einen den Wünschen des Volkes angemessenen Vertrag abgeschlossen habe (abgedruckt S. W. XVIII, 315 ff.). — Johann Georg hatte gegen die Rezension der Stäfner Schriften Bedenken geäußert, weil man des Bruders Stil sofort erkennen werde. Umso erfreuter war er über dessen Rezension der in Berlin erschienenen Schrift: „Über die Schweiz und die Schweizer" (A. L.-Z. Nr. 161 vom 25. Mai 1796), die nach Müllers Ansicht betitelt sein sollte: „Wider die Schweiz und die Schweizer". Er spricht dem Verfasser zwar Geist und Witz nicht ab, wirft ihm aber Mangel an Sachkenntnis vor, an kalter Prüfung und an der Gabe, nützliche Wahrheiten auf eine Eingang verschaffende Weise und ohne Übertreibung vorzutragen. Nicolai (Maurer-Constant IV, 131) nennt als Verfasser der Schrift einen Juden, Alexander Davidson, der sich später Lange nannte. „Man hat ihm in der Schweiz zu viel Ehre angethan, indem man sein Buch verbot."



In der etwa im Juni 1795 geschriebenen Vorrede der II. Abteilung des III. Buches der Schweizergeschichte hat Müller seinen Standpunkt erklärt: „Die Formen der schweizerischen Freiheit und Verfassung lassen erhebliche Neuerungen unnöthig und gefährlich erscheinen.“ Er ermahnt die Zünfte, Gemeinden und Landsgemeinden, die Verkündiger einer neuen Freiheit, die neuen Lehrer der Menschheit, zurückzuweisen, die Bürgermeister, Schultheißen, Landammänner und Räte aber, mit den Bürgern und Landleuten nicht wie mit besiegten Untertanen umzugehen; wenn aber gegen ihre Befehle und Forderungen Widerstand entstehe, schnell und entscheidend die gehörigen Maßregeln zu ergreifen und die Gegner nicht durch innere oder auswärtige Verbindungen sich „zu Haupte wachsen“ zu lassen, mit ihrer Würde Popularität, mit gutem Willen angemessenen Ernst zu verbinden.

Über die Bewegungen am Züricher See erhielt Müller auch Bericht von G. Escher v. Berg, der ihm am 13. September 1794 schrieb: „Die Städte befolgen mehr oder minder deinen weisen Rath einer geheimen, allmählichen Reform. Öffentliche Schritte sind noch keine gethan worden, die den Angehörigen oder Unterthanen mehr Rechte einräumen, und meines Bedünkens soll man diesen ausweichen, so lange es möglich ist. Die Bauren am Zürich-See, die mehr Handelsfreyheit wünschen, vertröste auch ich auf ruhigere Zeiten — dann aber halte ich Wort.“ Als Hauptübel erkennt er die Lage der gemeinen Herrschaften wegen der Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit der Landvögte. „Diesem Hauptgebrechen e i n s t muthig einen Damm entgegenzusetzen, ist, theurer Freund, mein ernstlicher Vorsatz.“ Es bezeichnen diese Worte des Züricher Patriziers so recht die zögernde, zurückhaltende Weise, mit welcher die Anhänger der alten Ordnung in der Schweiz eine rechtzeitige Verständigung zwischen Regierung und Volk verhinderten. Auf einen Brief Eschers v. Berg vom 20. Januar 1795 antwortete Müller am 28. Februar[1]) in ähnlichem Sinne: „Für so abergläubisch wirst du auch mich nicht halten, daß ich die Existenz aller Unvollkommenheiten und Mißbräuche läugnen sollte. Da wir aber Jahrhunderte lang in wachsendem Glück es damit ausgehalten, so wäre es gegen den charakteristischen Verstand der Nation, nicht auch die wenige Zeit noch sich behelfen zu wollen, bis, nach entschiedener großen Krisis, unsere redlichen Regierungen in ihrer Weisheit die Mittel selbst hervorfinden, ihre uralten Verfassungen mit der Stimmung, welche am Ende die

[1]) Die Kenntnis dieses Briefes verdanke ich Herrn Dr. Rud. Hunziker in Winterthur.



dominierende werden dürfte, von selbst, so viel nöthig und so gut möglich, in Einklang zu bringen. Genug, daß wir einstweilen uns weniger als je schämen oder scheuen dürfen, zu seyn, wie wir waren und sind."

Der Brief Eschers gab Müller auch die Veranlassung, sich über seine volkswirtschaftlichen Ansichten auszusprechen: „Über den Vorzug, welchen du den cultivirenden vor den handelnden Staaten einräumen möchtest, bin nicht nur ich seit vielen Jahren, sondern auch die größten Männer des Altertums gleicher Meinung. Die Parallele zwischen Athen und Sparta, zwischen Rom und Karthago, zwischen der Schweiz und Holland, zwischen Genf und Bern, ist oft, mit immer gleichem Resultat, gezogen worden. Es versteht sich, daß der Satz so wenig als irgend einer übertrieben werden muß, und daß die physische Lage zu Ausnahmen nöthigen kann. Gewiß wird aber das Gebäude der Handelsrepublik so künstlich wie das venetianische angelegt werden müssen, wenn es den Stürmen entgehen soll, worunter Genf und Holland schon so oft furchtbar (ich will wenig sagen) gewankt. Am glücklichsten ist der Staat, welcher so viel vorerst hervorzubringen und dann zu verarbeiten im Stande ist, als er zu Befriedigung seiner Bedürfnisse bedarf. Aber ehe er vor Volksmenge und Reichthum strotzend würde, sollte er eher, wie die ältesten Griechen, den Überfluß seiner Einwohner in ferne Colonien senden. Wir, in der Schweiz, hatten bisher den Ausweg des fremden Militärs; wenn aber dieses aufhören sollte, so würde auf eine andere Maaßregel gedacht werden müssen."

Den gleichen Gedanken äußert er auch in einem Briefe an den Bruder vom 21. Mai 1796 auf dessen Befürchtung, daß die Aufhebung der fremden Kriegsdienste viele Schweizer brotlos machen und vielleicht auch die Schaffhauser zu mehrerer Industrie nötigen werde: bei der so stark sich vermehrenden Bevölkerung werde Auswanderung das einzige Mittel bleiben; dazu sollten viele zusammenstehen und ihre Fonds und Kräfte vereinigen; Land sei in der Alten und Neuen Welt genug; er dachte also geradezu an eine kolonisatorische Auswanderung. Schon am 30. Juni 1794[1]) hatte er an Wilbraham in Konstantinopel, der im Begriffe stand, eine Reise durch Kaukasien auszuführen, den Wunsch gerichtet, sich nach den schweizerischen Kolonisten in der Umgebung von Saratow und Sarepta umzusehen, ob sie zusammen oder zerstreut, wie sie leben und ob sie glücklich seien. „Die Ereignisse in Europa nehmen einen

[1]) S. W. XVI, 439 f.



solchen Gang, daß es gut ist, zu wissen, ob in Asien eine Zuflucht zu finden ist für ein Volk, das nur Ruhe und ein ehrbares Auskommen sucht."

Müller hat schon lange vor dem französischen Einmarsch erkannt, welches Ziel die Franzosen in der Schweiz im Auge hatten. Am 7. Juni 1796 schrieb er dem Bruder: „Die unerhörten Zudringlichkeiten, welche die Cantons, aller diesseits ertheilten beruhigenden Versicherungen ohngeachtet, von den Franzosen ferners erfahren, haben bey mir die natürliche Besorgniß veranlaßt, daß ihre angebliche Unruhe über mögliche Verletzung des Neutralitätsbodens durch uns nur Vorwand, hingegen der Umsturz der Aristokratie in der Schweiz, freie Disposition über unser in dreihundertjährigem Frieden gesammeltes Vermögen und eine Verwicklung der Nation in den Krieg der wahre Grund seye. In wiefern sich in der Stimmung des helvetischen Volks und seiner Obrigkeiten, in den Anstalten und Entschließungen, Gründe zu Furcht oder Hoffnung finden, diese mir so sehr am Herzen liegende Kenntnis geht mir in der Entfernung ab; vielleicht könntest du sie mir geben und besonders von Jkr. Seckelmeister Stokar über diese Gegenstände etwas näheres in Erfahrung bringen. Es ist nicht möglich, daß in der Schweiz irgend jemand sey, dem dieses alles interessanter wäre, als eben mir."

Am 11. August und 30. September 1796 berichtete Johann Georg über den Durchmarsch kaiserlicher und französischer Truppen durch Schaffhauser Gebiet, wobei die Neutralität durch die gleiche Behandlung der Durchmarschierenden, denen man die Waffen an der Grenze abgenommen habe, gewahrt worden sei[1]). Dabei wird die charakterlose Haltung der Bevölkerung im benachbarten, damals noch österreichischen Süddeutschland hervorgehoben.

Inzwischen war es auch im Schaffhauser Gebiet unruhig geworden; zunächst bei den Hallauer Bauern, wobei Johann Georg eine Art Verschwörung derselben mit den Zürichern und Toggenburgern vermutete. Dann war es in der Himmelfahrtswoche 1795 in der Stadt selbst zu tumultuarischen Auftritten gekommen, weil der Rat auf Verlangen der Regierung in Stockach einen wegen Konterbande und Verwundung eines österreichischen Soldaten verfolgten Thayngen auszuliefern beabsichtigte. Johann Georg rühmte bei dieser Gelegenheit die Maßregeln der Obrigkeit und die im allgemeinen

[1]) Dem in Wien verbreiteten Gerüchte, daß die Waffen den Franzosen nachgeführt würden, damit sie sofort wieder gegen die Österreicher verwendet werden könnten, tritt er lebhaft entgegen.

gute Gesinnung des Landvolkes und meldete dem Bruder, daß die besten Herren in Schaffhausen wünschen, bei einer politischen Veränderung Johannes Müller nach Schaffhausen ziehen zu können. —

Am 22. März berichtete Johann Georg von unbedeutenden Unruhen in der Gemeinde Schleitheim. Als der Rat gewisse Klagen, die gegen die Vorgesetzten der Gemeinde erhoben worden waren, als unberechtigt erklärte, erschienen mit den sechs Abgeordneten, die vor den Rat beschieden wurden, 200 Landleute auf der Ratslaube und weigerten sich, auseinanderzugehen, bis der Rat Ernst machte und die Bürgerschaft unter die Waffen rief. Müller schrieb darüber am 25. April: „Alles dieses zeigt, daß man bey uns mit dem Volk umzugehen weiß." —

In einem Briefe vom 15. Juni 1796[1]) spricht Müller zum erstenmal von einer möglichen Reise in die Schweiz, nachdem die Anerbietungen, die er 1794 dem Minister Thugut gemacht hatte, unberücksichtigt geblieben waren. „Meine Reise in die Schweiz hängt von unvorsehbaren Umständen ab: Erstlich wird kaum angehen, daß ich mich vor dem Frieden um diesen Urlaub melde; überdies würden mir die Unkosten zu schwer seyn, solange ich die Kriegssteuern zu zahlen habe. Wenn ich selbst in die Schweiz mit irgend einem Auftrag abgesendet würde, so könnte ich in Schaffhausen, wo kein Centrum der Geschäfte ist, nie lange seyn. Wann wir einmal etliche Monate Frieden gehabt, dann werde ich an diese Reise denken können."

Ein Jahr später kam die Reise nun doch zur Ausführung. Am 11. Juli 1797, als Müller bereits seine Vorbereitungen dazu traf, berichtete ihm Niklaus Friedrich v. Mülinen von Frauenfeld aus, wohin er seinen Vater zur Tagsatzung begleitet hatte, über die wichtigsten Verhandlungsgegenstände derselben: die Forderung Bonapartes an die Walliser, seinen Truppen den Durchmarsch durch ihr Land und über den Simplon zu gestatten, die einstimmig abgewiesen worden sei, weil es den Grundsätzen der Neutralität widersprechen würde, ferner über die Streitigkeiten der Untertanen des Abtes von St. Gallen mit ihrem Herrn wegen seiner zweideutigen Haltung gegenüber dem von seinem Vorgänger abgeschlossenen Vertrag, die umso schwieriger zu lösen seien, als Schwyz und Glarus für das Volk Partei nähmen, dann über den Abfall des Veltlins und seine Vereinigung mit der lombardischen Republik, die in Bern und der ganzen Schweiz die lebhafteste Erregung hervorgerufen habe, mehr

[1]) Ungedruckte Stelle.

als in den rätischen Bünden selbst, weil dieses Beispiel auf die italienischen Vogteien ansteckend wirken könne. —

In einem Briefe an den Bruder vom 1. Juli 1797 berichtet Müller, er habe einen Urlaub auf zwei Monate zu einer Reise in die Schweiz begehrt, aber noch keine Antwort erhalten. Der Bruder möge verbreiten, daß e r ihn dazu veranlaßt habe, damit niemand glaube, er sei vom Hofe aus geschickt worden, was ja auch nicht der Fall sei. Die Reise geschehe auf seine Kosten, und der Bruder möge ihm dafür die Mittel bereit halten[1]). Am Schlusse des Briefes gibt er zu Handen aller derer, die es wissen wollen, die allerbestimmteste Versicherung, „daß das angebliche Einverständniß unseres Hofes mit Frankreich wider die Schweiz durchaus Erdichtung sey; indem der K. K. Hof die Erhaltung der Ruhe und der Verfassungen in der Schweiz durchaus und angelegentlich wünscht"[2]).

Im handschriftlichen Nachlaß Johannes Müllers befinden sich die Abschriften verschiedener Gesuche, die sich auf den Urlaub des Jahres 1797 beziehen. Das erste vom 30. Juni begründet sich auf die drohende Invasion von außen und die große Bewegung im Innern, die zur Regelung seiner Privatangelegenheiten seine persönliche Anwesenheit in der Schweiz erfordere. Gleichzeitig bietet er seine Dienste an zur Ausführung eines Planes, den er auch später in Berlin wieder aufnahm: zur Gründung einer Schweizerkolonie in einem der schwachbevölkerten Länder der österreichisch-ungarischen Krone, um der durch Aufhören der vielen Soldverträge drohenden Übervölkerung der Schweiz vorzubeugen[3]). In einem zweiten Schreiben vom 6. Juli bietet sich Müller geradezu als Agent an die in

---

[1]) Müller hat tatsächlich vom Wiener Hofe damals für seine lange Reise keine Entschädigung erhalten; sein reicher Freund Ghisilieri hatte ihm bei schweizerischen Banken einen Kredit eröffnet, der aber nicht in Anspruch genommen wurde. Erst Ende des Jahres 1800, als Müller seine Stelle an der Hof- und Staatskanzlei mit der unpolitischen an der Hofbibliothek vertauscht hatte, wurde ihm auf ein eingereichtes Gesuch hin in Berücksichtigung des Umstandes, daß er bei jener Reise, die er auch im Interesse des Hofes unternommen, eine Schuldenlast von 2700 fl. auf sich geladen habe, „in Gnaden" eine Entschädigung von 1200 fl. aus der Geheimen Hof- und Staatskanzleikasse bewilligt (Vortrag, Wien, den 24. November 1800, mit eigenhändig unterschriebener Verfügung des Kaisers. Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv: St.-K. Vorträge. Dabei auch das Bittgesuch Müllers).

[2]) Solche Gerüchte wurden damals sowohl von Süddeutschland als von Italien aus verbreitet. Johann Georg hatte am 21. Juni 1797 den Bruder um Auskunft in dieser Frage ersucht. Haug I, 77.

[3]) Über Müllers Ansicht betr. Gründung schweizerischer Kolonien siehe oben S. 415 f. In demselben Sinne wirkte damals auch der früher in niederländischen Diensten gestandene Offizier Hentzi von Bern.



Frauenfeld versammelte Tagsatzung an, um einen Plan auszuführen, der zugleich die schweizerischen Bünde aus einer äußersten Gefahr retten und auf fester Grundlage eine engere Verbindung zwischen ihnen und dem Kaiserhofe begründen sollte. Er würde den Einflüsterungen und Umtrieben der französischen Geschäftsträger, welche die Meinung von einem geheimen Einverständnis zwischen Österreich und Frankreich zur Aufteilung der Schweiz zu verbreiten suchen, um dadurch die Eidgenossenschaft ganz in die Arme Frankreichs zu treiben, energisch entgegentreten. Man solle dagegen der Tagsatzung, die ihrerseits zu Zugeständnissen angehalten werden solle, zur Aufrechterhaltung der Ruhe und des Status quo kaiserliche Hilfe anbieten. Wenn aber gegen alles Erwarten die Schweiz sich so sehr von der französischen Krankheit angesteckt zeige, daß sie sich lieber in das vollständige Verderben stürze, als einen Arzt zu bezahlen, dann möge man einzelne der Orte, wie z. B. Bern, Zürich, Luzern, Freiburg und Solothurn, zu einem Allianzvertrag mit Österreich zu bringen suchen, der etwa dem 1777 mit Ludwig XVI. abgeschlossenen entspreche. Aber die Sache sei eilig; es lohne sich schon der Mühe, sich um eine Nation zu kümmern, die wenigstens 38 000 vortreffliche Soldaten in fremde Kriegsdienste geschickt habe. — In einem dritten Schreiben endlich erbietet sich Müller zu regelmäßigen Berichten über die Vorgänge und Stimmungen in der Schweiz und Frankreich, da von der ersteren aus das letztere Land vorzüglich beobachtet werden könne und ein kaiserlicher Geschäftsträger gegenwärtig in der Schweiz fehle[1]). —

Als Müller bis zum 10. Juli noch ohne Antwort geblieben war,

---

[1]) Der Geschäftsträger Baron v. Degelmann war seit Ende Mai 1797 wegen Krankheit für unbestimmte Zeit beurlaubt. An seiner Stelle besorgte die Geschäfte der junge Legationskommis v. Greiffenegg, der seiner verantwortungsvollen Stellung kaum gewachsen war. Seine Berichte an den Wiener Hof sind gegenüber denjenigen Degelmanns viel magerer und bedeutungsloser (Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv F. 201 und 202. Berichte aus der Schweiz). Im März 1798 wurde er wegen begangener Ungeschicklichkeiten durch den österreichischen Regierungsrat F. v. Steinherr ersetzt, dessen Berichte wieder etwas an Interesse gewinnen. Daß der Wiener Hof in den entscheidenden Jahren 1797 und 1798 keinen Minister mehr in der Schweiz unterhielt, sondern sich mit untergeordneten Beamten begnügte, zeigt, daß er die Verhältnisse der Schweiz ziemlich vernachlässigte. Am 5. März 1799, nach Ausbruch des zweiten Koalitionskrieges, verließ v. Steinherr mit dem Gesandtschaftsarchiv Basel und siedelte zunächst nach Günzburg über. Vergleicht man die meist unbedeutenden offiziellen Berichte Greiffeneggs und Steinherrs mit den Berichten Müllers an Thugut, so erkennt man, wie vortrefflich Müller über Verhältnisse und Stimmungen in der Schweiz zu beobachten und zu berichten verstand.



richtete er an Thugut ein viertes Schreiben[1]), in welchem er wieder die umlaufenden Gerüchte über ein geheimes Abkommen zwischen Österreich und Frankreich zum Verderben der Schweiz erwähnt. — Die Zerstörung des Friedens und Glückes der Eidgenossenschaft werde aber auch Österreich große Nachteile bringen. Er selbst, auf das engste mit dem Vaterlande verbunden, dürfe auch nicht den Schein eines Vaterlandsverrates auf sich laden, und wie würde das unterbleiben, wenn er unter den gegenwärtigen Umständen auf seinem Posten verbleiben würde? Seine finanzielle Lage sei ungünstig; „mais parcequ'il ne me reste que moi-même, je dois être plus exact, à remplir ce que je dois à moi-même; et c'est, dans ce moment, le sacrifice de ma place et même de mon existence à ma réputation d'homme de bien." Er sei kein Fanatiker, der ein armes kleines Land gegen die beiden größten Mächte Europas unter die Waffen rufen oder bei anderen Höfen gegen sie intrigieren werde; er füge sich den Gesetzen des Schicksals; er werde den Herren gehorchen, die es seinem Lande geben werde. Aber er wolle auch nicht den Schein erwecken, dazu mitgewirkt zu haben; er wolle nicht mehr den geringsten Anteil an Staatsgeschäften haben, sondern sich seinen literarischen Arbeiten widmen. Zum Schlusse bittet er um einen Paß zur Rückkehr in die Schweiz, sein unglückliches Vaterland. —

Es ist nicht leicht, diese verschiedenen Schreiben in einen bestimmten Zusammenhang zu bringen. Wir können sie nur so erklären, daß Müller zunächst die Hoffnung hegte, auf seiner Schweizerreise die Herzen seiner Landsleute für eine ruhige und naturgemäße Reform zu gewinnen und gleichzeitig für den Fall der Gefahr seinem Vaterlande in Österreich einen mächtigen Bundesgenossen zu erwerben. Denn als Gegengewicht gegen die französischen Gelüste auf die Schweiz konnte damals nur Österreich in Betracht kommen, und Müller in seiner Doppelstellung als schweizerischer Vaterlandsfreund und kaiserlicher Kanzleirat mußte auf den Gedanken kommen, mit Österreichs Hilfe die alte Eidgenossenschaft zu retten. Sobald aber diese Doppelstellung einen Widerstreit zwischen seinen Pflichten herbeizuführen drohte, sobald Müller zur Ansicht kam, daß die Gerüchte über ein geheimes Abkommen zwischen Wien und Paris gegen die Schweiz nicht gegenstandslos seien, zauderte er nicht, seine auswärtige Stellung dem Vaterlande zu opfern. Wir dürfen wohl annehmen, daß der Minister Thugut die Bedenken Müllers vollkommen zu beschwichtigen wußte; vom Rücktritte Mül-

[1]) S. W. XVII, 57 ff.



lers ist keine Rede mehr; der Urlaub von zwei Monaten wurde nun gewährt. Am 11. Juli hielt Thugut dem Kaiser Vortrag über das Urlaubsgesuch Müllers, um sein väterliches Vermögen entweder realisieren oder gegen die Wirkungen der Unruhen, von denen er die Schweiz und Bünden mannigfaltig bedroht glaubt, möglichst sicherzustellen. Er verspreche hiebei, wenngleich in Privatangelegenheit, doch mit einem auf die Interessen des kaiserlichen Dienstes „unverrückt verwendeten Blick" die Kantone zu bereisen und von ihrer Lage und Stimmung authentische Notizen zu sammeln. Thugut empfiehlt die Genehmigung des Gesuches, dem der Kaiser sein Plazet mit eigenhändiger Unterschrift beigefügt hat[1]). Im Passe, der Müller ausgestellt wurde, ist nur erwähnt, daß er in Privatgeschäften die Schweiz bereise. Auch an den Legationskommis v. Greiffenegg in Basel meldete Thugut, daß der Aufenthalt Müllers in der Schweiz als durchaus privater Natur zu erscheinen habe[2]). Von einer offiziellen Sendung an die Tagsatzung oder von anderen direkten Aufträgen des Hofes kann also nicht gesprochen werden; dagegen hat es Müller unternommen, im Sinne des dritten Urlaubsgesuches die Stimmung in der Schweiz und die Absichten der französischen Machthaber für den Minister Thugut zu erforschen. Eine Zweideutigkeit kann darin nicht gefunden werden. Indem Müller in Österreich den natürlichen Bundesgenossen der Eidgenossenschaft gegen die revolutionäre Regierung in Paris erkannte, mußte es ihm daran gelegen sein, das österreichische Ministerium des Äußern über die Entwicklung der schweizerischen Verhältnisse genau unterrichtet zu wissen[3]).

Was Müller mit seiner Schweizerreise wollte, war nichts Ge-

---

[1]) Wien, St. K. Vorträge.

[2]) Wien, Schweiz. Fasz. 200.

[3]) Im Wiener Archiv — Varia. Schweiz 15 — liegt eine französische Abhandlung, 14 Seiten Folio, über die Beziehungen zwischen der Schweiz und Frankreich, über die französische Politik und ihren Einfluß, ohne Datum. Über den Verfasser wird bemerkt, daß er ein Waadtländer sei, dessen Vater und Verwandte in der Waadt leben und der das Vertrauen der einflußreichsten Personen von Bern genieße. Er anerbietet sich, mit dem Wiener Kabinett in Briefwechsel zu treten. Der Bericht ist gegen Ende 1796, nach dem Frieden Sardiniens mit Frankreich zu Turin, abgefaßt, der in der Schweiz als ein großes Unglück betrachtet wurde. Es wird erwähnt, daß vor vier Jahren ein österreichischer General beabsichtigt habe, die schweizerische Neutralität mit dem Durchmarsch durch Basler Gebiet zu verletzen; dies hätte die ganze Schweiz den Franzosen in die Arme getrieben. Der Verfasser ist ein schweizerischer Offizier in österreichischen Diensten, deswegen nicht Rovéréa, wahrscheinlich aber der Oberst Marquis de Cailus (Briefe an J. v. Müller 1797/98, 45 Nummern mit Beilagen. St.-B. Müll. 188).



ringeres, als alles zu tun, was in seinen Kräften stand, das drohende Verderben vom Vaterlande abzuwenden. Nicht in amtlichem Auftrag, nicht als Abgesandter des Wiener Hofes, sondern als Privatmann, als der von beiden Konfessionen und von allen Parteien hochgeachtete Geschichtschreiber der schweizerischen Eidgenossenschaft, hoffte er, über den Parteien stehend, dieselben einander nähern und versöhnen zu können, um die dringend notwendige Neubelebung der Eidgenossenschaft durch die vom Zeitgeiste geforderten Verbesserungen auf friedlichem Wege herbeizuführen. Seine Hoffnung drückt am Ende des Jahres Johann v. Wessenberg in den bezeichnenden Worten aus[1]): „Il paraît que la Suisse se reposera encore jusqu'au printemps — la saison de l'amour sera alors celle de la réformation; car je crois que les Suisses n'ont pas besoin d'une révolution.“

Allerdings ist die gute Absicht Müllers vielfach verkannt worden. Die französisch-revolutionäre Partei sah in ihm einen österreichischen Spion; die Demokraten hielten ihn für einen Aristokraten und diese wieder für einen geheimen Revolutionär, umso mehr, als die Anhänger des gewaltsamen Umsturzes trotz ihres Mißtrauens sich den Anschein gaben, als ob der hochangesehene Geschichtschreiber ganz auf ihrer Seite stehe. Müller schrieb nach seiner Rückkehr an den Minister Thugut: „Die Zudringlichkeit demokratisch oder französisch gesinnter Schweizer, mich zu gewinnen oder dem Publikum glauben zu machen, daß ich mit ihnen sei, nimmt beständig zu.“ Nur die Versicherung des Ministers, daß niemand, der ihn kenne, daran glauben werde, hielt ihn davon ab, in öffentlichen Erklärungen seine Stellung kundzugeben[2]). Aber auch frühere Freunde glaubten an solche Verdächtigungen. Noch im Jahre 1800[3]) erhebt Escher v. Berg, der in seinen Briefen vor 1797 Müller als „geliebtesten Mann“ mit dem vertraulichen Du anspricht und als „den unter allen Umständen sich immer gleich bleibenden Schweizer“ nennt, in einem letzten Briefe an „Eure Hochwohlgeboren“ den Vorwurf gegen Müller, daß er auf seiner Schweizerreise alle, bei denen er aristokratische Grundsätze vermutete, vernachlässigt und nur mit Männern, die revolutionäre Grundsätze im Herzen und an der Stirne trugen,

---

[1]) 31. Dezember 1797. Auf dieser Schweizerreise hatte er die drei edlen Brüder Johann, Ignaz Heinrich (den späteren Konstanzer Generalvikar) und Ludwig v. Wessenberg kennen gelernt.

[2]) Entwurf zu einer solchen Erklärung, S. W. VI, 158 ff. Dazu auch die Briefe an den Bruder vom 19. und 28. Januar 1798, ebenda S. 157 und 161.

[3]) Ungedruckter Brief vom 21. Oktober 1800.

österen Verkehr gepflogen habe. Wie ungerecht solche Vorwürfe sind, beweist der Umstand, daß die verschiedenen Parteien ihm geradezu Entgegengesetztes vorhielten. Vollkommen zutreffend sagt Johann Georg[1]): „Wie jedem, der in einer Zeit der Gährung der Opinionen zwischen zwei erhitzten Parteien das Mittel halten will, so ging es auch ihm: er befriedigte keine ganz; der einen war er zu viel, der andern zu wenig für das neue System; den einen schien er mit seinen Vorschlägen zu weit zu gehen, den andern zu weit zurückzubleiben. Jede Partei wollte ihn ganz für sich haben und ward mißtrauisch, wenn sie ihn mit Personen von der entgegengesetzten in Umgang sah." Müller selbst setzte sich im allgemeinen leicht über diese ungerechte Beurteilung weg; doch fehlt es nicht an Äußerungen zeitweiligen Ärgers[2]).

Am 22. Juli kam Müller in Schaffhausen an, von seinem Bruder und dessen Gattin freudig aufgenommen. Seit zehn Jahren hatten sich die beiden Brüder, die durch das Band treuester Bruderliebe und edelster Freundschaft miteinander verbunden waren, nicht mehr gesehen; jetzt endlich feierten sie das glückliche Wiedersehen, das allerdings nur zu häufig unterbrochen wurde durch die Reisen, die Johannes von Schaffhausen aus kreuz und quer durch die ganze Schweiz machte, von denen er, jedesmal aber nur zu kurzem Aufenthalte, wieder zum gastlichen Bruderhause zurückkehrte[3]). Längeren,

---

[1]) S. W. VI, 149. Übrigens hat Müller in den Briefen, die er von seinen Kreuzfahrten an den Bruder in Schaffhausen schrieb, die Politik nur selten berührt, „nicht aus Geheimnissucht, sondern weil sie mir anekelt," schrieb er am 16. August.

[2]) So schrieb er am 20. November 1797 an Fäsi: „Ich bin über die schweizerischen Stadtklatschereien sehr unwillig; zu Bern mußte ich l'ami intime du colonel La Harpe seyn, weil ich finde, daß er nicht gar in allem Unrecht hat; und nun habe ich Unterwerfung unter Oesterreich gepredigt, weil ich wollte, daß man, im Nothfalle, doch nicht vergesse, auch den erbvereinten Nachbar um freundschaftliche Verwendung zu ersuchen. — Sie schreiben mir, Bernhard Meyer beschwere sich, daß ich ihn mißkannt hätte, und so schreibt Chorherr Mohr mir heftig über ich weiß nicht was für widrige Urtheile, die ich über ihn gefällt haben soll. Ich lerne hieraus, daß es äußerst schwer ist, mit meinen Landsleuten umzugehen: alles ist in Extremen, alles wird aufs Extreme verstanden und gedeutet, und wer ein paar Monate in den Kantonen gelebt hat, kann das Vergnügen haben, ein halbes Jahr sich die Finger abzuschreiben, um jedes Wort, das er gesagt oder gar nicht gesagt hat, auszulegen und den Commentar aller seiner Diskurse abzufassen. Dieses, ich gestehe es, ist mir noch in keinem Lande begegnet und macht mich den Augenblick mit einiger Ungeduld erwarten, da ich von einer Art Gesellschaft befreit seyn werde, worin einer dem andern alles verdreht und man dann darüber constituirt wird." Ähnlich an den Bruder am 23. Januar 1798.

[3]) Zu dieser Schweizerreise ist zu vergleichen meine Abhandlung: „Aus Johannes v. Müllers handschriftlichem Nachlasse" (Beilage zum Osterprogramm des



auf mehrere Tage sich ausdehnenden Aufenthalt machte er sonst nur noch in Zürich, Bern, Altdorf, Glarus und Basel, vor allem an

Gymnasiums Schaffhausen 1884). — Aus den Briefen und Berichten Müllers ergibt sich folgendes Itinerar der Reise: 22. Juli: Ankunft in Schaffhausen. — 26. Juli: I. Bericht an Thugut. — 1. August: Langenthal, II. Bericht. — 4. bis 7. August: Zürich, III. Bericht (5. August) — über Erlibach (bei Salis-Marschlins), Rappersweil, Toggenburg (bei Müller-Friedberg), Schmerikon (Zusammenkunft mit Zwicky von Mollis), Stäfa, Glarus, Klönthaler See, über den Etzel nach Einsiedeln (bei Abt Beatus), Sihlbrugg, Bern, Zug (bei Zurlauben). — 15. August: Luzern, IV. Bericht — durch das Entlebuch nach Escholzmatt (bei Stalder). — 20.—23. August: Bern, V. und VI. Bericht (20. und 23. August) — Reise nach Genf und Rolle. — 30. August: Lausanne. — 2. September: Thun, VII. Bericht. — 5.—7. September: Bern, dann Solothurn und Freiburg. — 13. September: wieder Bern, VIII. Bericht, Weiterreise mit Bruder und Schwägerin — Herzogenbuchsee. — 19.—21. September: Zürich. — 23.—29. September: Schaffhausen, IX. und X. Bericht (23. und 29. September). — Anfangs Oktober: Basel. — 3. Oktober: Bern. — 5. Oktober: Solothurn, XI. Bericht. — 7. Oktober: Thun, XII. Bericht (bei Erlach in Spiez), Interlaken. — 8. Oktober: Brienzer See, Meiringen, Brünig, Lungern. — 9. Oktober: über den See, Saxelen, Sarnen, Alpnacher See, Rotzloch, Stans. — 10. Oktober: Stans, Beckenried, Rütli — Tellsplatte. — 11.—13. Oktober: Altdorf (Bericht an Thugut vom 12. Oktober, nicht im Wiener Archiv). — 13. Oktober: Schwyz, über den Sattel nach (14. Oktober) Rothenthurm. — 15. Oktober: Glarus (bei Maler Diogg), XIII. Bericht. — 20.—25. Oktober: Zürich, XIV. Bericht — über Lenzburg (mit Pestalozzi) nach Aarau, über St. Urban nach Bern. — 26. Oktober bis 7. November: Bern, XV., XVI. und XVII. Bericht (26. Oktober, 2. und 4. November). — 7. November: Abreise über Biel und Solothurn. — 9. November: Langenbrugg. — 11. November: Basel, XVIII. Bericht. — 22.—25. November: Schaffhausen, XIX. und XX. Bericht (22. und 25. November). — 26. November: Rheinfelden. — 27. November: früh Basel bis 16. Dezember, XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV. und XXVI. Bericht (29. November, 1., 2., 4., 9. und 16. Dezember), 13. Dezember der „fatale" Brief an Fäsi — dann Schaffhausen. — 22. Dezember: von dort Abreise. — 24. Dezember: Ulm. — 31. Dezember: Ankunft in Wien. —

Von interessanten Persönlichkeiten, mit denen er auf dieser Schweizerreise zusammentraf, sind unter vielen anderen zu nennen Goethe, der am 19. September 1797 auf seiner dritten Schweizerreise im Gasthof zum Schwert in Zürich mit Müller den Abend zubrachte und noch am 4. September 1803 in einem Briefe an ihn an diese „frohe Zusammenkunft" erinnerte (Goethe, Tagebuch der dritten Schweizerreise, 20. September 1797; Zürcher Taschenbuch 1890; Maurer-Constant III, 4). Zu erwähnen ist dabei, daß auch der Basler Iselin und Mallet du Pan gleichzeitig Gäste des Gasthofs zum Schwert waren. Von Mitte Oktober an blieb Müller mehrere Tage in Glarus, wo der Maler Felix Diogg sein Porträt malte, wohl das beste Bildnis, das wir von Müller besitzen. Nach dem 21. Oktober lernte er in Lenzburg Pestalozzi persönlich kennen, „ein merkwürdiges Originalgenie, den die Regierungen groß Unrecht haben zu vernachlässigen; er weiß die Wege zur Leitung des Volkes." In Bern machte er auch Bekanntschaft mit dem jungen Stapfer und lernte „einen edlen, weisen Mann an ihm ehren und lieben". — Müller hatte auch die Absicht, von Basel aus einen Abstecher nach Freiburg i. Br. und nach St. Blasien zu machen, wozu er aber nicht kam. Dafür suchte ihn der



Orten, wo er mit einflußreichen Persönlichkeiten verkehren und seine Ziele verfolgen konnte; der verhältnismäßig lange Aufenthalt in Basel am Schlusse seiner Schweizerreise erklärt sich genugsam durch die Anwesenheit der kaiserlichen und französischen Gesandtschaft in dieser Stadt. —

Müller trat auf seiner Wanderschaft durch die verschiedensten Gebiete der Schweiz in persönlichen und brieflichen Verkehr mit den hervorragendsten Männern der politischen Parteien. Aus Bünden, dessen Schicksal den Wiener Hof vornehmlich interessieren mußte, erhielt er nicht bloß von dem österreichischen Geschäftsträger in Chur, Baron v. Cronthal, häufige Berichte, sondern er stand auch im Vertrauen von Ulysses v. Salis-Marschlins, dem Führer der aristokratischen Partei, der damals, aus der Heimat vertrieben, auf einem Gute zu Erlenbach am Zürcher See die Zeit seiner Verbannung zubrachte, und er verkehrte gleichzeitig mit Jakob Ulrich v. Sprecher und den anderen Häuptern der Patriotenpartei, Tscharner und Bansi, die sich an das revolutionäre Frankreich anschlossen und auf die vollständige Verdrängung des österreichischen Einflusses hinarbeiteten; in Zürich setzte er die Verbindung mit seinem ältesten Freund in der Schweiz, Hans Heinrich Füßli, fort[1]); zugleich kam er zusammen mit den Bürgermeistern David v. Wyß und Kilchsperger, Direktor Ott, Salomon Hirzel, Lavater, David Vogel und anderen; in Bern hatte er die eingehendsten Beratungen mit dem edlen Schultheißen Steiger, dessen Geist und Patriotismus er schon 1787 in seinem Berichte an das preußische Ministerium mit Begeisterung gerühmt hatte und den er neuerdings bewundern lernte; dieser führte ihn auch mit Mallet du Pan, dem leidenschaftlichen

---

gelehrte Pater Trutpert Neugart in Schaffhausen auf, und der Abt Mauriz Ribbele schüttete ihm sein Herz aus über die trostlose Lage, in die er und die breisgauischen Gebiete durch den Frieden gekommen waren, und bat ihn wiederholt „recht inständig", sowohl dem unglücklichen Lande als dem bedrohten Hochstifte seine „hilfreiche Hand zu bieten. — Ich rechne sicher auf Dero bestes Herz und edle Denkungsart, die mir besonders bekannt ist" (Briefe des Abtes bei Maurer-Constant VI, 32 ff.).

[1]) Dieser wenigstens verkannte ihn nie. Am 19. Juni 1798 schrieb er ihm: „Nein, mein unvergeßlicher Freund! weder unredlich noch unpatriotisch, auch nicht einmal räthselhaft hast Du mir seit unserm letzten persönlichen Beisammensein geschienen, so wenig als in einer frühern Zeit." Auch Füßli wurde übrigens aus denselben Gründen wie Müller von den verschiedenen Parteien angefeindet. — Am 16. August 1797 schrieb Müller von Luzern aus einen launigen Absagebrief in mittelhochdeutschem Dialekt an den Freund wegen seines Fernbleibens von einer beabsichtigten Zusammenkunft in Zug und sagte ihm einen Einfall in seinem Hause in Zürich an, worauf Füßli in gleicher Weise antwortete.



Gegner der Revolution und des neuen Frankentums, der gerade damals aus Bern weichen mußte, zusammen. Auch Karl Ludwig v. Haller, der geistreiche, aber stockkonservative Enkel des großen Haller, Ludwig Hentzi, v. Mülinen, mit dem er alte Freundschaft erneuerte, Fellenberg, Graf Erlach von Spiez verkehrten mit ihm; die Beziehungen zu seinem intimsten Freunde, Bonstetten, den er allerdings nicht persönlich sah, weil er sich damals in seiner Vogtei in den ennetbirgischen Gebieten der Eidgenossenschaft befand, und zu den Freunden und Bekannten in der französischen Schweiz wurden aufgefrischt und durch neue Bekanntschaften erweitert. In Luzern, im Hause des Säckelmeisters Balthasar, lernte er den bescheidenen Pfarrer Stalder von Escholzmatt, den ersten Sammler für ein schweizerisches Idiotikon, kennen; in den inneren Kantonen und in den italienischen Vogteien, die er zwar nicht selbst bereiste, erforschte er eifrig die Stimmung der Volksklassen; in Basel hatte er Umgang mit den Häuptern der aristokratischen Partei, dem Oberstzunftmeister Merian und Christian v. Mechel so gut wie mit dem österreichischen Gesandtschaftskommis v. Greiffenegg und den französischen Geschäftsträgern und Agenten Bacher und Mengaud; in Glarus war der Bannerherr Peter Zwicky, im Gebiete des Fürstabtes von St. Gallen Karl Müller-v. Friedberg sein Vertrauter[1]). Den regsten Verkehr aber unterhielt er mit dem Züricher Professor Johann Kaspar Fäsi, den er erst bei Gelegenheit dieser Reise kennen lernte und zu dem er sich durch die Übereinstimmung in ihrem Sinnen und Denken hingezogen fühlte. Er schreibt über ihn an den Bruder[2]): „ein Mann von Thätigkeit, Gelehrsamkeit, gesundem Urtheil und gutem Herzen"[3]). Beide faßten die Zeitlage von dem Gesichtspunkte aus auf, den Müller mit den Worten ausdrückt[4]): „Die Situation der Schweiz in ihren Beziehungen nach außen hin ist kritisch; deßwegen muß man das Möglichste thun, um sie im

[1]) Der Briefwechsel mit Müller-v. Friedberg wird vor allem vom August 1797 an lebhaft, wobei nur zu bedauern ist, daß von den Briefen Joh. v. Müllers sich nur die 14 von Dierauer (St. Galler Mitteil. XXI, 466—473) aus den Jahren 1788—1798 erhalten haben. Die Briefe Müller-v. Friedbergs beweisen das große Vertrauen, das er dem Geschichtschreiber entgegenbrachte. So schreibt er ihm am 19. September 1797: „Votre amitié est un baume infaillible pour mon âme tranquille, sereine, mais souffrante."

[2]) 21. Oktober 1797.

[3]) Johann Georg hatte über ihn allerdings ein weniger günstiges Urteil, das eher mit demjenigen von Ulysses v. Salis übereinstimmte (bei Haug S. 80): er halte ihn für einen, der alles durcheinanderwerfen wolle, um alsdann obenan zu kommen. „Und so, du weißt, habe ich auch von Zwicky eine sehr geringe Idee."

[4]) An Müller-v. Friedberg 11. Oktober 1797.



Innern zu beruhigen, sich mit dem Zeitgeiste soviel als möglich in Übereinstimmung zu bringen, ohne die Grundlage der guten Ordnung und der öffentlichen Ruhe zu verletzen[1])."

Fäsi ist so wenig Revolutionär wie Müller, und trotzdem bildete gerade der Briefwechsel zwischen ihnen den Ausgangspunkt zu Verdächtigungen. Am 11. Oktober 1797 schrieb Müller von Altdorf aus an Fäsi: „Ich möchte wohl wie Sie und alle καλοὶ κ'ἀγαθοί die Reform vieler Dinge, aber erstlich nur durch die Kraft der Wahrheit und die Gewalt der öffentlichen Meinung, nicht durch Stürme, zweitens ohne fremde Einwirkung, nur durch Schweizer," und noch am 20. April 1804 erinnert Fäsi den Freund: „Wie oft dacht' ich an die Worte, die wir miteinander an dem schönen Herbstmorgen, als wir von Stäfa nach Zürich fuhren, sprachen: Wie unglücklich würde dies Land durch eine Revolution, und Revolutionen und Revolutiönchen werden wenigstens in unserm Kanton nicht enden, bis wir alle sammt und sonders Bettler sind, oder von einem Größern verschlungen werden." In gewissen Punkten scheint Fäsi auf Müller einen günstigen Einfluß ausgeübt zu haben. Dieser billigte zeitweise den vor allem in patriotischen Kreisen aufkommenden eigentümlichen Gedanken, zur Rettung der Schweiz und zur Befestigung des Nationalgefühls gebe es kein besseres Mittel als die Erteilung des städtischen Bürgerrechts an alle in Burg- und Landrecht stehenden

---

1) H. v. Sybel (Geschichte der Revolutionszeit V, 58 f.) erhebt auf Grund der Berichte Bachers an das Direktorium die schwersten Anklagen gegen Müller, den „berühmtesten, talentvollsten und charakterlosesten der Geschichtschreiber jener Zeit". Wenn wir aber die Gründe berücksichtigen, die Müller bestimmten, mit dem französischen Agenten in Verbindung zu treten; wenn wir erfahren, daß er über diesen Verkehr ganz offen an Thugut berichtete, daß es den Franzosen sehr daran gelegen war, ihn als ihren Parteigänger darzustellen und in dieser Absicht ihren Verkehr mit ihm zu schildern und zu entstellen, so werden diese Anklagen entkräftet. Sogar die von Sybel angeführten auffallenden Bemerkungen Müllers lassen sich mit seiner Stellung zur Frage der schweizerischen Umgestaltung in Einklang bringen. Wenn er gesagt hat: „Ich habe das Volk überall reif gefunden: überall ist man der Meinung, man müsse die Revolution selbst machen, um nicht von ihr überholt zu werden," so will er ja eben eine Umgestaltung der Schweiz aus sich selbst. Und wenn er am 20. Dezember 1797 an Bacher schreibt, daß die Wünsche der französischen Republik (in bezug auf die Popularisierung der Verfassung) überall mit Leichtigkeit durchzuführen seien unter dem allmächtigen Einfluß des Direktoriums, so ist unter diesem Einfluß durchaus nicht ein gewalttätiges Eingreifen verstanden; denn Müller betont ausdrücklich, daß es ohne eine besondere Erschütterung geschehen könne. Der Verfassungsplan, den er dann dem neuernannten französischen Geschäftsträger Mengaud vorlegte, wird kaum etwas anderes gewesen sein als die Anregungen zur Umgestaltung der Schweiz, die er bei seiner Rückkehr in seinem „politischen Testamente" zurückließ.



Leute, wobei aber die wirkliche Regierungsfähigkeit nur den in der Hauptstadt Niedergelassenen und ein unabhängiges Vermögen von etwa 100 000 Pfund Besitzenden zu erteilen wäre, was Fäsi auf Müllers Anfrage sofort als unhaltbar nachwies[1]).

Auf das Drängen Fäsis und anderer Freunde[2]) beabsichtigte Müller, in einer Schrift die Mittel zur Verhütung des gänzlichen Umsturzes der Eidgenossenschaft anzugeben, obwohl er anfangs befürchtete, „dadurch die gegenwärtige Schwäche vor aller Welt anzuerkennen, in dieser Zeit allgemeiner Gährung dem Volk dies oder jenes in den Kopf zu setzen, wodurch, wenn es nicht geschieht, es nur noch mißvergnügter würde." Auf die Gegenvorstellungen Fäsis: „Ich kenne die Herzen: sie können nicht des Gegentheils überzeugt, sondern sie müssen durch die öffentliche Meinung gezwungen werden — und sollen nicht Fremde einwirken, soll nicht durch fremden Einfluß unsere Lage verbessert werden, so ist Publizität, das Auftreten eines Mannes von Ihrer Würde und von Ihrem Gewicht das einzige Rettungsmittel" — nahm Müller das Projekt wieder auf; doch will er die Ausführung verschieben, bis er ein wenig heller sehen kann. „Es ist wider meine Grundsätze, in einem morschen Bau während einem Sturmwinde mit Fackeln herumzuspazieren[3])." Müller hat aber die Absicht zu einer solchen Schrift schließlich aufgegeben[4]). In seinem handschriftlichen Nachlaß befindet sich nur die

---

[1]) Müller an Fäsi 6. November 1797, Antwort Fäsis 19. November.

[2]) Auch der Bruder forderte ihn dringend dazu auf. Ende 1797 schrieb er ihm: „Es ist nicht unmöglich, Alles unter uns auszumachen, wenn man nur hoher Gesinnung und eines Emporschwunges über die ränkevolle Politik fähig ist und nicht s i ch meint, sondern das Vaterland. Sage das! Gib es zu lesen! Man hat gesagt, du redest immer von Erneuerung der Bünde, sagest aber nicht wie? Sag es!"

[3]) An dem gleichen Tage, 2. Dezember 1797, schickte er von Basel aus an Thugut seinen XXIII. Bericht (Wiener Archiv, ungedruckt), in welchem er fast mit den gleichen Worten von dieser Schrift berichtet. Auch seinem Vorgesetzten gegenüber verhehlt er nicht, daß die Eidgenossenschaft gründliche Umgestaltungen vornehmen müsse, wenn sie sich erhalten wolle. „Si les gouvernemens veulent se conserver, il faudra qu'ils renoncent à quelques usages aussi contraires à leur esprit primitif qu'insoutenable selon l'esprit de ce siècle." Er fügt hinzu, daß er sich auf die Wünsche seiner Freunde nicht einlassen könne, bevor er über die Absichten seines Hofes, „envers laquelle j'ai mes premiers devoirs", in bezug auf die Schweiz aufgeklärt sei.

[4]) Am 31. Januar 1798 schreibt er dem Bruder: „Ich soll schreiben? was, lieber Bruder? Declamiren gegen die, welche der Welt Gesetze geben, in deren Händen mein Vaterland und meine Familie ist? Sagen, daß die Gleichheit zwischen den Städten und dem Land meine Meinung nicht sey? Das wäre erstlich gelogen, zweitens unbedachtsam: denn sollte ich ein paar sterbende Vorurtheile auf Kosten des Rufs meiner gesunden Vernunft noch ein Tage vierzehn caressiren? Ich weiß



Einleitung zu einem „Gutachten über die Erhaltung der Schweiz", geschrieben im Dezember 1797, in bilderreicher Sprache[1]). Die Schrift sollte wohl das Programm entwickeln, über welches Müller und Fäsi sich schließlich geeinigt hatten und über welches sich Müller in seinen Briefen wiederholt äußert, so am 6. November: „Geschieht nicht dies oder das, wird nicht wirkliche Freiheit und Gleichheit mit Beibehaltung ordentlicher Verfassungsformen in der Schweiz sorgfältig verbunden, wird nicht eine neue engere Vereinigung zwischen Bürgern und Landleuten, Hohen und Niedern, und den Orten selbst mit solchem Eclat begründet, der den Fremden imponire, so sind wir verloren, und zwar schneller, als wir vorsehen." Mit diesem Programm ist Fäsi zuerst vor die Öffentlichkeit getreten in einem Zunftvortrag am Meister-Sonntag, den 10. Dezember 1797[2]), in welchem er forderte:

„I. daß von unserer (der Züricher) Gesandtschaft auf der zu haltenden außerordentlichen Tagsatzung auf Erneuerung der ewigen Bünde gedrungen und sie so abgefaßt werden, daß 1. kein Kanton mehr einseitig unterhandeln dürfe, 2. daß die zugewandten Orte

---

in Wahrheit nicht, was ich mit Wahrheit und Anstand schreiben könnte; denn so sehr ich die Bekanntmachung (und Verfälschung einiger Stellen) jenes Briefes mißbillige, so wenig ist mir möglich, deren, d. i. meinen Grundsätzen in den Hauptpuncten zu widersprechen." — Am 9. Februar 1798 wiederholt er: „Ich bleibe dabei, jetzt nichts zu schreiben: ich bin zu entfernt, zu gebunden, zu zerstreut, um etwas pertinentes zu rathen, und es ist nicht meine Sache, in den Tag hinein zu reden."

[1]) Abgedruckt S. W. VI, 143 ff.

[2]) Fäsi an Müller 11. Dezember 1797. Schärfer noch drückt Müller dieses Programm aus in einem Briefe vom 15. Dezember: „Mein politisches Testament, das Resultat aller meiner Wahrnehmungen über die Schweiz und in derselben ist, daß sie sich nicht anders erhalten kann, als durch das Mittel, wodurch sie entstanden ist; nicht aber durch den Buchstaben, sondern den Geist der ewigen Bünde. Sie müssen schleunig und feierlichst erneuert werden. Aber damit sie der Nation mehr Kraft in ihren auswärtigen Verhältnissen und mehr Stärke im Innern geben mögen, müssen die Orte sie allen, auch den zugewandten, gleich machen und durchaus dem elenden Recht entsagen, anders als insgemein zu traktiren (dieses rieth ich schon in meiner Geschichte, vor der französischen Revolution) und man muß auf Mittel denken, Forderungen des Landmanns, die er dem Geiste der Zeit, ja der Natur gemäß machen kann oder wird, erstlich dadurch vorzukommen, daß ihm der freien Männern gebührende Einfluß auf die allgemeinen Geschäfte des Vaterlandes gegeben werde (wozu mehr als Ein Mittel ist), und daß man zweitens über Streitfragen zwischen Regenten und Angehörigen ein, nicht bloß aus selbst interessirten Regenten bestehendes, sondern wahrhaft unparteiisches Recht festsetze. Wenn man solche Dinge nicht unverzüglich vornimmt, so gibt es Unglück. Die Axt ist dem Baume an die Wurzel gelegt." Ähnlich äußert sich Müller im Briefe an Müller-v. Friedberg vom gleichen Tage.



genauer mit den Kantonen vereinigt werden und 3. daß die gemeinen Herrschaften eine Verfassung bekommen, daß sie sich des Schweizernamens mit Recht rühmen können;

II. daß die Regierung, so wie es anno 1529, 46, 49, 84 etc. geschehen, der Stadt und Landschaft über die dermalige Lage Nachricht gebe, und in Zukunft bei jedem Bundesschluß etc. dieselben befrage."

Fäsi berichtete dem Freunde von seinem Vortrage schon am 11. Dezember, worauf Müller ihm mit dem „fatalen" Briefe vom 13. Dezember antwortete, der ihm nachträglich, nachdem er verstümmelt in Posselts Zeitung veröffentlicht worden war, so heftige Angriffe zuzog. Müller spricht darin seine lebhafte Freude über die Rede Fäsis aus und wünscht nur noch einen Zusatz zur völligen Befriedigung der Untertanen nebst Festsetzung einer wahrhaft unparteiischen Rechtsform zur Ausgleichung der sich zwischen Stadt und Land ergebenden Differenzen[1]. „Aber es ist die höchste Zeit. Mit Feinheiten und Staatsintriguen ist's nicht gethan, dadurch gingen wir verloren. Auch die Gesandtschaft nach Rastadt hilft nichts. Erstlich sagt man mir, der Gesandte sey, hiezu und nun, nicht der Mann; dieses weiß ich nicht, ich kenne ihn nicht[2]. Aber zweitens, wozu eine Gesandtschaft nur der Aristokratie? ist es nicht, als anerkennten sie, ein von der übrigen Schweiz getheiltes Interesse zu haben? welchen Eindruck kann dieses machen? und glaube mir, es wäre noch zu helfen, man müßte nur wollen. Ich bin mit den Franzosen, seit ich sehe, was sie denn eigentlich wollen, nicht unzufrieden[3]; vielmehr sehe ich, daß sehr vortreffliche Dinge sich machen, daß unsere Existenz sich selbst befestigen ließe. Aber um Gottes willen, um unserer Väter und Nachwelt und um unserer Freiheit und Eidgenossenschaft willen, so sey man doch einmal offen, wahr, nicht einseitig, nicht verstellt; Freimüthigkeit mit unserm Volk, Freimüthigkeit mit den Mächten, vollkommene Publicität, brüderliche Begeisterung für das Allgemeine, das kann uns retten, das ist unsere Politik. Auf offenem Markt werde der geheime Rath gehalten! Was brauchen wir zu verheelen, daß wir bleiben wollen? In diesem Augenblick erwache jener Geist des 14. Jahrhunderts und mache vergessen, daß zwischen Cantons Marchen und zwischen Stadt

[1] Diese Ergänzung gibt Müller in seinem Briefe vom 15. Dezember (siehe die Fußnote 2 der vorigen Seite).

[2] Es war der Berner Professor Karl Ludwig v. Tscharner.

[3] Dieser Satz erregte vor allem Anstoß. In einem Briefe an den Bruder vom gleichen Tage, der sich vielfach mit dem Briefe an Fäsi deckt, schreibt er sogar: „Ich muß gestehen, daß ich mit den Franzosen wohl zufrieden bin und hoffe, daß sie für das Gute hierinn selbst mitwürken werden."



und Land Mauern stehen, denn jetzt handelt es sich wahrhaft nicht um dieß oder das, aber um Alles; to be or not to be, that is the question! der große, alte, ewige Bund gemeiner Eidgenossen in hochteutschen Landen, er, vom Staub der engen Politik neuerer Zeit gereinigt, er sey unsere Aegide, aber eine allumfassende, aller 13 und der zugewandten Orte, aber eine für den Lauiser und Stäfner nicht weniger als für den Züricher oder Schaffhauser wohlthätige. Das ist die Instruktion, welche man Tscharnern hätte geben sollen: Wir, die 13 und zugewandten Orte, Räthe, Bürger und Landleute alle in gemein, entbieten allen Mächten Friede und Freundschaft, und was unsere Väter geschworen und wir in diesen Tagen erneuern, das wollen wir halten, und Schweizer bleiben. Oder redete Rudolf Brun 1354 anders? Lies diese Stelle meiner Historie. Schreibe mir posttäglich, ich dir auch. Schreibe mir, ist Hoffnung, daß man aufwache? Mache von meinen Briefen, welchen Gebrauch du willst; ich fürchte nichts, denn ich habe recht, und will alles, was ich habe und bin, aufopfern, wenn dem Vaterlande geholfen werden kann. Vielleicht wird man auch meine Briefe erbrechen. Gut! So lese man darinn, daß, wenn die Herren ferners puissanceln, und sich gar nicht erinnern wollen, was die Schweiz, welches ihre Grundfeste, und was die einige uns geziemende Politik ist, so werde auch ich philippische Reden in die Welt senden, von deren Inhalt sie erzittern sollen, zumal da es Unterstützung finden wird."

Am gleichen Tage hatte Müller seinem Bruder einen Brief ähnlichen Inhalts geschrieben und eine Abschrift des Briefes an Fäsi beigelegt. Johann Georg nahm daran offenbar zunächst keinen Anstoß; erst als durch die teilweise Veröffentlichung des „fatalen" Briefes eine gewaltige Aufregung entstanden war, geriet er in große Sorge für den Bruder und für sich selbst; man spreche in der Stadt fast von nichts anderem; er komme auf die Zünfte und die Trinkstuben und unter den gemeinen Mann und werde seinem Geiste nach nicht verstanden[1]). Er habe nun einen Gegenbrief mit einer trefflichen Stelle aus des Bruders letztem Briefe verbreitet, aber kein Verständnis gefunden. Man halte nun beide für Jakobiner und entschiedene Gallikaner. Alles, zu Stadt und Land und in der ganzen Schweiz sei äußerst gegen die Franzosen aufgebracht und gegen jeden, der nur von fern ihre Partei zu nehmen scheine[2]).

[1]) Brief vom 14. Januar 1798. Haug I, 79.

[2]) In einer Nachschrift vom 17. Januar berichtet Joh. Georg über weitere Verdächtigungen gegen den Bruder: er habe den Brief aus Rache geschrieben,

Johannes Müller antwortete darauf[1]): „Die Historie mit dem Brief, so unangenehm sie mir war, ist mein geringster Kummer; die Zeit wird genugsam lehren, ob ich unrecht hatte." Sein Zweck sei wahrlich kein anderer gewesen, als jedermann für die Erhaltung des Vaterlandes zu gewinnen. „Zu dem Ende mußte ich ja die Partheyen zu vereinigen, Reclamationen zu hintertreiben und die Hauptvorwürfe zu heben suchen. Da hätten eure weisen Herren, die auf ihren Polstern saßen, indeß ich das ganze Land durchreiste und alle Classen kennen lernte, anstatt Crucifige zu rufen, besser gethan, mich zu fragen, was für Dispositionen ich denn gefunden habe. Denn sie kennen dieselben nicht. — Die anscheinende Stille macht mir keine Illusion, und noch glaube ich, was damals. Ich glaube ferner, daß die Franzosen nicht sowohl notre bien als nos biens wollen: aber hätte ich dieses ihren Anhängern ins Gesicht sagen sollen? Hätte ich mich nicht selbst decreditirt? Nichts konnte meinem Rath mehr Eingang verschaffen, als die Meinung, daß er nicht antifranzösisch sey."

Am Schlusse dieses Briefes schildert er das Schicksal von Mainz, Venedig und der zisalpinischen Republik: „So geht es, wenn man sich r e v o l u t i o n i r e n l ä ß t! Ich hoffe, den Baselern, die sich, däucht mir, vernünftig benehmen, soll der Lohn ihrer Klugheit und Mäßigung werden. Nicht der ist weise, der den Waldstrom rückwärts zu treiben sucht, sondern der, welcher ihn in Canäle vertheilt unschädlich, ja wohltätig macht"[2]). —

---

weil er nicht als Gesandter nach Rastatt geschickt worden sei; er halte sich noch in der Schweiz verborgen; er könnte von den Franzosen bestochen worden sein, wie Ochs usw.

[1]) 31. Januar 1798. Haug II, 11.

[2]) Da der Bruder am 21. Februar 1798 (Haug I, 95) nochmals auf den „fatalen Brief" zurückkam und ihn aufforderte, „offen, redlich, klug" die Umstände, die den Brief veranlaßt hatten, kundzugeben, gab Müller am 27. Februar seine letzte Erklärung darüber ab. Er versichert, der Brief sei nur für e i n e n und höchstens dessen Freunde bestimmt gewesen, nicht für das Publikum. Er sei veranlaßt worden durch die Rede Fäsis am Meistertage vom 11. Dezember; das sei das erste Wort gewesen, das über diesen ihm so großen Gegenstand öffentlich gesagt worden sei. Da der Expresse, der ihm am 13. Dezember Briefe aus Zürich gebracht habe, sofort wieder zurückreisen wollte, habe er in der Eile geschrieben und sein Herz ergossen, nach dem Gefühl der ihm zum Teil bekannten Gefahr, aber hauptsächlich mit Rücksicht auf die Stimmung dessen, dem er geschrieben habe. „Und dieser Brief mußte gedruckt werden! Und nach diesem Brief beurtheilt man meinen Plan, meine Denkungsart!" Er bittet den Bruder, zu verhindern, daß Fäsi oder Bonstetten weiteres aus seinen Briefen, gut oder böse, drucken lassen; er solle Fäsi bei Ehre und Gewissen beschwören und ihm sagen, daß es ihn ins Grab brächte. „Es ist ein ganz unbilliges Benehmen, mit Privatbriefen ohne Ein-

Die Ziele, die Müller sich vorgestellt hatte, machten es geradezu notwendig, daß er mit Männern der verschiedenen Parteien verkehrte, mit dem Wiener Hof in beständiger Verbindung blieb und auch mit den französischen Geschäftsträgern Beziehungen anknüpfte. Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch die zahlreichen Berichte aufzufassen, die er aus der Schweiz an den Minister Thugut abgehen ließ[1]).

Diese Berichte geben uns über die Bewegungen und Parteiverhältnisse in der Schweiz und den rätischen Bünden, über die Beziehungen zu Frankreich und die inneren Zustände dieses Landes, die Müller von der Schweiz aus aufmerksam verfolgte, über die Aussichten einer Annäherung zwischen der Schweiz und Österreich, über die einflußreichen Männer in den verschiedenen Orten ein klares und treues Bild. Müller bemüht sich wiederholt, den Minister zu bestimmen, die gewandte und scharfe Feder von Mallet du Pan, der eben damals der furchtsamen Partei in Bern weichen mußte, gegen Frankreich und die Revolution in Dienst zu nehmen[2]); er berichtet über die gefährlichen demokratischen Bewegungen im Gebiete des Abtes von St. Gallen, am Zürcher See, bei den Untertanen des Bischofs von Basel und der rätischen Bünde, in der Waadt,

---

willigung dessen, der sie schrieb, vor das Publikum zu rücken." Müller scheint ganz vergessen zu haben, daß er Füßli geschrieben hatte: „Mache von meinen Briefen, welchen Gebrauch du willst."

[1]) S. W. XVII, 60 ff. ist ein Bericht abgedruckt, „vor dem zu Campo formio am 17. October abgeschlossenen Frieden geschrieben", der wahrscheinlich nicht von Müller, sondern eher von Schultheiß Steiger ist. Auf S. 66 ff. folgt ein teilweise abgeändertes Bruchstück des letzten, 26. Berichtes vom 16. Dezember. — Im handschriftlichen Nachlaß in Schaffhausen befinden sich neunzehn größere und kleinere Berichte, teils im Entwurf in Müllers schwer zu entziffernder Abkürzungsschrift, teils in Kopie. Eine Auswahl daraus habe ich meiner Abhandlung „Aus Joh. v. Müllers handschriftlichem Nachlasse" (Osterprogramm des Gymnasiums Schaffhausen 1894) beigefügt. Im Wiener Archiv (Varia. Schweiz 12, 1797) habe ich die Originalberichte vorgefunden, nicht weniger als sechsundzwanzig, fortlaufend numeriert, vom 26. Juli bis 16. Dezember. Aus diesen konnte ich meine früheren Ausführungen ergänzen. Zu berichtigen ist, daß der Bericht auf S. 74 ff. meiner Abhandlung zum 27. September, nicht zum 28. Oktober gehört. — Der S. 70 ff. abgedruckte Bericht vom 12. Oktober befindet sich nicht im Wiener Archiv. Er enthält unter anderem scharfe Anklagen gegen das Auftreten und den Geist der österreichischen Offiziere. Da nun im vorangehenden Bericht vom 5. Oktober (Wien, Nr. 11) der ganze Schluß, der gleiche Vorwürfe enthält, im Wiener Original ebenfalls weggelassen ist, so darf man annehmen, daß man in Wien diese offenbar unliebsamen Bemerkungen unterdrückt habe.

[2]) Er hatte mit Mallet du Pan am 31. Juli eine Zusammenkunft in Langenthal und blieb mit ihm in enger Verbindung.



über die patriotische Gesinnung der inneren demokratischen Kantone, die dem günstigen Einfluß der katholischen Geistlichkeit zu verdanken sei; er hebt die edle Haltung des Hauptes der Berner Regierung, des greisen Schultheißen v. Steiger, rühmend hervor; er bemüht sich, dem Wiener Hof begreiflich zu machen, daß die förmliche Garantie der Neutralität und Integrität der Eidgenossenschaft und aller ihrer Gebiete bei den begonnenen Friedensverhandlungen im eigensten Interesse Österreichs und Deutschlands sei; er weist auf die Intrigen der französischen Politiker hin, die auf jede Weise den kaiserlichen Hof in Mißkredit zu bringen suchen, um die Schweiz ganz in die Arme Frankreichs zu treiben; er nimmt neuerdings den Gedanken auf, die überflüssigen Arbeitskräfte der Schweiz in schwachbevölkerten österreichischen Gebieten anzusiedeln; er rät dem Hofe dringend an, dem preußischen Obersten Pellet zuvorzukommen und selbst einige Schweizerregimenter in Dienst zu nehmen, da dadurch der Einfluß Österreichs auf die Schweiz und die gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen gestärkt würden; er erhebt gegen das österreichische Offizierskorps die schwersten Anklagen und scheut sich nicht, dagegen den vorzüglichen militärischen Geist, den er bei französisch-republikanischen Offizieren gefunden habe, zu rühmen; eine Verbesserung des Offiziersstandes wäre am besten zu erreichen durch große Strenge und durch Aufnahme von Schweizern, die früher in Frankreich oder Holland mit Ruhm gedient hätten. Er hält es mit Recht für verhängnisvoll, daß der Wiener Hof in so schwierigen Verhältnissen in der Schweiz keine andere Vertretung habe als den fünfundzwanzigjährigen Legationskommis v. Greiffenegg in Basel, der trotz besten Willens mit durchaus unzureichenden Mitteln nur eine lächerliche Rolle spielen könne[1]). Es scheine dies und es werde auch von den Franzosen und den anderen Gegnern Österreichs als eine absichtliche Geringschätzung und Beleidigung der Eidgenossenschaft dargestellt. Müller bietet sich selbst als Stellvertreter für den Gesandtschaftsposten an, bis der Baron v. Degelmann denselben wieder übernehmen könne oder anderweitig vorgesorgt sei[2]).

[1]) Im übrigen nimmt Müller den jungen Greiffenegg gegen ungerechte Angriffe in Schutz. — In seinen Briefen an Müller macht dieser junge Mann allerdings einen ungünstigen Eindruck. Fast beständig jammert er, er werde sich durch Selbstmord seinen Verlegenheiten entziehen.

[2]) Daß damals viele Schweizer hofften, Müller werde zum kaiserlichen Gesandten in der Schweiz ernannt, geht aus zahlreichen brieflichen Äußerungen hervor. Auch Greiffenegg wünschte es dringend. Es war auch bereits als Tatsache in der Straßburger und Augsburger Zeitung verkündet worden (Joh. Georg an den Bruder, 20. Oktober 1797).



Er scheut sich auch nicht, dem allgemeinen Erstaunen darüber lebhaften Ausdruck zu geben, daß der Kaiser unter Verhältnissen, welche die Fortsetzung des Krieges wohl gestattet hätten, in einen so ungünstigen Frieden, wie den zu Campoformio, eingewilligt habe. Er weist mit großem Nachdruck darauf hin, wie vor allem die Überlassung der gesamten Gebiete des früheren Bistums Basel bis nach Biel den Franzosen Bern und damit die Eidgenossenschaft preisgebe, der Revolution überliefere und den Franzosen alle wichtigen Stellungen in den Alpen und am Rhein überlasse, die ihnen die Zugänge nach Italien, Tirol und Schwaben sichern[1]). Seine Befürchtungen drückte er am 11. November in dem Berichte aus, den er über seine letzte Unterredung mit dem Schultheißen v. Steiger schrieb: „J'ai quitté Berne avec d'autant plus de regrets, qu'il me paroit guère possible, d'augurer à cette république jusqu'ici si heureuse une continuation bien longue encore de son bien-être ni même de son existence[2])."

Müller berichtet auch von der Gesandtschaft der Eidgenossenschaft und der rätischen Bünde an den Kongreß von Rastatt, von der Reise des Generals Bonaparte durch die Schweiz und seiner Aufnahme in den von ihm durchreisten Gebieten, von der Forderung des französischen Direktoriums auf Ausweisung des englischen Gesandten Wickham aus der Eidgenossenschaft, von der Denkschrift des Berner Geheimen Rates vom 22. November an den Minister Thugut mit dem Gesuche, der Kaiser möge bei den Verhandlungen zu Rastatt der Eidgenossenschaft seinen Schutz gewähren und für die Integrität der Schweiz und die Sicherheit ihrer Verfassungen eintreten. Auch die Umtriebe von La Harpe und der schweizerischen Patrioten in Paris sind ihm nicht entgangen; die Loslösung des Veltlins von Graubünden und dessen Vereinigung mit der zisalpinischen Republik werden in ihren Folgen auch für Österreich hervorgehoben; das ähnliche Schicksal, das die ennetbirgischen Vogteien der Eidgenossenschaft bedrohte, wird erwähnt und die Pläne,

---

[1]) Müller selbst war von diesem Friedensschluß peinlich überrascht. Noch am 7. Oktober hatte er dem Bruder geschrieben: „Glaube nichts von den Friedensgerüchten." Er konnte umso eher am Abschluß des Friedens zweifeln, als Thugut selbst damit nicht einverstanden war.

[2]) Müller legte dem Bericht vom 2. November die Abschrift eines Briefes v. Steigers bei mit der Befürchtung: „J'ose croire que ma république s'ensevelira sous les debris de la patrie. Ce sera, il ne faut pas se le dissimuler, le seul parti qui restera, si elle est abandonnée, de S. M. l'Empereur," und in einem weiteren Briefe schrieb Steiger: „qu'en dernier résultat il faut préférer le sort de Sagonte et de Numance à celui de Venise et de Gênes."

dafür der Eidgenossenschaft das österreichische Fricktal, vielleicht auch Konstanz und das Pruntrut anzubieten. —

Da nach dem Friedensschluß von Campoformio falsche Gerüchte über geheime Friedensbestimmungen herumliefen und der österreichische Hof heftig beschuldigt wurde, er habe eine Aufteilung der Eidgenossenschaft vorgeschlagen, worauf aber Bonaparte nicht eingetreten sei[1]), forderte Müller den Minister dringend auf, diesen Gerüchten entgegenzutreten, um das Ansehen Österreichs nicht vollständig zu erschüttern. Er erwirkte auch schließlich eine offizielle Erklärung Thuguts im Namen des Kaisers, daß diese Beschuldigungen gegenstandslos seien, daß der Kaiser nicht im geringsten an eine Gefährdung der Unabhängigkeit und Integrität der schweizerischen Stände gedacht habe und daß bei den Friedensunterhandlungen zu Udine von solchen Projekten gar keine Rede gewesen sei[2]).

Bei allen Bemühungen für die gesamte Eidgenossenschaft fand Müller noch Zeit, an seine Vaterstadt zu denken, die ihm auf dieser Reise wieder lieb geworden war[3]). Aus einem Briefe des Bürgermeisters Peyer an Müller vom 13. Dezember 1797 geht hervor, daß er damals die Anregung machte, die Hoheit über das Dorf Büsingen durch Kauf an Schaffhausen zu bringen und zugleich „die Auslösung des Lehensnexus und die Beseitigung mehrerer noch unerörterter nachbarlicher Differenzen" zu erlangen. Peyer schrieb ihm, seine Anregungen seien von den Herren Geheimen mit den Äußerungen des lebhaftesten Dankes für seine so rühmlich erprobte

---

[1]) 25. Bericht. à Bâle ce 9. Décembre 1797: „Un des Sénateurs Helvetiques le plus connu par son attachement aux principes qu'on regardoit jusqu'ici comme étant ceux de notre Cour, à laquelle il étoit très-sincèrement devoué, me mande ce qui suit: ‚Les lettres de Milan nous apprennent, que c'est la Cour de Vienne qui a proposé à Udine de partager la Suisse et que Bonaparte n'a pas voulu y entendre. Cela n'est pas fait pour nous approcher à Votre Cour, et au contraire, si la chose est avérée, on se jettera plus que jamais dans les bras de la France.' J'ai cherché à détenir ce bruit, mais on m'a opposé une trop bonne autorité, et on a ajouté, que Vous ne seriez pas en état de soutenir le contraire. Bonaparte, le héros de tant de gens, sera l'ange tutelaire et le dieu de tout le monde en Suisse, si cela est vrai."

[2]) Die Erklärung ist datiert vom 16. Dezember 1797. Sie traf erst ein, als Müller die Schweiz bereits verlassen hatte, und wurde von Greiffenegg am 27. Dezember nach Wien zurückgeschickt, worauf sie von Müller am 6. Januar 1798 dem Schultheißen Steiger übersandt wurde. Aus dem Umstand, daß diese Erklärung noch am 16. Dezember an Müller nach Basel geschickt wurde, darf geschlossen werden, daß man in Wien an einen längeren Aufenthalt Müllers in der Schweiz dachte.

[3]) An den Bruder, 29. November: „Auch mir ... ist die Vaterstadt diesmal viel werther, mehrere Leute sind mir lieb geworden, und ich gäbe Schafhausen um keine andere helvetische Stadt."



Vaterlandsliebe belobt worden, und bat ihn, er möge in Wien zu erfahren suchen, ob ein dahingehendes ehrerbietiges Gesuch des Standes Schaffhausen wohl aufgenommen würde. Die Verwirklichung dieses Gedankens wurde durch den Ausbruch der Revolution in der Schweiz verhindert.

Auffallend ist die kühle Aufnahme dieser eindringlichen Tätigkeit seines Untergebenen durch den Minister Thugut. Er drückte allerdings mehrmals seine Befriedigung über die ausführliche Berichterstattung Müllers aus; er bewirkte auch wiederholt die Verlängerung des Urlaubs, der sich von zwei Monaten schließlich auf fünf ausdehnte; aber er verletzte Müller beständig durch seine mißtrauische Zurückhaltung. Müller beklagte sich darüber in seinem letzten Berichte vom 16. Dezember mit aller Freimütigkeit, wogegen er die rühmliche Offenheit, mit der ihm die französischen Geschäftsträger entgegengekommen seien, hervorhebt[1]). An Fäsi schrieb er am 10. Dezember: „Müde, nichts Bestimmtes noch Beruhigendes über unsere Lage von Wien erfahren zu können, habe ich mich an die französischen Geschäftsmänner gewandt und bei ihnen die Offenheit gefunden, welche anderswo zu fordern ich berechtigt wäre." Darin liegt die Erklärung der Verbindung, in die er zu Basel mit Bacher und Mengaud trat. Nach dem Frieden von Campoformio war an einen ernstlichen Schutz der Eidgenossenschaft durch den Kaiser nicht mehr zu denken. Da aber Müller mit allen Mitteln auf die Rettung des Vaterlandes hinarbeiten wollte, suchte er die französischen Geschäftsträger in der Schweiz und durch sie das Direktorium in Paris davon zu überzeugen, daß die Schweiz in kürzester Zeit sich selbst regenerieren, den Grundsätzen der Revolution Rechnung tragen werde, so daß ein gewaltsames Eingreifen von seiten der französischen Regierung unnötig sein werde. Er hat von seinen Beziehungen zu den Franzosen auch seinem Hofe gegenüber kein Hehl gemacht; in einzelnen Schritten ist er allerdings weiter gegangen, als sich mit seiner Stellung eines Beamten des österreichischen Ministeriums des Äußern vertragen mochte. —

Am 8. Dezember 1797[2]) berichtete Bacher dem Minister des

[1]) Der Bericht ist in meiner Abhandlung S. 82 ff. abgedruckt nach dem Entwurfe in Schaffhausen. Die bittersten Stellen sind allerdings in der endgültigen Redaktion (Wiener Archiv, Bericht Nr. 26) weggelassen worden; aber auch in seiner abgeschwächten Fassung ist der Bericht der beredte Ausdruck einer gerechten Entrüstung.

[2]) Paris. Archives nationales. Affaires étrangères. Suisse 464. Folio 248. Ich verdanke die Kenntnis der Aktenstücke des Pariser Archivs gütiger Mitteilung von Herrn Prof. Dr. H. Büchi in Solothurn.



Äußern, Talleyrand, zuhanden des Direktoriums, daß Müller durch seine Beobachtungen in allen schweizerischen Ständen den Eindruck gewonnen habe, daß das Volk überall mehr oder weniger für die Freiheit reif sei; er rate seinen zahlreichen Freunden in den schweizerischen Regierungen an, der Revolution zuvorzukommen[1]). Er habe sich vorgenommen, ein Werk zu verfassen, um die Notwendigkeit der Demokratisierung aller schweizerischen Regierungen darzutun. Er habe zugleich versichert, daß er eher den österreichischen Dienst als die Ausführung dieses Vorhabens aufgeben werde. Bacher erklärt Müller als den geeignetsten Mann, seine Landsleute aufzuklären. Zunächst zeigte man in Paris allerdings noch großes Mißtrauen gegen Müller. Dem Auszug der Depesche von Bacher vom 8. Dezember, der dem Direktorium vorgelegt wurde, fügte Reubel die Randbemerkung bei[2]): „Envoyer copie au Citoyen Mengaud, chargé d'affaires en Suisse à Bâle, pour désiller les yeux aux patriotes suisses sur le compte de Müller qui ne cherche qu'à attrapper leur secret pour le déjouer." Aber diese Gesinnung gegen Müller änderte sich, als Bacher am 14. Dezember neuerdings von den guten Diensten, die ihm Müller durch seinen Verkehr mit schweizerischen Staatsmännern leiste, berichtete[3]) und vor allem, als er am 24. Dezember an Talleyrand die Abschrift eines Briefes, den er von Müller erhalten hatte, schickte[4]). Darin werden die kriegerischen Maßnahmen, die nach Besetzung der bischöflich-baslerischen Gebiete im Jura durch die Franzosen von einigen Orten, Bern, Solothurn und Zürich, unternommen wurden, als nutzlos und gefährlich erklärt. Er habe dem Geheimen Rat von Schaffhausen im Beisein der Gesandten an der Tagsatzung diese Sache in ihr wahres Licht gestellt, und man habe ihm Recht gegeben und anerkannt, daß zur Versöhnung der Schweiz mit Frankreich nur das größte Vertrauen führen könne. Er habe auch die Notwendigkeit der Popularisierung der Verfassung durchblicken lassen, was man allgemein zu fühlen beginne. Er sei überzeugt, daß die Wünsche der französischen Republik sich leicht durchführen lassen, ohne damit einen Umsturz hervorzurufen. Es ließen sich nach und nach in allen Kantonen demokratische Verfassungen einführen, nur unter dem allmächtigen

[1]) „d'aller audevant de la Révolution pour ne pas risquer qu'elle les laisse en arrière d'elle."

[2]) Paris. Archives. Carton A F III 81. Dossier 336.

[3]) Ebenda Suisse 464. Folio 289.

[4]) Ebenda Folio 353. Copie d'une lettre de Mr. Müller de Schaffhouse, conseiller aulique et chef d'une division de département des affaires étrangères à Vienne, adressée au cit. Bacher. Schaffhouse, le 30. frimaire an 6. Folio 330/31.



Einfluß des Direktoriums. Die Gesinnungen der Bevölkerung in Schwaben und vor allem längs des Bodensees seien so günstig, daß er nicht daran zweifle, es lasse sich mit Leichtigkeit in Deutschland von Basel bis Chur eine republikanische Grenzlinie bilden, geeignet als Schranke für die Schweizer und als Stützpunkt für die Bevölkerung, die sich in der Folge anschließen würde. Er bedauert, gezwungen zu sein, die Schweiz zu verlassen in einem Augenblick, wo so viel Gutes bewirkt werden könnte, umso mehr, als das Los, das ihm in Wien bevorstehe, unsicher sei, indem er sich nicht verhehlen könne, einige Wahrheiten gesagt zu haben, von denen er nicht wisse, wie sie von Thugut aufgenommen worden seien. — Er glaubt, daß Bacher und Mengaud ihn kennen und das Direktorium durch den letzteren Kenntnis von seinem Regenerationsplan erhalten habe. Er selbst werde unter keinen Umständen seine jetzige Gesinnung ändern. „Ne m'oubliez pas, je ne démentiroi jamais la bonne idée que vous pourrez avoir prise de moi ni celle que vous pourrez donner de moi à votre gouvernement." — Schließlich wendet sich Müller auch an die französischen Agenten, um durch die Vermittlung des Direktoriums die Befreiung Schaffhausens von gewissen lästigen Beziehungen zu den benachbarten deutschen Fürsten und die Erwerbung des früher seiner Vaterstadt entfremdeten Dorfes Büsingen zu erlangen[1]).

Müller ist mit diesem Briefe, in dem er geradezu den Wunsch erkennen läßt, durch die französischen Geschäftsträger dem Pariser Direktorium empfohlen zu werden, entschieden zu weit gegangen. Wohl läßt sich auch in diesem zweideutigen Schreiben die Absicht erkennen, sein Vaterland vor einem gewaltsamen Eingreifen Frankreichs zu sichern; aber das kann ihn von dem Vorwurf, ein doppeltes Spiel getrieben zu haben, nicht befreien. Vielleicht rechnete er darauf, daß Bacher diesen Brief als vertraulicher Natur ansehen werde; das konnte er aber von einem französischen Gesandten kaum erwarten[2]).

---

[1]) Siehe oben S. 436 f. Darauf beziehen sich die Worte: „Délivrez-nous des tracasseries que nous avons souvent eues avec nos voisins les Princes d'Allemagne" — und der von Bacher in seiner Kopie zweifellos entstellte Satz: „J'ai préparé tout cela; dèsqu'on saura à qui va appartenir le Nellenbourg, on s'adressera à la légation française à Bâle, pour obtenir l'intercession du directoire exécutif, afin d'être délivré du lien féodal si peu convenable à l'indépendance d'un canton Suisse, et des différens qu'excite la Jurisdiction par indivis sur Beutingen" (soll wohl heißen Büsingen).

[2]) Daß Müller damals noch hoffen konnte, daß eine rechtzeitige Regeneration der Schweiz die Einmischung Frankreichs abwenden werde, geht aus einem Briefe



Allerdings war nun das französische Direktorium auf Müller aufmerksam geworden und suchte ihn für sich zu gewinnen. Es ermächtigte Mengaud, ihm monatlich 600 Pfund auszuzahlen, „pour la composition d'écrits propres à répandre les principes républicains en Suisse". Aber dieses Angebot kam erst an, als Müller die Schweiz schon verlassen hatte und deshalb nicht mehr in Versuchung kommen konnte, auf diese offenbare Bestechung einzugehen. Am 18. März 1798 berichtete Mengaud, Müller habe auf sein Anerbieten gar nicht geantwortet. „Je pense que le zèle qu'il avait montré un moment, ou n'était pas réel ou s'est bien refroidi. Il n'en a du moins donné aucune preuve jusqu'à ce jour"[1]. — Die beleidigende Verschlossenheit Thuguts und die heftigen Angriffe, denen Müller von seiten der extremsten Parteimänner in der Schweiz ausgesetzt war, mußten ihm schließlich den Aufenthalt im Vaterlande verleiden. Am 22. Dezember verließ er Schaffhausen; der treue Bruder gab ihm noch das Weggeleite bis Singen; an ihn richtete Müller von Ulm aus am 24. Dezember ein Schreiben mit den Worten: „Nun Bruder, in oratione tua memento mei; denn ich habe es sehr nöthig; ich wandle mit dem kühnen Schritte guten Bewußtseyns auf ungetreuem Boden; bitte Gott, daß er nicht unter mir sinke. Ich hoffe aber, der Herr werde mich nicht verlassen." Am letzten Tage des Jahres 1797 traf er wieder in Wien ein, von Thugut „mit freundlicher Umarmung und einer langen Unterredung recht wohl empfangen". — „Ich bin bisher so gnädig behandelt worden, daß ich die Hoffnung, zurückzukommen, gar nicht aufgebe. Man sieht wenigstens, daß ich wohl gesehen und richtig divinirt habe," schreibt er in der zweiten Woche nach seiner Ankunft in Wien.

Mit banger Sorge verfolgte Müller von Wien aus die verhängnisvolle Entwicklung der Dinge in seinem Vaterlande wäh-

Bachers vom 25. Januar 1798, geschrieben zu Regensburg, hervor, in welchem über die Umgestaltung Basels mit Anerkennung berichtet wird: „Puissent les Gouvernemens des autres cantons de la Suisse, en suivant les sages conseils que vous les avés donnés, prendre pour modèle la conduite des magistrats de Bâle."

[1]) Paris. Archives. Carton A F III 85. Dossier 351. Am 21. Februar 1798 schrieb Müller dem Bruder, Mengaud und Abelasio nebst Bacher hätten ihm fünfmal geschrieben, aber er habe nicht geantwortet — „meine Seele komme nicht in ihren Rath." Er hatte demnach seine Verbindung mit den französischen Agenten vollständig abgebrochen. Er hatte auch seine Meinung über Mengaud wesentlich geändert: „Daß ich von Mengaud jetzt nicht gut denke, wirst du sehr deutlich schon aus anderen Briefen gesehen haben. Vor drey Monaten konnte ihn niemand so kennen, weil er noch nicht gehandelt hatte."



rend der ersten Monate des Jahres 1798 bis zum Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft. Durch seine schweizerischen Freunde und Bekannten ließ er sich über die dortigen Vorgänge unterrichten; vor allem der Briefwechsel mit dem Bruder war in dieser Zeit sehr rege; in einer Woche wurden mehrmals zwei oder mehr Briefe geschrieben. Müller schickte auch viele Briefe nach Schaffhausen, die der Bruder weiterschicken sollte, indem er ihm die Vollmacht gab, sie zurückzubehalten, wenn sie ihm bei den sich täglich ändernden Umständen nicht mehr „à sa place" scheinen; „ich will lieber scheinen, nichts, als etwas unpassendes gesagt zu haben". Am 6. Januar 1798 schrieb er über seine Mission in der Schweiz an Friederike Brun geborene Münter in Kopenhagen, die Freundin Bonstettens und seine eigene, ihm persönlich noch nicht bekannte Freundin[1]): „Gleich nach dem Frieden sah ich vorher, was kommen würde und rieth nachdrücklich, daß die Regierungen von selber thun möchten, wozu sonst unversehens eine fremde, höchst gefährliche Einwirkung sie nöthigen wird, und ich suchte die Geschäftsmänner der Franzosen dahin zu stimmen, daß sie die erforderlichen Reformen nicht machen, sondern uns sie machen lassen. Zwei Dinge suchte ich: Die Erhaltung der Unabhängigkeit, und die Vermeidung unseres Ruins; aber die meisten Vorsteher, gut für gewöhnliche Zeiten, haben die jetzt nöthige Schwungkraft nicht, kennen die Zeit nicht und schlummern fort, bis der Schlag sie trifft. — Es kömmt, ich sehe es, große Noth über mein unschuldiges, bis dahin so glückliches Vaterland, weil die Gewalthaber lieber alles in Gefahr bringen, als durch einige Opfer die Hauptsache erhalten wollen. Es ist mir leid, daß ich fort mußte; ich hatte bey den Franzosen einiges Vertrauen erworben und wäre nicht ohne Hoffnung gewesen, verschiedenes zu mildern oder beyzulegen, wenn ich sekundirt worden wäre". Und am 9. Januar äußert er dem Bruder: „Was ich aus der Schweiz vernehme, ist nicht gut, aber Erfüllung dessen, was ich vorgesagt und noch sage. Die Phrasen auf der Tagsatzung lauten schön, aber man muß die Kräfte berechnen und dabey fragen: warum? Denn niemand glaube, daß die Nation sich aufopfern wird, auf daß einige Städte ihre Praeminenzen behalten." Müller selbst hatte eifrig darauf gedrungen, daß durch die feierliche Erneuerung der ewigen Bünde ihr Geist erneuert werde. Aber der Bundesschwur, den die Abgeordneten der Tagsatzung zu Aarau am 25. Januar 1798 in Szene setzten, entsprach keineswegs der machtvollen Kundgebung, die

[1]) S. W. XIV, 423 f.



Müller erwartet hatte und die alle Glieder der Eidgenossenschaft, auch die zugewandten Orte und die gemeinen Vogteien zu gemeinsamem Handeln hätte entflammen sollen[1]). Damals sah er die Lage der Schweiz bereits für so bedenklich an, daß er am 31. Dezember dem Bruder mit seiner Familie ein Asyl in Wien anbot oder ihm riet, nach Weimar zu ziehen, um den bevorstehenden Erschütterungen aus dem Wege zu gehen. Doch erfüllte ihn das Streben mehrerer Obrigkeiten, mit ihren Untertanen sich zu verständigen, mit neuer Hoffnung; entsprach doch diese Wendung den Ratschlägen, die er selbst so eindringlich empfohlen hatte. Als ihm Müller-Friedberg am 25. Januar von dem patriotischen Geiste schrieb, der im Schweizervolke herrsche, der sich entschlossen gegen jedes von den Franzosen drohende Attentat richte, antwortete Müller am 9. Februar, erfreut über die Maßnahmen des Bürgermeisters David v. Wyß in Zürich: „C'est là ce qu'il faut et comme il le faut; si on prend de telles mesures, la patrie ne périra pas. — Le secret de la politique de tous nos gouvernements doit être de voir venir, de connoître leurs forces et leurs faiblesses et de faire eux-mêmes, avec dignité, ce qu'ils prévoient qu'en 15 jours on les forceroit de faire"[2]). Als Müller-Friedberg bald darauf als Landvogt des Abtes von St. Gallen zurücktrat und seine Absicht, nach Wien überzusiedeln, kundgab, beschwor ihn Müller, sich jetzt dem Vaterlande nicht zu entziehen, das Männer brauche, die seine Verhältnisse kennen. Er selbst werde vom Kaiser die Dienstentlassung verlangen, sobald das Vaterland ihn rufe; er verzweifle auch jetzt noch nicht am Vaterlande; die weisen Männer sollen es nicht verlassen, um es als Tummelplatz den nichtsnutzigen preiszugeben[3]).

Über die Art der Neugestaltung äußert er sich dem Bruder gegenüber dahin, daß ihm das Repräsentativsystem die beste Form für die politische Gestaltung der Zeit zu sein scheine; jedes Amt soll seine Vertreter wählen, die dasselbe in allen Sitzungen der höchsten Gewalt z. B. auf drei Jahre repräsentieren sollen und ohne welche kein für das Land verbindliches Gesetz erlassen oder eine den ganzen Staat interessierende Maßregel genommen werden sollte. „So

[1]) Am 14. Februar schrieb er dem Bruder (Haug II, 12 f.): „Ich erschrecke auch darüber nicht, daß die Bundeserneuerung so gut wie nichts ist. Habe ich nicht auch dieses vorhergesagt? War das der Modus? Eben als hoffte man zu siegen, wenn man die Waffen aus dem burgundischen Krieg anzöge! Gantz andere Maaßregeln erfordert die Zeit. Was liegt an dem Pergament?"

[2]) Maurer-Constant V, 209. Dierauer S. 470.

[3]) Letzter erhaltener Brief an Müller-Friedberg vom 28. Februar 1798 (Dierauer S. 472 f.).



wäre die repräsentative Regierung von selbst, ohne das fürchterliche Ding einer außerordentlichen Versammlung entstanden; die Führer wären befriedigt worden." Er bedauert lebhaft die Zerstörung zweier Schlösser im Basler Gebiet, „weil diese tumultuarischen Vorgänge zeigen, daß weder die alte noch die neue Regierung das Volk in ihrer Gewalt hat; wozu sonst diese Unvernunft? Was haben die Steine gethan? waren es Festungen?" Er mißbilligt auch das Aufpflanzen von Freiheitsbäumen, „wie alles, was Nachäffung und also gegen die Würde unserer Selbständigkeit ist, auch auf unsere Väter und uns die Schmach wirft, als wäre bisher keine Freiheit in der Schweiz gewesen." Dagegen freut er sich über die Haltung der Zürcher Regierung. „Man muß sich den Zeiten fügen, wenn man sie überleben will. — Meine Absichten sind rein, meine Wünsche gemäßigt; so sehr ich mich enthalte, von hier aus etwas vielleicht, in der besten Meinung, schiefes anzurathen, so bereitwillig bin ich übrigens für das Vaterland, welchem ich innigst ergeben bin, und welches ich aufrichtigst bedaure." Auf einen verzweifelten Brief des Bruders vom 3. Februar schrieb er am 14. Februar eine durchaus beruhigende Antwort und riet ihm jetzt sogar dringend an, die Vaterstadt nicht zu verlassen. „Nun wünsche ich dringend, daß Männer von Vernunft, Moralität, Sittenkultur und Ansehen durch die widrigen Umstände sich weder aus dem Lande noch aus den Geschäften wegschrecken lassen: thun sie jenes, so ist ihr und ihrer Freunde Hab und Gut verloren, weil, wer sich in der Noth entfernt, sich selbst um allen Einfluß bringt; thun sie dieses, so sind es sie, und nicht andere, welche die Führung aller Sachen Leuten, die nicht dazu gemacht sind, übertragen. Blieben sie, fügten sie sich, vergäßen sie das unwiederbringliche, wüßten sie den Geist der jetzigen Zeit anzunehmen, so ist unmöglich, daß ihre Eigenschaften ihnen die Oberhand nicht gewiß sichern sollten. Man nimmt schlechte Leute, weil man doch jemanden haben muß; du wirst sagen, auch weil zu gewissen Dingen nur solche sich brauchen lassen. Zu was für Dingen? Zu Umformung der Verfassung? Diese ist unumgänglich; nur wird sie durch erfahrene Hände geschickter geformt. — Das ist sicher, daß, wer das Vaterland liebt, es in seinen Krankheiten nicht verläßt. Auch unter den Landleuten sollen sie die bessern aussuchen und im Geiste des neuen Systems mit ihnen leben; Demagogen ohne Talente oder ohne Moral — leiden, so lang sie müssen (auch leiden für das Vaterland ist Verdienst), aber sich für gewiß sagen, daß diese sich in die Länge nicht neben ihnen behaupten werden; Klugheit und Mäßigung sind nöthig." Müller glaubte auch



damals, daß die Franzosen gar nicht nach Schaffhausen kommen werden. „Wenn einmal die Republik nach ihrem Sinn organisirt ist, so werden sie vielleicht eine Forderung machen; über die wird man handeln, endlich sie auf die Municipalitäten vertheilen, jede der letztern auf ihre Stadt und nun gleiche Landschaft.“ — Für den Bruder selbst mit den Seinen, der ja weder durch seine Stellung noch durch sein Auftreten sich Feinde zugezogen habe, ist ihm nicht bange. Er möge, wenn es ohne Aufsehen geschehen könne, dies und das Kostbare an einen sicheren Ort bringen, im übrigen sehr ruhig sein und vor allem den Anschein vermeiden, als traue er nicht, als glaube er, etwas zu fürchten und gar viel zu verlieren zu haben. — Er selbst werde nicht in die Schweiz kommen, wenn man ihn nicht schicke oder berufe. „Gern aber käme ich, wahrhaftig, besonders um dich und andere über viele falsche Schrecknisse zu beruhigen und Euch in aller Gelassenheit zu rathen, wie man sich benehmen müsse. Kann dieses nicht seyn, so habe ich denn doch gewiß auch in der Ferne bey den neuen Gewalthabern so viel Credit, daß man einige Rücksicht für die meinigen haben wird. Und, wenn alle Stricke reißen, so haben wir zusammen eine Menge Ressourcen. Gesundheit und Geistesgegenwart, das ist Euch Noth, nach denen trachtet, lacht über das andere.“

Johann Georg Müller konnte sich allerdings nicht leicht in die neuen Zustände finden. Nachdem er dem Bruder am 7. Februar über die revolutionären Bewegungen im Kanton Schaffhausen berichtet hatte, schrieb er: „Seit 1411 haben wir uns bey unserer Verfassung, obgleich sie wie alle menschliche Einrichtungen ihre Fehler hatte, wohl befunden; ich habe in diesen Tagen, wo sie zu Ende geht, das gleiche Gefühl, als würde mir ein Freund oder Beschüzer zu Grabe getragen. Ich fürchte weniger die Waffen der Franzosen (bey dem Muth und der Erbitterung der schweizerischen Landleute gegen sie), als ihre Negotiationskünste. — So ist izt unser armes Vaterland zwischen Leben und Sterben, und der ehrwürdige alte Bund — in den letzten Zügen, denn die Franzosen wollen keinen Föderalismus, so wenig als in Holland. — Ich wollte nicht ganz desperiren, wenn wir nur die französischen Waffen und Listen vom Halse hätten. Von daher kommt nichts gutes.“ In seiner Antwort vom 16. Februar tröstete Johann den Bruder: „Die Revolution, die ich weder für nöthig erachtet noch hätte machen mögen, freut mich, weil sie, da sie wie es scheint, seyn mußte, so ruhig vorbey ging. — Das Alte ist vergangen; es mochte wohl unhaltbar seyn, und wer bemerkte nicht oft schon Risse! Hieran also nicht



weiter, wohl aber daran gedacht, daß wir uns nun fest und sicher gründen." Er versichert, offenbar im Einverständnis mit Thugut, daß Österreich gegen die Umgestaltung der Schweiz nichts einwenden und sie nicht gefährden werde. „Ich habe hier von der Sache Nachricht gegeben. In der Überzeugung, daß die Schweizer sich nicht ausrauben lassen, sondern unabhängig zu bleiben wissen werden, hat man gantz und gar nichts gegen das, was sie selbst unter sich gethan, und es ist gantz nicht wahr, was von Absichten auf irgend ein Dorf, geschweige einen Canton, von solchen gefabelt worden ist, die eben gern sähen, daß ihr euere Macht auf die Seite ziehet, wo ihr keinen Feind habt, und hingegen die andere Thür offen lasset."

Einig waren die beiden Brüder in der Ablehnung der von Ochs in Paris entworfenen Einheitsverfassung. Johann Georg schrieb darüber am 10. Februar: „Lieber wollte ich offenbaren Krieg, als die Constitution Helvetique annehmen, die uns der Ochs in Paris aufdrängen will, eine förmliche Gallicisirung oder vielmehr Hollandisirung. Mengaud hat die Unverschämtheit gehabt, den Wisch ohne weitere Erläuterung jedem Canton zuzuschicken — sie ist mit wenigen Änderungen von der französischen abcopirt und involvirt 1. daß so offt die Franzosen ihre Constitution ändern, wir nachfahren müssen; 2. daß wir künfftig in alle Kriege und Revolutionen verwickelt werden; 3. daß alle unsere Bünde aufhören; 4. jeder Canton seine Independenz verliert; und 5. wir alle zusammen die letzte Provinz von Frankreich und ein Raub ihrer und unserer Blutsauger werden. Das Ding schließt mit der spottenden, platten und abgeschmackten Sentenz: Aufklärung ist besser als Wohlstand. §§ 3 und 4 werden die Cantons durchaus (nicht) und zu keinen Zeiten gestatten, solange bis vorher ihr Land zu einer Vendée gemacht worden. Auf den Ruinen unserer Glückseligkeit wird sich dann des Herren Ochs Bildsäule erheben, und Mengaud die Caryatide machen." Johannes Müller antwortete darauf am 24. Februar: „Ich kann unmöglich glauben, daß er (der Entwurf von Ochs) so wie er ist, durchgehe. Überhaupt halte ich ihn darum für gefährlich, weil, sobald wir so etwas und noch dazu ein Heer haben, an die Fortdauer des friedlichen Systems, wobey wir uns seit 300 Jahren so wohl befunden, nicht mehr zu denken ist, und wir dann leicht das Schicksal der Kleinen haben dürften, welche mit oder ohne ihren Willen, in Händel der Großen hineingezogen und im Nothfalle aufgeopfert werden. Ich kann selbst die Franzosen hierin nicht begreifen: unsere Neutralität war ihnen nützlicher, als wenn die Schweiz mit ihnen



gewesen wäre. So aber könnte künftig dieser oder jener durch Geld und gute Worte die meisten Stimmen der Centralverwaltung zu einem Kriege wider sie gewinnen, welcher unter Umständen gar nicht gleichgültig seyn dürfte." — Launig fügt er bei: „Was mich freut, ist, daß im Senat und im Directorium jedermann geheiratet seyn müßte; also laufe ich weder die Gefahr, für Theilhaber des Projects gehalten (überhaupt scheint es ausländisch zu seyn: daher Hantz für Stantz, Altex für Altorf, Winterstein für Winterthur) noch die größere, einmal, wenn es durchginge, mit in diese Würden hineingezogen zu werden."

Am gleichen Tage äußerte Johann Georg die zutreffende Ansicht, daß die Franzosen sich nicht mit der Organisierung der Schweiz nach ihrem Sinne begnügen werden; sie werden auch mit Geld- und Mannschaftsforderungen kommen, die Schweiz aber in alle Wirbel der Revolution hineingezogen und endlich ein unterdrücktes, armes und in jedem Sinn verfallenes Volk sein. Zwar sei jetzt ein Waffenstillstand bis zum 5. oder 6. März abgeschlossen worden; er zweifle aber nicht daran, daß es doch zum Kriege kommen werde. — „Ich bitte dich kniefällig, mit äußerster Vorsicht über diese Dinge in die Schweiz zu schreiben und weder ihre Parthie zu nehmen, noch in einem Ton gegen sie zu reden, der mit vorigen Äußerungen in allzustarkem Widerspruch stünde." —

Inzwischen hatte der bedeutendste schweizerische Offizier in fremden Diensten, der Generalleutnant v. Hotze, die Gefahr des Vaterlandes voraussehend, seine Stellung in der kaiserlichen Armee aufgegeben, in der Absicht, seine Kraft der Rettung der Schweiz zu widmen[1]). „Ich hätte längst gethan wie Hotze," schrieb Müller am 21. Februar dem Bruder; „nur zwei Dinge hielten mich ab: erstlich bin ich so wesentlich nothwendig wie er nicht; Rath können auch andere gescheidte Männer geben; es fehlte auch an Federn nicht (wenn sie nur thätiger wären); zweitens hätte ich von Österreich eine Pension genommen, welches man bald gemerkt hätte, so würde dieses meinen Credit sehr geschwächt haben; ohne die Pension aber wie hätte ich mit Ehren leben können? Rauben ist nicht meine Sache, ebensowenig als Geld annehmen von Feinden meines

---

[1]) Müller hatte schon in seinem 7. Bericht an Thugut vom 2. September 1797 auf ihn aufmerksam gemacht: „J'ai remarqué que dans l'embarras de trouver pour la guerre défensive des Suisses un Général commandant qui réunit toutes les qualités et qui eût la confiance des troupes, les Chefs les plus éclairés seroient d'avis, de supplier alors sa Majésté de vouloir prêter à la Suisse le Général Hotze, leur compatriote."



Vaterlandes. Folglich glaube ich bleiben zu sollen, wo die Vorsehung mich hingeführt hat; ich würde denn gerufen oder abgeschickt"[1]).

Vor seiner Abreise in die Schweiz hatte Hotze am 27. Februar noch eine Unterredung mit Müller in Wien. Noch glaubte Müller damals, „daß, wenn die Eidgenossen durch wechselweises Nachgeben vereinigt würden, sich alles Böse abwenden und recht viel Gutes machen ließe. Noch verzweifle ich an dem Vaterlande nicht"[2]). In sehr gedrückter Stimmung aber schreibt er am 7. März, die öffentlichen Geschäfte und das ihm so schmerzliche Verkennen seiner Denkungsart hätten auf ihn einen solchen Eindruck gemacht, daß seine Gesundheit äußerst erschüttert sei. „Mein Nervensystem ist in völliger Abspannung; alle Heiterkeit ist fort; Anfälle von Fieber sind nicht selten; ich bin zu allem müde; nichts freut mich; es liegt mir auch nichts am Leben, wenn nur der Hof meine Reisekosten von dem vorigen Jahr ersetzte; geschieht dieses, so hast du meine Bibliothek und Schriften, wo nicht, so wird wol jene, wenn mein Leben endiget, verkauft werden müssen. — Die Zeiten sind so, daß von etwas Gutem die Rede nicht seyn kann, aber von dem weniger schlimmen. In dieser Rücksicht preise ich die Schweiz bis dahin immer glücklich und vollkommen, wenn sie durch gute Haltung die Prepotenz und Erpressungen der Fremden auszuweichen oder abzulehnen weiß. Ich will hierüber nichts mehr sagen; der Lauf der Geschäfte wird schon dies oder jenes entschieden haben. Die Hauptsache bleibt aber, in unserer Nation schweizerisches Selbstgefühl zu unterhalten. Gebt ihr, was sie will, nur von selbst und nicht zu spät! alles wird sich geben, wenn ihr mit dem biedern Volk allein bleibt. Hiezu ist es selber ganz geneigt; diese Gesinnung zeigt sich selbst zu Basel."

Als Johannes Müller diesen Brief schrieb, am 7. März, war das Schicksal der Schweiz durch den Fall Berns bereits entschieden. Es war also doch zu spät. —

[1]) Allgemein war man der Ansicht, daß Müller in die Schweiz zurückkehren werde, um an der Neugestaltung des Vaterlandes mitzuwirken. Am 5. März 1798 schrieb Böttiger von Weimar an ihn: „„Hier sagt man allgemein, was ich auch durch das, was mir Goethe und Meyer gesagt haben, sehr bestätigt finde, daß die Schweiz zwei ihrer edelsten Söhne, Johannes Müller und Hotze, von den Habsburgern dann reclamiren werde, wenn die Wahl des neuen Direktoriums zu außerordentlichen Zwecken außerordentliche Männer verlange. Ganz Deutschland hat jetzt auf Sie seine Augen gerichtet, besonders seitdem Posselt einige Ihrer sinnschweren Äußerungen in der Weltkunde bekannt gemacht hat, und alle Freunde der Humanität sind auf die neue Probe aufmerksam, die Sie in jenem Ihnen ganz angemessenen Wirkungskreise von der in der Schule des Alterthums erlernten Regierungsweisheit zur Beschämung aller gebornen Empiriker ablegen werden."

[2]) An den Bruder 24. Februar 1798.



Am 5. März, also am Tage der Kapitulation von Bern, schrieb Johann Georg: „Der Krieg hat angefangen: ohne einige Kriegserklärung von den Franzosen." An diesem Tage war Hotze nach Schaffhausen gekommen; Johann Georg hatte ihn sofort im Gasthof zur Krone aufgesucht und berichtete begeistert über seinen „edeln praetensionslosen Anstand, der durch den Contrast des gegen ihm übersitzenden aufgeblasenen Obristen Weiß[1]) noch schöner wurde. — Wie ein weiser Arzt, der nie zu viel und nie zu wenig Hoffnung gibt, sprach er über unsere Lage. Er gibt noch nicht auf, wofern Einigkeit hergestellt wird; habe man aber im Rücken Feinde und unruhige Köpfe, so sey gar nichts zu machen."

Am folgenden Tage berichtete Johann Georg von dem Abmarsch des Schaffhauser Zuzugs nach Bern, 500 Mann, unter denen sich viele gute Freunde, auch sein geliebter Pflegesohn Jakob Maurer als Freiwilliger befanden, von der politischen Gärung in Zürich, von den angeblichen Verrätereien in der bernischen Armee und in einer Nachschrift von dem noch unverbürgten Gerücht, daß Montags die Franzosen in Bern eingezogen seien. „Die Regierungen haben fast allenthalben ihre Reformen zu spät gemacht und sie sich abzwingen lassen."

Am 10. März meldete Johann Georg endlich dem Bruder den Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft. „Du wirst, liebster Bruder, aus einem Brief von Hoze unser trauriges Schicksal schon wissen. Unser alter Ruhm, unsere Freiheit und Glückseligkeit sind auf eine unrühmliche Weise durch den Starrsinn unserer Regierungen, durch die Unwissenheit und Verrätherey der Officiers, durch die Verführungen der Franzosen und ihrer Helfershelfer auf eine unwiederbringliche Weise verlohren! — und in kurzer Zeit werden wir der Französischen Republik incorporirt sein. Mir ist alles noch wie ein Traum, und ich bin in der cruellsten Verlegenheit meines ganzen Lebens. — In Zürich erwartet man die Franzosen auf heut oder morgen. Und auf den Montag oder Dienstag hier. Die Con-

[1]) Dieser hatte Johann Georg am 1. März besucht und hielt sich einige Zeit als Emigrant in Schaffhausen auf. Johann Georg schreibt über ihn: „Ich hätte gern vieles von ihm erfahren mögen, aber nichts interessirt ihn in der ganzen Schweiz als Bern und in Bern niemand als Obrist Weiß. Ich weiß zwar, daß er dein specieller Freund ist, aber, obwohl es unartig ist zu sagen, muß es doch heraus: Desiderium sui non reliquit. Sein ganzes Ansehen, auf welchem Verlegenheit der Hauptzug war, hat mich vor allzufrühem Emigriren sehr zurückgeschreckt, und er dauerte mich denn doch." In seiner Antwort vom 14. März lehnte Johannes Müller eine intimere Freundschaft mit Weiß und mit dem Glarner Zwicky entschieden ab.



tingente gehen auseinander. Der Krieg ist vorbey." Er berichtet irrtümlicherweise, daß Haller von Königsfelden auf dem Schlachtfelde gefallen sei; „Schultheiß Steiger soll in die Schlacht geritten und umgekommen seyn. Der junge Fellenberg hat mir das gesagt, der außer aller Fassung ist und Feuer und Flammen gegen die Franzosen speyt — deren System er aber auch liebt."

Am 14. März setzte Johann Georg den Bericht über die Vorgänge in der Schweiz fort, noch in recht gedrückter Stimmung, und am 17. März berichtet er, daß er von den Wahlmännern vom Lande ganz einhellig zu ihrem Repräsentanten, also in die provisorische Regierung gewählt worden sei und die Annahme der Wahl, zwar schweren Herzens, erklärt habe. —

Müller hat in Wien die erste Nachricht vom Untergang der alten Eidgenossenschaft nicht, wie der Bruder vermutete, durch einen Brief Hotzes, der ihm erst am 17. März von Augsburg aus über seine Eindrücke und Erlebnisse bei seinem kurzen Aufenthalt in der Schweiz berichtete, erhalten, sondern zuerst indirekt und dann durch den Brief des Bruders vom 10. März, als er gerade am Rotlauf erkrankt war, der ihn bis zum 21. März ans Bett fesselte; an diesem Tage stand er zum erstenmal wieder auf und antwortete dem Bruder: „Ich enthalte mich aller Bemerkungen über Dinge, die ich nicht ändern kann; ich bin zu entfernt, und ihr würdet mir doch nicht glauben; finde ich doch bey meinen liebsten, selbst in den evidentesten Sachen, keinen Glauben. Du wirst dich über das Geständniß nicht wundern, daß ich weder ausarbeiten noch excerpiren kann. Das überströmende Gefühl hält mich wie in einem Rausch. — Wäre ich Weiß, was könnte ich über die Regierung von Zürich sagen! Im August, September und Oktober, mündlich, schriftlich, seit 2 Jahren bey jedem Anlaß, und immer dringender, predigte ich die Nothwendigkeit, sich mit ihren Leuten, vor dem Ausbruche eines auswärtigen Sturmes, zu setzen. Da mußte ich denn bald von den Glarnern, bald von den Stäfnern, bald von den Franzosen verführt seyn, und der Bürgermeister Wyß und der Gerichtsherr Orell etc. hausten und stürmten über Irenophilum als über einen Erzjakobiner. Zeigt sich's jetzt nicht, daß, weil sie zu späte, was sie sollten, gethan, es nicht nur allen Werth, sondern die wohlw. Herrn alles Vertrauen verlohren haben? und dieses ist's, was alles paralysirt hat; hinc illae lachrymae! Ich kenne in solchen Dingen so wenig Liebe oder Haß für oder wider die oder diese Stadt oder Gemeinde, als wenn es algebraische Formeln wären; aber das wollen mir leidenschaftliche Leute eben nicht glauben; es



liegt außer dem Crais ihrer Begriffe." Dann schreibt er über den alten Steiger, an dessen Tod er damals noch glaubte: „Was (nach Fellenberg) er that, hat er vor 1/2 Jahr mir vorausgesagt; wir redeten von dem Dogen zu Venedig, der, um sich und seine Reichthümer zu retten, Nationalgarde geworden; so, sagte der Greis mit seinem immer zitternden Haupte, so will ich nicht endigen; nein! mein siebenzigjähriger Kopf soll sich unter kein Joch beugen. Er war der größte, weitsehendste Staatsmann (bey weitem) in der ganzen Schweiz, daher man seinen Rathschlägen auch nie in Zeiten und niemals ganz gefolgt. Der liebe Neid! Er hatte eine große, antike Seele. Er war uneigennützig, sorglos in seinen Privatsachen, unbekümmert um den gemeinen Lebensgenuß! Hat er das Glück gehabt, wie Decius zu fallen, so verdiente er es, weil er auch ganz Consul alter Art gewesen." Zum Schlusse tröstet er den Bruder und spricht ihm Vertrauen für die Zukunft zu. „Die Welt ist, mehr als je, Kampfplatz; die Crone, Preis des Ausharrens; und ein Tag, ein Jahr schwindet nach dem andern schnell hin, erträglich, insofern man die Pfunde oder Grane seiner Plagen nicht mit den Centnern vermehrt, welche man aus künftigen Zeiten, wie sie nie oder doch nie so kommen, zur Selbstpeinigung herbeyborgt."

Der Brief Müllers vom 21. März ist in auffallend ruhigem, fast kühlem Tone gehalten, was angesichts der erschütternden Nachrichten aus der Heimat auffallen muß. Die Erklärung finden wir in der oftmals in den Briefen des Bruders wiederkehrenden Warnung, sich ja in seinen Briefen zu mäßigen und nichts gegen die Franzosen und ihre Anhänger zu schreiben, was ihn oder den Bruder bloßstellen könnte. Auch die Anstellung in Wien zwang ihn zu dieser Zurückhaltung; dem Wiener Kabinett waren seit dem Frieden von Campoformio die Hände gebunden; es suchte ängstlich den Schein zu vermeiden, als ob es die alte Ordnung in der Eidgenossenschaft zu erhalten strebe. Der Marquis de Cailus, der dem Berner Rate in einem Memoire empfohlen hatte, sich unter den Schutz Österreichs zu stellen, um sich der drohenden Gefahr zu entziehen, erhielt durch Müller, sicher im Auftrage Thuguts, heftige Vorwürfe, daß er diesen Schritt ohne Auftrag getan habe; seine Stellung als österreichischer Offizier werde den Eindruck erwecken, als ob es im Einverständnis mit dem Hofe geschehen sei. Er habe dafür zu sorgen, daß alle, welche von jenem Memoire vernommen haben, erfahren, daß er als bloßer Privatmann gehandelt habe[1]).

[1]) Müller an Cailus 17. Februar 1798. St.-B. Müll. 188. Hiezu und zu dem folgenden ist zu vergleichen meine Schrift: Die Korrespondenz Johannes



So war denn auch Hotze, als er sich entschloß, dem Vaterland in der Stunde der höchsten Gefahr seinen tapferen Degen anzubieten, gezwungen, die kaiserlichen Dienste aufzugeben. Gewiß hat Müller zu diesem Entschlusse mitgewirkt. Daß Hotze nach seiner Ankunft in der Schweiz die Hoffnungslosigkeit des weiteren Kampfes erkannte und deswegen das Vaterland sofort wieder verließ, ist bekannt; er berichtete am 17. März von Augsburg aus an Müller über seinen kurzen Aufenthalt in der Schweiz. Aus diesem Briefe geht hervor, daß er zwar nicht gegen den Willen des leitenden österreichischen Ministers seinen Austritt aus der kaiserlichen Armee genommen, daß er aber durch seine Hingabe an das bedrohte Vaterland seine hervorragende militärische Stellung aufs Spiel gesetzt hatte und daß ihm seine Wiederaufnahme in die Armee nicht von vornherein zugesichert worden war. Auf eine Beschwerde des französischen Gesandten Bernadotte über das Erscheinen Hotzes in der Schweiz antwortete der Wiener Hof, der Feldmarschalleutnant habe seine Stelle förmlich niedergelegt und deswegen ungehindert über seine Handlungen verfügen können. — Bei dieser Ängstlichkeit des österreichischen Hofes konnte vom sofortigen Wiedereintritt Hotzes in seine frühere Stellung nicht die Rede sein; er begab sich, wie es scheint auf eine Einladung der Engländer, nach Hamburg, wo er mit dem englischen Obersten Crawfordt Verhandlungen führte, die sich vermutlich auf die Vorbereitungen für eine gegenrevolutionäre Bewegung zur Befreiung der Schweiz von den französischen Eroberern bezogen. England, durch die glänzenden Erfolge der Franzosen in Italien und die rastlosen Rüstungen des Direktoriums in Paris in seiner Seeherrschaft bedroht, suchte mit großem Eifer den festländischen Krieg gegen die französische Republik wieder zu entflammen und eine neue Koalition ins Leben zu rufen, wobei der Widerstand des Schweizervolkes gegen seine brutalen Befreier und der Haß der altgesinnten Schweizer gegen die Revolution sofort in Rechnung gezogen wurden.

Auf den Brief des Bruders vom 14. März antwortete Müller mit großer Ruhe: „Mein einziger Wunsch geht dahin, daß, da die alte Verfassung des Landes aufgelöst ist, irgend eine andere baldmöglichst Ordnung und Friede herstelle; denn Anarchie ist das größte Übel und führt schnell zur Verwilderung. Über die geschehenen Dinge traure ich nicht mehr; es muß seyn, daß die Stunde gekommen war; und wer weiß, was aus dem Läuterungstiegel hervor-

v. Müllers mit Schultheiß Steiger, Generalleutnant v. Hotze und Oberst Rovéréa 1798 und 1799.



steigen wird! Wem der Herr der Schicksale die Macht gegeben, dem wird niemand die Völker entreißen"[1]). Er rät dem Bruder an, sich ganz der Wissenschaft hinzugeben und sich unberufener Teilnahme an politischen Dingen zu enthalten. „Was ich dir sage, würde ich selber thun, und nicht aus Verschmähung oder Haß oder blindem Anhang an was nicht mehr ist, sondern darum, weil ich dafür geschickter bin, ganz den Wissenschaften leben. Für Leute von unserm Charakter und Herzen ist nie ratsam, in solchen Zeiten eine politische Rolle zu spielen, wohl aber ohne allen Anspruch jedem gefällig und interessant zu seyn. — Meine größte Sorge ist, in welche Verlegenheit neue Kriege mich bringen dürften, worinn man sich hier etwa meiner Feder würde wollen bedienen; aber auch da wird Gott helfen"[2]).

Über die Absicht der Auswanderung, die viele gebildete Schweizer damals hatten und teilweise auch ausführten, schreibt er: er billige das Weggehen, dieses Preisgeben des Vaterlandes, überhaupt nicht; er erkenne die Schrecknisse gegenwärtigen Sturms, glaube aber nicht, daß er lange währen könne, und sei der Meinung, daß eben gleich nach demselben die Stimme der Mäßigung am hörbarsten sein werde; überdem sei schwer, eine sichere Stätte zu finden; die Wasser der Sündflut seien noch nicht im Fallen — „daher ich noch immer wie für pflichtmäßiger, so selbst für klüger halte, in dem schon bekannten Wirbel sich noch ein wenig herumzutreiben, hindurch zu arbeiten, und zuzuwarten. Es geschieht so selten alles, was man fürchtet, als was gehofft wird. — Die Geschichte der Schweiz werde ich dem ohngeachtet fortsetzen, und freymüthig"[3]).

Müller billigte es, daß der Bruder die Wahl als Mitglied der provisorischen Kantonsregierung angenommen hatte, obwohl er ihm noch kurz zuvor von der Einmischung in politische Dinge abgeraten

---

[1]) Das ist der gleiche Standpunkt, den Müller später im Jahre 1806 gegenüber Napoleon eingenommen hat.

[2]) Dieser Satz ist mit griechischen Buchstaben geschrieben und in den S. W. VI, 180 nicht abgedruckt worden.

[3]) Am 14. Juli 1798 schrieb er an Nicolai die bekannte Stelle: „Ich sollte meine Geschichte der Schweiz vollenden: aber die Feder fällt einem aus der Hand; doch zwinge ich mich, auf das Grab meiner Väter den Ehrenkranz noch zu flechten." Ähnlich hatte er schon am 12. Mai an Friederike Brun geschrieben. — Er hat denn auch seine Arbeit an der Schweizergeschichte fortgesetzt. Noch am 22. Januar 1800 schreibt er: „Gleichwohl weiß ich nicht, welch peinlichen Vorwurf ich mir wegen der Schweizergeschichte mache. Ist's nicht eben die Zeit der Herabwürdigung, der Selbstvergessenheit, da man eine Nation daran erinnern soll, was sie ist und war? Was kann sie besser an die Würde ihrer alten Bünde und Freyheit und Sitten erinnern?"



hatte. „Es ist ein großer Unterschied zwischen suchen und annehmen. Du konntest dich der biederen Männer, welche dich ohne dein Zuthun gewählt haben, und dem gemeinsamen Vaterlande nicht entziehen.“ Er gibt dem Bruder guten Rat, wie er sich in seiner Stellung verhalten solle. Ganz zutreffend urteilt er über die Zentralverfassung für die Schweiz: „Die Centralverfassung wird Schwierigkeiten finden, welche ihre Verfasser nicht vorsahen; wenn sie auch angenommen werden muß, so wird sie in wenigen Jahren mancherlei Modifikationen erleiden; die innere Schweiz wird sie höchstens dem Scheine nach annehmen und übrigens bleiben, wie sie ist; überhaupt werden die Phasen des großen Gestirns, von dessen Monden einer ihr geworden seyd, auf die Dauer und Form dieser Verfassung sehr würken. Folget ihr dem Beispiele der größeren und euch nahen Orte; Schaffhausen ist in solcher Sache nicht zum Tongeben bestimmt. Was mich betrifft, Liebster, so erwarte ich im Stillen den Ruf der Vorsehung, welchem zu folgen kein Eigennutz mich je abhalten wird. Eigentlich ist mein Wunsch — Muße zu vollkommener Ausarbeitung der Geschichte der Schweiz und anderer Plane. Du weißt, daß ich nicht genug habe, um solchen Arbeiten unabhängig zu leben. Aber Entsagung vieler Dinge und Arbeitsamkeit sind mein Reichthum. Habe ich ein Amt, so muß es mir des Lebens Nothdurft geben; habe ich keines, so will ich mit Journalen, Büchern, Collegien und sollte es wie Rousseau mit Notenschreiben seyn, mich durchzubringen wissen. Daher ich unbesorgt, was Gott bestimmt, abwarte. Es wird sich bald zeigen, was aus der Schweiz wird, was für sie zu thun ist und was jedem Canton für Rechte bleiben.“ — Sehr vernünftige, fast moderne Ansichten äußert er über den Staatshaushalt: „Ich begreife sehr wohl, daß es euch an Gelde fehlen wird. Es muß für die Staatsausgaben ein Plan gemacht werden. Wenn diese die Einnahmen übersteigen, so wird das Volk, wenn ihr es ihm vorlegt, von selbst begreifen, daß außerordentliche Mittel nöthig sind. Diese wären von dreierley Art denkbar: 1. Veräußerung von Domänen; diese würde ich mißbilligen, weil dadurch auf einmal consumirt wird, was ewige Ressource seyn soll; 2. Geldaufnahme. Hier kömmt es darauf an, ob die Staatsbedürfnisse außerordentlich, sich z. B. auf diesen Augenblick beziehende, oder perpetuirliche sind. In jenem Falle nehmet Geld auf, und bestimmt sofort einen Fond zu dereinstiger Zahlung; in diesem Falle hilft Geldleihen nicht; denn ihr müßtet jährlich leihen, und so käme der Staat bald in unerschwingliche Schulden. Es bliebe also 3. eine Landsteuer übrig, die das Land euch nicht verweigern wird, wenn man ihm vorlegt,



wozu, und wenn die jährliche Rechnung seiner Einsicht nicht entzogen wird. Es muß aber von so einer Steuer 1. gar kein Mensch, der mehr hat, als von Hand in Mund, ausgenommen werden, 2. der reiche, der wohlhabende nach Verhältniß seines Vermögens zahlen. Du wirst fragen, woher kennt man dieses? und ich werde dir keinen Eid anrathen; die Abnahme der Religiosität hat auch dieses Band entkräftet. Hingegen weiß ich ein Mittel, dem niemand entgehen kann: Nämlich, anstatt einer Auflage, drei zu machen: 1. die Landsteuer vom Gütertrag; denn man weiß doch, wieviel Grund und Boden ist und wem jedes Stück gehört; 2. Accise vom Verbrauch aller Dinge, welche nicht Lebensbedürfnisse eines jeden sind. Dieses fällt also auf die Wohlhabenden; der Arme ist frey. Aber dann werden gewisse Reiche sich einschränken. Gut! 3. Abgabe von Erbschaften; denn mitnehmen werden sie ihr Gut nicht. So trifft es alle. Aber die Landleute werden eine Gütersteuer nicht geben! Doch, wenn obiges beobachtet wird. Und im äußersten Falle: so lassen wir, die wir Capitalien auf den Gütern haben, wir, denen an Ordnung und Consistenz des Staates alles liegt, etwas fallen (daß z. B. alle Zinse auf 4 oder für jetzt — nicht für die Zukunft, sonst leihet niemand mehr sein Geld aus — auf 3½% reducirt werden). Es versteht sich, daß ich weit entfernt bin, meine Gedanken für die besten zu halten; ich habe sie raptim hingeworfen; du wirst cum grano salis davon reden."

Der innige Wunsch des Bruders in Schaffhausen war, daß Johannes in die Schweiz berufen werde, weil er von ihm erhoffte, er werde zur Wiederherstellung der Ordnung im Lande wesentlich beitragen können. „O daß du da wärest! Aber niemand hat dir noch gerufen. Ich habe hie und da in der Schweiz bei Vertretern die Idee fallen lassen, aber mehr kann ich nicht thun, ohne dich und mich zu compromittiren." Über die aufgedrängte helvetische Verfassung schreibt er: „So schwer sie ist, so ist es der Wunsch meines Herzens und vieler tausend Schweizer, daß das Directorium und die Räthe doch recht bald erwählet und in volle Wirkung kommen möchten. Denn sie ist das einzige Mittel, der gänzlichen Anarchie zu wehren, die immer mehr allenthalben, auch bei uns, einreißt. — Solltest du zum Citoyen Directeur erwählt werden, so wirst du dich doch ja nicht weigern, zu kommen"[1]).

In seiner Antwort vom 10. April spricht sich Müller durchaus

[1]) Einem Berichte Fäsis an J. Georg Müller zufolge wurde Ende März 1798 in der Tat allgemein von einer Berufung Müllers ins helvetische Direktorium gesprochen.



dahin aus, daß man sich vorläufig den Zeitumständen fügen müsse. „Ich habe das Vertrauen auf den charakteristisch ruhigen Verstand unserer Nation, daß sie die Zeit erkennen und also fühlen werde, daß besser ist, sich in dieselbe zu fügen, als durch fruchtlosen Kampf zu erbittern und Schreckensscenen durch Aufregung der Leidenschaften hervorzubringen"[1]). Die Annahme einer Wahl ins Direktorium weist er nicht von der Hand. „Du wirst schon aus diesem merken, daß, wenn jener dein Freund[2]) Direktor würde, er schon wüßte, seine Wirksamkeit wolthätig zu machen! Er wird es aber aus zwey Gründen schwerlich werden (es müßte denn Gott es wollen): einmal weil er nicht da ist und sein Aufenthalt mißtrauisch machen mag, und dann, weil er über dem erschrecklichen Lärm wegen desselben Briefes[3]) genöthigt worden war, so viel und stark in dem jetzt nicht mehr geltenden Sinn zu sprechen und schreiben, daß dieses den Gewalthabern nicht gefallen konnte. Es wird aber geschehen, was soll." Er erwähnt dabei eine Tätigkeit im Vaterlande, die ihn mehr anziehen würde als die politische eines Direktors: die Sorge für das Erziehungswesen. „Auch in dieser Rücksicht wäre wichtig, daß ein für solche Sachen Eifer habender Direktor wäre, denn für die Nationalbildung ist wahrlich noch nichts geschehen, und ließe sich viel schönes und edles thun. Wenn sie mich nicht zum Direktor wollen, so würde ich bei einem Nationalerziehungsinstitut auch gerne sein, aber alles ἐν Διος γουνασι κειται"[4]). — Am Schlusse des Briefes erwähnt er die soeben verbreiteten Gerüchte von einem Aufstand im Gebirg, einer schweizerischen Gegenrevolution: „Ich glaube letztere zur Zeit noch nicht, halte auch Bewegungen für unzeitig; indeß anerkenne ich ganz demüthig meine Unwissenheit über den Stand der Dinge in so fernen Landen und über Fügungen, welche seit Jahren so excentrisch über alle menschlichen Berechnungsmittel hinausgehen." Dem Briefe ist noch beigefügt eine längere Schilderung des Tumultes gegen das Haus des französischen Gesandten Bernadotte in Wien wegen des herausfordernden Aufpflanzens der Revolutionsfahne; Müller erkennt in diesem Vorfalle die gereizte Stimmung des österreichischen Volkes und sagt den Ausbruch eines neuen Krieges voraus. „Nun kann meine Verlegen-

[1]) Ganz ähnlich hatte er schon am 31. März an Friederike Brun geschrieben (S. W. XIV, 422 f.).

[2]) Damit ist er selbst gemeint.

[3]) Siehe oben S. 430 ff.

[4]) Der letzte Satz mit griechischer Schrift, als angebliches Zitat aus einem griechischen Schriftsteller.



heit anfangen[1]), vermuthlich wird wieder Krieg; doch ich werde, ohne Rücksicht auf mich, nach Überzeugung handeln, wäre ich nicht, wo ich bin, so hielte ich mich still."

Es ist bemerkenswert, daß Müller trotz der beständigen Aufregung, in die ihn die politischen Vorgänge der Zeit versetzten, seine wissenschaftliche Lektüre, seinen Briefwechsel mit verschiedenen Gelehrten und seine Rezensionstätigkeit fortsetzte, worüber er fast in jedem Briefe dem Bruder berichtete[2]).

Nun schien sich doch die Rückkehr Müllers in sein Vaterland zu ermöglichen. Am 6. April 1798 wurde er von der Wahlversammlung in Schaffhausen, bestehend aus 30 Stadtbürgern und 80 Vertretern des Landes, mit 88 von 98 Stimmen zum Beisitzer des obersten Gerichtshofes der helvetischen Republik gewählt[3]). Am folgenden Tage berichtete es ihm der Bruder mit der Anrede: „Lieber Lord Oberrichter! Zuerst sage ich dir, — warum man dazu dich ernannt? In den Senat taugst du nicht, denn da muß man beweibt seyn. In den Rath der Jungen dich zu wählen, trug man Bedenken. Also blieb nur diese Stelle übrig, die blos dienen soll (nach der Absicht der Wahlmänner), dich ins Land zu bringen. Wahrscheinlich erhältst du bald eine Ministerstelle oder wirst Director. Ich wünschte eher das erste. — Solltest du aber je weder Minister noch Director werden, so wird man dich zu Gesandtschaften brauchen, und das ist freilich eine Hofnung, die mich sehr wünschen macht, daß du kämest — denn wir sind am Rand des äußersten Elendes." Dann schildert er die bejammernswerten Verhältnisse, die durch die französische Vergewaltigung eingetreten waren, und fügt hinzu: „Das ist die

[1]) Wieder mit griechischer Schrift.

[2]) Gerade in dieser Zeit beschäftigte er sich mit Studien über Aeschylos für eine in England vorbereitete neue Auflage des griechischen Tragikers. — Am 16. Oktober schrieb er an Gleim (Körte II, 596 f.), der Untergang seines armen Vaterlandes erfülle ihn mit dem bittersten Groll gegen die Täter; er warte der Gelegenheit und werde dann frei und offen, auch den Tod nicht scheuend, reden und tun, was der Geist seiner Väter und das tiefe Gefühl der Unwürdigkeit dieser Dinge ihm eingebe. „Jetzt, wo noch nichts losgebrochen, zerstreue ich mich möglichst durch Studien, worin ich nie eifriger war, suche munter und rege zu bleiben, um, wenn es seyn muß und ich handeln kann, von den Kräften nicht verlassen zu seyn, und stärke mich täglich mehr zu unversöhnlichem Kampf gegen Heucheley und Illusionen, gegen Auflösung und Verwirrung; für das Gute, das glücklich macht, das Wahre, welches beruhigt, und das Schöne, welches erheitert, nicht aber durch Plünderung und Mord und Umsturz befördert wird."

[3]) Die Wahlanzeige S. W. VI, 196 f. Müller wird darin als der würdigste und verdienstvollste Mitbürger bezeichnet, als der Stolz seiner Vaterstadt, der an seiner Stelle „seinem Vaterland so äußerst nützlich werden kann und wird".



Lage des Vaterlandes, in welches ich dich rufen muß! Und sie verschlimmert sich mit jeder Woche! Ich rufe dich, allerliebster, also nicht zum Vergnügen, sondern in die Unruhe, als Arzt zu einem todtkranken Cörper, dem vielleicht — und wahrscheinlich, auch deine geschickte Hand nicht mehr helfen kann! Ich rufe dich in ein Vaterland, wo du noch immer eine Menge Feinde hast, die dir Verdruß machen werden — aber gewiß eine noch größere von Freunden, die sich nach dir sehnen." Er habe mit verschiedenen angesehenen Bürgern geredet; „alle, Stadt= und Landbürger, waren einig: Diese Vorurtheile werden sich, bei deiner persönlichen Gegenwart von selbst legen. Du möchtest doch nur dem sterbenden Vaterland in seiner Agonie zu Hülfe kommen! Thue nun, was dich Gott heißt! — Ich weiß, wie groß das Opfer ist, das du uns allen bringst. Aber doch thue, was Vernunft und deine erprobte Vaterlandsliebe dir gebieten. — Mit welcher Sehnsucht ich deiner Antwort entgegensehe! — wie ein Jüngling dem Jawort seines Mädchens! — Laß dann alles einpacken, rede mit dem Kaiser, daß er dir deine Schulden zahle, und komm im Gefolge aller deiner Bücher und Schriften und mit dem guten Fuchs bald in unsere Arme! Gott mit dir!"

Johannes v. Müller wurde durch diese Wahl vor eine überaus wichtige und nach jeder Seite hin folgenreiche Entscheidung gestellt. Sollte er dem Rufe, seinem patriotischen Gefühl nachgebend, Folge leisten und in das tief zerrüttete, unter fremder Gewalt stehende Vaterland zurückkehren, um den fast sicher erfolglosen Versuch zu machen, zu retten, was noch zu retten war, in eine durchaus unsichere Stellung, die ihn auch in schwerste finanzielle Verlegenheit bringen konnte, oder sollte er seine sichere Stellung in Wien beibehalten und versuchen, von dort aus für die Befreiung des Vaterlandes von der französischen Gewaltherrschaft zu wirken, was eher Erfolg versprach und wozu ihn wohl auch die schweizerischen Emigranten zu bestimmen suchten? Zuerst war er bereit, dem Vaterland das Opfer seiner Stellung zu bringen.

Am 18. April, wohl unmittelbar nach Empfang des Briefes vom 7. April, schrieb er dem Bruder: „Die Antwort ist fertig, und bejahend[1]); man würde mit der Fassung zufrieden seyn. Indeß habe ich wichtige Gründe, die ich dir im Vertrauen für Vertrauen mittheile, sie noch Einen Posttag zurückzuhalten. Das Schreiben, und

[1]) Joh. Georg hat in seiner Ausgabe des Briefes (S. W. VI, 193) diese Stelle abgeändert in: „Fast möchte ich Ja sagen — ja, eine bejahende Antwort ist schon entworfen, und man würde mit der Fassung zufrieden seyn."



noch mehr der von dir mir erklärte Geist der Sache, hat mich sehr gefreut. Ich überlegte. Für mich ist freylich im eigentlichsten Sinne Verlust dabey; ich habe eine sichere, reichliche Besoldung, und bekomme eine noch ungewisse, verfassungsmäßig nicht beständige weit geringere; ich genieße würkliche Ruhe und persönliche Unabhängigkeit, und gehe mitten in ein Land voll Unruhe, wo am wenigsten die (scheinbar) regierenden in ihren Handlungen und Äußerungen unabhängig sind, sondern auf das erste mißfällige Wort in Gefahr sind, weggejagt, eingesperrt, deportirt und si Dis placet auch wol endlich guillotinirt zu werden. Bey welchen Umständen auch schwer ist, selbst dem Vaterlande nützlich zu seyn, oder z. B. in factiösen Criminalprocessen die Hände von Blutschuld rein zu halten. Alles dieses wird überwogen durch den Ruf des agonisirenden Vaterlandes, durch sein Zutrauen, durch deinen und meiner Freunde unverkennbaren Wunsch, durch die Hofnung, etwa durch gute Worte, kluge Wendungen, dieß oder das aus dem Schiffbruche zu retten, und was sich nicht abwenden läßt, doch zu mildern. Da man denn sich entschließen muß, allem zu entsagen, um für alle etwas zu würken: das wäre mein Zweck. Darum beschloß ich, anzunehmen. Schreiben konnte ich aber das nicht, ehe ich doch ein Wort der Genehmigung von dem gütigen Monarchen habe, dem ich die 6 Jahre gedient, und auf dessen Großmuth ich auch noch trauen muß, um schuldenfrey hinzukommen." Aber noch ein anderes schweres Bedenken äußert Müller in diesem Brief: Der Vorfall vor der französischen Gesandtschaft, der von Bernadotte offenbar provoziert worden sei, beweise, daß man in Frankreich nur eine Ursache zum Bruche suche. Es werde dann wieder Krieg ausbrechen, den Österreich nicht wünsche, aber auch nicht abzulehnen vermöge und nicht fürchte. In diesem Falle würde sich die Lage der Schweiz völlig ändern. Frankreich würde dann, da es im Lande wäre, dasselbe und seine Einwohner, wenn auch gegen ihren Willen, ausnützen. Dann könnten aber, da das Kriegsglück wandelbar sei, auch andere dorthin kommen. „Wäre es auf diesen Fall der Möglichkeit nicht besser, doch jemanden zu haben, der ein gutes Wort reden, der einige Rücksicht erwürken, verdienen könnte. In der Schweiz, und in einer Regierungsstelle wäre dies mir unmöglich: denn, sowie ich diese übernehme, so hören alle meine bisherigen Verbindungen auf (sonst würde ich von euren Gewalthabern sofort mißhandelt); die, welche sich in dem Sinne jenes Systems brauchen lassen, können anbey unmöglich hier Credit haben oder behalten: Also vermag ich zum Besten des armen Vaterlandes, unter solchen Conjuncturen,



hier gar nichts mehr, und dort (wie oben gesagt) wenig, wüßte auch keinen Menschen, der mich ihm hier ersetzte, und besonders für die Vaterstadt einiges Interesse nähme: welches (vielleicht) von traurigen Folgen seyn dürfte. Diese Rücksicht peinigt mich am meisten mit Ungewißheit über das zu thun schicklichste. Vertrauten darfst du es sagen. — Es wäre nicht unmöglich, daß, wenn ich die Stelle mir verbäte, ich dennoch in die Nähe käme: so daß die Beybehaltung meiner Existenz und meiner politischen Würksamkeit mit der Leichtigkeit, euch in allen Fällen guten Rath zu geben, combinirt würde. — Ist es zu viel, daß ich in einer, für mein Leben und Vaterland so interessanten Epoche, noch drei Tage Bedenkzeit nehme? Allenfalls ist ja der Suppleant, wenn je etwas vorkäme."

Nach schwerem Kampfe lehnte Müller die Annahme der Wahl ab. Am 21. April begründete er in einer Zuschrift an seine Wähler diese Entscheidung, in würdigen, von wahrer Vaterlandsliebe durchdrungenen Worten[1]). Als Hauptgrund gibt er an, daß er sich zur Teilnahme an öffentlichen Geschäften in der Schweiz nicht eher entschließen könne, als bis er überzeugt sei, daß „ein freier Schweizer, ohne irgend eine andere Vorschrift als den Willen meines Volkes, ohne irgend eine Furcht, als vor den Gesetzen und ohne einen anderen Zweck, als die Erhaltung eines jeden bei Ehre, Leib und Gut und des gemeinsamen Vaterlandes bey Freyheit und Friede, sie verwalten könne". Er habe einen Urlaub verlangt[2]), um selbst in

[1]) S. W. VI, 198 ff. Diese Antwort wurde auch von Herder und Böttiger rückhaltlos gebilligt. Herder hatte zwar zuerst angenommen, Müller werde dem Rufe des Vaterlandes folgen. Er hatte Johann Georg Müller geschrieben: „Hat Ihr Bruder den Ruf nach Aarau angenommen? Ich wünschte. Bei iziger Zeitenlage muß Er sich nicht entziehen. Er, der Geschichtschreiber sey auch Geschichtthäter."

[2]) Es liegt in der Tat ein Urlaubsgesuch vom gleichen Tage, 21. April 1798, vor. Müller will auf dieser Reise die Gemüter der Schweizer vorbereiten auf eine österreichische Intervention. Denn vom Kaiserhof mußte er jetzt mehr als je die einzige Rettung der Schweiz erwarten. Es ist dies auch nicht im Widerspruch zu seinem früheren Auftreten. Die Zeit der Not, für welche er die Hilfe Österreichs der Schweiz hatte sichern wollen, war gekommen, und so müssen wir uns kaum wundern, Müller jetzt als den eifrigsten Beförderer eines Einmarsches der österreichischen Armee in die Schweiz kennenzulernen. Er wird jetzt geradezu der Vermittler der schweizerischen Emigranten und aller, welche die Befreiung der Schweiz durch die Waffen Österreichs erhofften, bei Thugut. — Der Versuch, die Schweiz mit Hilfe Österreichs zu befreien, darf nicht ohne weiteres verdammt werden. Österreich bot wohl am ehesten die Gewähr, nach geglückter Aktion der Schweiz ihre Unabhängigkeit und Integrität wieder zurückzugeben. Das beweist auch das Auftreten Österreichs nach den ersten Siegen des Jahres 1799 — nach der Besetzung der Ostschweiz. Erzherzog Karl übte auf die innern Angelegenheiten der besetzten Gebiete



die Schweiz zu kommen, ihn aber noch nicht erhalten; deswegen sei er genötigt, um den Gang der Geschäfte nicht aufzuhalten und seinen Wählern keine Verlegenheit zu bringen, einstweilen und für diesmal die ihm zugedachte Stelle abzulehnen. —

Am 25. April begründete Müller auch dem Bruder gegenüber seine ablehnende Antwort in einem längeren Schreiben[1]), aus dem wir ersehen, wie schwer ihm der Entschluß geworden war. Er führt aus, daß er in Aarau dem Vaterlande doch nicht wesentlich dienen könnte, weil er nichts frei sprechen dürfte, ohne als Österreicher, als Pensionierter, als Aristokrat, als Despotensklave erklärt und sogar verfolgt zu werden. Er sieht voraus, daß die Schweiz völlig in den Händen der Franzosen bleibe, durch die Allianz mit Frankreich ihre Truppen und Mittel für Frankreich zur Verfügung halten müsse, daß sie das Schicksal von Rom, Ligurien, Zisalpinien, Batavien erleben werde. „Wer müßte der seyn, welcher die Franzosen vermögen wollte, bey euch die nicht zu seyn, welche sie sonst überall sind? Selbst Ochs nicht; ich sage dir vor, daß er entweder von den Schweizern gesteinigt oder von den Franzosen deportirt werden wird: Und mir würde es weit eher übel gehen. Ist es nicht besser, daß doch *jemand* frey bleibe? daß doch *Einer* für Vaterland und Freunde in Freyheit existiren und würken könne? daß doch *Einer* noch einigen Zuflucht und Stütze seyn möge?" Er rät vielmehr jetzt dem Bruder, mit seiner Gattin und seinem Pflegesohn zu ihm zu kommen, da er für ihn fürchte, er möchte wie andere angesehene Schweizer als Geisel weggeführt werden. Auf seinen Urlaub dringe er jetzt nicht, bis er wisse, wie sein Schreiben aufgenommen worden sei und ob Friede bleibe oder Krieg werde. — Es zerreiße ihm das Herz, nicht zu kommen, dem Vaterlande, seinen Freunden, dem Bruder nicht helfen zu können. Aber er könnte sich nicht widerspruchslos der herrschenden Gewalttat, dem Unrecht, dem Zwang der Mörder seines Volkes fügen. „Bruder, es ist mir leid, aber — sendet wen ihr wollet; ich bin zu schwach; ich *könnte*

---

keinen Druck aus und trat sogar dem Eifer des Abtes von St. Gallen entgegen. Eine allmähliche Beruhigung der Schweiz, im Falle sie 1799 ganz von den Franzosen gesäubert worden wäre, gehört nicht zu den Dingen der Unmöglichkeit. Es scheint deshalb kaum billig, wenn Hilty (Vorlesungen über die Helvetik S. 295) dem Schultheißen Steiger die Beteiligung an dieser „wenig patriotischen Coalition" vorwirft. Daß damals in der Schweiz die Österreicher allgemein als Befreier begrüßt wurden, beweisen die Briefe, die Müller von zahlreichen Männern, die durchaus nicht Anhänger einer Gegenrevolution waren, erhielt (wie Fäsi, Füßli, Johannes Büel und andere).

[1]) Haug II, 23 ff.



das nicht; ich würde durchaus wollen, wahr, gerecht und frey zu seyn, sie würden es nicht leiden wollen; ich käme in Unglück, ihr in Verlegenheiten, du ... frage dein Herz. Mir geschehe was Gott will; nur daß ich nicht blutbefleckt, nicht mit Thränen gekränkter Unschuld, nicht mit dem Fluch des Landes belastet, nicht als Lügner sterbe!"

Während so Johannes v. Müller aus guten Gründen die Annahme einer amtlichen Stelle in der helvetischen Republik ablehnte, wurde sein Bruder in Schaffhausen in die politischen Geschäfte seiner Vaterstadt hineingezogen, indem er zum Vizestatthalter des Kantons Schaffhausen ernannt wurde und sich, zwar widerstrebend, diesem Amte nicht entziehen konnte, was Johannes Müller in einer launigen Zuschrift an „Ihre ehrsame Viceweisheit" durchaus billigte.

Am 2. Mai 1798 berichtete Müller dem Bruder vom Rücktritte Thuguts von der Staatskanzlei[1]) und von der Übernahme der Leitung der auswärtigen Geschäfte durch Graf Ludwig Cobenzl. Für ihn habe es nur die Veränderung gebracht, daß er nun mit diesem anstatt mit jenem zu arbeiten habe. „Es ist Herr Cobenzl ein Mann von Welt, Erfahrung und feinen Sitten; ich stelle mir also vor, daß mit ihm auszukommen seyn wird. Ich bleibe bey meinem System, mich nicht hervorzudrängen; wer mich will, weiß mich zu finden, welches noch immer geschehen ist, wenn man mich brauchte. Von Krieg und Frieden noch nichts gewisses: Man sagt, das Directoire improbire den Botschafter, weil es, vermuthlich, nicht in diesem Augenblick mit uns Händel will; aber, wie gesagt, was auf alles bey euch und anderswo vorgegangene geschehen wird, kann ich noch nicht sagen, obwol ich darüber viele nicht uninteressante Unterredungen gehabt." Wieder tritt Müller ganz bestimmt den Gerüchten entgegen, daß Österreich auf gewisse Gebiete der Schweiz Anspruch erheben werde. „Von Projecten über euch ist mir nichts, wol aber das ganz bestimmt bekannt, daß Österreich gar keinen Gedanken hat, irgend einen Theil der Schweiz, in irgend einem Falle, sich zuzueignen oder zu unterwerfen, als worüber ich unzweifelbare Versicherung noch vor ganz kurzem erhalten habe"[2]).

[1]) Der Rücktritt war am 1. Mai erfolgt als Genugtuung für Frankreich wegen des Auflaufes gegen die französische Gesandtschaft in Wien. Tatsächlich behielt aber Thugut seinen Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten bei. Seine Beseitigung war nur eine scheinbare und formelle, um vorläufig einen Krieg zu vermeiden.

[2]) Am 27. Mai (Haug I, 28) wiederholt er: „Ich weiß ganz zuverläßig, wie der Hof über die Schweiz denkt, besser wahrhaftig, als irgend jemand dort es wol glaubt: gar nichts will er sich zueignen; aber daß die Schweiz ruhig und in Ordnung und auch von den Franzosen unabhängig sey. Und im Ernst, was hieße das,



Müller rechnete im Mai 1798 bestimmt darauf, bald in die Schweiz kommen zu können; der Sommer werde nicht vergehen, ohne daß er den Bruder so oder anders zu sehen das Glück haben werde. „Entweder bricht es, oder es befestigt sich; in diesem wie in jenem Falle ist höchst wahrscheinlich (gewisses gibt es in der Welt weniger als je), daß ich in der oder jener Gestalt komme." Er berichtete auch von dem lebhaften Interesse, das man in Wien am Schicksal der Schweiz nehme; deswegen fordert er den Bruder zu fleißiger Berichterstattung auf, wenn dieser selbst dazu keine Zeit finde, durch seinen Pflegesohn Jakob Maurer. „Auf Kunst kömmt es gar nicht an, seys immerhin raptim, wenn nur wahr und möglichst umständlich." Noch hält er an der Hoffnung auf bessere Zeiten fest: „Anfangs beugte es mich entsetzlich; doch läßt sich die Palme nicht brechen. Ich glaube an die Möglichkeit, daß die Völker selbst wider ihre Räuber aufstehen und daß, wenn diese gebändigt wären, man mit Freuden wieder in Moral und Religion die Ruhe und Festigkeit suchen würde, welche man seit 60 Jahren sich gewöhnt hatte, von Armeen und Schätzen (vergeblich) zu erwerben. Ein Fegefeuer hat kommen müssen; denn die Hölle würkte nichts mehr, aber jenes ist läuternd, nicht verzehrend, und nicht ewig, sondern es geht vorüber. Wenn ich so alle Zeiten und großen Männer des Vaterlandes und die Summe aller Arbeiten vor mir übergehen sehe, so scheint mir unmöglich, daß ein so erstaunenswürdig jedem Individuum eigen gemachtes Werk so schnell auf immer untergegangen seyn soll; überrascht konnte man werden, gantz entschweitzert nicht; ja ich erwarte, daß der alte Charakter wieder hervorbrechen und zum Trutz der Feinde, ein Zeichen für viele, zu dem viele sich sammeln dürften, bestehen wird."

In dieser Zeit trat nun Müller in enge Verbindung mit den schweizerischen Flüchtlingen. Am 9. Mai berichtet er von seiner ersten Unterredung mit dem vertriebenen Fürstabt Pankraz von St. Gallen in Wien[1]), und am gleichen Tage schrieb ihm Schultheiß v. Steiger

---

Schafhausen, Stein, Eglisau wegnehmen, um andern einen Titel zu geben, damit sie das gantze Land in Besitzung behalten. So gar dumm, nein, ist man doch noch nicht. Man denkt so, wie ich in meinem Brief an die Wahlmänner-Versammlung: man wünscht euch alles Gute, und auf die Art, wie ihr, euch selbst überlassen, es wollt; aber Schweizer solltet ihr seyn: denn, daß Schweizer seyen, ist für Europa nöthig."

[1]) Abt Pankraz brachte eine Denkschrift über die Wiederherstellung seines Klosters und seiner Herrschaft mit, um sie durch Müller an den Kaiser gelangen zu lassen. Müller arbeitete sie um, ehe er sie weiterleitete. Eine ähnliche Bittschrift wurde auch Thugut überreicht (Eintrag im Tagebuch Müllers).



von München aus als Antwort auf einen Brief, den ihm Müller durch Vermittlung des österreichischen Ministers in München, Graf v. Seilern, übermittelt hatte. „Le mal est fait; il faut chercher à le réparer. Voilà, Mr., notre tâche: Et la manière, en quelque sorte miraculeuse, dont la Providence m'a sauvé, dans ces derniers evenements, m'impose en particulier le devoir de la remplir avec zèle, pendant le peu de jours que j'ai encore à vivre“[1]).

Von jetzt an beginnt die eifrige Tätigkeit der schweizerischen Emigranten zum Zwecke der Befreiung des Vaterlandes vom französischen Joch, ihre Verhandlungen mit dem Wiener Hofe, von dem sie früher den Schutz, jetzt die Rettung der Schweiz erhofften, mit den englischen Geschäftsträgern, die ihr Kabinett zur Bewilligung der nötigen Geldmittel veranlassen sollten, und mit der preußischen Regierung, auf die vor allem der Schultheiß v. Steiger, das allgemein verehrte Haupt der altgesinnten Schweizer, seine Hoffnung gesetzt hatte und die für den Anschluß an die neu zu bildende Koalition gegen die französische Republik gewonnen werden sollte. Johannes v. Müller hat in diesen politischen Verwicklungen eine hervorragende Rolle gespielt, als Vertrauensmann der schweizerischen Emigranten, der ihren Verkehr mit dem Wiener Hofe, vor allem mit dem leitenden Staatsmann Thugut, vermittelte.

Die Aufgabe, die er dabei übernahm, war überaus schwierig; denn unter den Emigranten herrschte vielfache Meinungsverschiedenheit[2]), die ein planmäßiges Handeln erschwerte und nur durch die von allen anerkannte Autorität Steigers notdürftig überbrückt wurde. Dann hatte Müller im Auftrage seiner Regierung zwar die Hoffnungen seiner Landsleute immer von neuem zu beleben und ihr Vertrauen auf den österreichischen Staat zu befestigen, sie aber gleichzeitig von übereilten Unternehmungen zurückzuhalten, ihren Eifer zu dämpfen, ihre Geduld wegen der Zurückhaltung und Zaghaftigkeit des Wiener Hofes auf eine harte Probe zu stellen. Denn das konnte Müller ohne weiteres voraussetzen, daß Thugut zwar eine allgemeine Erhebung des Schweizervolkes gegen seine fran-

[1]) Siehe den Brief Steigers d. d. München 9. Mai 1798 in meiner Schrift: Die Korrespondenz J. v. Müllers mit Schultheiß Steiger, Generalleutnant v. Hotze und Oberst v. Rovéréa I, S. 11. — Über die Tätigkeit der Emigranten handelt in eingehender Weise die treffliche Schrift von F. Burckhardt: Die schweizerische Emigration 1798—1801.

[2]) 28. Juli 1798 an den Bruder: „Das ist wahr, daß ich noch keine zwei von meinen lieben Landsleuten gesehen habe, die einerley Sinnes wären. Daher ich auch fast vermuthe, die Vorsehung werde mit dem Vaterland ihren Weg fortgehen ohne die Herren.“



zösischen Unterdrücker in den Bereich seiner Berechnungen gezogen hatte, aber ihm erst beispringen werde, wenn er mit Aussicht auf einen sicheren Erfolg den Krieg gegen Frankreich wieder aufnehmen könne[1]).

Am Abend des 4. Juni 1798 war Schultheiß v. Steiger in Begleitung des Obersten de Rovéréa und des reichen Basler Fabrikanten Johann Rudolf Burckhardt „vom Kirschgarten" in Wien angekommen. Schon am folgenden Tage wurde er von Johannes v. Müller im Auftrage von Thugut begrüßt[2]). Und nun fanden tägliche Konferenzen statt, an denen unter Steigers Vorsitz auch Müller, Rovéréa, Burckhardt, Abt Pankraz, der Koadjutor Dalberg, der als Bischof von Konstanz ein großes Interesse an der Entwicklung der schweizerischen Verhältnisse hatte, der Prinz Friedrich von Oranien

---

[1]) Für die politische Tätigkeit Müllers geben die sehr zahlreichen Briefe an den Bruder aus dieser Zeit nur ungenügenden Aufschluß; die Zurückhaltung in politischen Dingen, die er schon früher dem Bruder gegenüber gezeigt hatte, beobachtete er auch jetzt. Allerdings enthalten diese Briefe zahlreiche politische Bemerkungen, oft in griechischer oder hebräischer Schrift, aber kaum einen Hinweis auf die Rolle, die Müller dabei spielte. Es schien wohl gefährlich, solche Dinge dem Briefwechsel nach der Schweiz anzuvertrauen, und dann wollte Müller den geliebten Bruder nicht in das unruhige Getriebe der politischen Händel, in die er selbst verwickelt worden war, hineinziehen. Den Entschluß des Bruders, an der Wiederaufrichtung des zusammengebrochenen Vaterlandes teilzunehmen, billigte er allerdings, weil er von dessen Einsicht, Milde und Weisheit das Beste erwartete; aber er empfahl ihm immer kluge Zurückhaltung, Fügsamkeit in das Unabweisbare und geduldiges Abwarten der weiteren Entwicklung. — Um Müllers Verhalten in dieser Zeit richtig einschätzen zu können, müssen wir seine Korrespondenz mit den Führern der gegenrevolutionären Bewegung, mit Steiger, Rovéréa, Hotze, dem Fürstabt von St. Gallen und anderen heranziehen. Auch sein Tagebuch gibt uns vielfachen Aufschluß über seine Tätigkeit und über die Stimmungen und Gefühle, die ihn dabei bewegten. Er hatte am 8. Mai 1798 die Einträge wieder begonnen, und er setzte sie nun bis zum 6. Januar 1800 fort. Fast Tag für Tag finden sich Einträge über seine täglichen Geschäfte, über Berichte aus der Schweiz, über seinen Verkehr mit den schweizerischen Emigranten, seine Beziehungen zu Staatsmännern und Feldherren, vornehmlich zu seinem vorgesetzten Minister Thugut, über den er allerdings dem Tagebuche bittere Vorwürfe und Anklagen anvertraute.

[2]) Müller stand dem früheren Haupte der Berner Aristokratie schon lange nahe. Er teilte mit dessen Anhängern die begeisterte Verehrung für den greisen Staatsmann. Sein lebhafter Verkehr mit ihm ist auch im Tagebuch erwähnt. Beim zweiten Aufenthalt Steigers in Wien im Oktober 1798 schrieb Müller an den Bruder: „Nie klagt er. Je näher ich ihn kenne, desto ehrwürdiger wird er mir durch die seltene Verbindung der größten Mäßigung mit unerschütterlicher Festigkeit. Glaube gar nicht, daß er das Alte möchte (wohl aber etwas viel besseres als das Neue): mit einem Wort Freyheit, aber Ruhe und Glück dabey); wir stimmen vollkommen überein. Auch ist er von allen, die ihn kennen, verehrt."



und der englische Geschäftsträger in Wien, Sir Morton Eden, teilnahmen. Die Befreiung der Schweiz und ihre Beteiligung an einem neuen Kriege gegen Frankreich bildeten den Gegenstand der Beratungen. Im Sinne der Beschlüsse, die schon auf Konferenzen der Emigranten zu Lindau und Bregenz vom 21. bis 24. Mai gefaßt worden waren, sollte zunächst das Wiener Kabinett bestimmt werden, sofort Graubünden zu besetzen und an der Ostgrenze der Schweiz ein Armeekorps aufzustellen, das einer wohl vorzubereitenden und in einem günstigen Moment ausbrechenden Erhebung des Schweizervolkes gegen die Franzosen beispringen könnte. Für den Oberbefehl über diese Truppen und über die schweizerischen Streitkräfte, die mit Hilfe englischer Subsidien organisiert werden sollten, wurde Generalleutnant Hotze in Aussicht genommen. Das Mißtrauen, das Steiger anfangs in die Aufrichtigkeit der österreichischen Politik gesetzt hatte, wurde schließlich überwunden, vor allem, nachdem er auch vom Kaiser in einer huldvollen Audienz empfangen worden war, bestimmte Zusicherungen erhalten hatte und von einer Reise nach Berlin, durch die er die Beteiligung Preußens an einem neuen Kriege gegen die französische Republik erlangen zu können hoffte, erfolglos zurückgekehrt war. Auch er mußte nun in Österreich und England die einzige Rettung für sein Vaterland erblicken. Hotze, der von Thugut eigentlich für die Reorganisation der neapolitanischen Armee in Aussicht genommen worden war, erklärte seine Abneigung gegen diese Verwendung, da sie ihn hindern würde, seinem Vaterlande nützlich zu sein[1]).

Durch Vermittlung Müllers reichte nun Schultheiß Steiger dem Minister Thugut eine Denkschrift über die politische Lage der Schweiz ein, der Rovéréa eine zweite über die militärischen Verhältnisse beifügte, und nach einer Unterredung Rovéréas mit Thugut unter vier Augen erlangte Rovéréa nicht ohne Widerstand die Zusage, daß Hotze im Kriegsfalle den Oberbefehl über das österreichische Armeekorps zur Befreiung der Schweiz erhalten und daß eine von Müller zu verfassende kaiserliche Proklamation das Vorurteil vieler

[1]) So äußerte er sich auch gegen Müller (Tagebuch, 12. Juni). Nach den Memoiren Rovéréas war den Emigranten die Anwesenheit von Hotzes in Wien anfangs noch nicht bekannt; sie vermuteten ihn noch in Hamburg und wollten Rovéréa dorthin senden, als ihnen durch einen Zufall bekannt wurde, daß sich der General unter einem angenommenen Namen in einem Vorort von Wien befinde. Müller aber wußte bereits darum; er hatte schon am 30. Mai (Tagebuch) den Besuch Hotzes erhalten. Offenbar wollte Thugut den schweizerischen Emigranten dessen Anwesenheit in Wien verheimlichen, eben weil er ihn anderswo verwenden wollte.



Schweizer, als ob der Kaiser mit dem Einrücken seines Heeres in die Schweiz eigennützige Absichten verfolge, zerstören sollte. Den Schweizern, die sich unter den Befehl Hotzes stellen würden, sollten Waffen und Munition aus den kaiserlichen Magazinen geliefert werden. Thugut forderte Rovéréa auf, die Vorbereitungen zur Erhebung in der Schweiz zu übernehmen, und versprach ihm dafür seinen besonderen Schutz; er solle sich ins Einvernehmen mit Müller setzen in dessen Eigenschaft als Sekretär des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, dem er das vollste Vertrauen schenke. England sollte durch seinen Gesandten zu reichhaltigen Geldspenden veranlaßt werden. Die Besetzung Graubündens durch österreichische Truppen wurde in nahe Aussicht gestellt.

Während Rovéréa nach einer Besprechung mit Müller schon am 23. Juni von Wien abreiste, um die ihm übertragene Arbeit der gegenrevolutionären Propaganda in der Schweiz von der nahen Grenze aus zu beginnen, Steiger anfangs Juli zu seiner erfolglosen Reise nach Berlin aufbrach, blieb Hotze noch bis Ende Juli in Wien zurück, um dann ebenfalls an die Schweizer Grenze abzugehen. Das allgäuische Reichsstädtchen Wangen wurde nun der Sammelplatz der Anhänger der alten Ordnung in der Schweiz, die auch mit ihrem Vertrauensmann und Vermittler am Wiener Hofe, Johannes v. Müller, in beständiger Verbindung blieben, durch ihn ihre Berichte und dringenden Wünsche an den leitenden österreichischen Minister gelangen ließen und dafür die Weisungen und Verhaltungsmaßregeln des Wiener Kabinettes und die Mahnungen zur Geduld und zur Vorsicht erhielten. Müller empfiehlt einmal in einem Briefe an Hotze, ihm seine persönlichen Ansichten in der Privatkorrespondenz mitzuteilen, in seine für den Minister bestimmten offiziellen Rapporte aber nur Tatsachen aufzunehmen[1]). Anfangs suchte auch Hotze den Eifer des Volkes noch zu mäßigen[2]); aber er drängte doch eifrig darauf, daß man die österreichische Aktion nicht länger verzögere und den günstigen Zeitpunkt nicht verpasse, daß man vor allem zunächst ungesäumt die Besetzung Graubündens durchführe, bevor die Franzosen den Österreichern zuvorkommen.

Am 19. August war in Paris die ewige Offensiv- und Defensivallianz zwischen der französischen und der helvetischen Republik

---

[1]) Hotze an Müller 8. September 1798.

[2]) Briefe vom 6. und 24. August 1798. Müller lobte ihn auch dafür noch am 8. September: „Vous avez on ne peut plus sagement fait de maintenir les bonnes intentions des petits Cantons, tout en leur conseillant de paroître céder pour le moment.“



unterzeichnet und am 24. August von den helvetischen Räten ratifiziert worden. Dem Bruder, der die Tragweite dieses verhängnisvollen Vertrags zunächst nicht erkannte, schrieb Johannes in großer Erregung, daß durch diese Allianz für die Schweiz eine zweite, weit schlimmere, folgenreichere Revolution gemacht worden sei. Das Offensivbündnis sei eine Kriegserklärung gegen alle, die jemals mit den Franzosen in Krieg geraten werden; es sei nicht die Verpflichtung wie ehemals zur Stellung von 6000 Mann zur Verteidigung Frankreichs, sondern eine Verbindung zur Aufbietung der ganzen Nationalmasse, wenn es den Franzosen gefalle, nicht zur Deckung ihrer Grenzen, sondern zur Ausbreitung ihrer Eroberungen. „Dieses ‚entnaturt' die Schweiz völlig, sie wird ganz und gar das Gegentheil von dem, was sie war; sie kündigt allen Staaten an, daß sie wider sie ist, nicht für den Fall, wenn sie die Franzosen angreifen, sondern auch, wenn den Franzosen gefällig ist, unter diesem oder jenem Grund oder Vorwand sie anzugreifen. — Mit einem Wort: über die innere Revolution läßt sich reden; hierüber aber, über die offensive Allianz, da bin ich ganz entschieden; da sind für mich keine zwo Meinungen; sie wirft die Schweiz aus der dreihundertjährigen Ruhe heraus; sie constituirt sie zur Feindin aller derer, die nicht etwa Feinde der Franzosen werden, sondern auf deren Land oder Verfassung die Franzosen je eine Absicht haben könnten[1])."

Am 1. September berichtete Rovéréa, daß General v. Auffenberg, der die österreichischen Truppen in Vorarlberg befehligte, täglich Abordnungen der Innerschweizer empfange und daß der Ausbruch der Feindseligkeiten in der Urschweiz jeden Tag erwartet werden müsse; er beschwor den Wiener Hof, die Leute im Gebirge um Himmels willen nicht im Stiche zu lassen. Zum erstenmal er-

---

[1]) In seiner Antwort vom 4. Oktober 1798 erklärte Joh. Georg, die Mächte hätten die Schweiz teilnahmlos ihrem Schicksal überlassen. „Ohne sich zu rühren, hat man uns A B C bis Y sagen lassen; nun wir auch das Z sagen mußten, steht alles wider uns auf und schreit als über eine greuliche unerhörte Handlung." — Müller war auch sehr ungehalten darüber, daß sein Freund Joh. Heinr. Füßli das Bündnis in einem Artikel des Helvetischen Volksblattes gerechtfertigt hatte, „ein Werk, für welches doch wahrhaftig nur das sich sagen läßt, daß ihr mußtet. Denn sonst ist's, von der ersten Sylbe des Titels an bis zu Ende, grundverderblich und selbst nicht einmal für die, welche es erzwungen haben, klug." Füßli selbst entschuldigte später in einem Briefe vom 24. April 1800 seine damalige Haltung damit, er habe versucht, unter mancherlei Übeln das geringere zu wählen; er bezeichnet es als einen „Calcul der Verzweiflung", in den viele andere verständige und rechtschaffene Männer ebenfalls eingetreten seien (siehe Schueli: Die politische Tätigkeit des Obmanns J. H. Füßli, in Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft X, S. 761).



wähnte er auch dabei die Auswanderung junger Schweizer, die sich dem durch den Allianzvertrag mit Frankreich geforderten Kriegsdienst für die helvetische Republik entziehen wollen; aus diesen Leuten sollte ein besonderes Korps in englischem Sold, aber in kaiserlichen Diensten gebildet werden. Diese Frage bildete bald einen der vornehmlichsten Verhandlungsgegenstände der Emigranten mit dem Wiener Hof und dem englischen Gesandten. Erwähnenswert ist in diesem Schreiben auch die Äußerung Rovéréas über die ungeheure Schwierigkeit einer Neuordnung der Schweiz nach erfolgter Befreiung; er hat vorausgesehen, daß die Schweizer bei ihrer Zersplitterung und Parteisucht von sich aus ihre inneren Angelegenheiten nicht in Ordnung bringen könnten, und die Wirren der Jahre 1800—1802 haben diese Ansicht als vollkommen zutreffend erwiesen.

Am 5. September machte er neuerdings auf die schwerwiegenden Folgen aufmerksam, wenn die kleinen Kantone von Österreich preisgegeben würden; ihre Hoffnung auf Befreiung durch Österreich werde sich dann in Wut gegen dasselbe umwandeln; noch vor Schluß dieses Briefes erhielt er durch einen seiner Agenten die Nachricht, Unterwalden sei unter die Waffen getreten, aber in recht gefährdeter Lage; es verzweifle daran, sich allein halten zu können, wenn die seit langem erhoffte Hilfe sich nicht bald zeige.

Damit hatte nun die heldenmütige, aber tollkühne Erhebung der unglücklichen, verblendeten Nidwaldner begonnen, die schon nach wenig Tagen mit einer bejammernswerten Katastrophe enden mußte. Gewiß sind dafür die Umtriebe, die von den verschiedenen antirevolutionären Agenturen ausgingen, verantwortlich zu machen. Allerdings beruhten die Vorbereitungen, die Rovéréa und Hotze mit ihren Genossen für eine allgemeine Erhebung des Schweizervolkes gegen die Franzosen betrieben, auf der Voraussetzung, daß Österreich zuvor den Krieg erkläre und daß die schweizerische Bewegung die Unternehmungen der österreichischen Armee begleiten, nicht aber ihnen vorangehen sollte. Es ist auch richtig, daß die Leiter der diplomatischen Aktion in Wangen einen vorzeitigen Ausbruch zu verhindern versuchten und daß sie vor allem durch Müller von Wien aus in dieser Hinsicht beständig gemahnt wurden; aber die Geister, die man heraufbeschworen hatte, ließen sich nicht mehr bannen. Hatte man doch, um die gute Gesinnung der Innerschweizer zu erhalten, ihnen immer wieder die baldige Hilfe Österreichs in Aussicht gestellt und trug man sich doch selbst mit der Hoffnung, daß Österreich beim ersten Angriff der Franzosen auf die Urschweiz sofort seine Armee in die Schweiz einrücken lassen werde. Auch hatte man



die Bearbeitung des Volkes in der Innerschweiz dem verwegenen Kapuzinerpater Paul Styger übertragen, von dessen leidenschaftlichem Fanatismus das Schlimmste zu erwarten war. Daß man in Wangen das bevorstehende Unheil voraussah, beweisen die dringenden Mahnungen nach Wien, doch um Himmels willen die Leute im Gebirge nicht im Stiche zu lassen.

Den unmittelbaren Anstoß zum verzweifelten Widerstand der Nidwaldner gab die Forderung des helvetischen Direktoriums, den Bürgereid auf die verhaßte helvetische Konstitution zu leisten. Sie wurden darin bestärkt durch die unvorsichtigen Zusicherungen des österreichischen Generals v. Auffenberg, der den Abordnungen der inneren Orte die sofortige Hilfe der österreichischen Armee im Falle eines französischen Angriffs verheißen hatte. Auch Hotze, vielleicht weil er annahm, daß Auffenberg vom Wiener Hofe zu diesen Zusagen autorisiert worden sei[1]), munterte sie zur Standhaftigkeit auf, für die gerechte Sache alles zu wagen[2]). Daß sich Hotze selbst nicht schuldlos fühlte, beweist seine recht fadenscheinige Erklärung in seinem Briefe an Müller vom 12. September, als ihm der verhängnisvolle Ausgang des Nidwaldner Kampfes noch nicht bekannt, wohl aber kaum zweifelhaft sein konnte[3]).

Müller, der beständig vor voreiligen Schritten gewarnt hatte, wurde durch die erschütternden Berichte aus dem Vaterlande schwer betroffen. Am 19. September erklärte er in einem Brief an Hotze den Ausbruch, bevor man wußte, ob er in diesem Moment von Österreich unterstützt werden könnte, für sehr unglücklich. In Wien habe man die Grundsätze keineswegs geändert oder die Sache außer Augen gelassen. Aber es hänge von so vielen für die Monarchie und für Europa unendlich wichtigen Erwägungen ab, daß man nicht verlangen könne, daß alles aufs Spiel gesetzt werde, weil es einigen guten Leuten gefallen habe, ihre Maßregeln um einige Wochen zu überstürzen. Sie würden besser getan haben, den Eid zu leisten,

---

[1]) Dies spricht Roverea in seinen Memoiren aus.

[2]) Diese Vorgeschichte der Nidwaldner Katastrophe behandelt in zutreffender Weise Burckhardt: Die schweizerische Emigration S. 109 ff.

[3]) „Noch mus ich Sie preveniren, daß wo in dem Aufruf Mein und General Auffenbergs nahme vorkomt, keiner jemals etwas schriftliches von Sich an die kleinen Cantons erlassen hat, sondern diese Zusicherungen wurden denen abgeordneten zu ihrem Trost und zur Beharrlichkeit Mündlich gesagt — und dieses nur immer: im Fall es zum Krieg kommen werde.“ Am 29. September erklärte er schon bestimmter: „Je suis mortifié du malheur d'Unterwalden, ma consolation est de n'avoir rien dit ni fait à exciter les habitans de ce Canton à une deffense aussi imprudente que d'ailleurs sous un certain point de vue très louable.“



wenn es nötig gewesen wäre, da er im Grunde genommen nichts Verdammenswertes enthalte und da man sich von ihm später hätte wieder lossagen können; „ein gezwungener Eid ist Gott leid". Ein Angriff Österreichs auf die Franzosen in der Schweiz könne erst erfolgreich sein, wenn alle Vorbereitungen dafür getroffen seien. „Cette idée bien naturelle devoit engager tous ceux qui influent sur les Suisses, de les retenir, jusqu'à ce que le grand mot ‚il en est tems' se prononce. Quelle idée, pour 5 paroisses, qui font à peine la moitié d'Underwalden, sans être sûrs de l'assistance de Suitz ni d'Uri ni du Valais, sans savoir, si nous pourrons à présent les soutenir, de se déclarer en guerre contre les oppresseurs de toute la Suisse! Je les plains, j'en suis touché au fond de l'âme; je donnerois mon sang pour les sauver; mais je ne puis déterminer la Cour de faire ce qu'elle ne croit pas pouvoir faire encore[1])."

Von einer ganz eigentümlichen Idee, die Müller unmittelbar vor dem Eintreffen der Unglücksbotschaft von Nidwalden aussprach, berichtet uns ein Brief an Rovéréa vom 14. September 1798[2]). Er meinte, den Weg zur Wiederaufrichtung der Eidgenossenschaft in den gleichen Mitteln erkannt zu haben, durch die sie entstanden sei und fünf Jahrhunderte sich erhalten habe. Es solle also nach dem Muster des Bundes von Brunnen vom Jahre 1315 auf dem Rütli ein neuer Bundesschwur die inneren Kantone, die rätischen Bünde und das Oberwallis vereinigen, Europa die Wiedergeburt der wahren Eidgenossenschaft verkünden und die übrige Eidgenossenschaft mit sich fortreißen. Thugut habe diese Idee durchaus gebilligt. Es war Rovéréa nicht schwer, diesen „schönen Traum" Müllers als unausführbar zurückzuweisen.

Der Niederwerfung Nidwaldens folgte die Besetzung und Entwaffnung der inneren Orte durch die Franzosen auf dem Fuße nach. Die Pläne der schweizerischen Emigranten in Wangen waren dadurch vollkommen vereitelt; an eine energische Aktion der Urschweizer war vorläufig nicht mehr zu denken. Desto eifriger richteten

[1]) Müller weist auch im Briefe an den Bruder vom 6. Oktober 1798 jede Verantwortung seines Hofes an den Ereignissen in Nidwalden zurück. — Joh. Georg bittet den Bruder wiederholt, in seinen Briefen sich vorsichtiger auszudrücken und vor allem die Namen, wie z. B. Ochs, verdeckter zu nennen; denn auch diese Sicherheit sei nicht mehr so ganz da, wie ehemals. Aus diesem Grunde hatte er einen Brief des Bruders vom 24. September, einen „entsetzlichen Brief", den Müller offenbar in der ersten Aufwallung über die Nachrichten aus Nidwalden geschrieben hatte, vernichtet, damit er nicht in unberufene Hände falle.

[2]) Rovéréa, Mémoires II, S. 8 ff.



sie nun ihr Augenmerk auf Graubünden, um seine Vereinigung mit der helvetischen Republik, die von den bündnerischen Patrioten betrieben wurde, zu verhindern und Österreich zu bewegen, das wichtige Alpenland zu besetzen, bevor ihm die Franzosen auch hier den Rang abgelaufen hätten. Zu diesem Zwecke traten sie auch mit dem General Anton v. Salis-Marschlins, dem Bruder des Ministers Ulysses, in Verbindung, der schon an den Verhandlungen vom 22. bis 24. Mai in Bregenz teilgenommen und die Besetzung Graubündens durch die Österreicher als eine der ersten Bestrebungen der Emigranten empfohlen hatte[1]); jetzt anerbot er sich, ein Bündnerkorps von 6 Kompanien zu bilden, welches die Eingänge des Landes bewachen, dem aber als Rückhalt die österreichische Armee im Tirol und Vorarlberg dienen sollte. Der englische Geschäftsträger Talbot hatte auch die Mittel zur Besoldung dieser Truppe zunächst für einen Monat zugesagt. —

Müller hat diese Bestrebungen der Emigranten bei Thugut lebhaft unterstützt und jedenfalls dazu beigetragen, daß sie bald erfolgreich waren[2]). Vielleicht hat auch die Rückkehr Steigers von seiner erfolglosen Berliner Reise Ende September dazu beigetragen, die Unternehmung zu beschleunigen. Schon am 1. Oktober hatte Müller, wohl im Auftrage Thuguts, eine Proklamation für den zum Einrücken in Rätien bestimmten General zu verfassen, am 2. Oktober eine allgemeine Zusicherung in des Kaisers Namen an die rätischen Bünde mit einem Schreiben an Cronthal, dem er am 7. Oktober zu berichten hatte, er solle nicht weiter in die Bündner dringen, sondern ihnen versichern, daß man ihnen sofort Hilfe gewähren werde, wenn sie diese im Notfalle begehren würden[3]). Am 3. Oktober hatte Müller in einem Briefe an Rovéréa versichern können, daß die österreichische Aktion nach Graubünden unmittelbar bevorstehe[4]),

---

[1]) Oben S. 465. Sowohl Müller (Brief vom 3. August 1798 an den Bruder) als Hotze und Rovéréa hegten gegen diesen vornehmen Bündner großes Mißtrauen.

[2]) In seinem Tagebuch klagt Müller gegen Ende September 1798 mehrmals über die schlechte Laune und die Verschlossenheit des Ministers. Am 29. September schreibt er besonders über die Bündner Sache: Thugut verschiebe sie auf die nächste Woche, zeige sich gleichgültig, ob das Land eingenommen werde; man könne schließlich die Franzosen wieder hinausjagen.

[3]) Einträge im Tagebuch.

[4]) „Quant aux Grisons, s'ils sont encore res integra, vous allez être satisfait; je ne puis m'expliquer, mais comptez-y; si dans l'intervalle un malheur est arrivé, on le réparera. Au reste vous savez que je fais ce que je puis, mais qu'il s'en faut beaucoup que je puisse en ces choses tout que je voudrois; d'ailleurs rien il est vrai, rien ne se fait ni ne s'omet sans raison, et il y a des lenteurs auxquelles il est difficile de répliquer, quelque peine qu'on en ressente."



und am 7. Oktober beruhigte er im Auftrage Thuguts den General Hotze, daß die Übertragung der Leitung der bündnerischen Angelegenheiten an den Feldmarschalleutnant Graf Heinrich v. Bellegarde nicht als ein Zeichen der Änderung in den huldvollen Gesinnungen des Kaisers gegenüber Hotze aufzufassen sei, daß er nach wie vor im Falle eines Krieges mit dem Befehl über die zum Vorgehen in der Schweiz bestimmten Truppen ausersehen sei. — An dem gleichen Tage war die Bewegung in Graubünden selbst begonnen worden. Der bündnerische Kriegsrat, dem der Bundestag von Ilanz die Leitung des Landes übergeben hatte, ließ die französisch gesinnten Bewohner der Herrschaft entwaffnen; am 13. Oktober verließ der französische Agent Guyot das Land; am 17. traf Graf Bellegarde in Chur ein und schloß mit dem Kriegsrat eine Übereinkunft über die Besetzung Graubündens durch kaiserliche Truppen ab; schon am 18. und 19. Oktober rückte Generalmajor v. Auffenberg mit 6 Bataillonen, 2 Schwadronen und 6 Geschützen über die Luziensteig in Graubünden ein und besetzte das ganze Rheintal bis nach Disentis hinauf; ihm übergab der Kriegsrat den Befehl über die Landesverteidigung, wofür er sich die Unterstützung des Generals v. Salis-Marschlins erbat. Damit waren die Hoffnungen der Emigranten in dieser Hinsicht erfüllt; die Österreicher waren den Franzosen, die von verschiedenen Seiten bereits ihre Streitkräfte gegen die bündnerische Grenze vorgeschoben hatten, zuvorgekommen. Wider alles Erwarten ließen die Franzosen diese Festsetzung der kaiserlichen Macht in Graubünden zunächst ohne Gegenwehr geschehen; das Direktorium in Paris war zu einem neuen großen Kriege noch nicht gerüstet, und die beunruhigenden Nachrichten, die damals von Ägypten einliefen, mußten auch seine Kriegslust dämpfen. —

In dieser Zeit gingen die Ansichten der beiden Brüder über die Gestaltung der Verhältnisse im Vaterlande ziemlich weit auseinander. Während Johannes v. Müller in Wien den baldigen Sturz der französischen Herrschaft und der von den Franzosen aufgezwungenen helvetischen Verfassung verlangte, war Johann Georg in Schaffhausen, mitten in der unruhvollen Entwicklung der Dinge stehend und zum Teil zur Mitwirkung dabei berufen, der Ansicht, man müsse sich ins Unvermeidliche fügen und daran arbeiten, dem Vaterland auf Grund der neuen Ordnung allmählich wieder bessere, geordnete und ruhige Zeiten zu verschaffen. Deshalb will Johannes v. Müller solche politische Erörterungen in Zukunft im Briefwechsel mit dem Bruder vermeiden. Im Briefe vom 13. Oktober 1798



schreibt er: „Indeß thue jeder, wozu die Vorsehung ihn dadurch berufen, daß sie auf *seinen* Posten ihn ungesucht gestellt hat. Wir wollen über Meinungen nicht zanken, und über politische Sachen lieber nicht urtheilen. Nach unserer Lage können wir anders nicht als verschiedene Ansichten haben. Wir würden uns nach und nach über die Verschiedenheit unserer Vorstellungen ärgern, und am Ende machen unsere Discussionen die Sache doch nicht aus. Daher wir *facta* einander schreiben, aber in ihre Beurtheilung nicht eingehen wollen. Die Zukunft ist nie verborgener gewesen, und nie war für beyde Partheyen mehr zu hoffen und zu fürchten. Das wollen wir (indeß jeder denen, welche in seinem Lande Macht haben, redlich dient), im Fall das Schicksal für diese oder jene entscheidet, bey derselben einander empfehlen und nicht verlassen. Das däucht mir das weiseste, und vielleicht wollte der Gott, welchem wir von unsern redlichen Ältern so viel empfohlen wurden, eben darum, daß wir jetzt in verschiedenen Partheyen seyn sollten. Hiemit Ende der politischen Raisonnemens in unsern Briefen[1])."

Kurz nach dem Einrücken der Österreicher wandte sich der frühere bündnerische Standespräsident Johann Baptist Tscharner, der edelste und maßvollste Vertreter der bündnerischen Patrioten, der sich damals als politischer Flüchtling in Küsnacht am Zürcher See aufhielt, brieflich an Müller in Wien, indem er ihm vorstellte, daß die Besetzung Graubündens dem Lande sehr drückend und dem Wiener Hofe kaum vorteilhaft sei; in dessen Interesse wäre vielmehr die Vereinigung der rätischen Bünde mit Helvetien gewesen, bevor der Allianzvertrag zwischen Frankreich und der helvetischen Republik abgeschlossen wurde; denn die bündnerischen Patrioten und Aristokraten hätten sich gemeinsam diesem Vertrag widersetzt. Österreich hätte dadurch die Unabhängigkeit Helvetiens erreicht und eine Vor-

[1]) Während sich der europäische Krieg von 1799, den auch Johannes v. Müller wünschte, vorbereitete, schrieb Johann Georg am 22. Dezember 1798 noch von der Friedenssehnsucht der Völker. „O hätte ich eine Stentorstimme, um über alle Welt rufen zu können: Macht Friede, und laßt Frankreich sich selbst über! Vielleicht geht's besser, als wir alle glauben! und seyd doch einmal offen gegeneinander!" Und am 20. Februar 1799 klagt er über das Treiben der emigrierten Schweizer, die wahrscheinlich die Hauptursache großen Unglücks für das Vaterland sein werden. „Es ist des Intrigirens, Conspirirens, geheimen Werbens kein Ende; ich möchte alle meine Freunde um des Vaterlandes und ihrer selbst und um ihrer Familien willen bitten, doch das Beyspiel der französischen Emigrirten sich zur Warnung seyn zu lassen. — Ich bitte dich, wenn du diese Männer kennst, sie doch mit aller Dringlichkeit auf die Verblendung, worin sie sind, aufmerksam zu machen. Wir wissen alles." Müller kannte diese Männer, mit denen er in beständiger Verbindung stand, nur zu wohl.



mauer gegen fränkische Angriffe; jetzt verliere Helvetien durch diesen Fehler seine Freiheit, Ruhe und seinen Wohlstand. — Er stellt die Frage, ob nicht das Fricktal, Konstanz und so weiter an Helvetien abgetreten werden könnte gegen die Zusicherung künftiger Neutralität, ob nicht die Vereinigung Bündens mit Helvetien bewirkt werden könnte unter der Bedingung, daß Veltlin, Clefen und Worms nebst dem Landstrich bis an den Passo di Gera am Comer See mit inbegriffen wären und der „Off- und Defensivarticul" aus dem Allianzvertrage wegkomme. Das sei der Plan der Bündner Patrioten und damit sein eigener gewesen; er weist die Verfolgungen der Patrioten als ungerechtfertigt zurück, denn ihr Plan wäre für den Wiener Hof günstiger gewesen als für die Franzosen. Nicht die Patrioten hätten die Franzosen ins Land gerufen; er habe vielmehr beim französischen Residenten und beim Obergeneral mündliche und schriftliche Gegenvorstellungen gemacht. Trotzdem werden sie vom kaiserlichen Gesandten gehaßt und von den jetzigen Leitern des Landes grausam verfolgt. Sie hätten eine solche Ungnade des Hofes nicht verdient, da sie die Interessen des Vaterlandes mit denjenigen des Hauses Österreich zu vereinigen gesucht hätten. Er verlangt, daß der Hof sie, ihre Freunde und ihr Eigentum in Schutz nehme und allen weiteren Bedrückungen und Verfolgungen Einhalt gebiete. Er suche für sich keine Ämter und Ehrenstellen, sondern wolle ungestört und ruhig mit seiner Familie sich der Bewirtschaftung seiner Güter widmen. Er ersucht Müller um seine vielvermögende und gütige Verwendung, da er hoffen dürfe, daß die Redlichkeit seiner Gesinnung und die Reinheit seiner Vaterlandsliebe ihm bereits durch andere Freunde sowie durch seine öffentlichen Erklärungen und Handlungen bekannt sein werden[1]).

Erst als Tscharner in einem zweiten Briefe[2]) an Müller seine Beschwerden über die Bedrückungen und Verfolgungen, denen die Patrioten ausgesetzt seien, und über das Auftreten des österreichischen Gesandten v. Cronthal und des kaiserlichen Generals, die beide als Werkzeuge der feindlichen Partei sich mißbrauchen lassen, erneuert und versichert hatte, daß er immer ein freier Mann gewesen sei, der selbst seinen Leidenschaften nicht leicht gehorche, und ein redlicher Mann, ein getreuer Freund — „ein treuerer Freund Östreichs, als es kein Salis je war", entschloß sich Müller zu einer Ant-

[1]) Tscharner an Müller 5. November 1798, St.-B. Müll. **204**, Fasz. 2, wo noch fünf weitere Briefe Tscharners an Müller sich vorfinden, der letzte von Maienfeld am 29. September 1800.

[2]) Vom 21. November 1798, ebenda.



wort[1]). Auch er wünsche eine engere Konzentration der allzu zerstreute Kräfte, wie Tscharner richtig annehme. Nur hätte er dazu weder die Entfernung der früheren Vorsteher, noch die Auflösung der hergebrachten Verfassung der einzelnen Städte und Länder, noch die kostbare Nachahmung einer auch anderwärts noch nicht erprobten Maschinerie der Allgewalt, noch weniger die lästige schmähliche Tutel, unter der nun das Vaterland schmachte, für nötig oder gut gehalten. Die Reformen: Erneuerung des Geistes der uralten Bünde, eine bessere Einrichtung des Rechtsganges bei inneren Unruhen, Verbesserung einzelner Mißbräuche und besonders zusammenstimmende Verteidigungsanstalten für das gemeine Vaterland hätten ohne alle Revolution und nach und nach geschehen können. Da aber in der Gefahr der Zeit die außerordentlichen Mittel versäumt, nur halbe Maßregeln genommen worden seien und die meisten sich selbst verließen, als Ehrgeiz und Täuschung alles verwirrte, mußte geschehen, „was ich beweinen werde, so lange ich lebe oder bis es anders wird". Über die Lage Bündens äußert er sich freimütig. Er bedauert die Vorgänge des Jahres 1794, die zur Aufstellung eines Strafgerichtes geführt hätten, weil dadurch dem Spiel der Parteien ein neuer Anstoß und den europäischen Mächten die Veranlassung zur Einmischung gegeben worden sei. Daß man dann in Bünden und in der Schweiz dem Verluste der bündnerischen Untertanenländer zugesehen habe, ohne in ganz Europa Lärm zu schlagen und alle Mittel für die Erhaltung der Integrität, unter Aufopferung alles Parteigeistes, anzuwenden, sei einer der groben Staatsfehler, denen alles erfolgte Unglück zuzuschreiben sei. Die Gesandtschaften nach Rastatt und Paris konnten nichts helfen. Auch er habe die Einverleibung Bündens in den Schweizerbund wie der übrigen zugewandten und gemeinen Herrschaften längst gewünscht; „aber der Schweizerbund hätte bestehen müssen". Eine zur Selbstbewahrung starke, zu Angriffen unbewegliche Eidgenossenschaft war allen Nationen vorteilhaft, nicht aber eine neumodische Republik. Die offensive Allianz mit der allerunternehmendsten aller Nationen zeige die Änderung aller Verhältnisse, wie die wohltätige und unschuldige Rolle der Schweiz zu Ende sei. Das harmlose Land sei dadurch für

---

[1]) Wien, den 11. Dezember 1798. S. W. XVII, 85 ff. Müller schickte diesen Brief zur Weiterbeförderung an seinen Bruder mit den Worten: „Ich habe nach meiner Einsicht so wahr als ich's vor Gott weiß, doch mit der dem Manne schuldigen Achtung geschrieben. Sage gleichwol Fäsi, dem ich nächstens schreiben werde, ich wünsche, daß von dem Briefe an Tsch. kein mich compromittirender Gebrauch gemacht werde."



beide Nachbarn zur größten Gefahr geworden. „So sehr ein Bündner den Schweizerbund suchen mochte, so weit entfernt wäre ich als Bündner gewesen, mit der Schweiz, wie sie nun ist, in einige Assimilation oder nähere Verbindung kommen zu wollen." — Daß auf die entsetzlichen Drohungen des harrenden Unglücks, welches aus Nichtannahme der helvetischen Verfassung entstehen müsse, der Kaiser zum Schutze der alten Verfassung berufen worden sei, erscheine weniger verwunderlich, als daß er gekommen sei, ohne zu erwarten, daß man vollends bis zu ihm komme. Die Unabhängigkeit des Landes laufe dabei keine Gefahr. Man werde nicht erwerben wollen, was sich durchaus nicht zahlt. Die Tausch- und Zessionsfabeln, womit man sich in der Schweiz seit einem Jahr immer wieder täuschen lasse, seien Armseligkeiten. „Wer solche Gespenster glaubt, nun der zahle die Exorcisten! Sie verstehen sich darauf, einem die Rechnung zu machen."

Was die gegenwärtigen Verhältnisse in Bünden betreffe, so werde man dem ersten Augenblick der Gärung schon etwas vergeben müssen. Wenn diejenigen, die 1794 unterdrückt worden seien, jetzt wiederholen würden, was ihnen 1794 geschehen sei, so würde dies nicht durch die höhere Moral, aber durch den Lauf der Geschichte zu entschuldigen sein. Er werde sich aber sehr gerne — und er halte es für seine Pflicht — dafür verwenden, daß die größte Billigkeit und Mäßigung empfohlen werde. Der Hof aber werde sich in diese inneren Angelegenheiten nicht einmischen, und das Auftreten einiger ausgewanderten Bündner könne den Parteigeist nicht entwaffnen, sondern müsse ihn maßlos entflammen. Er rät Tscharner an, sich ruhig zu verhalten, das Unabwendbare hinzunehmen, übrigens die Ereignisse abzuwarten, die ihn bestimmen müßten, wie er das erschütterte Glück für sich und die Seinigen neu begründen könne. Einem Manne von seinen vorzüglichen Eigenschaften werde die Teilnahme billig und edel denkender Männer nicht versagt bleiben.

Am Schlusse des Briefes macht Müller darauf aufmerksam, daß die Verwirklichung dessen, was Tscharner wünsche, von denen abhänge, auf welche er selbst am meisten wirken könne. „Machen Sie, daß es mit der Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz wieder in Richtigkeit kömmt, und ich versichere Sie, daß die Bündner Sachen bald in Ordnung seyn sollen. Nur sicher, fest, nicht Wort, sondern That muß es seyn, wie von Alters her. — Ich beurtheile vielleicht besser, was in der Zauberlaterne ist, weil ich nicht darin sitze. Irre ich mich, so ist's aus Mitleiden mit einem Vaterland, seit drey Jahrhunderten so glücklich, ehrenhaft, tugendsam, friede-



voll, so unbesteuert, unconscribirt — und nun das Opfer o wie theurer Experimente!"

In seiner Antwort[1]) erklärt Tscharner, die Patrioten hätten sowohl 1794 als 1798 die größte Mäßigung gegen ihre Gegner gezeigt, und er persönlich sei den Salis sehr edel begegnet. Jetzt aber werden die Patrioten unter dem Schutze der österreichischen Waffen durch die Salis verfolgt, er selbst und seine Familie aufs schwerste geschädigt und geplagt. Müller behaupte, der Hof mische sich nicht in die inneren Angelegenheiten Bündens; aber die Reden und Schritte des Herrn v. Cronthal seien doch eine offenbare und leidenschaftliche Teilnahme und Einmischung. Dieser habe ihm seinerzeit aus „spezialem" Befehl des Hofes die Schonung der Salis empfohlen; jetzt könnte der Hof in derselben Weise auch für ihn eintreten; er werde ihm und Müller dafür dankbar sein, wenn ihm volle Erstattung zuteil werde. „Aber vor unsern ungerechten Feinden mich zu biegen oder an meiner Ehre und Vermögen zu leiden, da man keine Ursache dazu hätte — dazu könnte mein Stolz, das Bewußtsein meiner Rechtschaffenheit und Mäßigung mich nicht kommen lassen." — Tscharner versichert, daß er für die Unabhängigkeit der helvetischen Republik tun werde, was er vermöge; aber in der Zeit des Krieges sei kein Weg dazu. Für den Frieden und für die Zukunft aber beharre er darauf, daß die Einverleibung Bündens in Helvetien am sichersten zum Ziele führen werde[2]).

Später, gegen Ende des Jahres 1799, nachdem die österreichischen und russischen Heere wieder aus der Schweiz verdrängt waren,

[1]) Stäfa, 25. Dezember 1798.

[2]) Müller hat auf diesen Brief nicht mehr geantwortet. Am 6. April 1799 schrieb ihm Tscharner einen Brief voll bitterer Vorwürfe. „Aber daß Sie, ein Schweizer? ein Patriot?! Sie, der große geschätzte Müller, dazu beytragen, oder es nicht nach allen Ihren Kräften hindern wollten, daß das arme Bünden, ohne einigen Nutzen von Östreich, so äußerst unglücklich würde, daß Sie zusehen konnten, wie durch so lange Absonderung Bündens von Helvezien, dieses desto sicherer und unaufhaltbarer durch den offensiven Artikel in der französischen Allianz und durch die Aufhebung von Zehnden und Bodenzinsen, mit allen ihren greulichen Folgen, in das unbegrenzteste Unglück geworfen und durch den fatalen Krieg und die Anfachung innerer Aufstände und bürgerlichen Blutvergießens noch tiefer hinunter gestoßen werden sollte — das kann ich mit Ihren Einsichten und mit Ihrem Herzen nicht reimen noch es Ihnen verzeihen. — Möge kein zweiter Müller unter unseren Nachkommen die politischen und moralischen Fehler so vieler großen itzigen Schweizer mit Ihrer Kraft zu schreiben unternehmen." Müller schrieb über diesen Brief dem Bruder am 26. April 1799: „J. B. Tscharner schrieb mir am 6. April wie ein Narr; nicht nur meine Lage erlaubt mir nicht, hierauf zu antworten, es wäre mir auch widerlich, die allerevidentesten Elemente einem Mann vorbuchstabiren zu müssen, der blind ist oder sich blind stellt."



kam Tscharner auf die früher ausgesprochenen Gedanken zurück. Das Einrücken der Heere in die Schweiz sei nutzlos gewesen; die Schweiz sei das Opfer dieses Irrtums geworden. Es liege im wahren Interesse aller Mächte, die ganze Schweiz in eine neutrale Einheit zu konzentrieren. Vor allem müsse die Einverleibung Graubündens in die helvetische Republik Österreich am Herzen liegen. Ein totales Einheitssystem auch in den inneren Angelegenheiten solle diesen neutralen Zwischenstaat fähig machen, seine Neutralität und Selbständigkeit auf eigene Unkosten zu verteidigen. Diesen Grundsätzen sei er unter allen Umständen treu geblieben, und er habe ihnen seine Existenz bei der französisch-jakobinischen Partei mit der gleichen Seelenruhe aufgeopfert, wie vorher bei dem Irrtum des k. k. Geschäftsträgers in Bünden und bei den selbstsüchtigen Absichten einer bündnerischen Faktion. — Er sei seines rechtmäßigen Vermögens beraubt und lebe nun mit seiner Familie kümmerlich in Bern; aber er sei seinen Grundsätzen treu geblieben, habe Wort gehalten und halte es auch jetzt noch. Er hoffe auch von den Verhandlungen der Mächte, daß die Bemühungen echter Patrioten endlich fruchtbarer seien und der Schweiz das Recht verschaffen werden, sich eine Verfassung nach ihrem wahren Staatsinteresse zu geben. Der Verfassungsentwurf des verstorbenen Steiger, den er kenne, entspreche weder dem wahren Wohl der Schweiz noch dem Interesse des Wiener Hofes. Er habe nun dem helvetischen Senate einen Entwurf eingereicht als Grundlage für eine vollständige helvetische Staatsverfassung. Er hebt einige Grundsätze aus diesem Entwurfe hervor. Wenn sie den Interessen der Mächte und der Schweiz selbst angemessen erscheinen, so hoffe er auch, daß der Wiener Hof und Müller seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit und seinen gesunden politischen Grundsätzen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Verfasser eines solchen Entwurfes sei ein echter Patriot und habe die grausame Verfolgung nicht verdient, die über ihn unter dem Schutz eines irregeleiteten k. k. Geschäftsträgers verhängt worden sei; er hoffe daher auf seine und der Seinigen Wiederherstellung als eine Folge der edelmütigen Gerechtigkeit eines Hofes, bei welchem ein Müller so viele Achtung und so großen Einfluß genieße[1]).

[1]) Eine Antwort Müllers auf diesen Brief ist nicht bekannt, ebensowenig wie auf den letzten im Nachlaß Müllers erhaltenen Brief Tscharners (Maienfeld, 29. September 1800), mit der Klage, daß die nach Innsbruck abgeführten bündnerischen Geiseln noch weiter nach Linz gebracht, während die nach Salins verschickten Deportierten der Gegenpartei bereits nach St. Gallen zurückgeführt worden seien. Tscharner beschwört Müller bei dem Edelmut seines Charakters und bei



Die Annäherung Tscharners an Müller beweist, daß damals auch die Partei der Patrioten in seine politische Tätigkeit große Hoffnung gesetzt hatte, so gut wie die Anhänger der alten Ordnung. Von beiden Seiten ist der Einfluß, den er ausüben konnte, bedeutend überschätzt worden. —

Obwohl Müller im Oktober 1798 erklärt hatte, er wolle sich mit dem Bruder nicht mehr in politische Erörterungen einlassen, sah er sich doch im Januar 1799 veranlaßt, ihm seinen Gesichtspunkt genauer darzustellen. „Ich habe tausendmal bezeugt, ruhiges Glück und systematische Evolution allem andern, besonders aber den Revolutionen vorzuziehen, und was durch letztere aus meinem Vaterlande geworden, die Manier, wie sie darin gewirtschaftet, die Schmach und der Ruin, wohin sie es gebracht hat, waren nicht gemacht, mich mit letzterem auszusöhnen. Daß es Mittel gebe und an Kraft gar nicht fehle, die gebrochene Waagschale des europäischen Gleichgewichtes herzustellen, daran zweifle ich nicht, vielmehr bin ich dessen überzeugt. Daß diejenigen, in deren Händen der Depôt dieser Kräfte ist, zu rechter Zeit und durch die rechten Leute, nach den besten Grundsätzen und in anpassender Form handeln werden, habe ich immer mehr gewünscht als (ohngeachtet der vorhergegangenen starken Lectionen) bestimmt zu hoffen gewagt, ja den Schimmer etwa aufgehender Hoffnung leider meist schnell wieder verloren. Ich möchte wissen, wer allen Exceß der beyderseitigen Verirrungen immer vorsähe. Man kann nicht wohl anderes berechnen als 1. das Physische der Kräfte, 2. was für einen Gebrauch man von Leuten erwarten kann, die man sich einerseits als leidenschaftlich, die andern als mittelmäßig zu denken hat. Wenn Dinge geschehen, deren Enormität in Größe oder Schwäche über alle Regeln geht, so hört das Rechnen auf, und ist, wie nach den punischen Kriegen, wie urgentibus imperii fatis unter den Cäsarn, wie beim Aufkommen des Islam, eine von der Vorsehung aus unerforschlichen Gründen neubereitete Series von Dingen zu erwarten, der man sich fügen muß (eben wie Polibius die bessere Eidgenossenschaft seiner Achäer überlebte und sich mit ihren Zerstörern vertrug). Aber, wer in solchen Zeiten vom Fall eines Staats mitfortgerissen wird, thut meines Erachtens seiner persönlichen Würde am gemäßesten, die neuen Geschäfte den Urhebern derselben zu überlassen und sich in die

---

dem Vertrauen, das er bei seinem Monarchen genieße, zu suchen, diesem „Privatkrieg“ ein schleuniges Ende zu machen, so vielen gewiß rechtschaffenen Familien ihre Väter, Söhne, Gatten, Brüder wiederzuschenken und den nur zu sehr angewachsenen Haß und Parteigeist durch Weisheit und Gerechtigkeit zu mäßigen.



Stille, oder wenn die Umstände Arbeit ihm nothwendig machen, zur Litteratur, die von allen Zeiten ist, zurückzuziehen[1]). So sehe ich gar wohl, was geschehen könnte, sage aber nicht, daß es geschehen wird, und werde also auch keinen Spott verdienen, wenn nicht oder schief geschieht, was ich nicht ändern kann, eben so wenig, als ich höhnisch seyn soll, wenn, was noch immer möglich ist, auch diesem Ocean ein Ziel gesetzt wäre, wo seine stolzen Wellen sich legen sollen."

Nach der Besetzung Graubündens durch die Österreicher trat zunächst eine Pause in den kriegerischen Unternehmungen ein[2]). Die Vorbereitungen für den künftigen Krieg wurden zwar weitergeführt; aber der Wiener Hof war eifrig bemüht, vorzeitige Erhebungen zu verhindern, und in diesem Sinne ergingen denn auch dringende Mahnungen an die schweizerischen Emigranten[3]). Diese selbst hatten erkannt, daß eine neue Erhebung der Schweiz nur mit Hilfe Österreichs Erfolg haben könne und daß man deshalb abwarten müsse, bis dieses zum Kriege bereit sei. Ihre Propaganda in der Schweiz aber setzten sie unablässig fort, damit ihre Gesinnungsgenossen bereit wären, sich sofort auf die verhaßten Franzosen zu werfen, sobald der Krieg ausgebrochen sei. Mit dieser Tätigkeit der Emigranten in Wangen verband sich eine zweite: die Organisation der zahlreichen jungen Leute, die sich aus der Schweiz flüchteten, um sich dem drohenden Aufgebot zum Kriegsdienst für die helvetische Republik zu entziehen, zu einem besonderen Korps, das nach der erwarteten Kriegserklärung in Verbindung mit den Heeren der Alli-

[1]) Diesen weisen Rat hat Müller selbst nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates 1806/07 nicht befolgt.

[2]) Nach dem Tagebuch arbeitete Müller am 20. Oktober an einem Memoire über die verschiedenen in die Schweiz führenden Rheinbrücken; am 23. Oktober begann er auf die Kunde von dem Einrücken der Franzosen über den Oberalppaß bis Disentis mit der Ausarbeitung eines Manifestes, das er am 25. Oktober beendigte und am 26. ins reine schrieb; es wurde aber nicht abgeschickt, weil es sich zeigte, daß die Franzosen nicht ins Vorderrheintal vorgerückt und deshalb keine Tätlichkeiten gegen sie vorgefallen waren.

[3]) Tagebuch, 28. Oktober. An Steiger, daß man in der Schweiz doch ja nicht eher anfange, als bis eine gedruckte Proklamation den wirklichen Einmarsch eines kaiserlichen Heeres verkündigt. — Müller an Rovéréa 9. November 1798: „Nous sommes convenus, qu'il ne devra pas s'y faire la moindre levée de bouclier avant l'entrée des troupes de l'E. annoncée par une proclamation ou un manifeste imprimés. Il est donc de la plus stricte necessité de s'en tenir à cela absolument." Aber man müsse die Gutgesinnten doch beständig daran erinnern: „On est déterminé à vous sauver, et tenez vous prêts pour le moment dont vous serez avertis." — Aber die Entscheidung hänge nicht allein von der Schweiz ab; man müsse alles gut vorbereiten, um des Erfolges sicher zu sein.



ierten, durch englische Hilfsgelder unterhalten, am Kriege in der Schweiz sich beteiligen sollte. Der Träger dieser Propaganda war der frühere bernische Oberkommissär Franz Salomon v. Wyß[1]), der als leidenschaftlicher Gegner der neuen Ordnung schon im Sommer 1798 von Dogern aus eine geheime Agitation gegen die helvetische Regierung geleitet hatte. Im August war er vorübergehend in Wien gewesen und hatte mit Müller und Thugut unterhandelt, durch die er offenbar zur Vorsicht und Zurückhaltung ermahnt worden war[2]). Dann hatte er zuerst von Dogern und dann von Waldshut aus durch seine geheimen Agenten die Bevölkerung der Kantone Baden und Aargau eifrig bearbeiten und vor allem die jungen Leute zur massenhaften Auswanderung ermuntern lassen, obschon sich England weigerte, zum Unterhalt der Ausgewanderten namhafte Subsidien zu leisten, bevor der Krieg erklärt sei. In seinen Briefen an Müller trat er lebhaft für die Idee, aus den Militärflüchtigen ein besonderes schweizerisches Korps zu bilden, ein. Aber er stieß dabei auf großen Widerspruch, auch bei den Führern der Emigration. Steiger sprach sich in einer Audienz bei Thugut entschieden dagegen aus, und Müller schrieb an Rovéréa, der ihm schon am 1. September 1798 den Gedanken zuerst nahegelegt hatte, am 12. September, er wünsche sehr, daß man die Fehler der französischen Emigrierten vermeide; er möchte kein Coblenz und sich auch nicht in einem Haufen von Leuten befinden, die eine Armee von Generalen ohne Soldaten seien und die alle, ohne etwas von den großen Dingen der Kriegskunst zu verstehen, ihre Ideen und ihre Leidenschaften an die Stelle von Grundsätzen setzen wollen. Dagegen möge man die Flüchtlinge an der Grenze zerstreut unterbringen, wofür England aufkommen sollte. Diese ablehnende Haltung Müllers, die sicher auch den Ansichten Thuguts entsprach, bewirkte, daß nun auch Hotze und Rovéréa sich gegen den Plan aussprachen. Zwar kam man in Wien später wieder auf den Gedanken zurück, machte aber dessen Ausführung von der finanziellen Unterstützung Englands abhängig, und als dieses nach wie vor sich zurückhaltend zeigte, wollte Thugut auch nichts mehr davon wissen; Müller mußte ausdrücklich erklären,

---

[1]) Die Briefe von Wyß an Müller, St.-B. Müll. 201. Er selbst unterschreibt sich immer „Weiß". Seine politisch-militärische Tätigkeit wird in eingehender und zutreffender Weise dargestellt bei Burckhardt a. a. O.

[2]) Tagebuch vom 14. August: Müller erklärt dem Gen.-Komm. Wyß auf die Frage, was er den Wohlgesinnten schreiben soll: sie sollen warten und still sein. 22. August: Wyß habe eine Unterredung mit Thugut gehabt; er möchte zum Kriege verleiten, um dann zu tun, was er wolle.



daß seine Äußerungen über die Bildung eines Emigrantenkorps nur seine persönlichen Ideen gewesen seien und nicht diejenigen seines Ministers[1]). Als aber die Auswanderung gegen Ende des Jahres sich bedeutend vermehrte und der englische Gesandte Talbot den Gedanken der Errichtung eines Schweizerkorps befürwortete, schlug die Stimmung wieder zugunsten des Planes um; sowohl Hotze als Steiger sprachen sich nun dafür aus, und auch Müller schloß sich dieser Ansicht an. Auf einer Konferenz der wichtigsten Führer der Emigranten am 14. Dezember 1798 zu Mindelheim, die im übrigen vor allem in den Fragen über die Neuordnung in der Schweiz nach ihrer Befreiung vom französischen Joche ergebnislos war, wurde die Errichtung eines Waffen- und Ausrüstungsdepots für 1500 Mann in Lindau in Aussicht genommen. Der englische Geschäftsträger verpflichtete sich, falls die Maßregeln des helvetischen Direktoriums die jungen Leute zur Auswanderung zwingen würden, für ihren Unterhalt aufzukommen; sie sollten an einem von Hotze zu bestimmenden Orte organisiert und dem Befehl Rovéréas unterstellt werden[2]).

Wenn nun auch Talbot zur Unterstützung der Ausgewanderten einiges Geld zur Verfügung stellte, so reichten diese Beiträge doch lange nicht aus, die zunehmende Auswanderung zu unterhalten, und Wyß kam dadurch in die größte Verlegenheit, vor allem, als der Beschluß der helvetischen Räte, dem Direktorium die Vollmacht zur Aufstellung einer helvetischen Armee von 20 000 Mann zu geben, ganze Scharen dienstpflichtiger junger Leute zum Überschreiten der Grenze veranlaßte. Nach vielen Schwierigkeiten, sie unterzubringen, bot der Abt von St. Gallen dem sich bildenden Emigrantenkorps seine Herrschaft Neu-Ravensburg als Sammelplatz an. Aber die Mittel zum Unterhalt dieser Truppen fehlten, da die englische Regierung auf ihrem Standpunkte, größere Hilfsgelder erst nach Ausbruch des Krieges zu gewähren, verharrte. Wie eine Erlösung mußte es deshalb den schweizerischen Emigranten erscheinen, als die Fran-

[1]) Müller an Hotze 1. Dezember 1798: „Je vous supplie de dire à R., que j'espère qu'il ne prend pas pour un plan de M. le B. de Th. l'idée que j'ai donnée comme la mienne au sujet de la formation, si l'émigration avoit été forte. Cela me compromettroit prodigieusement, si le B. de Th. pouvoit croire que je donne mes idées pour ses vues, sans en avoir aucun ordre."

[2]) Eigentümlicherweise wurde über das Ergebnis der Mindelheimer Konferenz kein Bericht nach Wien geschickt. Erst am 10. Februar 1799, nachdem Joh. v. Müller es in einem Briefe vom 15. Januar verlangt hatte, schickte ihm Steiger eine Kopie des Protokolls mit der Bemerkung, daß der Sache nur geringe Bedeutung zukomme.



zosen am 1. März 1799 den Rhein überschritten und damit das Signal zum Ausbruch des zweiten Koalitionskrieges gaben. Jetzt konnte die Organisation des „Schweizerbanners" in Neu-Ravensburg mit englischer Unterstützung durchgeführt werden, und am 8. April nahm Steiger unter allgemeiner Begeisterung der auf 700 Mann angewachsenen Truppe den feierlichen Treuschwur ab; sie war bereit, mit den Heeren der Verbündeten zur Befreiung des Vaterlandes in den großen Krieg einzugreifen. —

Die von den Emigranten schon lange vorbereitete Erhebung in der Schweiz gegen die französische Fremdherrschaft brach nun an verschiedenen Orten mit großer Heftigkeit aus, auch diesmal zu früh, da sich der erwartete Vormarsch der österreichischen Heere nach den ersten Siegen bei Ostrach und Stockach verzögerte und an der Rheinlinie zum Stillstand kam. So vermochte das helvetische Direktorium mit Hilfe der französischen Streitkräfte die zersplitterten, ohne einheitlichen Plan und zielbewußte Leitung unternommenen Aufstände des Volkes für einmal noch niederzuwerfen, bis endlich Mitte Mai das Vorrücken der kaiserlichen Armee in die Ostschweiz die ersehnte Wendung brachte. Schlag auf Schlag erfolgte nun die Verdrängung der Franzosen aus Graubünden durch Hotze, sein Vorrücken in die Kantone Linth und Säntis, seine Vereinigung mit der über den Rhein vorgedrungenen Hauptarmee unter Erzherzog Karl, die erste Schlacht vor Zürich vom 4. bis 6. Juni, der Rückzug der Franzosen unter Masséna hinter den Albis und die Limmat-Aare-Linie, der Zusammenbruch der französisch-helvetischen Schöpfungen in den von den Österreichern besetzten Gebieten, die eifrigen Bemühungen der mit ihnen in die Schweiz zurückgekehrten Emigranten, die alte Eidgenossenschaft in ihrer Unhaltbarkeit wiederherzustellen und das Jahr 1798, das bei allem Elend doch für die Freiheit der Untertanen zweifellose Errungenschaften gebracht hatte, wieder rückgängig zu machen. Aber alle diese Erfolge der Altgesinnten wurden zunichte gemacht durch die verhängnisvolle Wendung des Kriegsglücks gegen Ende September 1799, nachdem durch die unbegreiflichen Befehle des Wiener Hofes der Erzherzog Karl mit dem österreichischen Hauptheere die Schweiz hatte verlassen müssen, das russische Heer unter dem unfähigen Korsakow am 25. September in der zweiten Schlacht bei Zürich geschlagen, infolge dieser Niederlage wieder aus der Schweiz verdrängt und auch die in der Schweiz zurückgebliebene österreichische Armee, deren Führer Hotze bei Schännis den Tod gefunden hatte, zum Rückzug nach dem Vorarlberg gezwungen worden war. Nun richtete die helvetische Re-



publik in den vom Kriege furchtbar heimgesuchten Gebieten ihre Herrschaft wieder auf; die Hoffnung der altgesinnten Schweizer war völlig gescheitert, und ihr geistiges Haupt, der greise Schultheiß v. Steiger, starb kurz darauf, am 3. Dezember 1799, im Exil zu Augsburg.

Allen diesen erschütternden Ereignissen mußte Müller von Wien aus tatenlos zusehen. Denn wenn er auch mit seinen Ratschlägen einerseits die schweizerischen Emigranten unterstützte, anderseits dem Ministerium Thugut durch seine Kenntnis der schweizerischen Verhältnisse und als Vermittler mit seinen Landsleuten wertvolle Dienste leistete, so sehnte er sich doch danach, direkt, nicht bloß als Mittelsperson, seinem Vaterlande zu dienen und am Wiederaufbau der schweizerischen Eidgenossenschaft mitzuarbeiten. Von verschiedensten Seiten wurde er auch lebhaft dazu ermuntert: Steiger, der Abt von St. Gallen, Hotze, Roveréa, Wyß versicherten immer wieder, daß zur Wiederaufrichtung des Vaterlandes die Mitarbeit Müllers notwendig sei. Sogar von seiten der französisch gesinnten Schweizer wurde die Anwesenheit Müllers in der Schweiz gewünscht[1]). Nachdem Johannes Müller die Annahme der Wahl in das helvetische Obergericht abgelehnt hatte, sprach Johann Georg einmal den Wunsch aus, der Bruder möchte an Stelle des mittelmäßigen Bégos helvetischer Minister des Äußern werden, was für ihn wie gemacht sei[2]), worauf Müller antwortete: „Thuc. sagt: I can't get out; auch glaubt er nicht, etwas würken zu können, solang Ochs die Präpotenz übt." Immer wiederholt er, daß seiner Rückkehr in die Schweiz zwei Hindernisse im Wege stehen, seine finanzielle Klemme, da er in Schulden stecke, weil ihm für die großen Kosten seiner vorjährigen Schweizerreise keine Entschädigung bewilligt worden sei[3]), und dann die unsicheren Verhältnisse des

---

[1]) Der „Schweizerbothe" Nr. 20 von 1799 brachte einen Artikel, in welchem Hotze wegen seines Vorgehens gegen die Schweiz verdammt, des Schweizernamens unwürdig erklärt wird. Dann folgt die Stelle: „Ach, nur ein braver Mann thut mir leid — ist auch in Kaisers Diensten, aber hoffentlich gegen sein Vaterland so heimtückisch nicht! Und das Vaterland hat ihn auch noch nicht verdammt. Das ist Johannes Müller von Schaffhausen, der die Geschichten der Eidgenossen so zierlich und tiefsinnig beschrieben, wie kein deutscher Mann noch seines Vaterlandes Historie beschrieben hat. O Johannes Müller, Helvetien büßet dich ungern ein! — Kehre heim in unsre Thäler, warum verschmähst du dein itzt erst wahrhaft freies Vaterland gegen des Fürstenhofes Pracht? — der Schweizerbothe gibt dir dann den ersten Bruderkuß!"

[2]) 8. September 1798. Die Antwort Müllers vom 19. September. Thuc. bedeutet Thukydides; Müller meint sich selbst damit.

[3]) Wie er in Geldverlegenheit war, zeigt ein Eintrag im Tagebuch vom



Vaterlandes, die ihm eine erfolgreiche Wirksamkeit verunmöglichen würden. Dazu kam nun auch der dem Bruder verschwiegene Umstand, daß seine Verbindung mit den schweizerischen Emigranten ihm ganz andere Ziele vorsteckte, als eine amtliche Tätigkeit im Auftrage der helvetischen Republik, an deren Umsturz er nun mitarbeitete. Immerhin sprach er die Hoffnung aus, wenn die Stunde der Entwicklung für Helvetien gekommen sei, ins Vaterland zurückzukehren[1]). Seit Anfang des Jahres 1799, da der Wiederausbruch des Krieges nur noch eine Frage der Zeit war, wiederholten sich die dringenden Aufforderungen an Müller, sich der Sache des Vaterlandes zu widmen, vor allem von Schweizern, die der vollständigen Wiederherstellung der alten Eidgenossenschaft abgeneigt waren, wie Hotze und Johann Georg Müller. In diesem Sinne schrieb Fäsi am 12. Juni 1799, 6 Tage nach der ersten Schlacht vor Zürich an Müller: „Ich glaube, jetzt sei der Zeitpunkt da, wo man gegenseitig zu einer aufrichtigen Versöhnung nicht ungeneigt wäre, wo man sich gerne die Hände bieten würde. Seitdem man sich hier überzeugt, daß der Wiener Hof unsere Unabhängigkeit und Integrität will, wird der Grundsatz sehr laut und allgemein: wir müssen eine Verfassung haben, bei der jeder Kanton in seinem Innern unabhängig ist; allein die äußern Angelegenheiten und was darauf Bezug hat, muß unter einer gemeinschaftlichen Direction stehen; denn ohne dies kommen wir niemals in den Stand, unsere Unabhängigkeit und Neutralität zu behaupten oder respektieren zu machen. Um aber diesen schönen Gedanken auszuführen, ist ein Mann erforderlich, der von einer Parthey wenigstens geliebt und von der andern geachtet ist. Dies ist einzig bei Ihnen der Fall, bei Steigern nicht. Sie allein sind der Mann, der uns retten, der unser Vaterland für jetzt und die Zukunft glücklich machen kann. Der Groll, den viele hiesige Regierungsglieder gegen Sie hatten, hat sich verloren. Sie sehen nun ein, daß Ihre Räthe die einzig guten gewesen, und Steiger, den sie als Orakel ehren, wird die Hartnäckigen eines bessern belehren. Kommen Sie also, verehrungswürdiger Mann! Setzen Sie Ihren Verdiensten noch diese Krone auf! Sie werden dadurch gewiß noch mehr Dank bei der Jetzt- und Nachwelt, als selbst die ersten Stifter unseres alten Bundes

---

27. Juli 1799: „Ich durfte keinen Brief schreiben, aus Mangel an Geld für die Post. Alles dies ist eine Folge der mir nicht ersetzten Reisekosten, aber auch, daß ich überhaupt immer versäumte, zu rechnen."

[1]) 14. November 1798 an den Bruder: „Ich traue mit großer Festigkeit, daß wir im künftigen Jahr einander wiedersehen und fröhlich seyn werden."



der Eidgenossen erwerben"[1]). Und am 30. Juni äußerte sich der Freund seines Bruders und sein begeisterter Bewunderer, der liebenswürdige Johannes Büel von Stein a. Rh.: „Was ich zum Wohl unseres Vaterlandes gegenwärtig für unentbehrlich halte, was ich täglich von der Vorsehung wünsche und was mich auch bewogen hat, Ihnen zu schreiben, das sind Sie, theuerster Herr Staatsrath! Sie müssen zu uns kommen, wenn uns soll geholfen werden. Sie, mit Ihrem tiefen Scharfsinn, mit Ihren großen Kenntnissen, Ihrer warmen Vaterlandsliebe, Ihrem edlen Herzen, Sie sind das Bedürfniß unseres Vaterlandes und auf Sie ist mein Auge stets gerichtet"[2]).

Müller selbst war durch seine Wiener Anstellung gehindert, dem dringenden Rufe seiner Freunde zu folgen. Zwar wurde ihm wiederholt Hoffnung gemacht, daß er vom Wiener Hofe mit bestimmten Weisungen in die Schweiz gesendet werde. Am 31. August 1798 erklärte ihm Thugut, er glaube, daß der Kaiser ihn in jenen Gegenden brauche, wo er am nützlichsten sein könnte, weil er sie kenne[3]). Am 23. Februar 1799 stellte ihm der Minister in Aussicht, daß er an Stelle von Cronthal, zu dem er kein Vertrauen habe, als Gesandter nach Graubünden geschickt werde, und am 28. Februar rechnete er darauf, in nächster Zeit an die Schweizer Grenze geschickt zu werden. Am 27. März traf ein von Steiger, Hotze und dem Abt von St. Gallen verfaßtes Memoire an Thugut ein, das auf die Notwendigkeit hinwies, zur Herstellung der Ordnung und Verfassung einen kaiserlichen Kommissär in die Schweiz zu senden, und wünschte, daß Müller mit diesem Auftrage betraut werde. Aber diese Denkschrift blieb unbeantwortet[4]). Am 25. April erfuhr Müller, daß der Kaiser dem Grafen v. Erlach versprochen habe, er werde ihn gebrauchen, sobald man in die Schweiz einrücke, doch scheine es, daß man noch die Russen abwarten wolle. Aber erst im August

---

[1]) Fäsi an Müller, St.-B. Müll. **187**.

[2]) Joh. Büel an Müller, St.-B. Müll. **207**.

[3]) Tagebuch. So schreibt er auch am 19. Dezember an Rovéréa: „Moi, je ne puis venir, vous le sentez, que lorsque S. M. me le permettra; mais je suis persuadé qu'elle m'enverra dès qu'il sera évident, que je puis être plus utile là qu'ici."

[4]) Tagebuch. Müller bemerkt hiezu, daß er es nicht erzwingen wolle. Es sei klar, daß der Mangel nicht sowohl an Leuten als an geschickter Verteilung der Aufträge und Zusammenordnung sich verstehender Leute viel verderbe. Am 3. April schrieb er resigniert an Steiger, er sei zu allem bereit, aber auch zufrieden, wenn andere es gut machen; er habe nur die Sache, nicht sich selbst im Auge.



ist wieder die Rede davon, Müller als Kommissär in der Schweiz zu verwenden; er erfuhr bei d'Antraigues, daß der Kaiser auf Empfehlung der Kaiserin dazu geneigt sei und daß auch Thugut nur noch den Bericht des in die Schweiz abgesandten Grafen Dietrichstein abwarten wolle; am 3. September glaubte Müller seiner Sache sicher zu sein: „Da ich seit einigen Tagen wußte, wie der Hof und selbst Thugut gedachten, nächstens mich nach der Schweiz zu senden, beschloß ich, verschiedene obhabende Arbeiten noch zu vollenden und indessen meine gewöhnliche Lectüre zu suspendiren"[1]). Ob diese letzte Hoffnung begründet war, läßt sich nicht entscheiden; die bald darauf eintretenden Niederlagen in der Schweiz und die Verdrängung der russisch-österreichischen Heere machten eine Mission Müllers überflüssig. —

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Thugut die Sendung Müllers in die Schweiz verhindert hat. Er wollte sich seiner zum Verkehr mit den Emigranten bedienen, um über ihre Absichten und über die Gesinnungen der Schweizer unterrichtet zu bleiben und durch ihn unter der Hand, ohne sich selbst bloßzustellen, ihnen seine Weisungen zukommen zu lassen; aber einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse wollte er ihm nicht zugestehen. Müller, der die Überzeugung hatte und auch darin von seinen Freunden bestärkt wurde, daß er durch seine Einsicht dem Vaterlande die wertvollsten Dienste leisten könnte, fühlte sich durch diese ablehnende, mißtrauische Haltung seines Vorgesetzten tief verletzt. Sein Tagebuch ist voll von Klagen über die unwürdige Behandlung, die ihm zuteil werde, über die erzwungene Tatenlosigkeit, zu der er verurteilt sei, auch über die charakterlose Politik der Regierungen. Am 31. Dezember kommt er über die herrschende Politik zu der folgenden Schlußbetrachtung des Jahres: „Es ist nichts Großes, nichts Edles hierin, vielmehr arger Eigennutz und eine kurzsichtige Politik. Noch einmal, wenn Europa in Frieden und Ordnung kommen soll, so wird dieses nicht durch die Weisheit der Höfe geschehen, sondern durch die Ungeduld der betrogenen, gedrückten Völker, durch die Grundfehler eines auf Unrecht und falschen Voraussetzungen gegründeten Systems, durch der göttlichen Vorsehung leitende Hand! Auch ist wohl möglich, daß die Höfe die Welt nicht retten können, weil sie es mißbrauchen, wenigstens sich zuschreiben

[1]) Daß man in manchen Kreisen die Entsendung Müllers in die Schweiz als sicher annahm, beweist die Nachricht der Allgemeinen Zeitung vom 13. September 1799, welche seine Abreise nach dem Kriegsschauplatz bereits als Tatsache meldete.



würden, was ihr Werk nicht wäre. Doch hoffe ich, je mehr sie selber die Hände sinken lassen und ihre Ohnmacht erkennen!" Anfangs Januar bezeichnet er die unsichere, schwankende Politik Thuguts mit der Bemerkung: „Davon bin ich gewiß, daß, so lang Thugut Minister ist, wir nie Krieg noch Frieden haben werden." Viel schärfer äußert er sich nach einer Unterredung mit Thugut vom 12. Januar 1799: „Er scheint mir mehr und mehr ein Mann von höchst beschränkter Einsicht und von kleinem Charakter zu sein, der aus Mangel an Einsicht unentschlossen ist. Von Krieg wollte er gar nichts hören. Er hat keinen Plan, sondern lebt nach den Begebenheiten eines jeden Tages; ein Mann, der weiter nichts hat, als den gesellschaftlichen Jargon und eine zu Zweideutigkeit gespitzte Feder"[1]). Am bittersten werden die Klagen, nachdem der Krieg ausgebrochen war und die schweizerischen Emigranten sich anschickten, wieder den schweizerischen Boden zu betreten und ihre Tätigkeit zur Wiederherstellung der alten Eidgenossenschaft aufzunehmen. Als Müller die von Schultheiß v. Steiger unterzeichnete, von Karl Ludwig v. Haller verfaßte „Erklärung der zur Wiederherstellung ihres Vaterlandes vereinigten Schweizer bei ihrem Wiedereintritt in die Schweiz"[2]) zu Gesicht bekam, klagte er darüber, wie er in dieser Zeit, wo jeder mit Waffen oder Worten für das Vaterland wirken könne, zur Tatenlosigkeit verurteilt sei, und auf die Kunde von der siegreichen Schlacht bei Zürich schrieb er in sein Tagebuch, „wie erbärmlich alle meine Gedanken zu wohlthätiger Wirksamkeit verschwinden, wenn bei vielleicht noch kurzem Leben die Tyrannei Thuguts mir nicht erlaubt, etwas für das Vaterland, für die Nachwelt irgend etwas Erhebliches vorzunehmen". Er sah sich „zu lebenslänglicher Nullität verurteilt, das hinschwindende Leben ohne That noch Schrift, alles wegen Thuguts Bosheit oder Laune". Wohl kam ihm wiederholt der Gedanke, seine Fesseln zu sprengen und dem Drange seines Herzens zu folgen; er dachte daran, seine Bibliothek zu verkaufen, um aus dem Erlös seine Schulden zu bezahlen und dadurch seine Abreise von Wien zu ermöglichen, und wirklich zeigten sich sein Freund Ghisilieri und der Graf Lodron geneigt, auf den Kauf einzutreten; aber die Erwägung, daß er, wenn er unautorisiert zu seinen Landsleuten reden werde, nichts zu bewirken vermöge, hielt ihn davon zurück. Dann wollte er wieder, falls Thugut ihn gar nicht gebrauchen wolle, seine Dienste einem der Bundesgenossen

[1]) Am 8. April gibt er die Bemerkung eines anderen wieder: wie sonderbar Thugut französischen Leichtsinn mit türkischem Despotismus vereinige.

[2]) Über diese Proklamation handelt vor allem Burckhardt a. a. O. S. 229 ff.



des Kaisers[1]) anbieten; aber auch darüber stiegen ihm ernstliche Bedenken auf, weil er so in eine unsichere Lage käme, die er nur seiner Ungeduld zuschreiben müßte[2]). So mußte er sich denn mit der ihm bisher zugefallenen Rolle begnügen, seine Ratschläge, die er für das Wohl seines Vaterlandes und Europas für gut hielt, nach beiden Seiten hin, seinem Hofe und seinen Landsleuten gegenüber, zu erteilen. Es war eine undankbare Aufgabe; denn er stieß dabei auf ein gewisses Mißtrauen; sein Vorgesetzter Thugut vergaß, wohl kaum unabsichtlich, ihm manche Aktenstücke über die Schweiz mitzuteilen, und auch seine Landsleute ließen ihn vielfach ohne Nachricht, sei es, daß sie, wie Hotze und Rovéréa, nun durch die kriegerische Tätigkeit in Anspruch genommen waren, sei es, daß sie als eifrige Reaktionäre die freiere Richtung Müllers nicht gerne sahen. Im Oktober 1798 nach seiner Rückkehr von Berlin, hatte der Schultheiß v. Steiger noch anerkannt, daß die alten Verhältnisse in der Schweiz nicht wieder eingeführt werden können; Müller hatte sich mit ihm völlig einig gefühlt[3]); die Schweiz könne keine unteilbare Republik bleiben; es sei wieder eine Eidgenossenschaft herzustellen, aber mit Repräsentativverfassungen für die früheren aristokratischen Kantone[4]). Von dieser Auffassung war Steiger mehr und mehr abgekommen, und als die Befreiung der Schweiz in Aussicht stand, war das Streben des Altschultheißen auf möglichst vollständige Wiederherstellung der alten Eidgenossenschaft mit ihren Herren und Untertanen gerichtet; erst nachdem dieses Ziel erreicht und in Bern die Herrschaft der Aristokratie wiederhergestellt wäre, sollte dann in Betracht gezogen werden, welche Zugeständnisse dem neuen Zeitgeiste gemacht werden könnten.

Das Wiener Kabinett war entschlossen, sich in die Ordnung der inneren Angelegenheiten der Schweiz nicht einzumischen. Thugut hatte zwar gelegentlich mit Müller den von Hotze und dem Berner Venner Kirchberger aufgestellten Plan[5]) besprochen, in

---

[1]) Er dachte wohl an Rußland.

[2]) Bei einem Besuche bei d'Antraigues äußerte Müller, wenn die Sache der Schweiz für ihn aussichtslos wäre, so sei ihm das ein Wink, ganz in die Einsamkeit zurückzutreten, etwa in ein wohleingerichtetes Kloster, wo ihm für die Lektüre täglich acht und für die Komposition vier Stunden blieben.

[3]) Siehe oben S. 464, Anm. 2.

[4]) Tagebuch, 6. Oktober 1798.

[5]) Für diese Statthalterschaft war der Prinz Wilhelm Franz Friedrich von Oranien in Aussicht genommen, der für die schweizerischen Angelegenheiten großes Interesse zeigte; sein früher Tod in Italien am 6. Januar 1799 machte dieses



der Schweiz nach ihrer Befreiung eine Statthalterschaft zu errichten; er hat auch die Bildung eines Komitees der Emigranten angeraten, das sich über die vorzunehmenden Schritte einigen sollte, damit Österreich in keinem Falle für den Ausgang verantwortlich gemacht werden könne[1]). In seinem Auftrag hatte Müller seinen Landsleuten mitgeteilt, daß der Wiener Hof die aktive Beteiligung der Schweizer an der Niederwerfung des gemeinsamen Feindes erwarte und daß die militärischen Operationen in der Schweiz sich danach richten werden, was sie selbst vorgearbeitet hätten; er hatte auch dem Schultheißen Steiger nahegelegt, in einer Denkschrift die Lage in der Schweiz dem Londoner Hofe auseinanderzusetzen, um dadurch englische Hilfsgelder schon vor Beginn der Feindseligkeiten flüssig zu machen, und obwohl er ausdrücklich erklärte, daß dieser Gedanke ihm nicht eingegeben worden sei, ist es doch sicher, daß Thugut damit einverstanden war[2]). Aber das waren wesentlich Fragen, die mit dem Ausbruch des Krieges zusammenhingen und nicht mit der künftigen Organisation der schweizerischen Verhältnisse. Nach den ersten kriegerischen Ereignissen erklärte Thugut am 27. März 1799 in einer wichtigen Unterredung mit Müller ausdrücklich, daß er den Schweizern gar keine Leitung geben wolle; sie sollen sich mit dem Erzherzog Karl verständigen[3]). Dieser aber hatte von seinem Hofe über seine Stellungnahme zu der Neuordnung der Schweiz keine Weisungen erhalten. Die Emigranten hatten wiederholt dringend gewünscht, daß vor dem Einrücken der kaiserlichen Armee eine Proklamation des Kaisers die Unabhängigkeit und Integrität der Schweiz garantieren solle[4]); diesem Wunsche entsprach die erste Proklamation des Erzherzogs Karl vom 30. März 1799 an die Schweizer, in der die Unabhängigkeit, Integrität, Freiheiten, Gerechtsame und Besitzungen des Landes zugesichert wurden, dagegen von der Wiederherstellung der Vorrechte der früheren Herren keine Rede ist. Der Erzherzog hat sich auch in die inneren Angelegenheiten der Schweiz nicht eingemischt, und Thugut zeigte in diesen Fragen offenkundig eine große Gleichgültigkeit. Müller schreibt am 20. April 1799 in sein Tagebuch, der Minister habe auf vier Memoiren in Sachen der Eidgenossenschaft gar keine

Projekt hinfällig. Müller hat den Tod dieses edlen Prinzen tief betrauert. Tagebuch, 11. Januar 1799.

[1]) Tagebuch, 1. Oktober 1798.

[2]) Die Denkschrift wurde nicht verfaßt, weil Steiger sich von ihr keine besondere Wirkung versprach.

[3]) Tagebuch.

[4]) Zuletzt im Briefe Steigers an Müller vom 27. März 1799.



Antwort gegeben; er werde deshalb keine weiteren Schritte mehr tun, sondern die Dinge ihrem Gang überlassen; auch keine Nebenwege einschlagen. Diesen Vorsatz konnte Müller nicht festhalten. Am 4. Mai 1799 verfaßte er eine neue Denkschrift an Thugut über „Les questions relatives à la délivrance du pays des Suisses“, von zwei Gesichtspunkten ausgehend: „Ist es möglich, diese Operation sofort zu beginnen? und wie ist ihr Erfolg leicht, entscheidend und nutzbringend für die allgemeine Sache zu machen?" Es wird ausgeführt, daß die Lage der Schweiz als Zentrum des Krieges vom Rhein bis nach Italien ungemein wichtig sei. Die erste Frage wird im Hinblick auf die verfügbaren Streitkräfte Österreichs und auf die notwendigen Hilfsquellen bejaht. Zur Beantwortung der zweiten wirft er einen Blick auf die früheren Zustände der Schweiz und ihren Umsturz. Die große Mehrheit des Schweizervolkes gehorche nur dem Zwang und werde sofort den Befreiern zufallen. Bei einem Vordringen der österreichischen Armee würde voraussichtlich ein erster bedeutender Zusammenstoß im Züricher Gebiet stattfinden, ein zweiter an der Aarelinie, und schließlich würde man dem Feinde in der Waadt begegnen. Da sich dieser aber weder auf Festungen noch auf die Unterstützung der Bevölkerung stützen könne, sei seine Vertreibung nicht unmöglich. Jedenfalls wäre es gut, durch eine Proklamation den durch die Revolutionäre verbreiteten Gerüchten, als ob es auf eine Erwerbung der Schweiz durch Österreich oder auf die Zurückführung rachsüchtiger Magistrate und aller Unvollkommenheiten der alten Ordnung abgesehen sei, entgegenzutreten. Eine allgemeine Amnestie für alle, die die Fahnen ihrer Tyrannen verlassen, Belohnung derer, die sich gegen sie bewaffnen, und Erklärung des Landesverrates gegen die Verteidiger derselben soll verkündet werden. Das Werk der Intrige und Gewalttat soll als null und nichtig erklärt und die Kantone sollen eingeladen werden, unter die alte Ordnung zurückzukehren, mit den Veränderungen, welche das Wohl des Landes erheische. — In jedem befreiten Kanton soll ein Kommissär oder Minister, der die Schweiz und die Schweizer kennt, eingesetzt werden zur Überleitung in die alte Form. Übrigens müsse in den verschiedenen Kantonen verschieden vorgegangen werden: „Rétablir à Unterwalden l'antique démocratie; engager Zurich à sacrifier les monopoles; étendre les droits de bourgeoisie, pour que la fortune et le mérite puissent toujours espérer; cajoter l'amour-propre sans enhardir les passions; flatter sans donner; couvrir le tout du voile auguste de l'antiquité; faire tout et ne paraître qu'appuyer la volonté d'anciens et légitimes



magistrats.“ Wenn mehrere Kantone vereinigt seien, soll eine Tagsatzung zur Erneuerung der Eidgenossenschaft und zur Berufung eines Kriegsrates mit weitgehenden Vollmachten zusammentreten. Die Vorteile der Befreiung der Schweiz seien unberechenbar. Das Land könne leicht 30 000 Soldaten stellen, um den Krieg aus seinem Gebiete zu entfernen. Wenn die österreichische Armee bis in den Jura vordringe und gleichzeitig vom Rhein und von Italien aus operiert werde, so sei ein rasches, ruhmvolles und heilsames Ende des heiligen Krieges der Verteidiger des Gesetzes gegen das Verbrechen vorauszusehen. Denn die Schweizer Grenze gegen die Freigrafschaft bilde die Achillesferse Frankreichs. Solange die Schweiz nicht frei sei, nütze der Besitz Schwabens und Mailands nichts. Also soll dem Feinde keine Zeit zur Verstärkung und Befestigung gegeben werden. Das Gutachten schließt mit den Worten: „Donc, s'il importe que les puissances coalisées se rendent, si tôt que possible, maîtres de la guerre (ce qu'elles ne deviendront jamais que par la délivrance de la Suisse), il est de toute importance de faire cette entreprise sans le moindre délai, et j'ai montré que cela se peut, si on le veut!“

In seinem Tagebuch erwähnt Müller noch wiederholt die Arbeit an Denkschriften über die Verhältnisse der Schweiz, so am 23. Mai ein Memoire über die Aufhebung der in der Schweiz eingeführten revolutionären und die Wiederherstellung der verbesserten alten Verfassung, am 10. Juni, nachdem die österreichische Armee Zürich besetzt hatte, über die Ursache, warum die Landleute im Kanton Zürich für die Franzosen seien, am 15. August ein Gutachten über die Entsendung eines Kommissärs in die Schweiz, am 6. September über den Plan, den die Minister der Mächte zur Herstellung der Schweiz befolgen sollten, worüber er auch an Steiger schrieb, am 16. September über die Notwendigkeit, mit einem Heere Masséna in den Rücken zu fallen, weil er sonst die 50 000 Mann der Alliierten in der Schweiz für den ganzen Krieg „paralysire“.

Müller sprach sich auch öfters gegen Personen, die mit Thugut in naher Verbindung standen und dem Minister wohl diese Äußerungen berichteten, über die Verhältnisse in der Schweiz aus; so bedauerte er am 9. Juni in einer Unterredung mit d'Antraigues, daß die Schweiz nicht bearbeitet, nicht vorbereitet werde, sondern daß man eine Partei unterdrücke, nicht aber beide zu vereinigen und auszusöhnen suche; am 16. Juni äußert er Bedenken über die Kriegführung in der Schweiz, die ganz verkehrt sei: „Anstatt die Nation zu einem Aufstand zu bringen und unsere Streitkräfte durch



die ihrigen zu vermehren, lassen wir sie über ihr Schicksal in Ungewißheit oder lassen ihr (durch den Abt von St. Gallen und ihre alten Magistraten) die traurige Gewißheit der Rückkehr aller alten Inconvenienzen wissen. Will man durch die Anarchie Vortheil suchen? oder fürchtet man, Frankreich zu früh und zu empfindlich beyzukommen?" Am 23. August 1799 sprach sich auch Thugut gegenüber Müller über die militärischen Operationen unzufrieden aus; er erwarte das Schlimmste, Vertreibung aus der Schweiz, dieses Landes Ruin. Müller selbst gab seinem Vorgesetzten beständig Kunde von den Nachrichten, die er aus dem Vaterlande erhielt, so von den Briefen seines Bruders, die sich zum Teil sehr scharf gegen das Treiben der Reaktionäre und über die Führung der russischen Heere unter dem Fürsten Korsakow, die den überall hochverehrten und beliebten Erzherzog Karl mit der österreichischen Armee ersetzt hatten, aussprachen[1]). Thugut hielt einige dieser Berichte für so wichtig, daß er sie dem kaiserlichen Gesandten Cobenzl in Petersburg übersenden wollte.

Wie sich Müller das politische Vorgehen zur Wiederherstellung des von den Franzosen befreiten Vaterlandes dachte, hat er in verschiedenen Zuschriften auseinandergesetzt, so an Steiger, der ihm am 30. April 1799 die Abschrift eines kurzen Memoires an Thugut über diese Fragen zugeschickt hatte. Müller kommt in seiner Antwort vom 13. Mai[2]) den Ansichten Steigers sehr entgegen, indem er sich auch dafür entscheidet, daß wenigstens provisorisch der Status quo des Jahres 1797 wiederhergestellt werden müsse; er hält es für durchaus notwendig, daß Steiger bei dieser Wiederherstellung die führende Rolle übernehme; aber in bezug auf das Verhältnis zwischen der Stadtbevölkerung und dem Landvolk und auf die Entscheidung über die früheren gemeinen Herrschaften deckten sich die Auffassungen Müllers wohl kaum mit denjenigen des Altschultheißen. Den Wünschen des Landvolkes könne man entgegenkommen entweder durch die Einführung einer Art von Repräsentativverfassung, wobei nur die Hälfte der Vertreter den früheren regierenden Kreisen, die andere Hälfte aber dem Lande zufallen solle, oder durch Erleichterung der Aufnahme ins Bürgerrecht, vor allem für wohlhabende oder verdiente Männer, und durch die Befragung der

---

[1]) So berichtet er anfangs September, die Engländer weigern weitere Geldleistungen, wenn Korsakow das Kommando behalte, er sei ein guter Offizier für 3000—4000 Mann, aber für ein größeres Kommando völlig untauglich.

[2]) Abgedruckt bei Burckhardt a. a. O. S. 435 ff., im Auszug in meiner Abhandlung: „Aus dem handschriftlichen Nachlasse Johannes v. Müllers" S. 40 f.



Landgemeinden bei wichtigen Angelegenheiten, wie Krieg, Verträgen, Abgaben. Müller gibt der letzteren Methode den Vorzug; aber hierüber könne kein für alle Kantone bindender Entscheid getroffen werden[1]), was auch zunächst nicht nötig sei. Wesentlich aber sei, daß jede neue Regierung in der ersten Proklamation dem Landvolke befriedigende Zusicherungen mache und zeige, daß der Vorwurf der Revolutionäre, es sei darauf abgesehen, den größten Teil des Volkes dem kleinsten zu unterwerfen, unwahr sei; es soll ferner die Denkungsart der Bauern jedes Bezirkes erforscht und die erregten sollen beruhigt werden. Die gemeinen Vogteien solle man eigene Regierungen einrichten lassen, wie die anderen Orte; es sollen aus ihnen neue Zugewandte gemacht werden, die nur in sehr wichtigen Angelegenheiten zur Tagsatzung beizuziehen seien[2]). Einige könnten einem der alten Kantone einverleibt werden. — In allen diesen Fragen sei er aber nicht auf irgend eine Form abgöttisch versessen; er wolle nur die Wiederherstellung der alten Eidgenossenschaft und der Verfassung jedes Kantons auf solider Grundlage. Wenn man das gleiche Ziel erstrebe, werde man sich über die Mittel leicht verständigen können. — Er versichert Steiger, daß er nichts vernachlässigen werde, um so wichtige Dinge vorwärts zu bringen; er denke Tag und Nacht daran und habe eine Unmenge von Ideen, die alle nur auf die Wiedergeburt des Glückes und der Gesetze des Vaterlandes insgemein und in seinen Teilen und auf die Ersinnung von Schutzmaßregeln gegen ähnliche Unglücksfälle gerichtet seien. —

Im Auftrage des Kaisers hatte Müller dem Abte von St. Gallen zu der Wiederaufrichtung seiner Herrschaft Glück zu wünschen und die Hoffnung auszusprechen, es werde ihm gelingen, durch feste Behauptung seiner Rechte und väterlich milde Leitung der verwöhnten Angehörigen die erneuerte Herrschaft auf die kraftvolle Basis allgemeiner Ehrfurcht und Liebe zu begründen. Der Abt hatte

---

[1]) Kurz zuvor, am 4. Mai, hatte Müller in seiner Denkschrift an Thugut ebenfalls darauf aufmerksam gemacht, daß man in den verschiedenen Kantonen auch verschieden vorgehen müsse (siehe S. 491 f.).

[2]) Hierin weicht Müller wesentlich von den Vorschlägen Karl Ludwig Hallers ab, der in den gemeinen Vogteien eigene Provinzialverwaltungen unter einem eidgenössischen Bundesrat einführen wollte. — Im Briefe vom 21. August 1799 an den Fürstabt von St. Gallen erklärte Müller geradezu, diese Form von Gebieten wäre besser nicht gebildet worden; er sei deswegen auch nicht abgeneigt gewesen, hierin eine gänzliche Veränderung gutzuheißen. Doch habe ihn die schlechte Gesinnung einzelner dieser Gebiete, namentlich des Thurgaus, zu der Überzeugung gebracht, daß man ihnen nicht die unbegrenzte Unabhängigkeit gewähren könne.



Müller gebeten, sich für das Beste des gemeinsamen Vaterlandes und des Stiftes St. Gallen kräftig zu verwenden und zunächst zu bewirken, daß die Fruchtausfuhr aus den süddeutschen Landen nach den Gebieten des Abtes wieder freigegeben und die dem Abte zustehenden Einkünfte an Naturalien aus seinen süddeutschen Besitzungen wieder herübergelassen werden, das darüber verhängte Sequester also aufgehoben werde. Obwohl nun Müller mit dem streng reaktionären Auftreten des starrsinnigen Abtes, das auch vom Wiener Hofe nicht gebilligt und von Müller v. Friedberg in seinen Briefen aus dieser Zeit scharf getadelt wurde[1]), nicht einverstanden sein konnte, nahm er doch keinen Anstand, mit Abt Pankraz in dieser Zeit schriftlich zu verkehren und ihm seine Ansichten in einer Form mitzuteilen, die der Denkungsart des Abtes möglichst entgegenkam. Es läßt sich diese auffallende Zweideutigkeit nur durch das eifrige Bestreben Müllers, zur Versöhnung der Parteien beizutragen und damit dem zerrissenen Vaterlande wieder ruhige, geordnete und glückliche Verhältnisse zu begründen, erklären. Am 21. August schrieb er dem Abte[2]): „Man muß einen festen Grundsatz annehmen und in Herstellung der Schweiz unverrückt im Auge behalten; dieser kann kein anderer seyn, als urkundlich oder unstreitig bestandenes Recht. Sobald wir unter Vorschützung philosophischer Formeln hievon abgehen, so ist keine Haltung mehr, so kommen wir in die Revolutionswirbel, und ist keine Hoffnung mehr zu festem Frieden. — Im Ideenreich hat jeder seinen Gesichtspunkt, und leicht verblendet über den wahren der Schimmer demagogischer Phraseologie. Über den Rechtspunkt also, glaube ich, daß fest zu halten ist. Anders verhält es sich mit der Verwaltung der Macht; hier können und sollen alle die Erleichterungen eintreten, wodurch alten Mißbräuchen gesteuert und das öffentliche Glück gesichert und vermehrt werden mag. Das ist die Sache der einmal wiederhergestellten gesetzmäßigen Vorsteher, welche den Rath unpartheiischer Freunde, der akkreditirten Geschäftsmänner der befreienden Mächte wohl nicht von der Hand weisen werden. Auf solche Weise glaube ich, daß die gute Schweiz, einmal befreit, ganz bald auch wieder in Ordnung gebracht werden könne. Von dem gleichen Gesichtspunkt

[1]) Müller v. Friedberg an Johannes v. Müller 12. Juni und 14. Juli 1799. Am 20. Januar 1800, nach dem endgültigen Zusammenbruche der äbtischen Herrschaft, schrieb er: „Wie sehr jenes hohe Ort durch ausschweifenden Despotismus und Rachsucht der Sache geschadet habe, mögen Ihnen Oesterreicher sagen, obschon unser Hoze nicht mehr lebt, dessen Andenken zu lieben und zu segnen ich so viele Ursache habe.“

[2]) Maurer-Constant V, 392 ff.



würde ich ausgehen, wenn ich dabey gebraucht werden sollte; zumal ich den Geist und Zweck der ehrwürdigen Einrichtungen unserer Väter am genauesten kenne."

Mit diesen Äußerungen setzt sich Müller nicht in grundsätzlichen Widerspruch mit seinen früher geäußerten Ansichten; er hält durchaus an seinem Standpunkt des historischen, urkundlichen Rechtes gegenüber dem philosophischen oder Naturrecht, wie es in der Revolution zum Durchbruch gekommen war, fest. Von diesem Standpunkt aus erschien ihm die Wiederherstellung der alten Regierungen mit einigen Zugeständnissen an die Wünsche des Volkes vor allem in bezug auf die Verwaltung, auf die Ausübung der staatlichen Gewalt, notwendig. —

Fünf Wochen nach diesem Briefe Müllers brach die Katastrophe über die verbündeten Heere in der Schweiz herein; am 3. Oktober 1799 meldete im Auftrage des Abtes Pankraz der Bibliothekar Hauntinger von Schloß Neuravensburg aus von der zweiten Flucht seines Herrn am 27. September, von der es keine Rückkehr mehr gab. —

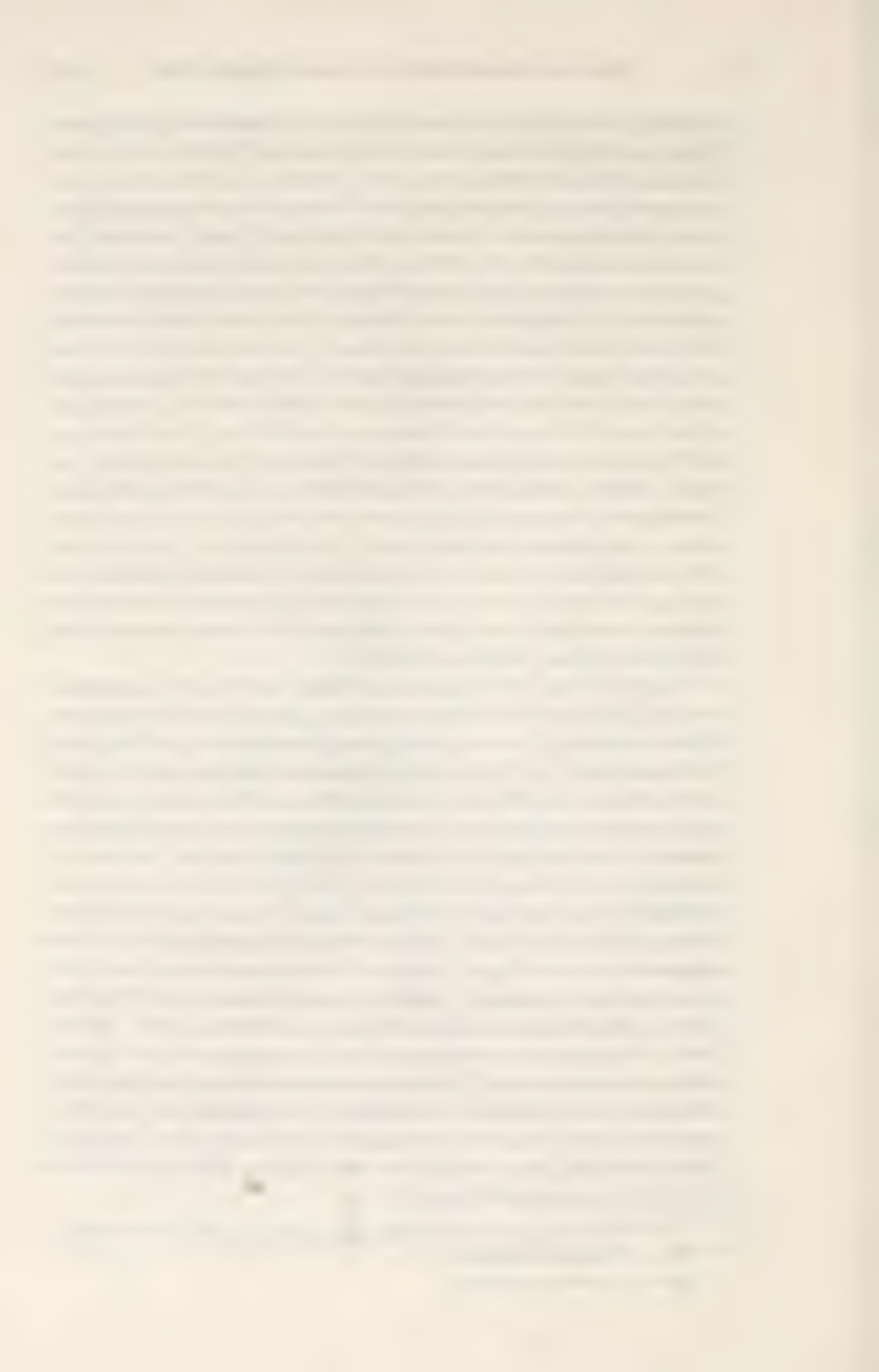
In der Wiederherstellung des alten Staatenbundes in seinem ursprünglichen Geiste erblickte der Geschichtschreiber, der ihn so liebevoll geschildert hatte, das Heil des Vaterlandes; so schrieb er auch am 23. Juli 1799 an Johannes Büel: „Bequemeres Format, Reinigung von Druckfehlern, hin und wieder eine erläuternde Glosse, ein rektifizirender Zusatz hindert nicht, daß das klassische Werk, welches wir über alles hochschätzen, nicht gleichwohl dasselbe bleibe. So möchte ich auch unsere uralten Verfassungen wieder, aber in ihrem ersten Geist, welcher gewiß gut und stark war, sonst hätten sie auch viele Krankheiten nicht so lang noch so glücklich ausgehalten. — Unsere alten Regenten haben nicht verdient, unterdrückt zu werden; aber nun wird gut sein, daß sie von der hergestellten Macht zu allererst den wohlthätigsten Gebrauch machen, dadurch daß sie ungezwungen den Fehlern abhelfen." Und in einem Briefe an Joseph Planta in London vom 31. August 1799 versichert er: „Il faut à la Suisse une constitution fédérative. Tout autre faciliteroit aux négociateurs de l'entraîner dans des guerres. Elle en seroit le sacrifice, et les puissances voisines perdroient le précieux avantage d'une frontière tranquille. Il faut le retour des anciennes lois (en corrigeant quelques abus). Aussi elles reparaîssent partout à mésure que l'on avance: Appenzell, Glaris, Schwyz, S. Gall, Schaffhouse ont déjà repris leurs formes.“ In einem Briefe vom 7. September an den ehemaligen Züricher Bürgermeister David



v. Wyß[1]), der kürzlich aus dem Orte seiner Deportation, Basel, nach Zürich zurückgekehrt war, erwartete er von der Rückkehr dieses alten Beamten die Herstellung der alten gesetzmäßigen Regierung, Gesetze und Formen, von der nicht nur die neue Gründung des öffentlichen Wohlstandes von Stadt und Landschaft Zürich, sondern, „insofern vom Vororte die Leitung der gemeineidgenössischen Sachen ausgeht", auch die Wiederaufweckung der alten ehrwürdigen Eidgenossenschaft großenteils mit abhänge. Eine neue Wahlzeremonie sei für die Wirksamkeit der Regierung gar nicht nötig, da sie nie aufgehört habe, die rechtmäßige zu sein, obschon der gemeinschaftliche Feind und dessen Partei ihr die Macht aus den Händen gerissen habe. Nie seien dem Vaterlande die Weisheit, die Tugenden, die Kenntnisse verehrungswürdiger Vorsteher unentbehrlicher gewesen. Müller nahm somit ohne weiteres an, daß Wyß mit seinen „würdigen Freunden und Collegen" die Leitung des Staates sofort wieder übernehmen werde; „mir", so schließt er, „soll nie eine Pflicht heiliger seyn als, sey es wo und in welcher Eigenschaft es will, zu Erreichung des edeln Plans der Herstellung unserer alten Schweiz und besonders Ihres löblichen und verdienstvollen Vorortes nach besten Kräften zu wirken".

Die Ratschläge, die Müller von Wien aus seinen Landsleuten erteilte, gehen nicht über das allgemein gehaltene Programm der Wiederherstellung der alten Regierungsformen mit gewissen, durch die Entwicklung der Ereignisse geforderten Abänderungen hinaus. Die wieder in die Ostschweiz zurückgekehrten Emigranten, die selbst über die zu erstrebenden Ziele uneinig waren, an ihrer Spitze der körperlich und geistig gebrochene Altschultheiß Steiger, waren nicht imstande, eine energische politische Tätigkeit durchzuführen; ihre Herrlichkeit war auch nur von kurzer Dauer. Müller hat die folgende Katastrophe vorausgeahnt. Schon am 13. September, als man noch allgemein einen baldigen siegreichen Vorstoß der verbündeten Heere in der Schweiz erwartete, schrieb er dem Bruder einen Brief voll Furcht, Schaffhausen möchte nicht mehr in österreichischen Händen sein[2]). Noch war er in der Ungewißheit, ob er doch noch in die Schweiz geschickt werde, als am 2. Oktober als erste Hiobsbotschaft die Nachricht vom Tode Hotzes bei ihm eintraf. Sie machte ihn nicht hoffnungslos. „Man muß die Hoffnung nicht verlieren. Gott siegt nicht immer durch die, von welchen man es erwartet. Übrigens ist freilich die Sache in großer Gefahr."[2])

[1]) Friedr. v. Wyß, Leben der beiden Zürcher Bürgermeister David v. Wyß I, S. 282. [2]) Tagebucheinträge.



Als schon am nächsten Tage die Kunde von der zweiten Schlacht von Zürich und von dem Verluste dieser Stadt nach Wien kam, schrieb er in sein Tagebuch: „Schwarze Aussichten. Persönlichkeit, Eifersucht, Mißtrauen hemmen alles, Menschen werden es nicht thun.“ Noch bemühte er sich, dem sich immer mehr geltend machenden Zerwürfnis zwischen Rußland und Österreich entgegenzuwirken[1]). Auch jetzt noch verzweifelte er nicht am schließlichen Erfolge: „Übrigens erschütterten mich die Unfälle vom 25. September in der Schweiz nicht bis zur Verzweiflung am guten Ausgang; dieser hängt nicht von einem Tag, sondern von dem Zusammenhang der Umstände und von der Natur der Dinge ab.“ Diese Hoffnung spricht er auch aus in dem Briefe vom 27. November 1799 an Rovéréa, der nach langem Unterbruch den Briefwechsel mit Müller am 15. November vom Hauptquartier in Augsburg aus wieder aufgenommen und über die Ursachen des Mißerfolges des Feldzuges von 1799 berichtet hatte: „Je suis parfaitement de votre avis sur l'importance de s'entendre et au plus tôt. La Patrie, que dis-je l'Europe, le sort de l'humanité en dépend, et le plus grand homme, le vrai libérateur et restaurateur sera celui qui dans cette grande crise cédera le premier, en sacrifiant à l'intérêt général tout ressentiment particulier. Dès-lors, et tout de suite, qu'on agisse! non pour reprendre, mais pour prendre tout, d'abord jusqu'à Genève. Les cris de victoire étoufferont les sifflements des petites passions. Tout se peut, lorsqu'on veut; il y a des pouvoirs que le héros prend; les victoires les lui donnent. Le Champ est vaste; bien assez pour deux héros. Que je brûle d'envie de les voir s'élancer dans la noble carrière! Je fais ce que je puis pour ôter les cailloux et les immondices qui en peuvent obstruer l'entrée. Mais, qu'ils s'élancent! Lorsque je pense à vous, cher ami, je ne pense pas comme vous: je ne saurois regarder ma patrie comme irrévocablement perdue, tandis qu'elle a encore des citoyens tels que vous. — Réunissons chacun tout ce qui est en lui, pour remettre enfin sur les plaies de la patrie le seul beaume qui les guérira; je parle de son ancien esprit qu'elle reprendra après être délivrée.“

---

[1]) Tagebuch, 5. Oktober. „Bemühigung, ein besseres Einvernehmen Thuguts mit der russischen Gesandtschaft herbeizuführen und so einiges gewirkt zu haben, das niemand weiß, als zur Selbstberuhigung ich.“ — 22. Dezember, Brief an Antraigues: „Ich suche die erbittertsten Gemüther zu mildern und durch evidente Darstellung des Billigsten von der allzeit ungerechten Leidenschaftlichkeit abzubringen, welches auch zu glücken scheint.“



Am Abend des 10. Dezember erhielt Müller die Nachricht von dem am 3. Dezember in Augsburg erfolgten Tode Steigers. Er wurde dadurch tief bewegt; denn er hatte diesen hervorragendsten Staatsmann der alten Eidgenossenschaft seit langer Zeit hochgeachtet und als Mittelpunkt aller Bestrebungen zur Wiederaufrichtung des Vaterlandes verehrt. „Ich weiß nicht," schrieb er am folgenden Tag unter dem frischen Eindruck dieser Trauerkunde an Rovéréa[1]), „aber die Kunde von seinem Tode schien mir eine andere, sehr traurige in sich zu schließen, daß die Schweiz zum zweitenmal untergegangen ist."

Mit Steiger hatte die schweizerische Emigration in der Tat ihr vereinigendes Zentrum verloren. Die Bildung eines leitenden Ausschusses, zu dem Steiger vor seinem Tode noch seine Zustimmung gegeben hatte und die Rovéréa auf den Rat Müllers betrieb, scheiterte einerseits an der Abneigung des englischen Gesandten Wickham gegen diesen Plan, anderseits an der Unschlüssigkeit und Uneinigkeit unter den schweizerischen Emigranten selbst. Weder der als Führer ausersehene Bürgermeister Wyß von Zürich, noch der von Müller als Sekretär vorgeschlagene Karl Ludwig v. Haller wollten mitmachen[2]). Daß Müller selbst seine politischen Erfolge sehr gering einschätzte, zeigt sein Eintrag ins Tagebuch vom 31. Dezember 1799, in welchem er sich wieder Rechenschaft über die Arbeit des verflossenen Jahres gab: „Es ist viel gelesen und gesammelt, in Briefen viel nachdrückliches geschrieben, auch von Geschäften eine gewisse nähere Notiz genommen worden; aber ausgearbeitet wurde nichts, und null oder gering war die politische Wirksamkeit; wenn es nicht Illusion ist, so dürfte etwas Fortgang in moralischer Festigkeit zu hoffen sein."[3]) — In den Versammlungen, die Karl Ludwig v. Haller im Frühjahr 1800 in Augsburg zusammenbrachte, wurde

[1]) S. W. XVII, 135 ff.

[2]) Rovéréa berichtet über seine vergeblichen Bemühungen am letzten Tage des Jahres 1799 in seiner drastischen Weise: „Tout semblait consenti et convenu, mais on a éprouvé dans l'exécution la vérité de ce trivial dicton, que pour se marier il faut être deux, ou bien qu'il ne faut pas compter sans hôte. — Celui choisi pour chef, le même que vous voudriés, a dit . . . eh! mais, ma famille, mes propriétés, l'incertitude etc. — et s'en est retourné dans sa retraite. — Le chancelier proposé a secoué sa sceptique tête, tout en disant: je ne travaille pas volontiers dans ce labirinthe — Or, le nouveau né sans tête et sans queue ne pouvoit exister, il est donc mort avant d'être né."

[3]) Am 6. Januar 1800 ergänzt er noch: „Noch verlassen mich weder die Zufälle noch die Apprehension. Es ist aber letztere nicht vor dem Tod, sondern daß er mich ergreifen sollte, ehe die Bestimmung meines Lebens erfüllt, meine Werke ausgearbeitet, mein Haus bestellt ist. Gott, gedenke meines Gebets."



zwar viel über dessen Vorschläge für die Wiederherstellung der Schweiz verhandelt, aber zu einer praktischen Auswirkung dieser Veranstaltungen konnte es nicht kommen; die staatsmännischen Bestrebungen der Emigranten kamen nicht mehr über das Stadium der Projekte hinaus[1]), während die Emigrantenregimenter sich nicht ohne Ruhm auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen des Jahres 1800 schlugen. Die Hoffnung, welche die altgesinnten Schweizer zu Ende des Jahres 1799 immer noch hegten, daß der Rückschlag des vergangenen Herbstes nur vorübergehend sei und daß ein neuer Vorstoß der verbündeten Heere die erlittene schwere Schlappe wieder gutmachen, daß das Vaterland doch noch von der fränkischen Gewaltherrschaft befreit werde, ging nicht in Erfüllung. Die eigennützige Politik Thuguts und die von ihr abhängigen, verderblichen Anordnungen des Wiener Hofkriegsrates hatten die Verbündeten um die Früchte der glorreichen Siege in der ersten Hälfte des Jahres 1799 betrogen und gleichzeitig die Koalition zwischen Österreich und Rußland zunächst gelockert und schließlich völlig aufgelöst. Das Kriegsglück blieb nun dauernd den französischen Waffen treu, vor allem seitdem der von Ägypten zurückgekehrte und durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire zum Ersten Konsul erhobene Napoleon Bonaparte die Leitung der französischen Politik und Kriegführung gegen die verbündeten Mächte in seine starken Hände genommen hatte, die nun Sieg um Sieg den Gegnern entrissen. —

Auch in dieser Zeit des Rückgangs hielten die angesehensten Vertreter der Emigration die Verbindung mit Johannes v. Müller aufrecht, indem sie von seinem Einfluß auf die Leiter der Wiener Politik immer noch eine wesentliche Beförderung ihrer Bestrebungen erwarteten[2]). Erst jetzt ist Karl Ludwig v. Haller in direkten brieflichen Verkehr mit Müller getreten[3]). Mit seinem ersten Briefe vom 10. März 1800 übersandte er Müller seine Ende August 1799 in

[1]) Burckhardt a. a. O. S. 352 ff.

[2]) Haller an Müller 25. August 1800: „Wir alle sind überzeugt, daß Ihr Antheil an unser aller Bestem, wenn schon jetzt nicht sichtbar, doch groß seyn kann, und trösten uns mit dieser Hoffnung."

[3]) Müller hat die hervorragenden Eigenschaften dieses Enkels des großen Haller rückhaltlos anerkannt; er bezeichnet ihn als den besten Kopf, den die Schweiz in der letzten Zeit hervorgebracht habe, und Joh. Georg Müller, der ihn persönlich kennengelernt hatte, hielt „ihn für den gescheidsten von allen Emigrirten; sein Feuer für Recht, Gesez, Erfahrung ist außerordentlich" (Haug I, 223). Die Briefe Hallers an Müller, St.-B. Müll. **203**, 11 Nummern; 6 vom Jahre 1800, 2 von 1801, 2 undatiert und einer von 1808. Der Briefwechsel ist von Haller eröffnet worden mit einem Brief, datiert von Donaueschingen 10. März 1800, der aber erst nach mehr als fünf Monaten in die Hände Müllers kam.



Zürich geschriebene Abhandlung über die Wiederherstellung der Schweiz[1]) und entwickelte klar und scharf seine Auffassung: die föderative Verfassung ist die einzig mögliche für die Schweiz; „es ist zugleich das System der rührendsten, anspruchlosesten Gerechtigkeit". „Wenn man mit den Waffen in der Hand in die Schweiz kömmt und das französische Machwerk zerstört, so muß das alte vorderhand wieder hergestellt werden. In den Städtekantonen ist nichts anderes möglich, als daß die Hauptstädte wieder nach den alten Verträgen die Oberherrschaft erhalten; das ist auch aus finanziellen Gründen das beste, weil jede repräsentative Regierung viel mehr kosten würde. Immerhin müsse die Erwerbung des Bürgerrechtes erleichtert werden, wenn man nicht alle wohlhabenden Landleute immer zu geheimen Feinden haben wolle und wenn auch die Bürgerschaften erfrischt, die Finanzen hergestellt werden und dem Ehrgeiz, den man doch nicht in dem Herzen des Menschen zerstören könne, eine rechtmäßige Tendenz gegeben werden soll. Auch die Untertanenländer müssen wieder als solche hergestellt werden; es geht nicht an, sie zu verteilen oder in neue Kantone umzuwandeln, denn es sind ihrer zu viele und die Schweiz hat ohnedem schon zu viele unabhängige Stände, als daß man ihrer noch mehrere machen sollte; auch würde es schwierig sein, ihnen geeignete Verfassungen zu geben; demokratisch oder repräsentativ könnte man sie wegen der übrigen Kantone nicht dulden."

Dagegen sei es leicht möglich, ihnen eine mit Privilegien versehene eigene Provinzialverwaltung zu geben und sie unter die limitierte Oberherrschaft des eidgenössischen Rates zu setzen. Die gemeinen Herrschaften wären mit dieser Einrichtung zufrieden; sie fühlen selbst, daß sie nicht unabhängig sein können. In der Einsetzung eines allgemeinen eidgenössischen Rates — Bundesrates — hat der durchaus konservative Haller einen entwicklungsfähigen Gedanken ausgesprochen. Er meint, daß sein Plan im Grunde ganz dem Geiste des alten eidgenössischen Staatsrechtes angemessen, das vervollkommnete Alte sei. Die Schwierigkeit liege nur in der Ausführung dieser Wiederherstellung; sie sei nur möglich durch eine Impulsion von außen. „Sollte die große Macht, der Sie zu dienen die Ehre haben und in deren Händen gewiß das Schicksal von Europa liegt, je an der Wahrheit zweifeln können, daß ein nachdrücklicher Krieg gewiß das einzige und kürzeste Mittel ist, dem Unwesen ein End zu machen und Ruh und Frieden herzustellen, daß ein solcher

[1]) 30 Seiten Folio.



Krieg im Grund weniger Leute und weniger Geld kostet, weil er nicht so lange dauert, daß in der Schweiz gewiß noch mit englischen Subsidien eine große Vermehrung an Streitkräften zu finden ist, da noch täglich viele mitten im Winter und unter feindlichem Feuer über den Rhein zu uns hinüberschwimmen." — Haller fragt an, ob Müller die Drucklegung dieses Planes für wünschenswert halte. — Der zweite Brief vom 12. Juni 1800 ruft die Verwendung Müllers an, ihm den Aufenthalt in Karlsbad, von wo ihn der Polizeikommissär ausgewiesen hatte, zu ermöglichen[1]). Er enthält dabei eine Art von politischem Glaubensbekenntnis: Haller bekennt sich als notorischen Todfeind der Revolution und der Franzosen, als eifrigen Anhänger des kaiserlichen Hofes.

Sowohl Haller als der Generalkommissär v. Wyß, der in dieser Zeit auch wieder mit Müller in Briefwechsel trat, erblickten im engsten Anschluß an Österreich das einzige Mittel, die Wiederherstellung der Schweiz durchzuführen. Der Kaiser soll neuerdings seine Heere in die Schweiz einrücken lassen und das Land unter seinen Einfluß bringen durch die Ernennung eines ständigen Gesandten und den Abschluß eines Bündnisses. Deswegen sollte der Kriegszustand zwischen Österreich und Frankreich fortdauern. Für den Fall aber, daß in einem französisch-österreichischen Friedensvertrag die Neutralität der Schweiz anerkannt werden sollte, stellte Haller in einem interessanten Briefe an Müller[2]) weitgehende Forderungen auf, welche die sofortige und gänzliche Räumung der Schweiz durch die französischen Truppen und damit die vollständige Ausschaltung des französischen Einflusses bezweckten, wofür das Land nun den Winken des Wiener Hofes folgen sollte; die alten Grenzen sollten wiederhergestellt werden, das Fricktal und Konstanz bei Österreich verbleiben, damit es in der Schweiz einen festen Fuß habe, was für seine höhere Politik und für die Unabhängigkeit der Schweiz höchst wichtig sei. Die alten Souveräne müssen wieder eingesetzt, die Besitzungen und Rechte deutscher Fürsten in der Schweiz wiederhergestellt, den Emigranten freie und sichere Rückkehr bewilligt werden; selbstverständlich sind auch die Verträge mit Frankreich, vor allem die Allianz vom 19. August 1798 aufzuheben.

[1]) Müller erreichte wirklich in Wien für Haller die Erlaubnis, seine Kur in Karlsbad fortsetzen zu dürfen; aber als Müllers Brief mit dieser Nachricht eintraf, hatte Haller auf das Drängen der Karlsbader Polizei bereits Karlsbad verlassen und war nach dem Bad Sichersreuth übergesiedelt, von wo er seinen dritten Brief an Müller schrieb.

[2]) Erlangen, 25. August 1800. St.-B. Müll. 203.



„Es ist nicht nur um die Räumung der Schweiz von den Franzosen, auch nicht bloß um ihre Verfassung, sondern um die daraus entspringende Gesundung ihrer Regenten, um ihre Allianz mit den Franzosen, die aufgehoben werden sollte, um die möglichste Herstellung ihres westlichen Gebietes, um ihre künftige Neutralität, um die Rechte deutscher Reichsstände, um die Sicherheit der österreichischen Staaten selbst zu thun[1]). Ich sehe die Schweiz, so klein und schwach sie ist, als die Citadelle an, von deren Besitz vielleicht das Schicksal Europas abhängt."

Haller meldet Müller mit großem Selbstbewußtsein, daß er ein Werk über die Geschichte der Schweiz während und nach dem Feldzug von 1799 schreibe, „in moralisch-politischer Hinsicht, so gediegen an Tatsachen und Beweisen, so gedrängt und doch erschöpfend vollständig, so reich an belehrenden Bemerkungen und Resultaten, daß es Epoche machen müsse."[2]) Es sei vielleicht der letzte Dienst, den er seinem Vaterlande, für welches allein er noch zu leben wünsche, erweisen könne. Erwähnenswert ist das leidenschaftliche Urteil, das Haller über Bonaparte, den er in Mailand persönlich gesehen hatte, abgibt: „Andere mögen den Corsen rühmen, weil er sich selbst rühmt oder weil sie die Größe und Mannigfaltigkeit seiner Verbrechen anstaunen; ich, der ihn kennt, halte ihn für den ruchlosesten Bösewicht, den der Himmel in seinem Zorn der entnervten und unmoralischen Welt zur Geißel gegeben hat und dessen Augenmerk beständig vorerst auf Betrug, dann auf Ausplünderung, zuletzt aber auf Revolutionierung und Unterjochung gerichtet ist."[3]) Am 18. September 1800 schickte Haller an Müller seine schon im Dezember 1799 er-

---

[1]) Brief vom 30. Juni 1800.

[2]) Es ist das 1801 in Weimar erschienene Werk: Geschichte der Wirkungen und Folgen des österreichischen Feldzuges in der Schweiz, 2 Theile, dessen Druck durch Böttiger vermittelt worden war (Maurer-Constant I, 339).

[3]) In einem Brief von Erlangen (3. September 1800) stellt er eine öffentliche Anklage, eine wahre Philippika gegen Bonaparte als den ersten und einzigen Anstifter und Urheber der Revolutionierung und Unterjochung der Schweiz in Aussicht mit Tatsachen, welche die Welt in Erstaunen setzen werden und die nur ihm bekannt seien. Das werde vielleicht der guten Sache mehr nützen, als ein paar gewonnene Schlachten. Aber er müsse in Österreich einen Verleger haben. „Dann soll der Coloß moralisch gestürzt und der erste Consul in allen Sprachen gebrandmarkt werden. Ich fürchte mich vor seinen Sbirren und seinen diplomatischen Verfolgungen nicht; was einmal geschrieben ist, das bleibt geschrieben, und dem übrigen werde ich schon zu entkommen wissen. Denn si omnes consentiunt — ego non, und wenn niemand mehr den Krieg führt, so werde ich ihn führen, mit allen Mitteln, die in meiner Gewalt stehen und die in der Kraft der Wahrheit liegen."



schienene Schrift über die Tendenz des 18. Brumaire, durch die er dazu beigetragen habe, über den gepriesenen Konsul die Augen zu öffnen; zugleich berichtete er von einer weiteren Schrift, die in Nürnberg unter der Presse sei: Was ist besser, Krieg oder Frieden mit den Franzosen? Er bietet für den wieder mit Nachdruck ausbrechenden Krieg seine Dienste an, vor allem für den Krieg mit der Feder, „um den Muth des deutschen Publikums zu entflammen, den Feind nach Verdienen zu charakterisieren, ihm den Nimbus seiner usurpierten Reputation und mit demselben fast seinen Anhang zu benehmen", und zuversichtlich schreibt er von sich selbst: „In diesem Krieg getraute ich mir das Obercommando zu führen und verspreche fast, den Sieg davon zu tragen."[1])

Mit den streng reaktionären Ansichten Hallers konnte Müller

[1]) Am 13. April 1801 antwortete Haller auf einen „sehr interessanten Brief" Müllers, in sehr gedrückter Stimmung infolge der verhängnisvollen Kriegsereignisse: „Ach, Freund, Johannes Müller, weinen Sie mit mir über das Unglück wie über die Entehrung der Schweiz!" Er bittet Müller um einen Rat über die Wege, die er nun einschlagen solle; er werde ihm nun oft schreiben: „Es ist ein Trost für mich, mein Herz in den Schooß eines so warmen und einsichtsvollen Vaterlandsfreundes ausschütten zu können, und das Vaterland ist doch der einzige Gedanke, der mich Tag und Nacht beschäftigt." — Doch ist es nicht zu diesem regen Briefwechsel gekommen; es sind nur noch wenige Briefe Hallers an Müller vorhanden mit Nachrichten über seine literarische Tätigkeit und über die Lage der Schweiz. In einem Briefe vom Jahre 1803 (Abschrift von Joh. Georg Müller) spricht sich Müller mit höchster Anerkennung über ein Memoire Hallers über die politischen Verhältnisse des Hauses Österreich aus und bezeugt seine große Übereinstimmung in seiner politischen Denkungsart. „Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie ich Ihren hellen und großen Blick und Ihren edlen Eifer gegen den Trug der Phrasen und Ihren erweckenden Aufruf zu Selbstgefühl, Wahrheit und Thätigkeit auf allen Punkten hochachte und sympathisch liebe!" — Erst im Jahre 1808, als Müller schon in Kassel war, nahm Haller den Briefwechsel wieder auf; er berichtete über seine Geschicke bis zur Rückkehr nach Bern, wo er den Lehrstuhl der allgemeinen Staatenkunde angenommen habe; er schickte auch Müller seine Antrittsrede und seine „Allgemeine Staatenkunde", nicht ohne seinen gewohnten Selbstruhm: er glaube, der Reformator der philosophischen Staatswissenschaft zu sein; er gründe die Rechte der Fürsten und Republiken auf unerschütterliche Fundamente, nämlich auf ihre e i g e n e n Rechte, nicht auf delegierte, deren sie keine haben. Er ersucht Müller, die Anzeige dieses Buches in der Jenaer Literaturzeitung zu übernehmen und durch seinen Einfluß als Generalstudiendirektor zu bewirken, daß er als Mitglied oder Korrespondent in die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen aufgenommen werde. Aus dem letzten Briefe Hallers an Müller (4. September 1808) geht hervor, daß dieser die Berufung Hallers an die Universität Göttingen bewirkt hatte, daß Haller aber ablehnte, weil er zu sehr in der mütterlichen Erde des Schweizerlandes eingewurzelt sei, obwohl er sich getraute, auf diesem Theater vielleicht die Opinion von ganz D e u t s c h l a n d umzugestalten und in der Folge unabsehbar viel Gutes zu stiften.



nicht einig gehen, noch viel weniger mit der Politik der Vergeltung und Rache gegen die Parteigänger der Franzosen und der helvetischen Regierung, wie sie der Kommissär Wyß empfahl. Müller vertrat nach wie vor den Gedanken weitgehender Zugeständnisse an den neuen Geist, vor allem in bezug auf das Verhältnis zwischen Stadt und Land, auf die früheren Untertanenländer und die gemeinen Vogteien, die er nicht wieder in ihrer alten, unhaltbar gewordenen Art erstehen sehen wollte; wie immer, wollte er auf die Versöhnung der Parteien, auf die Ausgleichung der Gegensätze hinwirken; aber auch ihm erschien zunächst die Befreiung der Schweiz vom französischen Joche, die Wiederherstellung der Unabhängigkeit und Integrität des Vaterlandes dringend notwendig, und dies war nur durch die energische Wiederaufnahme des Krieges erreichbar. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Müller selbst war seit dem Jahre 1800 jeder politischen Tätigkeit entrückt worden; auch die Vermittlerarbeit, die er zwischen dem österreichischen Ministerium und den Emigranten ausgeübt hatte, hörte vollständig auf, seit Thugut von der Leitung der äußeren Politik des Kaiserstaates verdrängt worden war; am 8. Oktober 1800 hatte an seiner Stelle Graf Ludwig Cobenzl das Ministerium des Auswärtigen übernommen; gegen Thugut wurden nun heftige Anklagen erhoben, weil er den Krieg schlecht geführt und den Frieden verzögert habe. Cobenzl selbst unterhandelte in Lunéville und Paris über den Abschluß eines Friedens mit Frankreich. Allerdings flammte noch einmal während dieser Verhandlungen die Kriegsfackel empor, bis in der Schlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800 die österreichische Kriegsmacht neuerdings zusammenbrach. Nun mußte sich Österreich zum Frieden entschließen; am 8. Februar 1801 unterzeichnete Cobenzl zu Lunéville den Friedensvertrag, durch welchen Österreich die Verbindung mit England brach, und jetzt hörte auch der Einfluß Thuguts, der noch fortgedauert hatte, solange die Frage der Fortsetzung des Krieges erörtert worden war, vollständig auf; auf Befehl des Kaisers verließ er Wien und zog sich nach Preßburg zurück, um dort den Rest seines Lebens, fern vom politischen Getriebe, zuzubringen. Müller, obwohl während seiner amtlichen Beziehungen durch das Mißtrauen und die Launen seines Vorgesetzten vielfach verletzt, hat auch noch der gefallenen Größe treue Anhänglichkeit bewahrt. Er besuchte Thugut wiederholt in Preßburg und führte in der nächsten Zeit mit ihm einen lebhaften Briefwechsel[1]).

[1]) Die Briefe Müllers an Thugut (11 Nummern, vom 2. Februar 1802 bis 28. September 1803) im Staatsarchiv zu Wien, Gr. Corresp. 447 k. Thuguts



Es sind vertrauliche Briefe, in welchen sich die beiden Männer in freimütiger Weise über politische, literarische und persönliche Verhältnisse aussprachen, in so rückhaltsloser Offenheit, daß man daraus erkennen kann, daß sie auf die gegenseitige Verschwiegenheit sich unbedingt verließen wie auf die Wahrung des Postgeheimnisses im österreichischen Staate[1]). Denn es sind darin Äußerungen über die Leiter der österreichischen Politik nach der Verdrängung Thuguts enthalten, die Müller hätten den Hals brechen müssen, wenn sie verraten worden wären. Daß man in Wien diese Beziehungen Müllers zu Thugut ungern sah, erkennen wir aus der Bemerkung, daß er vom Erzherzog Karl als Mitglied einer Konferenz vorgeschlagen worden war, die über die Mittel, wie der Staat zu retten sei, beraten sollte, daß aber der Graf v. Colloredo sich diesem Vorschlag durchaus widersetzt habe; der eigentliche Grund dieses Widerstandes seien die verschiedenen Reisen Müllers nach Preßburg gewesen[2]). Thugut zeigte sich für diese Anhänglichkeit seines früheren Untergebenen sehr dankbar: „Je m'estime heureux d'être dans le cas de m'attacher de plus en plus, par les liens de la gratitude, à un homme, dont j'ai toujours apprecié le mérite éminent; comptés je vous en prie Monsieur et pour toute la vie sur mon amitié la plus sincère et la plus constante; le plus vif de mes désirs sera toujours de vous prouver ma reconnaissance et la fidélité des sentiments que vous m'avés inspirés." Er hat auch dieses Versprechen eingelöst, als Müller im folgenden Jahre durch die Hartenberggeschichte in die größte Schwierigkeit kam. — Er legt in seinem Briefe vom 5. Februar 1802 das Geständnis ab: „Je suis né le

Briefe an Müller (10 Nummern, vom 5. Februar 1802 bis 29. Oktober 1803) auf der Stadtbibliothek Schaffhausen, Mscr. Müll. 212. Der Briefwechsel ist in französischer Sprache geführt. Einzelne Briefe, auf die im Briefwechsel Bezug genommen wird, sind nicht mehr vorhanden.

[1]) Am Schlusse des ersten Briefes vom 2. Februar 1802 bemerkt Müller: „Dans ce que j'ai écrit, Votre Exc. estimera le degré de confiance en Elle que cela suppose. Mais si des meilleures occasions s'en présentoient, Elle verroit le degré de vérité et d'énergie du dévouement bien senti avec lequel je suis à jamais le plus attaché et le plus obéissant serviteur."

[2]) Müller erklärt dazu, daß das gerade ihn bestimmen werde, sooft er dazu die Muße habe, dorthin zu gehen: „ Que j'aimerois mieux périr avec un homme des plus grands talens qui sait ce qu'il faut à l'état et aux circonstances et qui n'a jamais pensé qu'à l'état, que de partager la fortune ephémère d'un aventurier sans moyens qui prend les mesures les plus pernicieuses. Mais je suis bien éloigné de jamais entrer en liaison avec un homme dont je doute si je dois mépriser l'incapacité ou détester la malice, en le voyant prendre et faire adopter de telles mesures que les ennemis de cette monarchie n'en sauroient choisir des meilleures pour la précipiter dans les plus grands embarras."



plus paresseux de tous les hommes; il a fallu toujours de puissants motifs pour m'imprimer du mouvement, et les espérances dont je me suis vainement leurré pendant les huit ans de mon ministère, s'étant évanouies, je suis bien revenu de l'étrange manie de vouloir faire le bien malgré ceux, qui y sont les plus intéressés eux-mêmes." Und am 6. März schreibt er: „Ma marotte a été pendant mon ministère la grandeur et la gloire de l'Autriche, et il faudroit que j'eûsse totalement renié tous mes anciens sentiments, pour que l'on peut me soupçonner de participer de quelque façon que ce soit, à des mesures, qui sont diametralement opposés aux Principes, que j'ai constamment professés, et qui me paroissent rendre de plus en plus inévitable la ruine et le bouleversement général de l'Europe."

Müller übermittelte auch in dieser Zeit noch seinem früheren Vorgesetzten die Nachrichten aus der Schweiz und über die politischen Verhältnisse am Wiener Hofe; er äußert wiederholt die Ansicht, daß ein neuer Krieg bevorstehe und daß Thugut dann wieder an die leitende Stelle im Kabinett berufen werde, und er bietet ihm für diesen Fall bereits seine guten Dienste an[1]). Thugut antwortete darauf am 25. April: „L'abandon et la retraite totale conviennent à ma vieillesse, mais vous êtes encore dans l'âge de la plus grande activité, et avec un peu de patience il est à présumer que les circonstances amèneront des occasions où vous verrés rendre justice à votre mérite." —

Vom Sommer 1802 bis zum Mai 1803 kommt eine Unterbrechung in den Briefwechsel; er wurde von Müller am 11. Mai 1803 wieder aufgenommen mit einer längeren Auseinandersetzung über den unseligen Hartenberghandel, der auch in den folgenden Briefen berührt wird und uns in anderem Zusammenhang beschäftigen wird[2]).

Mit dem Rücktritt Thuguts vom Ministerium des Äußern anfangs Oktober 1800 hatte auch Müller seine politische Rolle in Wien ausgespielt; mit diesem Rücktritt seines Vorgesetzten fällt der Wechsel in seinen Anstellungsverhältnissen zeitlich und ursächlich zusammen. Der Wiener Hof gedachte nun die hervorragenden Eigen-

---

[1]) So am 21. März 1802: „Si Elle reprend la conduite des affaires, Elle sçait que je ferai ponctuellement tout ce qu'Elle voudra, et que je Lui communiqueroi exactement toutes les notices que j'auroi."

[2]) Das letzte erhaltene Schreiben ist ein kurzes Briefchen vom 27. Oktober 1803, in welchem Thugut einen kroatischen Rechtsgelehrten, der in Wien die Bekanntschaft Müllers machen wollte, diesem empfiehlt.



schaften des Gelehrten auf eine zweckmäßigere Weise nutzbar zu machen, indem er ihn an Stelle des verstorbenen Hofrates Abbé Denis zum ersten Kustos bei der Hofbibliothek ernannte mit einem Jahresgehalte von 4000 fl. Außerdem bewilligte ihm der Kaiser noch einen einmaligen Betrag von 1200 fl., als Entschädigung für die Auslagen von Müllers Schweizerreise im Jahre 1797, für die er bisher noch keine Schadloshaltung bekommen hatte[1]).

Müller zeigte dem geliebten Bruder die bevorstehende Veränderung seiner Stellung in einem Briefe vom 4. Oktober[2]) sofort an, noch bevor der Nachfolger Thuguts ernannt worden war: „Während dieser Krise starb der Hofrath Denis, Sined der Barde, Ossians Übersetzer, ein gewiß großer Literator, erster Custos der Hofbibliothek. Du weißt, daß 250 000 Bände, über 12 000 Manuskripte, bis 800 Bände Kupfersammlung, die seltensten Alterthümer und eines der prächtigsten Gebäude dieser Residenz die kaiserliche Bibliothek zu einer der ersten in der Welt machen, daß Lambecius vor mehr als hundert Jahren die Beschreibung ihrer Handschriften unternommen, Nessel, Kollar und Denis sie fortgesetzt haben. Hätte eine so schöne, zugleich so unabhängige und ehrenvolle Stelle deinen Bruder nicht reizen sollen? Wo ein angenehmerer Ausweg aus dem Wirrwarr der öffentlichen Geschäfte? Also begehrte ich sie, und ich werde dem Baron Thugut nie vergessen, wie gefällig er sich die Befriedigung meines Wunsches angelegen seyn ließ. Auch erklärte der Kaiser alsobald, daß, wenn ich sie wolle, keine weitere Wahl nöthig sey, und äußerte so bestimmt den allergnädigsten Entschluß, daß er bald allgemein bekannt und, ich darf sagen, sowol von den Größten des Hauses und bey Hofe als überhaupt sehr gebilligt wurde. Ich kan kaum zweifeln, daß ich dir nicht mit nächster Post den wirklichen Empfang der schriftlichen Ernennung zu dem, wahrlich von der Natur mir bestimmten Platz melden werde. Ich gestehe, daß dieses mich ganz außerordentlich freut. Glücklicherweise sind meine Vorweser in Recension der Handschriften eben bis auf die Geschichtschreiber gekommen, und es wird mir Lieblingsgeschäfte seyn, bibliothecae Augustae codices historiarum manuscriptos, quotquot sunt omnes, digerere, recensere, excerpere, und auch die Universal-Historie besonders aus den Handschriften dieser K. K. Bibliothek zu berichtigen. Alle Sonntage und Festtage, alle Abende, den ganzen Septembermonat hätte ich frey, kan also des Theaters (das ich sehr liebe) und mancher Luftveränderung genießen, mit

[1]) Siehe oben S. 418, Anm. 1.

[2]) S. W. VI, 411 ff.



dir seyn, wenn du mich besuchst, auch unschwer ein paar Monate zu einem Gegenbesuche erhalten."

Am 8. Oktober konnte Müller dem Bruder berichten, daß die Resolution des Kaisers eingetroffen sei; „schreibe mir also künftig ‚Conseiller Aulique et premier Garde de la bibliothèque Impériale'". Am 7. November schrieb er dem Bruder zum erstenmal aus den Räumen der Hofbibliothek: „Schon bin ich in voller Arbeit, sowol die gedruckten Arbeiten meiner Vorgänger (Lambeck, Nesselius, Kollar, Denis) zu studiren als von den Manuskripten Einsicht zu nehmen. Schnell kan das, der Menge wegen, nicht gehen; aber ich sehe schon, daß die Arbeit fruchtbar seyn wird. Genuß ist viel dabey, schon im Anblick der vielen 1000 herrlichen Werke, die ich solang ungesehen verehrte, nun in prachtvollen Exemplaren zu täglichem Gebrauche habe. Zu verbessern ist viel; aber ich schweige und merke es mir nur, theils weil ich erst alles genauer wissen muß und niemanden scheu machen will, theils weil der, zwar alte und kranke, aber mit mancherley seltsamen Begriffen eigensinnig behaftete Bibliothekarius noch lebt. Es soll aber, wenn Gott will, viel gutes für die Litteratur und für das Publicum auf mancherley Weise geschehen. Hiebey nun zu bleiben, wünsche auch ich, den Fall ausgenohmen, da ich dem gemeinen Wesen irgend einen wesentlichern oder dringendern Dienst leisten könnte; das hängt vom Schicksal ab. Läßt es mich, wie und wo ich bin, so sey ihm Dank; ruft es mich zu der oder dieser That, so möge das für nur bald vorübergehende Tage seyn." Dann schreibt er über seinen Vorgänger: „Denis war ein so guter als gelehrter Mann, freylich nicht mehr nach der Mode wie als Sineds Leyer entzückte; aber er that seine Pflicht nach seinem Gewissen, welche Gewissenhaftigkeit auch in seinen Arbeiten sichtbar ist, deren letzte Correcturbogen ich nun mit Vergnügen besorge; ich werde eine praefatiunculam zu seinen Ehren voraussetzen[1]) (es ist der 5. Band der codicum theologicorum). Du weißt, daß er Jesuit gewesen; wie er im Orden lebte, so, genau, lebte er immer seither, äußerst ordentlich, ruhig, ehrwürdig. Seine Seele ruhe im Frieden Gottes!"

Den Gedanken, sich an irgend eine Stelle in der helvetischen Republik berufen zu lassen, gab er jetzt auf: „Nach B. (Bern) kanst du leicht denken, daß ich nun schlechterdings gar keine Lust habe; ich müßte ein Narr seyn; zu würken ist unter jenen euren Vormündern ohnedem nichts; Gott bewahre! kommt ihr dafür zu mir."

[1]) Müller hat diese Absicht nicht ausgeführt, weil bald nachher die Selbstbiographie von Denis erschien (Brief vom 9. Juni 1801, S. W. VII, 25).



Johann Georg war über diese Veränderung der Lage des Bruders hocherfreut. „Mit innigster Freude und Rührung“, schrieb er am 19. Oktober, „habe ich deine zween Briefe vom 4. und 8. Oktober, die miteinander gekommen sind, gelesen. Du bist wohl ein rechtes Glückskind, und Gott giebt dir, was dein Herz wünschet. Das war eben die Stelle, die ich dir schon längst wünschte, wo du dich ganz d e m Berufe widmen kannst, zu welchem dich die Natur ausgezeichnet bestimmt hat und wo du einmal, hoffentlich für dein ganzes Leben, der heillosen politischen Geschäfte los bist. Da bleibe nun auf Zeitlebens, und schöpfe aus dieser reichen Quelle der Erkenntniß Unterricht für die Nachwelt. Einmal mußt du doch aufhören, für dich selbst zu schöpfen, und dann auch andern mittheilen.[1]“)

Auch andere Freunde begrüßten diesen Wechsel in der Tätigkeit Müllers lebhaft. Böttiger schrieb ihm am 9. Februar 1801[2]): „Sie sollten nur sehen, wie die edeln Herders und ich uns über diese fröhliche Wendung Ihres Schicksals, so oft wir von Ihnen sprechen, freuen, und das geschieht fast, so oft wir zusammenkommen. Die Nachricht, daß ein neuer Theil Ihres unsterblichen Werkes über die Geschichte Ihres Volkes schon beym Verleger ist, war uns ein wahres Evangelium. O vollenden Sie! Diese Geschichte lebt nicht in der Gegenwart.“

Müller selbst schrieb in seinem zweitletzten Briefe an den alten Gleim[3]): „Die politische Laufbahn habe ich aufgegeben, und, mit Aufopferung der Aussicht auf mehr Einkommens und größern Titel, mich genügsam in die Bibliothek verschlossen; da bin ich allen

[1]) Am 11. Februar 1801 schreibt er: „Du hast so viel Zeit mit politischen Geschäften verschwendet, daß du der Welt schuldig bist, nachzuholen, was du an gelehrten Arbeiten versäumt hast.“

[2]) Maurer-Constant I, 339.

[3]) 23. Februar 1802. Körte II, 600 ff. Der Briefwechsel mit Gleim setzt sich bis zu dessen letztem Lebensjahr (gest. 18. Februar 1803) fort. Vom 4. August 1802 ist der letzte Brief Müllers an Gleim erhalten (S. W. XVII, 203 ff., Körte II, 604 ff.). Er handelt vor allem von der Herausgabe der Briefe Müllers an Gleim, gegen die Müller einige Bedenken äußert, aber die Auswahl der Briefe dem greisen Freunde überläßt. Sie wurden erst 1806 von Körte in Halberstadt herausgegeben, nachdem Müller die Handschrift zur Revision und zur Auswahl der zu druckenden Briefe erhalten hatte. Seinen letzten Brief an Gleim schließt Müller mit den ergreifenden Worten: „Ehrwürdiger Freund meiner Jugend, Gott friste Ihr Leben; ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie noch zu sehen. Giengen Sie aber früher hinüber, wo Sie Kleist im Kreise der Helden der Freundschaft erwartet, alsdann, o Vater, sagen Sie dem Edlen: auch im neunzehnten Jahrhundert schlage auf dem Erdenrunde wenigstens noch Ein der Freundschaft geweihtes Herz. — Mit Herz und Seele umfasse ich Sie; Gott erhalte Sie uns noch! Ihr Geist und Herz sind noch nicht erkaltet, und von innen kommt das Leben.“



lernbegierigen Jünglingen und forschenden Männern zu Dienst, genieße mit Heißhunger (so wie von jeher) die schönsten Producte guter Zeiten und setze an Vakanztagen die Geschichte meines gewesenen Vaterlandes nebst einem größern Werk fort, welches meine Ansicht der verschiedenen Veränderungen des menschlichen Geschlechts im Großen enthält."

Mit großem Eifer widmete sich nun Müller seinen Arbeiten auf der reichen Bibliothek, die ihm ungemein zusagten, weil sie sein Wissen überaus bereicherten. Er freute sich über die zunehmende Benützung der Bücherschätze und war den zahlreichen Besuchern ein dienstfertiger und zuverlässiger Berater[1]). Dabei empfand er bald den Mangel eines Realkataloges, und er entschloß sich, selbst einen solchen anzufertigen, obwohl er für diese Arbeit bei seinem direkten Vorgesetzten, dem greisen Bibliothekar van Swieten, kein Verständnis fand[2]). Wie er seine Aufgabe auffaßte, schreibt er am 6. März 1801: es sei eigentlich eine Zerlegung des alphabetischen Kataloges unter ungefähr 80 Titel. Wiederholt berichtete er vom Fortschreiten dieser Arbeit; am 11. August 1802 konnte er dem Bruder ihre Vollendung anzeigen[3]).

[1]) So schreibt er am 10. November 1801: „Die Leserei in der Bibliothek, auch von angesehenen Männern und Fremden, nimmt so zu, daß ich in meinem Zimmer noch 12 Plätze habe einrichten lassen; man sah Jünglinge mit Folianten in der Hand in den engen Wegen, wo man durchpassirt; wie viel es zu beantworten, zu rathen und nachzusuchen giebt, kannst du dir vorstellen; es ist aber auch ungemein angenehm."

[2]) 7. Februar 1801: „Stelle dir vor, daß über die 250 000 Bücher kein Realcatalogus ist, also niemand weiß, was und wie viel man über jeden Gegenstand hat, noch was fehlt, oder womit man den wißbegierigen helfen kan. Ich habe den Bibliothekar van Swieten vergeblich hierüber gesprochen und führe seine Gegengründe nicht an, denn sie würden zum Spott erdacht scheinen. Den Subalternen mag ich es nicht zumuthen; einige könnten, andere dürften oder wollten nicht. Also mache ich ihn selbst. Nämlich summarisch; daß kein Buch übergangen, aber von den Titeln nur so viel bemerkt wird, als m i r hinreicht. Wenn diese Arbeit vorbey ist, dann kenne ich die Bibliothek, dann kan ich sie nützen und nützlich machen." Im Briefe vom 6. März 1801 teilt er dem Bruder nun doch die Gründe mit, die van Swieten gegen die Errichtung eines Realkatalogs geltend gemacht habe: es sei keine mathematisch bestimmte Einteilung der Wissenschaften möglich; also sei es besser, gar nicht systematisch zu ordnen; es sei auch nicht nötig; denn wer auf die Bibliothek komme, müsse schon wissen, was für ein Buch er haben wolle; endlich daß ein Realkatalog die vorhandenen Mängel aufdecken würde.

[3]) Er hatte sich allerdings genötigt gesehen, sie auf einen „Auszug" des Katalogs zu beschränken. „Den Realcatalogus, worin mir zu viel Wust von Compendien, Dissertationen, ascetischen und homiletischen Schriften kam, habe ich in einen, freylich systematischen, Auszug des Catalogus für mich verwandelt; in denselben kommen Geschichte, Poesie, Künste vollständig, von andern Wissenschaften



Es ist nicht zu bezweifeln, daß Müller aus seiner Stellung bei der Staatskanzlei verdrängt worden ist. Das geht auch aus einem Briefe hervor, in welchem der junge Erzherzog Johann sein Erstaunen über diese unerwartete Wendung aussprach[1]). In seiner Antwort vom 11. November 1800 versicherte Müller, daß er mit seiner neuen Stelle wohl zufrieden sei; er hoffe, sie auf eine für die Öffentlichkeit vorteilhaftere Weise ausfüllen zu können als die frühere, deren Verlust er durchaus nicht bedaure. Die Beziehungen Müllers zu diesem hochstrebenden königlichen Jüngling gehören zu den anziehendsten Verbindungen seines Wiener Aufenthaltes; sie wurden noch jahrelang fortgesetzt, nachdem Müller Wien mit Berlin vertauscht hatte. Im Spätjahr 1798 waren sich die beiden, durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihr Alter so Verschiedenen, der noch nicht siebzehnjährige Bruder des Kaisers Franz II. und der im reifen Mannesalter stehende Gelehrte, nähergetreten; die Liebe zur Wissenschaft der Geschichte hatte sie zusammengeführt. „Ich habe", schrieb Müller im November 1798 dem Bruder, „eine Bekanntschaft gemacht, welche mich sehr freut: des Kaisers Bruder, Erzherzog Johann. Er hatte eben zum zweiten mal meine Geschichte und so gelesen, daß er alle Lokalitäten, Familien etc. der Schweiz auswendig weiß so gut als ich; nun liest er das ungedruckte. Ich habe nicht leicht bey so jungen Jahren so viele Lernbegier, so feste strenge Liebe für Wahrheit und Recht, und innere Kraft gesehen; dabey die bescheidenste Simplicität, ungemein viel einnehmendes." Der jugendliche Prinz verehrte in Johannes v. Müller seinen väterlichen Freund und Ratgeber, dem er seine innersten Gedanken und Pläne mitteilte und mit dem er in vertrautesten Verkehr trat, obwohl diese Beziehungen in den Hofkreisen offenbar nicht gerne gesehen wurden[2]).

theils Hauptwerke, theils die brauchbarsten und sonst sich auszeichnenden" (Brief vom 21. März 1801). „Meinen systematischen Auszug des alphabetischen Catalogs habe ich nun bald vollendet: von 250 Capseln, die dieser hat, habe ich 220 schon durchgangen" (22. Mai 1802). „Endlich ist auch meine Arbeit über den Catalogus der Kais. Bibliothek vollendet, und gestern fing ich an, die Manuskripte zu durchgehen" (11. August 1802).

[1]) Der Brief, sehr flüchtig geschrieben, gehört dem Ende des Oktobers 1800 an. Die betreffende Stelle lautet: „Cobenzl que j'ai vu ici m'a dit une drôle de chose c'est ce qu'il est donc enfin reussi au V. B. de vous placer de côte et ce qu'on vous a fait custos a la Bibliotheque, j'étois très étonné comme j'ai appris cela en discourant sur la chancellerie d'état de sa bouche. On voit quels amis qu'on (statt ont) les honnêtes gens." (Im Abdruck von Maurer-Constant VI, S. XXXIV f. ist der Brief etwas korrigiert.)

[2]) Erzherzog Johann an Müller 27. Januar 1799: „Nous ne nous pourrons pas voir de sitôt; car il y a à présent toujours des anges-gardiens. Mais cela



Den lebhaftesten Anteil nahm der junge Erzherzog an den Angelegenheiten der Schweiz, die er aufrichtig liebte und deren verhängnisvolles Schicksal er mit Müller beklagte. Offenbar durch diesen angeregt, hat er schweizergeschichtliche Studien betrieben und gelegentlich kleinere Abhandlungen über Schweizergeschichte verfaßt, so über den Burgunderkrieg und den Schwabenkrieg, die er seinem verehrten Freunde vorlegte[1]). Er brannte vor Begier, seine Liebe für das Schweizerland durch ruhmvolle Taten bekunden zu können, und er suchte sich dafür vorzubereiten durch strategische Studien, die er Müller zur Einsicht und Korrektur unterbreitete, so ein Memoire über die Verteidigung Graubündens[2]), über ein System von Operationen im Veltlin, über einen Operationsplan zur Befreiung der Schweiz. Er trug sich mit der Hoffnung, bei derselben in leitender Stellung mitwirken zu können, und er gedachte dann den Geschichtschreiber der Schweiz in seine nächste Umgebung zu ziehen. Dieser ermahnte wiederholt seinen jungen Freund zur Geduld, als der kaiserliche Bruder die Einlösung seines Versprechens, ihn bald zur Armee zu schicken, länger hinausschob, als es dem tatendurstigen Jüngling genehm war. Im Sommer 1800 ging sein sehnlicher Wunsch endlich in Erfüllung. Auch vom Felde aus blieb der Erzherzog mit Müller in regem Briefwechsel und berichtete ihm über seine Eindrücke und Beobachtungen, wobei die Entwicklung der schweizerischen Verhältnisse im Mittelpunkt des Interesses steht. Müller unterließ es seinerseits nicht, dem jungen Freund die Ver-

n'empêche pas que je ne vous écrive ce que je pense." Die Korrespondenz zwischen Müller und dem Erzherzog Johann auf der Stadtbibliothek Schaffhausen Msc. Müll. 202, 89 Nummern von 1799—1807 mit Beilagen, dabei Briefe Müllers an den Erzherzog, einige im Original, die meisten in Abschrift Joh. Georg Müllers vom Jahre 1812. Die Briefe des Erzherzogs sind mit einigen Auslassungen und der Korrektur der vielfach fehlerhaften und flüchtigen Schreibweise veröffentlicht bei Maurer-Constant Bd. VI, S. I—C.

[1]) Im handschriftlichen Nachlaß Müllers (St.-B. Müll. 261) befindet sich eine solche Abhandlung, „Burgundischer Krieg", offenbar von der Hand des Erzherzogs, mit einer Einleitung S. I—VII und einer in 7 Kapitel eingeteilten Geschichte des Burgunderkrieges bis zur Aufnahme von Freiburg und Solothurn, 38 numerierte Blätter, 136 Seiten 4°. Sie bietet nichts Neues und beruht nicht auf selbständigem Quellenstudium, eine Schülerarbeit, die aber doch das rege Interesse des Erzherzogs an den Verhältnissen der Schweiz bekundet. — Zum 30. April 1799 findet sich im Tagebuch Müllers der Eintrag: „Besuch bei Erzh. Johann, der mir das erste Kapitel seiner Geschichte des Schwabenkriegs, welches gut, deutlich und urkundlich geschrieben war, vorlas." Am 7. Juni berichtet er, daß diese Geschichte vollendet sei.

[2]) St.-B. Müll. 202. Handschriftliche Abhandlung des Erzherzogs, „Bünden", mit einigen Korrekturen von der Hand Müllers.



hältnisse und Stimmungen in Wien zu melden und ihm gute Ratschläge zu erteilen; so macht er ihn z. B. aufmerksam auf gewisse nachteilige Nachreden, die er sich durch unvorsichtige Äußerungen gegen die Erzherzogin Elisabeth in Wien über seine ehrgeizigen Pläne zugezogen habe[1]) und denen Müller entgegengetreten sei; er mahnt den jungen Fürsten, der durch zu große Strenge gewisse Kreise von Offizieren sich entfremdet zu haben scheint, die Liebe der Generale, Offiziere und Soldaten zu gewinnen und ihren Mut zu beleben, und er rät ihm an, in beständiger enger Verbindung mit seinem hochverdienten älteren Bruder, dem Erzherzog Karl, der ihn zärtlich liebe, zu bleiben.

Es ist bei dem regen Interesse, das Müller seit jeher für politische Verhältnisse zeigte, undenkbar, daß er sich von politischen Erörterungen ferngehalten hätte, nachdem ihm in Wien die vollständig unpolitische Stelle an der Bibliothek angewiesen worden war. Nicht nur mit dem jungen Erzherzog, sondern auch mit seinen Freunden in der Schweiz unterhielt er eine rege Korrespondenz und ließ sich von allen Vorgängen, die in seinem Vaterlande in den ereignisreichen Jahren der politischen Wirren von 1800—1803 sich zutrugen, genauen Bericht erstatten; er hielt auch mit seinem Urteil darüber nicht zurück[2]). Gelegentlich wurde er auch noch um seine Verwendung in geschäftlichen Angelegenheiten ersucht. So bat ihn der Bruder, er möge dahin wirken, daß die Forderung von Schaffhauser Kaufleuten für Unterstützungen, die sie im Jahre 1799 der russischen Armee im Betrage von 200 000 fl. geleistet hatten, anerkannt und befriedigt werde aus einer Zahlung, die England kürzlich im Betrage von 500 000 Pfund geleistet habe. Durch die Nichtberücksichtigung dieser Forderung würden viele Privatpersonen in Schaffhausen, die ihr Geld dazu vorgestreckt hatten, zu großem Verlust kommen[3]). Müller antwortete darauf, es sei vorderhand nichts

---

[1]) Brief vom 11. November 1800 im Entwurf.

[2]) Er schrieb zwar am 22. November 1800 dem Bruder über eine in Wien erschienene Broschüre, „wie ein classicum, und ein sehr lautes; einige schreiben sie mir zu; aber bei Ehre und Liebe, es ist nicht wahr; ich mische mich gar nicht mehr in die politischen Händel; das versichere und bezeuge, wenn auch dorthin so etwas kommen sollte“.

[3]) 19. November und 27. Dezember 1800. Die Antworten Müllers vom 9. Dezember 1800 und 10. Januar 1801. So ersuchte ihn auch Füßli, sich für die schweizerischen Kriegsgefangenen in Österreich, die wahrscheinlich auf Betreiben der Emigranten äußerst hart und grausam behandelt werden, zu verwenden (Brief vom 18. Juni 1800, St.-B. Müll. **204**, 2). Müller sagte seine Verwendung zu, verlangte aber noch nähere Angaben und bezweifelte, daß die Emigranten ihre Hände im Spiel haben (9. August 1800, ebenda).



zu erreichen, weil in die vom Feinde besetzten Länder kein Geld geschickt werde. „Indeß werde ich, wie für jede gerechte Sache, besonders wo meine Mitbürger interessiert sind, mein möglichstes gerne thun." Er wendete sich in der Tat in dieser Angelegenheit an den ihm befreundeten Grafen d'Antraigues, der damals in Wien im Auftrage der russischen Regierung sich aufhielt. —

Im Kreise von Müllers Freunden und Bekannten hoffte man immer noch, er werde in dieser oder jener Eigenschaft in die Schweiz kommen und in hervorragender Weise an der Wiederherstellung des Vaterlandes teilnehmen. Vor allem sein alter Zürcher Freund Johann Heinrich Füßli suchte dahin zu wirken, daß Müller in die Schweiz zurückberufen werde, und der greise Dr. Sulzer in Winterthur, der seit dem Sommer 1800 mit Müller in Briefwechsel getreten war, meinte, er sollte der zweite Nikolaus von der Flüe werden[1]). Und der Pfarrer Schweizer von Embrach, der sich durch seine leidenschaftlichen Ausfälle gegen die helvetischen Behörden schließlich heftige Verfolgungen zuzog, forderte im Frühling 1800 die gesetzgebenden Räte auf, auseinanderzugehen und die Leitung des gemeinen Wesens einem Conseil permanent, dessen beständiger Präsident der Geschichtschreiber der Schweiz sein solle, zu übergeben[2]). —

Welche Gesichtspunkte Müller für die Wiederaufrichtung des Vaterlandes ins Auge faßte, führte er in einem eingehenden Briefe an Füßli vom 1. März 1800 aus[3]): Wiederherstellung, feierliche Er-

---

[1]) Sulzer an Müller 3. Mai 1801. Die Briefe Sulzers aus den Jahren 1800 und 1801 (die späteren, von 1805 bis 1808, sind von geringem Interesse) tragen zwar hie und da den Charakter politischer Kannegießerei an sich, enthalten aber doch manche recht beachtenswerte Urteile über Verhältnisse und Personen jener unglücklichen Epoche der politischen Wirren und Staatsstreiche in der Schweiz. Sulzer erklärt im zweiten Briefe (8. September 1800), er sei erst als alter Mann dazu gekommen, sich mit politischen Fragen zu befassen, und zwar dadurch, daß ihn sein Jugendfreund Hotze bei seiner Anwesenheit in der Schweiz zu Rate gezogen habe. — Müller selbst hat diese Briefe mit großem Interesse gelesen und beantwortet (22. November 1800, S. W. XVII, 185 ff.). Ein zweiter, undatierter Brief (S. W. XVII, 195 ff.) ist in den Frühling 1801 zu verlegen, kurz vor der Reise Müllers in die Schweiz.

[2]) Joh. Georg an den Bruder 16./17. Mai 1800. Müller antwortete darauf am 8. Juni 1800: „Was Pfarrer Schwyzer vorschlug, wird zwar nicht geschehen; es ist mir aber lieb, überhaupt zu sehen, daß man doch nicht vergessen ist, noch ganz unbrauchbar scheint. Indeß läßt sich auch in diesen Dingen meinerseits nichts thun, als den Gang und Wink der Vorsehung abwarten und ihm folgen."

[3]) J. Müllers Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz S. 224 ff. Müller selbst schreibt über diese Ausführungen: „Unausgebildet, in rohen Zügen, skizzire ich à tire-plume; du verstehst von selber, welche Modificationen die Local-



neuerung der alten ewigen Bünde in ihrer ehrwürdigen Einfalt, mit dem Neutralitätsgrundsatz als Fundamentalartikel, Einsetzung einer Tagsatzung — Conventus Helvetiorum —, die jährlich regelmäßig einmal, in der Zwischenzeit nach Bedürfnis zusammentreten soll, um die gemeinsamen Geschäfte zu beraten; diese sollen sich auf alle auswärtigen Angelegenheiten beziehen, in denen die Eidgenossenschaft immer wie nur e i n Mann erscheinen soll, ferner auf Übereinkünfte über die innere Polizei, über den Handel, die Sicherheit und Ordnung; sie soll entscheiden in Streitigkeiten zwischen den Kantonen und zwischen Regierungen und Untertanen. — Die Kantone sind wieder als selbständige Staatswesen herzustellen; den „Hirtenländern" sollen ihre uralten Demokratien zurückgegeben werden; in den Städtekantonen sollen die Hauptstädte als Zentren der Bildungsanstalten und der Depots (von Archiven, Magazinen, gemeinen Geldern und so weiter) die Regierung wieder erhalten; doch sollen ganz unvermögliche Stadtbürger, die sich nicht die nötige Bildung erwerben konnten, von Amtsstellen ausgeschlossen sein, dagegen Landleute mit beträchtlichem Vermögen ins Bürgerrecht aufgenommen werden und in der zweiten Generation zu Ämtern gelangen können. — Zur Verwaltung der Bezirke und der Dominialgüter sollen Landvögte verbleiben, die aber von den Landleuten selbst aus den Großen oder Kleinen Räten gewählt werden sollen. — Handel und Wandel sollen frei sein; es wird sich mit der Zeit schon ergeben, daß der Landbau die Hauptarbeit des Landmanns sein wird, während die Städte die Zentren des Handels bilden; „die Natur will es". — Das Finanzwesen soll bleiben, wie es war; es drückte keinen und ermöglichte eine ehrbare Wohltätigkeit. — Im Kriegswesen sollen die auswärtigen Dienste erhalten bleiben als Abfluß für die Menge der unruhigen Jugend und als Unter-

anwendung erfordern würde" (St.-B. Müll. 204, 2). — In einem Briefe an Joseph Planta in London vom 12. Juli 1800 (S. W. XVII, 166) führt Müller aus, daß die für die Ruhe und Freiheit der Schweiz notwendige Neutralität sich besser sichern lasse durch eine föderative Regierung als durch das Einheitssystem. „Il lui faut (et aux voisins pour leur sureté) la fédération; elle lui est essentiellement nécessaire." So schreibt er auch am 22. November 1800 an Dr. Sulzer (S. W. XVII, 186): „Dann, wenn Sie dem Großconsul begreiflich zu machen wissen, daß die wahre, nicht bloß tituläre Neutralität, und daß die Freyheit eines jeden Cantons, sich zu regieren, wie er will, die Grundzüge seyn müssen, und daß nur die Herstellung der guten unschuldigen alten Schweiz mit Verbesserung der unläugbaren Gebrechen derselben, ihm den ewigen Dank dieser Nation verdienen kann, dann, sage ich, läßt sich mit Lust raisonniren, und will auch ich (so satt ich der politischen Geschäfte habe) meine innigsten Gedanken über alle Hauptpunkte mit Freuden mittheilen."



haltungsmittel der Waffenliebe; für das Innere ist eine allgemeine Norm nötig und auf Tagen darüber zu handeln. — Für die gemeinen Herrschaften soll das Beispiel der Vorfahren von 1352 gegenüber von Zug und Glarus befolgt, das heißt sie sollen zu selbständigen Orten erhoben werden. Wenn auch diese Vorschläge noch Modifikationen erhalten können, so ist doch daran festzuhalten: „1. Bleibe die Schweiz, und werde durch eine fremde Verfassung nicht sich selbst fremd. 2. Werde die Zukunft der Vergangenheit möglichst angeschlossen; so wird alles ehrwürdiger und findet alles leichter seinen Platz. 3. Werde nichts theoretischen Schimären aufgeopfert; wogegen kein anderes Mittel ist, als Festhalten auf Urkund und Recht." Müller spricht sich lebhaft gegen die damals in Frage kommende Änderung in der Zusammensetzung der Kantone, gegen die Herstellung möglichst gleichgroßer Kantone aus; sie würde die mit Geld und Blut wohlerworbenen Besitzrechte der alten Kantone vernichten[1]). — Das Schicksal der Schweiz hänge aber ganz von der Entwicklung der „großen Geschäfte", das heißt der europäischen Verhältnisse ab; die Neugestaltung werde nicht ohne Mitwirkung auswärtiger Mächte erfolgen. „Dieses sage ich in der Voraussetzung, daß Ihr ganz allein vielleicht Euch nicht vereinigen könntet." Müller beschwört den Freund, sich zum Wohle des Vaterlandes mit Männern zu vereinigen, die so gut denken wie er. „Wir sind in Zeiten gekommen, welche alle moralische Kraft erheischen, die wir durch so viel Studium aufgenährt, und am Altar des unvergeßlichen, uns beyden wie theuren! Vaterlandes erwärmt hatten. Deren werden noch mehrere seyn. Diesen schreibe, rede mit ihnen; handelt sich's nicht ums Daseyn? Bruder, Herzensfreund meiner Jugend, und noch jetzt meine Hoffnung! Meine ganze Seele hängt an der armen Schweiz, und es fehlt schlechterdings an meiner Bereitwilligkeit für alle Rettungsmittel nicht. — Den Guten und Edeln, von denen du sagst, sie gedenken mein, versichere, daß ich ganz des Vaterlandes bin, mit ihnen leide, nichts sehnlicher wünsche,

---

[1]) Im Briefe vom 13. Mai 1800 (a. a. O. S. 244 ff.) wendet er sich noch deutlicher sowohl gegen die Einförmigkeit in den Verfassungen als gegen die Gleichheit in der Größe der Kantone. „Für beyde bin ich nicht eingenommen, weil ich aus der ganzen Ansicht, sowohl der Geschichte als des Zustandes der Welt, gelernt zu haben glaube, daß eben Mannigfaltigkeit durchgängig Zweck der Natur, Geist der Weltregierung, also durchaus nicht zu scheuen ist; selbige aber ihren wahren Schauplatz gerade in Ländern hat, deren physische Gestalt selbst so viele Verschiedenheiten darbietet, daß sie zu Musterkarten, zu Experimentenapparat für die mancherley Verfassungen ganz organisirt scheinen: So Griechenland; so unsere Schweiz."



als die Wiederaufrichtung der friedlichen Hütte, und daß der Kaiser selbst und sein Minister gewiß gut für uns denkt."

Darüber waren Müller und seine Freunde im klaren, daß die Schweizer bei der herrschenden Parteisucht und Leidenschaftlichkeit von sich aus nicht zur Herstellung der Ruhe und Ordnung im eigenen Vaterlande kommen würden; während sie aber noch im Jahre 1800 auf eine Einwirkung der verbündeten Mächte rechneten, mußten sie nach dem Zusammenbruch der zweiten Koalition erkennen, daß das Schicksal der Schweiz von dem Willen des allmächtigen Lenkers der französischen Republik, dem Ersten Konsul Bonaparte, abhängig sei. Ihre Hoffnung war darauf gerichtet, daß dieser zur Überzeugung kommen möge, daß die unbedingte Neutralität der Schweiz und die föderalistische Staatsform die Grundlagen für die Neugestaltung der schweizerischen Verhältnisse bilden müsse[1]). Zwar flößte der Held des 18. Brumaire ihnen noch Schrecken und Abscheu ein[2]). Aber man mußte sich notgedrungen mit der Tatsache abfinden, daß in seinen Händen das Wohl oder Wehe des Vaterlandes liege, und dem neuen Geschäftsträger der französischen Regierung, dem aus Württemberg stammenden Grafen Karl Friedrich Reinhard, der im Februar 1800 nach Bern gekommen war und bald offenkundig die föderalistische Bewegung unterstützte, brachten sie großes Vertrauen entgegen[3]). Was der Schweiz im Falle

---

[1]) Siehe S. 516, Anm. 1, Brief an Sulzer vom 22. November 1800.

[2]) Johannes v. Müller schreibt am 12. Februar 1800 dem Bruder (Haug **II**, 224): „Mit Unrecht vergleichst den Sylla und Cromwell dem corsischen Abenteurer. — Ich kan ihn nicht leiden, weil in ihm keine Wahrheit, weil er ein Lügner ist von Anfang." Johann Georg antwortete darauf am 24. Februar 1800 (Haug **I**, 223): „Was du von Bonaparte schreibst, (ist) heilig wahr. Er ist die Giftblume der seit einem Jahrhundert so wohl gepflegten Pflanze der Philosophie, Belletristerey, Aufklärung und Unglaubens."

[3]) Füßli an Müller 24. August 1800. Er meint, die Vorberatung der künftigen Verfassung der Schweiz sollte einem Ausschuß von Schweizern übertragen werden, deren Auswahl vom österreichischen Kabinett Johannes v. Müller anheimgestellt werden sollte, „so wie die Fränkische Regierung es nicht übel treffen würde, wenn sie dazu gerade ihren gegenwärtigen Minister in der Schweiz, den biederen deutschen Reinhard erkiesen sollte. So ziemlich vom Nähern weiß ich, daß derselbe täglich mehr bald von allen Seiten das Zutrauen gewinnt und gewiß vor allem verdient." — Reinhard wurde im August 1801 aus der Schweiz abberufen und durch den Gesandten Verninac ersetzt, weil Reinhard den schwierigen Verhältnissen der Schweiz nicht gewachsen erschien. Er berichtete am 1. September 1801 seine Abberufung an Müller mit der Erklärung: „Ce que a motivé la nomination d'un nouveau Ministre, c'est l'espérance de mieux concilier les esprits par l'entremise d'un homme qui n'ait aucun ressentiment à menager ni aucune prévention à combattre (St.-B. Müll. **204**, 3).



eines baldigen Friedensschlusses bevorstehe, sah Müller schon im Juli 1800 voraus[1]): „J'ai tout lieu de croire qu'une ombre d'indépendance, telle qu'il y en peut avoir en cet état de l'Europe, lui sera restituée, et que, dans la soi-disante liberté du choix, l'on fera adopter une constitution pourtant plus analogue à l'ancienne que ce que nous avons vû depuis, car B(onaparte) ne voudra ni la forme qu'il a detruite chez lui, ni un petit collégue de Consuls; au lieu que la fédération avec une diète un peu plus significative que cydevant, paroit innocente." Mit vollem Rechte wird hier darauf hingewiesen, daß der Erste Konsul kein Interesse daran habe, in der Schweiz eine Verfassungsform aufrecht zu erhalten, die er in Frankreich selbst zerstört habe.

Am zweitletzten Tage des Jahres 1800, nach dem für Österreich verhängnisvollen Ausgang der Schlacht von Hohenlinden, äußert Müller in einem Briefe an den Bruder die Befürchtung, daß die Franzosen bis nach Wien vordringen möchten, und er fragt ihn um Rat, ob er in diesem Falle in Wien bleiben oder einen ehrenvollen Ruf aus der nämlichen Gegend, wie neulich der Bruder, annehmen solle[2]). Er sah die machtvolle Entfaltung des bonapartistischen Reiches voraus: „Das sehe ich, daß dem neuen Römerreiche nichts als etwa der östliche Theil obengenannten Landes entgehen wird, und wenn ich bedenke, in welchen Umständen schon zu Augusts Zeiten Strabo die herrlichen Länder der alten Welt fand, so schaudert mir vor der Würkung ähnlicher Ursachen. Die Skythen allein blieben auch dazumal unerreicht, und aufbewahrt, die verdorbene Welt einst vollends umzukehren und zu erneuern. — In Wahrheit steht eine unerhörte Zeit vor: denn so leicht wie die Syrer und Lydier werden nicht alle Europäischen Männer den Stolz der Unabhängigkeit aufgeben oder sich durch deren Schein, wie die Korinthier bei Flaminii Proclamationen, täuschen lassen. Aber lies die επιφωνημα der Universalhistorie; was anders sind die, welche alles zu bewegen glauben, als Räder, die nicht dahingehen, wohin sie wollen, sondern geführt von dem unerforschlichen Geiste[3]).

Es ist bemerkenswert, wie sowohl Johann Georg als Johannes v. Müller, trotz ihrer heftigen Abneigung gegen Bonaparte, doch nun auf ihn die Hoffnung setzten, daß er wie in Frankreich nun auch

---

[1]) An Mr. N. à Berne, S. W. XVII, 151 f.

[2]) Joh. Georg hatte damals durch Verwendung Herders einen Ruf als Professor der Geschichte und Philosophie an die Universität Kiel erhalten, den er aber nach reiflicher Überlegung ablehnte.

[3]) Siehe den „Beschluß" der 24 Bücher allgemeiner Geschichten, S. W. III, 532.



in der Schweiz Ruhe und Ordnung wiederherstellen werde[1]). Sie betrachteten es deshalb als dringend nötig, den allmächtigen Lenker Frankreichs über die Verhältnisse und Bedürfnisse der Schweiz gründlich aufzuklären[2]). Was sie erhofften, ist später im wesentlichen durch die Mediation Bonapartes verwirklicht worden, und dieser zweifellose Dienst, den er der Schweiz erwiesen hat, darf wohl berücksichtigt werden, wenn man das spätere Verhalten Müllers gegen Bonaparte beurteilen will. —

Zu Anfang des Jahres 1801 war Müller noch gewillt, sich in die verwickelten Angelegenheiten der Schweiz nicht einzumischen. „Die Schweiz ist mir wie die so geliebte verstorbene Mutter; zärtlich gedenken kan ich ihr, und viel von ihr sagen, aber sie ist tod, und ich werde sie nicht wieder sehen. So lang alter biederer Nationalsinn und Verstand die Metapolitik nicht niederschlägt, wird nichts gutes herausgekünstelt werden. Bonapartes erfahrne Meisterhand versteht das besser, als eure Kantianer," schrieb er am 24. Januar 1801, und am 7. Februar erklärt er: „Das Vaterland liegt mir freylich am Herzen, aber was kan ich? Dort glauben sie mir nicht, weil sie alle Lehren der Geschichte und Erfahrung verschmähen; hier glaubte man mir nicht, weil man mich für parthenisch hielt; jetzt vermag man nicht, was man wohl nicht ungern thäte. Mit

[1]) Joh. Georg Müller 3. Januar 1801: „Ich wünsche nun nichts so sehr, als daß es Bonaparte gelingen möchte, die mehr als höllische Hydra des Jakobinismus, wenn auch nur um seiner eigenen Sicherheit willen, auszurotten." Und am 31. Januar 1801: „Viel hängt auch für uns davon ab, daß Bp. lebendig bleibe. Wir werden aber so offt (erst dieser Tagen wieder durch die Franzosen selbst) mit Gerüchten von seinem Tode beunruhigt, daß es doch endlich einmal wahr werden dürfte. Dann geht der Teufel wieder los."

[2]) Müller an den Bruder 7. Februar 1801: „Die Bessern haben den Verstand oder die Thätigkeit oder die Einigkeit nicht, dem, der jetzt mit Einem Wort helfen könnte, den Zustand der Sachen vorzustellen, wie er ist, und wie er seyn sollte, und sobald Er will, könnte." Und an Dr. Sulzer: „Sie haben recht, von innen ist jetzt keine Hülfe zu erwarten. Eine Hand kan das beste thun und heilen, die sie verwundet hat. Ob dieser Hand recht ist, wenn andere auch helfen wollen, ob sie das wünscht, oder ob die neugeborne Helvetia, wie die alte Pallas, von Kopf zu Füßen schon geharnischt, nur aus Jupiters Haupt hervorspringen soll, das weiß ich nicht. Hierauf kömmt auch weniger an, als daß der, ohne welchen jetzt keine, gute noch schlechte, Verfassung in der Schweiz aufkommen und bestehen kan, von unserer ganz eigenen Lage die richtigsten Begriffe habe." — Am 18. Februar an den Bruder: „Ich hoffe das Ende der metapolitischen Regierung; nur meine ich, giebt man sich nicht genug Mühe, dem Consul, der gegen die alte Verfassung voll Vorurtheilen seyn muß, richtigere Vorstellungen beyzubringen. Es ist nicht eine der geringsten Ursachen, warum die gute Parthey so oft unterliegt, daß sie glaubt, die gute Sache mache sich von selbst und man werde schon (ja: wann aber?) auf sie zurückkommen müssen."



euren Kantianern kan ich unmöglich harmoniren; wir reden keine gemeinschaftliche Sprache; die hohen Herren wissen alles, vergessen alles außer ihrem Ideencreise; die Nation schweigt . . . Meines Orts hoffe ich, so lang diese Secte euch dominirt, nichts, und werde mich wol hüten, auch nur einen Fuß in den Würkungscreis ihrer Metapolitik zu setzen. Das Ende, wenn man diese Philosophen regieren läßt, wird Erödung und Ruin seyn. Es ist erbärmlich, daß niemand auftritt, es zu hindern. Schriften helfen da nichts; nie ist ein kritischer Philosoph über etwas belehrt worden; alles weiß er von vorne. Mit Füßli correspondire ich nicht, ja mit niemandem, der dort ist. Wer mir schreibt (was aber sehr selten einer thut) dem antworte ich; ohne Hofnung eines Eindrucks; denn die Tropfen wissen alles besser, aber aus Höflichkeit."[1])

Aber im Frühling 1801 entschloß sich Müller, eine günstige Gelegenheit zu einer Reise, die ihn auch in die Heimat führte, nicht unbenützt zu lassen. Es war zwar nach dem Friedensschluß ein Besuch des Bruders mit seiner Frau in Wien, zu welchem Müller schon seit dem Dezember 1799 immer von neuem dringend eingeladen hatte, der aber, solange der Krieg fortdauerte, für den Bruder durchaus unratsam erschien, verabredet worden, und Johann Georg hatte bereits seine Vorbereitungen getroffen und war auf den 12. oder 14. Mai reisebereit, als ihm Johannes von Wien aus ganz unerwartet berichtete, daß er selbst in die Schweiz kommen und ihn dann auf der Rückreise mit sich nach Wien nehmen wolle. Den Anstoß zu diesem plötzlichen Entschluß gab ein junger österreichischer Offizier, mit dem Johannes v. Müller damals eine seiner schwärmerischen Freundschaften abgeschlossen hatte. Im September 1799 war der österreichische Oberleutnant im Generalquartiermeisterstab Joseph Karl von Fièr bei Johann Georg Müller in Schaffhausen einquartiert worden[2]); da er noch an den Folgen eines kalten Fiebers litt, genoß er nun während mehrerer Monate die Gastfreundschaft im Hause des edlen Schaffhausers, in dem er bald

[1]) Am 24. Februar 1801 schrieb er dem Bruder, er werde wohl weder im Mai noch September reisen; „im 50sten Jahr ist's Zeit, sich zu fixieren, gute Wirthschaft anzufangen und an die Ausarbeitung dessen zu denken, was man etwa zum Denkmal hinterlassen möchte. Ich werde also schwerlich mehr reisen, wenn nicht ein warmes Interesse für gemeines Beste eine Verpflanzung mir zur Pflicht macht." Und am 6. März: „Mich werdet ihr, wenn ihr nicht kommet, nicht sehen; so weit entfernt bin ich, in die kantianisirte Schweiz reisen zu wollen."

[2]) Die Briefe Fiers befinden sich auf der Schaffh. M.-B. Nr. 74 (70 Briefe an Joh. v. Müller von 1800 bis 1805) und Nr. 195 (6 Briefe an Joh. Georg Müller von 1800 bis 1803).



wegen seiner Liebenswürdigkeit wie ein Sohn gepflegt wurde. Nachdem er wieder in den Dienst eingetreten war, verunglückte er am 3. Mai 1800 bei Engen durch einen Sturz mit dem Pferde, worauf er sich nach Wien begab, wo er von Müller auf die Empfehlungen des Bruders hin mit offenen Armen aufgenommen wurde; im Januar 1801 wurde er auf Verwendung des Erzherzogs Karl zum Rittmeister befördert. Auch in Wien gewann er sich bald aller Herzen; er wurde ein „Herzensfreund" Müllers; „ein besseres Herz und liebenswürdigere Formen sind mir nicht leicht je vorgekommen; dabey hat er eine behende Fassungskraft, einen lebhaften Geist und richtigen Blick. Auch bezahlt er meine innige Liebe mit gleichem Gefühl. Meine Leute und wer ihn nur sieht, jedermann gewinnt den schönen und guten Jüngling lieb; es kan auch nicht anders seyn." Müller machte kurz nach seiner Ernennung zum Kustos der Bibliothek mit Fièr eine kurze Reise nach Ungarn.

Am 4. April 1801 schrieb Müller dem Bruder, Fièr habe einen Urlaub zur Ordnung seiner persönlichen Verhältnisse in Lothringen erhalten und wünsche sehr, daß er ihn dorthin begleite. Seiner jetzt etwas angegriffenen Gesundheit würde diese Reise gut tun; aber er sollte den vierten Teil der Schweizergeschichte vollenden und am Katalog weiterarbeiten; auch koste die Reise Geld; „und wird man es auch gerne sehen? und was sähe ich an dem Vaterlande nun? und was sollte ich reden, das nicht mißgedeutet würde? es ist noch zu früh."

Aber dem Drängen des jungen Freundes konnte Müller schließlich nicht widerstehen. Am 18. April schrieb er dem Bruder, er habe einen dreimonatigen Urlaub bis Ende Juli erbeten und erhalten. Sie werden in acht Tagen abreisen, sich einige Tage in Schaffhausen aufhalten und dann weiterreisen; auf der Rückreise werden sie um Jakobi die Schaffhauser zur gemeinsamen Fahrt nach Wien abholen. Am 29. April schickte Johann Georg dem Bruder „poste restante" nach Donaueschingen einen Brief entgegen, mit der Anzeige, daß die Bauern auf dem Lande nichts anderes glauben werden, als daß er komme, um Schaffhausen für Österreich in Empfang zu nehmen[1]). Er bittet ihn deshalb, vorsichtig zu sein, wenn

[1]) In gewissen Kreisen wurde damals ernstlich die Lostrennung Schaffhausens von der Eidgenossenschaft in Aussicht genommen. Johann Georg Müller hatte gegen solche Pläne eine Erklärung im Namen der Stadt Schaffhausen an den eidgenössischen Vollziehungsrat verfaßt, die von Johannes v. Müller als wahrhaft alteidgenössisch erklärt wurde; „sie ist in einem würdigeren Ton als seit Jahren irgend eine helvetische Staatsschrift abgefaßt" (Haug I, 258 und S. W. VI, 447).



er mit ihnen rede; denn es würde doch am Ende nur der Stadt schaden. Heute seien die letzten Franzosen abgezogen; Schaffhausen sei zum erstenmal seit dem 1. Oktober 1798 ohne fremde Truppen. — Johann Georg fand es also für ratsam, den Bruder vor allzu großer Offenherzigkeit zu warnen. —

Erst um den 10. Mai trafen die beiden Reisenden in Schaffhausen ein. Von der Gastfreundschaft und Liebe, mit der sie im Hause zum Spiegel aufgenommen wurden, von dem herzlichen Zusammenleben während des kurzen Aufenthaltes können wir uns aus dem Briefe, den Johann Georg dem Bruder am 17. Mai nach seiner Abreise schrieb, eine Vorstellung machen.

Es ist selbstverständlich, daß Johannes v. Müller seine Anwesenheit in der Schweiz benützte, um wo möglich mit seinen guten Ratschlägen dem Vaterland einen Dienst zu erweisen, was auch seine Freunde von ihm erwarteten. Schon am 12. Mai besuchte er den Doktor Sulzer in Winterthur, um mit ihm die politischen Erörterungen, die sie seit dem September 1800 schriftlich geführt hatten, nun mündlich fortzusetzen[1]).

Müller traf zu einer politisch sehr bewegten Zeit in der Schweiz ein. Der zu Anfang des Jahres 1801 von Rengger aufgestellte unitarische Verfassungsentwurf hatte in Paris eine unzweideutige Ablehnung gefunden; der Erste Konsul neigte sich entschieden dem System des Föderalismus zu, und der französische Gesandte in Bern, Reinhard, stand in Beziehungen zu den Häuptern der aristokratischen Partei. Der Friede von Lunéville hatte der Schweiz eine Scheinunabhängigkeit und Scheinneutralität gegeben, ihre Integrität wurde durch die Forderung Bonapartes auf die Abtretung des Wallis, für welches die Schweiz das Fricktal als Tauschobjekt annehmen sollte, mißachtet. Gerade in den Tagen, als Müller in Schaffhausen eintraf, hatte Bonaparte einen eigenen Entwurf für eine neue Verfassung der Schweiz fertiggestellt, die Verfassung von Malmaison

[1]) Am 3. Mai 1800, unmittelbar vor der Ankunft Müllers in der Schweiz, hatte ihm Dr. Sulzer geschrieben: „Bald werden Sie über das Widersprechende im Reinen sein und dann für das l. Vaterland wirken auf demjenigen Weg, den Sie für den besten halten, und auch der beste sein wird. — Gebe der Himmel, daß Sie, mein Verehrungswerther Freund, wenn Sie gleich nur für sich nach Schaffhausen gekommen, auch für uns, das ist für die bedauernswerthe Helvetia, wirksam werden! Ich zweifle nicht, unerachtet Ihrer Declaration, werden Sie sich nicht entziehen, wenn die respectabelsten Männer Sie auffordern, und nach Ihrer Ansicht Hilfe möglich ist, das Vaterland zu retten." Und nach dem Besuche Müllers schrieb er am 14. Mai: „Verlassen Sie uns, wenn Sie abreisen, nicht, oder werfen Sie uns Ihren Mantel zu, daß wir mit Ihrer Kraft wirken können."



(9. Mai 1801), die am 29. Mai vom Gesetzgebenden Rat angenommen wurde[1]).

Am 17. Mai reisten die Freunde wieder von Schaffhausen ab, über Schinznach und St. Niclausen bei Burgdorf nach Bern, wo sie am Morgen des 19. Mai eintrafen. Müller hatte sich vom Kommissär v. Wyß eine Empfehlung an den Baron v. Steiger von Interlaken mitgeben lassen, was beweist, daß er mit den Führern der Altgesinnten in Verbindung zu treten gedachte[2]). Da er aber jetzt wieder, wie bei seiner Schweizerreise vom Jahre 1799, auf eine Verständigung, eine Versöhnung der Parteien in der Schweiz hinarbeitete, mußte er auch ohne weiteres Beziehungen zu den Leitern der „Patrioten" anknüpfen, und dies entzog ihm endgültig das Vertrauen und die Gunst der reaktionären Partei, umso mehr, als die Patrioten das Gerücht zu verbreiten suchten, der Geschichtschreiber der Schweiz sei rückhaltlos auf ihre Seite übergetreten[3]). Vor allem aber hat Müller in Bern mit dem französischen Geschäftsträger unterhandelt, da er erkannte, daß die Gestaltung der schweizerischen Verhältnisse vom Willen der französischen Regierung abhängig sei. Was man von ihm erwartete, sprach der Bruder in seinem Briefe vom 17. Mai aus, in welchem er gewisse Vorzüge des Verfassungsentwurfes von Malmaison anerkannte, aber befürchtete, daß die Schweizer sich nie darüber vereinigen werden. „Wenn du könntest die Zusammentretung und eine etwelche Vereinigung der Partheyen befördern, so wäre das ein schweres zwar, aber wahrlich! sehr verdienstliches Werk: denn hievon hängt nun alles ab."

[1]) In seinem Briefe vom 14. Mai bittet Sulzer, Müller möge ihm über das „Monstrum" von Verfassung, das in Paris hervorgebracht werde, seine Gedanken und Ratschläge erteilen. — Johann Georg Müller schrieb dem Bruder unmittelbar nach dessen Abreise, am 17. Mai: „Beim Abschied erfüllte mich der Gedanke, wie du so unabsichtlich und (so viel ich weiß) so unwissend gerade in dem kritischen Augenblick habest in die Schw. kommen müssen, so mit Erstaunen und Sorgen, daß ich, glaube ich, nur halb Abschied genommen habe. — O wenn das Schicksal es so fügte, daß wir einander näher kämen, daß wir deiner in deinem Alter wie eines Vaters und Bruders pflegen könnten — ich wüßte mir kaum etwas fröhlicheres zu denken! Expectemus!" Demnach dachte er daran, die Anwesenheit des Bruders in der Schweiz möchte dazu führen, ihn dauernd an das Vaterland zu fesseln.

[2]) Burckhardt, Die schweizerische Emigration S. 386.

[3]) Joh. Georg an den Bruder 28. Mai 1801 (Haug I, 262) berichtet, ein gewisser H., Sekretär des Direktoriums, ein ausgemachter Revolutionär, habe folgende Zeitungsnotiz nach Schaffhausen geschickt, die aber nicht gedruckt worden sei: „Herr Hfr. M. zeigte sich hier auf eine ganz bestimmte Weise der guten Sache und ihren Freunden zugethan, und derselben um so mehr gewogen, je mehr er sie und ihre Gegner bei verschiedenen Versammlungen kennen lernte."



Über die Vereinigung des Kantons Schaffhausen mit dem Thurgau, die im Verfassungsentwurf vorgesehen war, die aber sowohl hier als dort auf heftigen Widerspruch stieß, möge Müller dem französischen Minister mitteilen, daß man zwar in Schaffhausen nie um eine solche mit großen Beschwerden und Unannehmlichkeiten (wegen des Charakters der Thurgauer) verbundene Vergrößerung angehalten habe, daß man sich aber, da sie beschlossen sei, auch nicht widersetzen werde. Nur erwarte man zuverlässig, daß Schaffhausen als ein alter wohlverdienter Kanton in seiner Würde bleiben, das heißt daß der künftige Bezirk nicht anders als Kanton Schaffhausen heißen und Schaffhausen der Sitz der Regierung und der Hauptort bleiben werde. „Ich bitte dich, mein Bester, für deine Vaterstadt diesen Gang zu Reinhard zu machen und dahin zu arbeiten, daß dieses geschehe, auch mir ohne Fehl zu berichten und baldmöglichst, ob wir darüber ruhig bleiben können? Nur das äußere Amt, das ist, was zwischen hier und Andelfingen liegt, damit möchte man uns allergnädigst verschonen. Ein ruchloseres Revolutionsgesindel nistet, außer in Stäfa und Lichstall, nirgends in der Schweiz. Sie haben unsere Landsleute verführt; sie haben unserer Stadt den Tod geschworen; behalte sie und plage sich mit ihnen, wer da will! Feuerthalen könnte man allenfalls als Vorstadt zu Schaffhausen stoßen. Ich bitte dich sehr, dir diese Sache recht angelegen seyn zu lassen." Die Vereinigung mit dem Thurgau habe ihre gute und ihre schlimme Seite; „wegen dem verdorbenen Charakter des Thurg. Volkes stehe den künftigen Regenten schrecklich viel Arbeit und Verdruß bevor". „Wäre es bey uns gestanden, so hätten wir eine etwelche Vergrößerung auf unserer Seite weit vorgezogen. Stein und das Rafzerfeld wäre uns besonders gelegen. Wenn wir diesmal Büsingen nicht erhalten, so kriegen wir's nie mehr. Es schickt sich aber diesmal nicht für dich, etwas dafür zu tun." —

Was der Bruder von Müller erwartete, war somit einerseits, daß er auf einen Ausgleich zwischen den sich heftig bekämpfenden Parteien hinarbeite, und anderseits, daß er auf den französischen Minister einen Einfluß ausübe, welcher einer günstigen Lösung der schwebenden Fragen, vor allem auch, insoweit sie die Verhältnisse der Vaterstadt betrafen, zugute kommen würde.

Der Aufenthalt Müllers in Bern — er dauerte nur vom Morgen des 19. bis zum Abend des 20. Mai — war zu kurz, um solche weitgesteckte Ziele erreichen zu können. Immerhin hat Müller die kurze Zeit nach Möglichkeit auszunützen versucht. Er selbst schrieb am 19. Mai von Bern aus dem Bruder über seine Eindrücke: „Das



Land ist noch immer ein Garten; in den Gasthäusern Überfluß, und keine Theuerung (welches die Unitarier der Aufhebung der sonst bestandenen Aus- und Einfuhrhemmungen von Canton zu Canton zuschreiben). Das Landvolk fanden wir niedergeschlagen und weder in Gang noch Kleidung und Gebährde und Miene wie zur Zeit jenes Wohlstandes und seiner Freyheit. Von dem französischen Minister und dem Commandirenden General Pully (der nun heimgeht und eine Division unter Montchoisy in der Schweiz läßt), wurden wir mit zuvorkommender Höflichkeit empfangen und bewirthet. Du wirst die neue Constitution schon kennen: eine permanente, aber nur gelegentlich zu berufende Tagsatzung von 77; ein Oberlandammann mit einem Senat von 25; 17 oder 18 Cantons (Schafhausen auch des Thurgaus Hauptstadt) mit weit mehr als der bisherigen Gewalt. Alles dieses hat besser gefallen, als die vorgeschlagene Wahlart deren, welche die Verfassung eines jeden Cantons ordnen sollen. In der That würde ein ärgeres Bauernregiment daraus resultiren. Allein man versichert mich, daß, wenn man sich im übrigen bereitwillig finden läßt, hievon abgegangen wird." —

Über die Männer, mit denen er in Bern damals verkehrte, schreibt er: „Du weißt, daß ich hier immer Freunde hatte; hiezu kommen Füßli, Meyer von Schauensee, Müller v. Friedberg, Geßner; nebst der Pflicht, dem gewiß bestgesinnten franz. Minister seine verbindliche Höflichkeit zu erwidern und anbey für das todkranke, doch noch nicht unheilbar scheinende Vaterland manch gutes Wort zu sprechen."

In welchem Sinne Müller bei seiner Anwesenheit in Bern einzuwirken versuchte, berichtete er auf der Weiterreise von Basel aus dem Bruder am 21. Mai 1801: „Bis auf meine Abreise von Bern habe ich über die Constitution mit vielen gesprochen, und von beyden Partheyen schienen die gemäßigten ziemlich einig mit mir: Auch geschahen mir von mehreren Seiten die schönsten Anerbietungen (Nationalhaupt, oder der vom Kaiser zu autorisirende Mediateur mit Rh [Reinhard] zu seyn, welches aber Thugut wol hintertreiben wird. Alles das unter uns), über welche sich zu entschließen es aber der Augenblick jetzt noch nicht ist. Das Werk hat in der That viel Gutes (u. a. daß jedem Canton seine Oekonomie etc. wieder überlassen wird). Wider die Wahlart ist jedermann und habe ich die stärksten Vorstellungen gemacht: auch sieht es Reinhard ein, und ich hoffe zuversichtlich, daß man den Vorschlag derselben ändern wird. Ich proponierte statt der Municipalitätsdeputirten (ohne jedoch durchaus zu insistiren; denn auch andere Auskünfte sind mög-



lich), 36 alte Regenten, zu wählen durch die jetzigen, und 36 der jetzigen, zu wählen durch jene 36 alten. Ohne Zweifel würde man die gemäßigtesten nehmen, und den Vandalen würde das Übergewicht entrissen: denn diese Commission sollte die Cantonsverfassungen ausmitteln. Weiter bettelte ich um Biel und Münsterthal, um Genf und Valtellin: worüber eigentlich noch nichts ausgemacht worden. Wegen Schafhausens Präeminenz über die bisherigen und künftigen Angehörigen wird Stokar dich beruhiget haben. Man will (nämlich Frankreich) das Ansehen dieses Gränzcantons vermehren, und eben denselben durch cisrhenanische Besitzungen fester an die Schweiz klammern. Ich übergehe manche über das Verfassungsproject gemachte Bemerkung. Bonaparte scheint in diesem Augenblick in der Schw. Ordnung zu wollen, um den Engländern den Vorwand zu benehmen, daß sie bey dem allgemeinen Frieden sich in die Sachen mischen; daher nun auch leichter wäre, manches Gute von ihm zu erhalten. Anderseits wollen die Erzaristokraten eben darum von allem nichts hören, weil sie von der britischen Intervention das Größte erwarten. Ich bin nicht ihrer Meinung; der Egoismus aller Mercantilnationen ist bekannt; nicht eine Plantation gäben sie für uns."[1])

Müller hat die entschiedenen Vorzüge der Verfassung von Malmaison erkannt; er hoffte, daß sich die gemäßigten Vertreter der beiden Parteien auf dem Boden dieses Grundgesetzes finden und vereinigen könnten. Die Hauptaussetzung, die er an ihr machte, betraf die Wahlart, die für die Mitglieder der Kantonstagsatzungen und der helvetischen Tagsatzung festgesetzt war; aber seine Vorstellungen hatten bewirkt, daß der französische Minister einer Änderung dieser Bestimmungen sich geneigt zeigte[2]). — Viel ablehnender

[1]) Über die angestrengte Tätigkeit Müllers während des kurzen Aufenthaltes in Bern schreibt sein Begleiter Fièr am 20. Mai in einer Nachschrift zum Briefe vom 19. Mai: „Das geht den ganzen Tag so fort; entweder empfangen wir Visiten oder (machen) welche; gestern haben wir beym General en Chef, den Tag unserer Ankunft beym fr. Minister gespeist; kurz alle Stunden bis Nachts um 10 Uhr sind eingetheilt." Aus dieser Nachschrift erfahren wir auch, daß die beiden Freunde am gleichen Tage, am 20. Mai, nachmittags 3 Uhr, nach Solothurn abreisten, um über Basel nach Nancy zu gelangen, wohin sie vom französischen General viele Empfehlungsbriefe erhalten hatten.

[2]) Diesbach v. Carouge äußerte darüber: „Wir zählten auf eine vom Pöbel unabhängige Wahlart, und nun sehen wir mit Schrecken, daß das Volk nicht bloß seine Magistrate wählen, sondern sogar die Kantonsverfassungen redigiren soll" (siehe hierüber Oechsli, Geschichte der Schweiz I, 327 ff.). — Reinhard machte in der Tat ganz im Sinne Müllers den Vorschlag, die Wahlen in die helvetische Tagsatzung einem Zentralwahlkomitee zu übertragen, das zur Hälfte aus Mitgliedern



als Müller verhielt sich der neuen Verfassung gegenüber der Bruder in Schaffhausen; er meinte, die Freude darüber sei in Schaffhausen und in Bern bereits bis zum Gefrierpunkte herabgesunken; man erwarte nicht viel Besseres als von der vorigen Verfassung[1]). —

Das Auftreten Müllers im Mai 1801 in der Schweiz ist begreiflicherweise sehr verschieden beurteilt worden. Während seine Freunde dasselbe durchaus billigten und ihm bei der Neuordnung der vaterländischen Verhältnisse eine hervorragende Rolle zudachten, sahen sich die Anhänger des Alten, vornehmlich die Reste der schweizerischen Emigranten, davon bitter enttäuscht; sie haben ihm von jetzt an das frühere Vertrauen entzogen. Der leidenschaftliche Kommissär v. Wyß schrieb ihm am 6. Juni[2]), sein vertrauter Verkehr mit Männern, die durch Gesinnung und Untaten bekannt seien, wie Suter, Rothpletz und Zimmermann, haben das äußerste Erstaunen hervorgerufen; er selbst halte es aber für absolut unmöglich, daß Müller der von Paris angekommenen neuen Verfassung, „ce tissu de fourberie et d'astuce" zustimmen könne; er sei überzeugt, daß man schlecht gesehen, vielleicht schlecht verstanden habe; er macht Müller darauf aufmerksam, daß er genau beobachtet werde und daß regelmäßige Bulletins aus der ganzen Schweiz einlaufen; „je ne vous dirai pas d'avantage, vous jugés trop bien des Consequences." — Die Patriotenpartei suchte ihrerseits das Gerücht zu verbreiten, Müller habe sich ganz zu ihrer Sache bekannt, ja er reise nun nach Paris, um dort ihre Absichten zu unterstützen[3]), was den ängstlichen Bruder sehr besorgt machte; „es würde für mich und andere, denen das arme Vaterland am Herzen liegt, ein sehr trauriger Gedanke seyn, daß auch der Verfasser der Gesch. der Schweiz auf Seite dieser, von Frankreich mit allem Recht verachteten und von allen guten Schweizern gehaßten Partheÿ getreten und sich so klar für sie entschieden habe". Johann Georg sprach sich auch entschieden dagegen aus, daß der Bruder in dieser unsicheren Zeit eine Stellung in der Schweiz annehme. „Einen so herrlichen und so sicheren Plaz zu verlassen, um da in dies provisorische Wesen hineinzugehen (denn haltbar ist es seiner Natur nach nicht), sich mit den verachtetsten und zum Theil verhaßtesten Leuten einzulassen, einen Bettel von

der alten Regierungen bestehen sollte. Aber dieser Vorschlag scheiterte am Widerstand der Republikaner im Gesetzgebenden Rat.

[1]) Er macht dabei die drastische Bemerkung: „Stokar (Caspar) hat die Helv. Regenten, die immer an der Constitutions Diarrhoe laboriren, Vaucausons künstlicher Gans verglichen, die zwar essen und ..., aber keine Eier legen konnte."

[2]) St.-B. Müll. 201.

[3]) Briefe des Bruders vom 28. Mai und 2. Juni.



Besoldung zu erhalten (denn es liegt zum Theil in der Anlage, daß die Finanzen noch dürftiger seyn werden) und nach 1 oder 1½ Jahren wieder abzutreten — das braucht wahrlich eine reife Überlegung, und da müssen die nicht gehört werden, die freilich einen Mann von solchem Credit gern an ihrer Spitze sehen würden."

Müller ist nicht mehr in Versuchung gekommen, zwischen einer maßgebenden Stellung in seinem Vaterlande und seiner untergeordneten Anstellung in Wien entscheiden zu müssen[1]). Von einer Berufung in die Schweiz ist keine Rede mehr, und die von den Patrioten ausgestreuten Gerüchte von einer diplomatischen Sendung nach Paris waren vollständig aus der Luft gegriffen. Müller selbst mußte nur zu bald erkennen, daß sein Auftreten in der Schweiz erfolglos gewesen war: die von ihm angestrebte Versöhnung der feindlichen Parteien hatte sich als unmöglich erwiesen. Er hat denn auch später erklärt, warum er damals so schnell das Vaterland wieder verlassen hatte: „Der Anblick der allgemeinen Verstimmung und die frühere Erfahrung, daß der Partheylose sich nur ohne Nutzen aussetzt, mißverstanden zu werden, schreckten mich schnell aus der Schweiz fort"[2]).

Die Weiterreise der beiden Freunde ging über Solothurn und Basel zunächst nach Nancy, wo sie am Pfingsttage (24. Mai) eintrafen. Müller berichtete von dort aus am 27. Mai über die Begeisterung, die ihn in Erinnerung an die glorreiche Geschichte Frankreichs ergriff, als er am 22. Mai den Boden dieses Landes betrat, über seine Beobachtungen und Eindrücke, die dem, was er davon gehört, durchaus widersprächen und viel günstiger seien, über die Scharen des Volks, die am Pfingsttage die Kirchen besuchten; „ich bin gewiß, daß das Christentum hier so viele herzliche Verehrer als irgendwo hat; Heuchler weniger, denn es ist nicht nothwendig, es zu scheinen". Über diese Begeisterung für Frankreich äußerte sich Johann Georg in seiner Antwort vom 6. Juni recht ironisch: „sie sieht dir ganz gleich". Auch über die neue Konstitution urteilte er

[1]) Am 27. Mai schrieb er dem Bruder von Nancy aus: „Du siehst selber ein, wie zweifelhaft jene größeren Projecte sind; ich thue nichts dafür noch dawider; wenn mir bestimmt ist, für die Restauration des Vaterlandes zu würken, so wird kein Umstand, keine Parthey es hindern; ça ira, wenn es seyn soll." — Es sollte nicht sein. — Am 6. Juni wiederholte er: „Mein Plan und Grundsatz ist und bleibt derselbe: Wenn ich zu Heilung der Wunden des, noch nicht erstorbenen, aber freylich kranken, Vaterlandes beytragen könnte, hiefür alles zu thun und aufzuopfern. Auch sage, wenn jemand fragte, daß ich zu nichts mich dränge, aber zu allem, eine Aufopferung Verdienenden, bereit bin."

[2]) Brief an Stalder in Escholzmatt 11. September 1801. S. W. XVII, 199.



nun sehr absprechend: „Der Contract, den unsere Societät[1]) eingegangen, ist viel ärger, als der vor 3 Jahren, und es ist ein Wunder vor meinen Augen, daß Thuc. in dem Grade davon eingenommen seyn kann!! Seine neuen Freunde publicirens allenthalben, daß sie ihn für ihre Sache gewonnen haben, worüber ich vor Ärger bersten möchte. Es ist übel, daß unser Freund Thuc. unser einem auch so gar nichts glaubt, und wirklich in der Überzeugung zu stehen scheint, es könne hier und von diesen Leuten etwas reelles Gute hervorkommen. Allerdings könnte er zur Herstellung des Hauses etwas thun; aber dann müßte er damit anfangen, für sich zu denken, ohne auf die Chimärischen Pläne jener zu horchen, und von denselben Grundsätzen ausgehen, die er immer, in theoria wenigstens, bekannt hat. Ich habe ihm in meinem letzten Brief erwiesen, daß sie ihn betrogen und Lügen vorgegeben haben (betreffend den Privatantheil jedes associé)[2]); er weiß es selbst, daß er auch vor 3 Jahren von einer andern Parthey angeführt und belogen worden, und man sollte denken, das würde ihn wenigstens vorsichtig machen. Wir wollen's hoffen, und daß die Neuheit der Gegenstände ihn nur auf kurze Zeit verblendet habe." Diesen Vorwürfen des Bruders antwortete Müller in ruhiger Gelassenheit[3]): „Wie sehr wünschte ich, daß die Parthеyen in der Schweiz sich dem erträglichen fügten, bis besseres möglich wird. Neue Gewitter könnten dem armen Lande den letzten Stoß beybringen. Und wenn ich in Zeitungen von der Spannung in Wien zwischen Karls und Th(uguts) Partey lese, so fürchte ich den mächtig präcipitirenden Unstern. Aber auch zu Bern kennen die Parthеyen nur Egoism, Extreme, List, bösen Willen." Über die neue Verfassung drückte er sich nun bestimmt aus: „Ich billige so wenig als du, in sich und en détail die neu vorgeschlagene Constitution; aber 1. ist sie besser als die vorige a) indem sie jedem Ort wieder mehr Existenz oder Selbständigkeit b) seine Finanzen wieder giebt. Über das mißfällige und würklich unzuläßige hätte man sollen tractiren; es wäre mit Effect geschehen; aber Starrsinn der einen und Schalkheit der andern ließen es nicht zu. Von mir nur das: ich habe, seit ich dich sah, an keinen Menschen in der Schweitz oder in Frankreich auch nur eine Sylbe über das alles oder sonst irgend

[1]) Damit ist die helvetische Republik gemeint. Thuc. (Thucydides) bedeutet im Briefe den Bruder Johannes.

[2]) Joh. Georg hatte am 28. Mai erklärt, die Zusage, daß jedem Kanton sein Vermögen wieder überlassen werde, sei ein fraudulöses Vorgehen.

[3]) Briefe vom 12. und 18. Juni.



etwas geschrieben, und gedenke nach Bern gar nicht wieder zu gehen, weil ich aus den öffentl. Nachrichten klar verstehe, daß würklich keiner das Vaterland, sondern jeder nur sich sucht. Wenn ich nicht etwa vom Hofe öffentlich hingeschickt werde (und das werde ich nicht suchen), so komme ich in meinem ganzen Leben nicht wieder nach der Schweiz; sie w a r mir. Das alles sehe ich, stellst du dir gantz anders vor. Frage einst Fièr; nicht den allerentferntesten Antheil nehme ich an diesen Dingen. Schweige nur; sie werden es sehen."

Die beiden Freunde hatten sich eine Woche lang in Nancy aufgehalten; dann ging die Reise weiter über Pont-à-Mousson, Metz und Thionville nach Trier, wo Fièr Geschäfte abzuwickeln hatte, die ihn bis zum 14. Juni festhielten; am 18. Juni schrieb Müller dem Bruder von Köln aus; dann ging es weiter über Jülich, Aachen und Lüttich nach Brüssel, „die schönste Stadt, welche ich noch sah; voll Leben auch sie, obwol bey 3000 Häuser nun leer stehen, und auf allen Gesichtern auch hier Ernst und Niedergeschlagenheit lesbar ist". Müller berichtete von dort aus am 24. Juni über seinen Verkehr mit zwei edlen Männern und ihre Bestrebungen, die schwer daniederliegende Stadt wieder zu heben, mit dem Präfekten von Brüssel und mit dem einer spanischen Familie entstammenden gelehrten Lacernat, der sich mit großem Eifer um die Wiederbelebung der Wissenschaften bekümmerte. „Auch von der Schw. ist viel gesprochen, viel über sie geseufzt worden, und nicht bloß wegen der höchst ungerechten Abscheulichkeiten, sondern eben so viel wegen des Irrweges, den ihre Führer durchaus nicht verlassen wollen: sein Name heißt politische Metaphysik." — Er zeigte zugleich seine baldige Ankunft in Schaffhausen an; von dort aus beabsichtige er noch einmal den Vierwaldstätter See zu besuchen, „in meinem Leben wol zum letzten mal, anbeten im Rütlj". Am 17. Juli werde dann die gemeinsame Wiener-Reise angetreten, wozu die Vorbereitungen getroffen, die Päße bestellt seien. Die Rückreise geschah nun über Straßburg, Offenburg und Donaueschingen; am 12. Juli trafen die Reisenden in Schaffhausen ein, und am 18. Juli brachen sie, begleitet von dem Bruder Johann Georg und seiner Frau, über Innsbruck und Salzburg nach Wien auf[1]). In Meersburg besuchten sie den Fürstbischof Dalberg von Konstanz, mit dem Johannes v. Müller seit seinem Mainzer Aufenthalt in vielfachem Verkehre stand; in Innsbruck waren der Archivar Gaßler und der junge Baron v. Hor-

[1]) Joh. Georg Müller hat über diese Reise ein „Tagebuch einer Reise nach Wien" geschrieben, das sich in seinem Nachlaß befindet (M.-B. Nr. 128). Sie wird auch eingehend geschildert bei Stokar: Joh. Georg Müller S. 239 ff.



mayr, der spätere Geschichtschreiber Tirols, der in Johannes v. Müller sein Vorbild und gleichsam seinen Lehrer verehrte, ihre Führer. — Am 29. Juli kamen sie in Wien an. Zwei Monate lang blieben die Schaffhauser im gastfreundlichen Hause des Bruders, der sich in Verbindung mit dem jungen Fièr bemühte, diesen Aufenthalt den Gästen möglichst angenehm und lehrreich zu gestalten, ihnen die Sehenswürdigkeiten der Kaiserstadt bekannt zu machen. Am meisten zog die Hofbibliothek den Schaffhauser Gelehrten an; fast täglich begleitete er den Bruder dorthin. „O wie befand ich mich so wohl in diesem stillen Tempel der Wissenschaft und Künste," schreibt er in seinem Tagebuche. Und noch nach dem Tode des Bruders erinnerte er sich mit Freude an diese Wiener Reise. „Die Monate verflossen uns wie einzelne Tage, aber Erinnerungen, von den frohesten unseres Lebens! verewigen sie uns. Der Abschied ward uns schwer (nur noch Einmal sah ich ihn, 1804!)"[1]). — „Was hatte nicht ich dem Unvergeßlichen zu sagen, zu verdanken! der uns jede seiner freien Stunden so gern zu vertraulichen Unterhaltungen schenkte, so manche Freude uns täglich bereitete, sie so fröhlich mit uns theilte! und mir mit mancherlei Belehrung, und mit seinem stillen Beispiel von Thätigkeit, Menschenfreundlichkeit, und der strengsten Gewissenhaftigkeit in allen seinen, auch den kleinsten Handlungen, so viel mehr war, als er selbst nie dachte!" Auch für Müller war der längere Verkehr mit seinen nächsten Verwandten eine Quelle hoher Freude. „Dieses längere Zusammenleben hat Euch mein Herz inniger als je zugeeignet, und nichts wünsche ich mehr, als, wo nicht immer, doch öfter mit Euch zu seyn."

Am 19. September traten die Schaffhauser die Rückreise an, begleitet von dem treuen Diener Müllers, Michael Fuchs, der dann noch mehrere Wochen in Schaffhausen bei ihnen verweilte.

Am 29. September abends 9 Uhr trafen sie „ganz glücklich, zufrieden und munter" in der Heimat ein. — Am Abend vor ihrer Abreise von Wien waren sie noch erregt worden durch gewisse ungerechtfertigte Vorwürfe, die Johannes v. Müller von seinem direkten Vorgesetzten, dem Bibliothekar van Swieten, gemacht worden waren[2]). Eine mündliche Auseinandersetzung mit diesem bewirkte, daß Müller der Angelegenheit keine weiteren Folgen gab und die Bibliothekschlüssel, die er im ersten Ärger seinem Vorgesetzten zur

---

[1]) S. W. VI, 462.

[2]) Daß zwischen van Swieten und Müller über gewisse Fragen des Bibliothekdienstes Meinungsverschiedenheiten vorhanden waren, ist bereits erwähnt worden (S. 511, Anm. 2).



Verfügung gestellt hatte, wieder zurücknahm. Er stand von jetzt an mit van Swieten in einem leidlichen Einvernehmen[1]). —

Sofort nach der Rückkehr in die Vaterstadt nahm Johann Georg den Briefwechsel mit dem Bruder wieder eifrig auf und berichtete ihm über die politischen Vorgänge in der Schweiz, wogegen er die Ansichten und Ratschläge Müllers erhielt. Am 26. September schrieb dieser über die politische Lage[2]): „Es geht erbärmlich. Die neuen wissen nichts und sind sehr stolz und egoistisch. Von den Franzosen ist alles böse zu erwarten, was sie nur wollen, und doch werden die nötigsten Gegenmaßregeln versäumt. — Füget euch dem Schicksal, das nun einmal ihnen die Welt gegeben, und zu deren Ende Blindheit und Verstockung ausgegossen hat über die andern." Am 28. Oktober äußerte er sich über die Verhältnisse in der Schweiz: „Alles was ich höre, bringt mir von dem Zustande der Sachen den schlechtesten Begriff bey. Ist es doch, als wäre die arme Schweiz denen preisgegeben, welche man in Frankreich selbst nicht mehr mag! Immer reiten sie noch den metapolitischen Gaul, der ins Leere trabt, und ist nur bey wenigen Zurückkommen auf den gesunden Verstand sichtbar. Indeß thut man wohl, durch die rührendsten, kraftvollsten Protestationen und allerdeutlichsten Deductionen (welchen die größte Publicität zu geben ist) die einige, selbst den Siegern noch furchtbare Macht, die öffentliche Meinung und Stimme zu gewinnen, und zugleich das heilige Feuer des alten Geistes für einst bessere Umstände aufzunähren."

Am 24. Oktober hatte Johann Georg nach Wien von den Verhandlungen der helvetischen Tagsatzung in Bern berichtet; gerade an diesem Tage war die neue Verfassung, die auf einer wesentlichen Umgestaltung der Verfassung von Malmaison in unitarischem Sinne beruhte, angenommen worden. Er meinte, man sollte doch einen ernsthaften Versuch machen, ob nicht durch d'Antraigues England oder Rußland gewonnen werden könnten, sich der Schweiz anzunehmen, und er beschwor den Bruder, wenn er etwas dafür wirken könne, es zu tun, bei allem, was ihm heilig und lieb sei, worauf Johannes

[1]) Johannes v. Müller an den Bruder 19. und 21. September 1801. Am 12. Mai 1802 schrieb er über seine Beziehungen auf der Bibliothek: „Wir leben übrigens alle in bester Harmonie, und ich auch mit van Swieten auf dem besten Fuß, ganz freundschaftlich."

[2]) Diese Stelle ist in griechischer Schrift geschrieben. Auch jetzt noch war der Gedanke an eine Berufung in die Schweiz nicht aufgegeben worden; so schreibt er in diesem Briefe: „Einem Kaufmann ist geschrieben worden, daß vielfältig von mir die Rede zu einem Oberlandammann sey; welche Stelle auszuschlagen ich mir so wenig würde einfallen lassen, als dieselbe zu suchen."



antwortete[1]), daß solche Schritte aussichtslos wären: „England hat müssen Friede machen, sonst wäre die Revolution in der Cité selbst ausgebrochen; in Rußland hat durch La Harpe und Hofintriguen die französische Partei entschieden die Oberhand bekommen; es ist von keiner Seite einige bessere Hoffnung für die verlorene Sache der alten Regierungen." —

Aber vier Tage nach der Annahme der neuen Verfassung erfolgte unter offenkundiger Begünstigung durch die Franzosen der Staatsstreich vom 28. Oktober 1801, durch den vorübergehend die föderalistische Partei ans Ruder kam. Mit großer Genugtuung meldete Johann Georg am 31. Oktober dieses Ereignis dem Bruder, der es ebenfalls billigte: „Das ist nun die Verfassung, welche ich im Mai nicht für eine gute, wohl aber für eine bessere, als die seit 98 einander gefolgten hielt: in so fern der Grundsatz, dem Senat nur das eigentlich allgemeine zu überlassen und die verschiedenen Cantonsverfassungen an ihrem Wiederaufkommen nicht zu hindern, würklich ins Werk gesetzt würde. Begnügen müssen wir uns, wie ganz Europa mit dem Erträglichen; die Zeit mag es ausbilden. Ich bin daher sehr der Meinung, daß Wohlgesinnte nun dem Vaterlande sich schuldig sind[2]). — Ich bin jetzt äußerst begierig auf die Entwicklung des neuen Systems; du weißt meine zärtliche Vaterlandsliebe und meine Überzeugung, daß sein Bestes jetzt nur aus ihm selbst (unter

---

[1]) Brief vom 10. November 1801; die betreffende Stelle wieder in griechischer Schrift. Auch auf eine Anfrage vom 16. Dezember 1801, ob es nicht möglich wäre, zu bewirken, daß dem österreichischen Gesandten nach Amiens für die Schweiz günstige Instruktionen mitgegeben würden, antwortete Müller am 4. Januar 1802, daß dies mehr schaden als nützen würde. — Man soll von so etwas nicht viel erwarten und dadurch Mißtrauen und Erbitterung erregen.

[2]) Er fordert deshalb den Bruder auf, sich dem Dienste der Vaterstadt nicht zu entziehen. „Die Stellen werden gewiß doch einigermaßen besoldet werden. Und sollte es mit wenigen 100 fl. seyn, so widme, auch in dieser Hinsicht, lieber der Stadt als dem Bücherwesen deine übrigen Stunden. Wir Brüder sind beyde nicht gemacht, von Buchhändlern viel zu erpressen; erhebend ist der Gedanke, zu schreiben, was Jahrhunderte lesen mögen, aber der Nebenblick auf Louis d'ors schwächt ihn und ist nicht für uns. Gern arbeite ich in Stunden, wo der Geist über mich kömt, oder die ich einmal geweihet hatte; aber die Sclaverey, so und so viel für die Messe, wäre mir wie dir unerträglich. — Ehrenhafter, sicherer, gewiß, der mit dem Restaurationswerk des Vaterlandes verbundene, wenn auch nicht eben reiche Pfennig: du hast hiezu Talent; hiezu rufen dich Stadt und Land, und es ist ja nicht von dem Centralwesen, wofür du dich deinem häuslichen Glück aus den Armen reißen müßtest, sondern von Dingen die Rede, welche im engen Umcraise der vaterstädtischen Maur zu thun sind. Doch ich sage nicht mehr; sie werden dich schon suchen und (Gott segne sie!) nöthigen."



Begünstigung der prädominierenden Macht, der es in keiner Gestalt je furchtbar seyn kan) hervorgehen muß."

Die nächsten Briefe der Brüder sind noch erfüllt von der frohen Hoffnung, daß nun für das Vaterland eine bessere Zeit angebrochen sei[1]). Johann Georg setzt in den neugewählten ersten Landammann Alois Reding und den zweiten Landammann Frisching von Rümligen großes Vertrauen. „Überhaupt bin ich überzeugt, daß unser Vaterland innere Ruhe und einiges Ansehen nach außen wieder erhalten kann, wenn beide Landammänner einig bleiben, und von dem Senat mit Einigkeit und vaterländischer Offenheit unterstützt werden. Vorzüglich aber, wenn Frankreich sein Wort hält und kräftig beyhilft, den Partheygeist niederzuschlagen und Ruhe und Ordnung wieder einzuführen." Von der neuen Verfassung, die nun aufzustellen war, erwartete er wo nicht die gänzliche Befriedigung, doch die Beruhigung aller Partheyen. „Gott gebe doch, daß diese einmal bessere Morgenröthe einen neuen schönen Tag und nicht wiederum Stürme über das arme Vaterland bringen möge." Und Johannes antwortete darauf: „Ich erwarte das bestmöglichste und freue mich wieder, ein Schweitzer zu seyn. Überspannte Hoffnungen mache ich mir darum nicht, und von den Franzosen habe ich nie anderes erwartet, als was ihr Interesse mitbringt: nur herrscht jetzt wenigstens mehr das des Staats als einiger goldhungriger Privaträuber. Auch hat Bonaparte an der abgesetzten Regierung nichts so sehr getadelt, als daß sie die Tagsatzung permanent und würksam machen wollte, wodurch, sagte er, die ruhebedürftige Schweitz in periodische Convulsionen und unheilbare Verwirrung gekommen wäre; hingegen daß der Senat den Cantonsregierungen von seiner Gewalt viel abgebe und überlasse, dawider hat er gar nichts. Nun wünsche ich sehr, daß man den Consul bey guter Laune erhalte, erwäge, in wessen Hand nun das Gleichgewicht der europäischen Staatswaage liegt, und ja nicht anfange zu puissanceln (sogleich würde er Argwohn schöpfen); richte man nur unsere vaterländische Haushaltung wieder ein, das Äußere ihm überlassend und nur für die Integrität allenfalls besorgt. Diese werden wir am besten erhalten, wenn wir mit aller Geradheit und unschuldiger Offenheit handeln, und Männer sind, ohne uns zu feinen Staatskünsten aufwerfen zu wollen. — An die Wiederaufweckung des Alten wie es war, habe ich seit 99 nicht mehr geglaubt, und auch 99 sie nicht gewünscht; lieb wäre mir aber, zu

[1]) Johann Georg an Johannes v. Müller 2. und 5. Dezember 1801. Antwort Johannes v. Müllers 16. Dezember 1801.



hören, was für einen Schnitt sie dem neuen Rock nun geben wollen; wenn Pfister[1]) es weiß, so bitte ihn, dir davon zu sagen; ich werde meine Gedanken darüber dir aufrichtig mittheilen. Daß unsere hoffentlich bald überstandene Krankheit wie die Pocken allen bevorsteht, die sie noch nicht gehabt haben, entnehme aus vielen Beobachtungen auch ich. Daß wir nicht daran gestorben sind, mag daher kommen, weil es zwar keine Kuh- doch nur Ochspocken waren; ich will sagen, daß man sie uns zwar eingeimpft hat, aber in der Blutmasse doch noch kein tödtliches Gift, vielmehr gesunde Säfte waren, die das Fieber, zumal um das Herz herum (dort um den Waldstätter See) wieder entwickelt hat." —

Den Brief des Bruders hatte Johannes v. Müller dem Erzherzog Johann zur Einsicht zugeschickt, der darüber folgende Bemerkung machte: „La belle conduite de Reding et du Sénat meneront, j'espère, la Suisse à un avenir heureux, et reveillera tous les bien pensans pour travailler à leur côté à soutenir le Sénat par la voye du peuple. Si le premier Consul est vraiment susceptible de grands sentimens, il approuvera Reding, et rendra la vraie independance à la Suisse. Reding meritera d'être mis à côté de Nicolas von der Flüe; il réussit à réunir les bien pensans et les indécis pour affectuer le bonheur d'un pays qui le merite à tant d'égards."

Daß Johannes v. Müller keine überspannten Hoffnungen in den erfolgten Umsturz der schweizerischen Verhältnisse setzte, erwies sich bald als vollständig berechtigt. Zwar hatte Johann Georg am 22. Dezember 1801 hocherfreut über die großen Erfolge, die der Landammann Reding von seiner Audienz bei Bonaparte mit nach Hause gebracht hatte, berichtet; aber bald mußte er einsehen, daß man sich darüber bitter getäuscht hatte[2]). Jetzt erkannte er, daß die Reise Redings nach Paris soviel als nichts genützt habe, da er weder von Bonaparte noch von dem „Jacobiner" Talleyrand etwas Schriftliches erhalten habe, „und auf mündliche Versprechungen der Franzosen traut nur ein Schaafskopf." — „Sie bleiben sich immer gleich und zu ihrer Großmuth das geringste Zutrauen zu haben, dazu muß man sie nur von ferne kennen, oder sie bloß nach ihren Worten beurtheilen." — „Was Reding zurückgebracht hat, das ist alles so auf Schrauben, so conditionaliter gesezt, daß man am Ende soviel als nichts hat." — Auf der andern Seite verderben auch vornehmlich die Berner mit ihrem blinden Aristokratismus alles

[1]) Statthalter Pfister, Schaffhauser Abgeordneter im Senat, von welchem Joh. Georg Müller seine Berichte über die Verhandlungen des Senates erhielt.

[2]) Briefe Joh. Georgs vom 23. und 29. Januar 1802.



noch mehr; sie selber seien Schuld, daß der Leman und Aargau nun wahrscheinlich auf immer für sie verloren seien. —

Johann Georg Müller berührt hier den schlimmsten Fehlgriff, den die neue föderalistische Leitung der helvetischen Republik unter Reding begangen hat: die gegenrevolutionäre Reaktion, der sie sich unter dem Einfluß der Berner Aristokraten zuwandte. Was Johannes v. Müller geraten hatte: „Seyd nun klug und brav; dieses, daß ihr nichts übertreibt, noch mißbrauchet, um Leidenschaften zu befriedigen, und in Herstellung des Vaterlandes nicht sowohl auf d a s, w a s g e w e s e n, als a u f d a s sehet, was jetzt seyn kan", wurde nicht befolgt[1]). Er hatte umso eher Veranlassung, sich gegen diese reaktionäre Richtung auszusprechen, als die nun leitenden Kreise in der Schweiz das Mißtrauen, das sie gegen ihn hegten, in geradezu beleidigender Weise zum Ausdruck brachten.

Zu Anfang des Jahres 1802 hatte der Landammann der Schweiz, Reding, enttäuscht durch die zweideutige Haltung der französischen Regierung, den Versuch gemacht, die anderen europäischen Höfe für die Schweiz zu interessieren, um an ihnen einen Rückhalt und ein Gegengewicht gegen die französische Bevormundung der Schweiz zu gewinnen[2]). Vornehmlich sollte mit dem Kaiserhof in Wien Fühlung genommen werden. Zu diesem Zwecke schickte er Ende Januar 1802 den ihm vertrauten Berner Patrizier Bernhard Gottlieb Isaak v. Diesbach von Carouge mit einer besonderen Mission nach Wien. Man sollte nun erwarten, daß sich Diesbach in Wien zunächst an Müller wenden würde, der in den früheren Jahren den Verkehr der schweizerischen Emigranten mit dem österreichischen Ministerium vermittelt und ihnen so wertvolle Dienste geleistet hatte.

---

[1]) An den Bruder 6. Januar 1802. S. W. VII, 2 f. — In einem Briefe an Thugut vom 20. Februar 1802 tadelt er die gegenrevolutionären Maßregeln der neuen Regierung: „Mes bons compatriotes après leur petite révolution du 28. Oct. et après la première lettre de Reding, s'en étoient donnés à coeur joye, destituant partout les gens suspects de Gallicisme, tenant (à l'envi de notre cour) en bride les libraires et les écriveilleurs, supprimant, rétablissant ce qu'ils vouloient, envoyant même des ministres (ainsi que nous en avons ici la preuve vivante)" etc. — In dem Briefe an den Bruder vom 13. März 1802 schreibt er, die vom 28. Oktober haben sich „verderblich unklug" benommen. „Wäre es nicht besser gewesen, mit Mäßigung und Bescheidenheit sich aussöhnen, gantz auf das innere Hauswesen beschränken, und die hochgebohrene Mission ohne vernünftigen Zweck zu unterlassen. Die größten europäischen Mächte fühlen die Macht der Umstände; aber die puissancelnden Lords von Bern wollten sich Gewicht geben."

[2]) Oechsli a. a. O. I, 357 ff. — Über die Mission Diesbachs nach Wien handelt die Berner Dissertation von Otto Tschumi: Die Mission des helvetischen Gesandten B. G. J. von Diesbach in Wien 1802.



Müller hatte durch einen Brief des Bruders vom 29. Januar 1802 die baldige Ankunft Diesbachs in Wien erfahren. Obwohl er diese Gesandtschaft mißbilligte[1]), weil er fand, die Schweiz sollte sich jetzt nicht den Schein einer Selbständigkeit, die sie nicht habe, geben, hatte er sich doch bereit erklärt, sie nach Möglichkeit zu unterstützen. „An mir soll es nicht fehlen, ihm auf alle Weise zu dienen, so wie ich überhaupt über dem Parthevgeist, von dessen Schwärmereyen und Überspannung ich mich möglichst rein zu halten suche, und von dem ich daher gemeiniglich schief beurtheilt werde, des ehrwürdigen, herzlichst geliebten Vaterlandes so wenig als meiner rechten Hand je vergessen werde."

Nun wurde aber Müller von Diesbach vollständig ignoriert; der schweizerische Gesandte vermied es auffällig, sich mit ihm in Verbindung zu setzen, während er sofort nach seiner Ankunft in Wien Karl Ludwig v. Haller aufsuchte, der seit 1801 eine Stelle im Kriegsministerium bekleidete und ihm durch seine reaktionäre Gesinnung vertrauenswürdiger schien als der zu Zugeständnissen an die neuen Ideen geneigte Geschichtschreiber. Voraussichtlich hat gerade Haller die Mißachtung Müllers, die diesen tief kränkte, veranlaßt[2]). Müller äußert sich deshalb auch in sehr abfälligen Worten gegen diesen „gestickten und vergoldeten Grafen". Daß er ihn nicht besuchte, schrieb er dem Umstande zu, daß Diesbach wegen seines letzten Aufenthaltes in der Schweiz mit ihm nicht zufrieden sei, „denn ich habe gerathen, was jetzt räthlich ist"[3]). Er wollte sich nun fernhalten von dieser Partei und sich entschieden gegen Leute von so „extravaganter Insolenz und majestätischer Lächerlichkeit" wenden. Von Diesbach berichtet er, daß er sich stundenlang mit einer emigrierten Lausannerin Dupont einschließe[4]). „Die Dupont ist ein intrigantes

[1]) In einem Briefe vom 13. Februar an den Präsidenten Stokar in Schaffhausen (St.-B. Müll. 115) und später im Briefe an den Bruder vom 13. März.

[2]) Müller schrieb am 13. Februar dem Bruder: „Auch Haller benihmt sich gegen mich selber sehr schlecht und wie ein wahrer Intrigant."

[3]) An den Bruder am 27. Februar 1802: „Von der helvetischen Gesandtschaft weiß ich nichts; sie hat mich keines Besuches gewürdigt, entweder aus altem Stolz oder weil ich nicht orthodox genug seyn mag über den Artikel von der Auferstehung der Todten. Ich höre, daß diese Herren darüber starkgläubig sind, so daß sie auch an öffentlichen Orten mit der alten Bernernuniform erscheinen." So auch im Briefe vom 13. März. Am 21. März schrieb er an Thugut: „La Suisse est remplie des François; son Ministre qui est ici, n'est pas venu chez moi, parcequ'il ne me croit pas assez ferme sur l'article de la palingénésie. Cependant il commence à se comber lui même, plus qu'il n'appartient à son habit brodé et à la primitive hauteur de son langage."

[4]) Diese Stelle wieder in griechischer Schrift.



Weib und darum hier katholisch geworden. Übrigens siehst du ein, wie ein so sonderbares Benehmen von Diesbach einen kompromittiert. Was muß man von mir glauben, wenn der Gesandte meines Landes so gegen mich handelt; daher muß ich andere Stützen suchen, und werde sie finden, sehr zum Schaden seiner Parthey, der ich sonst alle Freundschaft erwies und so gern hätte helfen mögen."

Müller hatte denn auch bald die Genugtuung, die Mission Diesbachs vollständig scheitern zu sehen. Sie hatte vielmehr die Folge, daß Bonaparte neuerdings eigenmächtig in die Geschicke der Schweiz eingriff und die Redingsche Regierung, die ihm auch in der Walliser Frage nicht entgegenkam, stürzte; der Wiener Hof anerkannte die durch den Staatsstreich vom 17. April 1802 eingesetzte neue Regierung und ihren Geschäftsträger, den Baron Müller v. Mühleck; die Rolle Diesbachs in Wien war ausgespielt. —

Müller hatte durch dieses Erlebnis wieder einmal die Lust an politischer Tätigkeit verloren. „Übrigens bin ich wohl, ruhig und zu Zeiten lustig, menge mich in die politischen Sachen weder von nahem noch fernem, sondern thue meine Berufspflicht, so lange ich keine andere bekomme, und erwarte getrost die Verhängnisse, fest entschlossen, in meinem Leben so viel Gutes als möglich zu thun, wie es jede Lage mit sich bringen mag. — Die Betrachtung der Historie ist für mich der schönste Genuß; sie macht mich vorsehen und ertragen; sie lehrt mich würklich und erhält mich heiter. Sie erhöhet den Blik und macht ihn umfassender; tausend Jahre sind vor ihr wie ein Tag und die Reiche der Sterblichen wie die vergehende Nachtwache. So werden wir einst auf das ganze Drama dieser Welt und auf unsere Existenz in ihr zurückblicken. Sey daher froh, genieße des Augenblicks und erwarte das Bessere"[1]).

Müller wurde gerade damals der Beschäftigung mit politischen Fragen noch mehr entrückt durch die Abreise des Grafen d'Antraigues von Wien nach Dresden. Er stand seit vier Jahren mit diesem geistvollen Vertreter der französischen Emigration in vertrautem Verkehr und hatte einen bedeutenden Einfluß auf ihn gewonnen. D'Antraigues war auch eifrig bemüht, Müller für russische Dienste zu gewinnen. Über seine Beziehungen zu d'Antraigues schreibt Müller[2]): „Die Entfernung dieses Mannes von Geist und seltenen

---

[1]) So schreibt er auch am 10. März 1802 an Thugut: „J'ai rapporté à V. E. ce qui se dit; mais je n'y prends, à aucune de ces choses, le moindre part et persiste encore à me borner aux innocens amusemens de l'étude et à remplir les paisibles devoirs de ma place."

[2]) 12. Mai 1802.



Kenntnissen, den ich seit 4 Jahren fast täglich sah, ist für mich Einsiedler ein Verlust; auf der andern Seite freylich Gewinn: mein Umgang mißfiel hin und wieder, so daß ich ihn manchmal abgebrochen hätte, wenn es hätte geschehen können, ohne ihn gegen gewisse Leute äußerst zu erbittern, und wenn ich die freylich niemandem als mir bekannte Zufriedenheit nicht gehabt hätte, ihn von raschen Schritten öfters zurückzuhalten und über manche Personen und Sachen wenigstens zu mäßigen[1]). Also von Junius an werde ich ganz einsam für mich und so zu sagen ohne allen Umgang, außer wer in die Bibliothek zu mir kömmt, leben. Da soll sich dann wohl ein gutes Stück Arbeit machen lassen; das ist meine Lust; keine andere Wege habe ich, nützlich zu würken, und ein unwürksames Leben ist vom Tod wenig verschieden. Ich hätte sonst wohl den Wunsch, dem Vaterland auch zu dienen; aber die Erbitterung der Partheyen macht jetzt unmöglich, etwas für dasselbe zu thun; da ist Gewalt nöthig, und zwar eine andere, als die der Vernunft und Gerechtigkeit; mit Wehmuth gebe ich also diese Hofnung auf." —

Es wäre Müller in dieser Zeit wohl möglich gewesen, seine politische Tätigkeit wieder aufzunehmen. Nach dem Tode Daisers wurde ihm nahegelegt, unter annehmbaren Bedingungen zur Staatskanzlei zurückzukehren[2]); aber er lehnte ab. Die politischen Vorgänge in seinem Vaterlande verfolgte er allerdings mit großem Interesse, aber ohne sich in dieselben einzumischen. Im Briefwechsel mit dem Bruder zeigt sich ein Gegensatz in der Auffassung der

---

[1]) Über den Einfluß, den Müller auf den leidenschaftlichen d'Antraigues ausübte, siehe oben S. 498 Anm. 1. d'Antraigues selbst bestätigt die Versicherung Müllers, daß er ihn oft zu beschwichtigen und von unbedachten Schritten zurückzuhalten versucht habe, in einem flüchtig geschriebenen Briefe von Dresden vom 18. Februar (1804), in welchem er sich darüber freut, daß auch Müller in Wien schlechte Erfahrungen gemacht habe: „Je suis bien aise que vous qui m'avez toujours soutenu que les plus epaisses betes du monde n'étaient pas remisées à Vienne, et qui vint fois avez faillis vous brouiller avec moi pour soutenir l'excellente bonté de votre gouvernement, aiez enfin ete mordu par chiens a jambes torses de ce mauvais Lieu qu'ils appellent si bouffement Leur police." Aus der Korrespondenz Müllers mit d'Antraigues geht auch hervor, daß Müller eifrig dahin zu wirken suchte, eine vollständige Verständigung und Vereinigung der Höfe von Wien und Petersburg herbeizuführen (vor allem in einem Briefe Müllers an Antraigues vom 26. Oktober 1803). In diesem Sinne betätigte sich auch der mit Müller eng befreundete italienische Chevalier Landriani. Die Korrespondenz mit d'Antraigues St.-B. Müll. 208, mit Landriani 218. Die Briefe sind zum Teil mit sympathetischer Tinte geschrieben und chiffriert, oft fast unleserlich.

[2]) Brief vom 9. Juni 1802. Dem Bruder, der ihm ernstlich abgeraten hatte, schrieb er am 11. August: „Über die Staatskanzley sind alle vernünftigen Menschen deines Glaubens; auch Thugut schreibt mir so."



beiden Brüder. Während Johann Georg, der mitten in der Bewegung stand, mit heftiger Abneigung gegen die neue zentralistische Verfassung und Regierung des Jahres 1802 erfüllt war[1]) und die Erhebung gegen sie billigte, war der von der Ferne aus beobachtende Johannes v. Müller, offenbar auch bestimmt durch die Berichte von Müller v. Friedberg, Stokar und andern Schweizern, die sich der neuen Ordnung gefügt hatten, der Ansicht, daß man sich mit den gegebenen Verhältnissen abfinden und jede gewaltsame Bewegung vermeiden müsse. Er erkannte, daß im Hintergrunde Frankreich laure, um die Händel unter den schweizerischen Parteien zu neuer Gewalttat ausnützen zu können[2]).

Es erschien ihm fast unklug, auf einer Reise, die er damals mit seinem erdichteten Freunde Batthyany nach Italien auszuführen beabsichtigte, den Weg durch die Schweiz zu nehmen. „Ich will von der Kriegszeit nicht reden, weil ich sie vor der Hälfte des Octobers geendiget hoffe. Nicht aber werden die Reden über diese Sachen, und vielleicht über die neue Ordnung der Dinge geendiget seyn. Du kennst mich; ich bin wahrlich keiner Parthey ergeben, aber desto leichter mißverstanden und verläumbdet; welches bey den allerreinsten Absichten mir so oft (zumal 1798) begegnet ist. Ich zweifle sogar, ob dem hiesigen Hofe, dem eben so leicht alles mißgedeutet wird, meine Schweizerreise jetzt recht wäre; man würde mich villeicht abgeschickt glauben"[3]).

---

[1]) Am 11. September 1802 schreibt er: „Da haben wir denn den Bürgerkrieg, die Folge des Eigensinns unserer Philosophen und des Monstrums von Niederträchtigkeit, des 17. Aprils! dieses Meisterstückes von Bürger Müller v. Friedberg, Dolder und Comp."

[2]) So schreibt er am 15. September 1802: „Von den Folgen des neuen Krieges in der Schw. weiß ich so wenig als du. — Aber mein Kummer ist groß über den Ausgang. Der ist gewiß nicht nur der klügste, sondern auch beste Bürger, welcher Friede räth. Der Verlust der braven Leute wird in günstigeren Augenblicken schmerzlich bedauert werden. Ich glaube, daß Reding es gewiß edel meint, aber daß er die elenden Helvetler sieht und nicht den im Hintergrunde lauernden Drachen." Er nimmt auch Müller-Friedberg gegen den Bruder in Schutz: „Ich halte ihn für einen ungemein klugen, an Auswegen, Vereinspuncten und Wendungen unerschöpflich erfinderischen Mann, der zu rechter Zeit ignorirt, was sich jetzt nicht ändern läßt, und hingegen doch beharrlich Ordnung und Friede zum Hauptaugenmerk hat. So ein Charakter ist jetzt viel brauchbarer als ein leidenschaftlicher; ich wünschte ihm sehr vielen Einfluß" (30. Juni 1802).

[3]) Joh. Georg hoffte dagegen, daß der Bruder die beabsichtigte Reise doch ausführe. „Villeicht daß du hie und da gut rathen kannst, besonders der Central-Regierung, nach deinen alten Ideen von Renovellirung der ewigen Bünde; welche mir immer noch am meisten unter allen Principien gefällt. Antiquam exquirite matrem" (Brief vom 25. September 1802).



Aus einem Briefe Johannes v. Müllers vom 6. Oktober, den Johann Georg wegen seiner offenbar leidenschaftlichen Sprache vernichtet hatte, ist nur die folgende Stelle in Abschrift erhalten geblieben: „Deine Briefe lese ich mit äußerster Theilnehmung. Was jetzt geschehen soll, ist ja eben, was ich von jeher, von Jugend auf, und 1797, 1798 und 99 immer wünschte: Erneuerung der Bünde, ein Centrum nur für das wahrlich allgemeine (wie in der Achäischen Eydgenossenschaft), sonst das Alte, aber verbessert. Ich hoffe, der Consul wird einsehen, daß das Alles nicht wider ihn ist, er von der Schweitz nichts zu fürchten hat, und auf eine solche Regierung weit mehr zählen kann. — Ich freue mich herzlich über das kluge und feste Benehmen meiner Vaterstadt, und verehre dein Verdienst hiebey. Willst du noch zweifeln an deines Daseyns höchst wohlthätigem Einfluß? Hätte der nicht nüzlich gelebt, welcher, wenn er sonst nie etwas gethan — und wie viel hast du als Lehrer, Schriftsteller, Bürger, Bruder, Freund, Gatte, wie edel und rein und wie fruchtbar gewürkt! — auch nur in so einer Zeit zu seines Vaterlandes Rettung das gethan hätte!"

Immer kommt Müller wieder auf seinen Rat zurück: „Man muß, was nicht zu ändern ist, sich gefallen lassen, und besseres erwarten," und er bestärkt sich in dem Vorsatz, „an dem unheilbar verdorbenen Gang der gegenwärtigen Politik durchaus kein Theil mehr zu nehmen, sondern meine ferneren Tage ruhigem Glück im Schooße der Wissenschaften und Freundschaft, nicht ohne nützliche Arbeit für die Nachwelt, zu weihen". Noch sei die Zornrute von den Regierungen der Erde nicht abgewandt; er erkennt, seiner Geschichtsauffassung entsprechend, in den Ereignissen der Zeit den Finger Gottes. „Es mußte aber dieß und anderes so geschehen; dessen hadere wer will mit dem Alten der Tage; Er weiß, was er thut!"

So blieb er auch ruhig bei den aufregenden Berichten, die ihm der Bruder von den weiteren Ereignissen im Vaterlande, die sich Schlag auf Schlag folgten, zukommen ließ: von der Ankunft des Generals Rapp als Gesandten des Ersten Konsuls, von der damit beginnenden Mediation Bonapartes, von der Rückkehr der helvetischen Regierung nach Bern, von der Auflösung der Tagsatzung in Schwyz, auf die Johann Georg so große Hoffnungen gesetzt hatte, von den Deportationen schweizerischer Staatsmänner, von denen sogar Johann Georg einmal bedroht schien, von den Wahlen zur helvetischen Consulta nach Paris, zu welcher Schaffhausen den Bürgermeister Maurer wählte. „Wärest du hier gewesen, so hätten wir dich ersucht," berichtet der Bruder. Über den Gang der Ver-



handlungen Bonapartes mit der helvetischen Konsulta äußert sich Johannes v. Müller[1]): „Darf ich's sagen, Lieber, daß ich mit des ersten Consuls Brief und Rede über eure Sachen viel besser zufrieden bin, als ich es seyn zu können hofte? Das Äußerliche der Unabhängigkeit bleibt; eine Eydgenossenschaft lebt wider auf; keine Auflagen, keine Jahr aus und ein spielende Gesetzgebungsmaschine, keine kostbare puissancelnde Centralregierung. Das alles ist von dem, was man zu Schwytz wollte, nicht so gar unterschieden. Sagte ich dir nicht im September, daß nicht die Sache, sondern das mir bange machte, daß, anstatt sich mit dem mächtigen Mann zu benehmen, man toller Weise zu britannisiren sich vermaß. Indeß schmälen die Bernerherrn u. a. Emigrirte ebenso sehr über das, was nun wird, als die Unionsprediger und Revolutionärs es tief beseufzen, welches liebliche Concert (Katzenmusic) bey mir eine Lobrede auf die Sache ist. Das schlimmste, oder demüthigendeste ist wol, daß man das Gesetz auswärts her holen mußte. Aber das begegnet jetzt nicht Euch allein. Und hätten *wir uns* helfen können? Die Haubizenregierung[2]) freylich, wäre gestürzt (wie sie es auch wird) aber wahrlich wir hätten den Bürgerkrieg. Wie zog Dießbach nicht über den Reding los! Ebenso der Obrist Wyß (den du hier sahst). Wie oft erfuhr ich selbst, daß, wenn man an den alten Patricierrechten auch nur ein Jota zu verändern vorschlug, es war, wie wenn in ein Wespennest gestochen würde! Man konnte in so einer Lage der Sachen sich nicht helfen. Jetzt machen die Herren dickgeballte Fäuste im Sack und können es nicht erleben, bis wider Krieg werde. Gerade wie die französischen Emigrirten 1792 Krieg und Sieg für Eins hielten und die französische Armee wegzublasen vermeinten. Ich aber wünsche, daß die Schweitzer das Wort Politik gar nicht mehr aussprechen, sondern in aller Demuth und Stille eine reputirliche Haushaltung, jeder unter seinem Dach, wider beginnen, und wenn es draußen windet und wettert, nur bitten, daß man *sie* ruhig lasse; das ist (glaube nicht ich allein) das gemeinschaftliche Interesse ihrer selbst und aller deren, welchen durch diese alte Ruhe die Operationslinie immer um so viel verkürzt wird. Genug, mein Reich ist nicht von dieser Welt; wenn Dießbach dieses läse, er möchte mich als Kätzer verbrennen lassen, und Müller-Friedberg wäre auch gar nicht zufrieden."

---

[1]) Brief vom 7. Januar 1803.

[2]) Dieser Ausdruck bezieht sich auf die Beschießung der Stadt Zürich durch den General Andermatt im Auftrage der helvetischen Regierung am 10. und 12. September 1802.



Müller bekennt sich durchaus zu der Denkungsart des damals wegen seiner Zuneigung zum Unitarismus heftig angegriffenen Schaffhauser Präsidenten und helvetischen Senators David Stokar, „der die politische Lage der Sachen dem nach nimmt, wie sie i s t, nicht wie sie w a r und s e y n s o l l t e oder hätte b l e i b e n s o l l e n. Was ihm begegnet, wäre mir z e h e n f a c h widerfahren, weil ich weit feuriger proclamirt haben würde, daß man die Zeit nehmen muß, wie sie ist. D a s ist die wahre Politik, von den Übeln der Zeit und dem Cirkel der Privatverhältnisse sich zur Betrachtung des allgemeinen Zusammenhangs zu erheben und die Hand des Allmächtigen auch in den unwürdig scheinenden Werkzeugen zu erkennen." — „Das schwerste für die Menschen, die vergänglichen," schreibt er im Briefe vom 2. Februar 1803, „ist, sich zu sagen: D a m i t ist es nun aus; d a s ist hin. Daher fliken und kleistern sie elendiglich an dem einfallenden Hause, welches begräbt die, welche durchaus nicht ausziehen wollen. — Darum sprachen die Weisen des salomonischen Koheleth: alles hat seine Zeit; und das ist ein Hauptzweck der Historie — die διαγνωσις der Zeichen der Zeit. Was täglich geschehen werde, ist nie vorzusehen, aber die Richtung des Stroms, und das ist schon viel: denn man kan doch ein wenig dämmen, oder etwas benutzen, oder doch bey Zeiten davon laufen. Auch repariren läßt sich das baufällige; wie wir im XVIten Jahrhundert sahen, daß die Hierarchie doch in einem großen Theil Europiens erhalten wurde. Darum aber ist dieselbe Diagnostik so wichtig, weil, wer die Gefahr der Zeiten zuerst einsieht, am besten davon kömt; was nicht fällt im ersten Sturm, erhält sich wol noch. De mortuis non nisi bene; sonst könnte ich meinen Unwillen über die Gedankenlosigkeit unserer altschweitzerischen Regierungen unmöglich verbergen; diese in ihrem Schlaf sahen doch seit 89 das Feuer wüthen; und was thaten sie? Erneuerten sie den Geist ihrer ewigen Bünde? wußten sie, mit ihrem Volk näher zusammengeschmiegt, gleich den Polypen, die Farbe der Felsen anzunehmen, woran der Sturm nun einmal uns warf? Das Herz bricht mir, zu sehen, was bis jetzt noch in allen Zeughäusern steckte, und zu bedenken den Bernerschatz, den durchgängigen Wohlstand, der langen providentia maiorum verschlafene Früchte. Alles, weil man diese Zeit für nicht verschieden von andern erkannte, und gegen die neugestählten Waffen mit rostigen Degen auskommen wollte."

Und wie ohnmächtig der Mensch gegen den Willen des Allmächtigen sei, drückt er in den Worten aus[1]): „Das ist das Geheimniß

[1]) Brief vom 5. März 1803.



Gottes, durch eine Coordination von Umständen, die wir uns nicht vorstellen, den festesten Damm niederzureißen, oder durch lockeren Sand eine Sündfluth aufzuhalten. Darum, da Er seinen Rath allein hält, bleibt uns nichts, als die Arbeit und der Genuß jeden Tages. Ich bin jetzt ganz ruhig und ohne Haß gegen irgend eine Parthey; ich sehe, daß die Sache zu weitreichend ist für bloßes Menschenwerk und die, welche wir für die Urheber halten, bloß die Hebel sind, welche die allmächtige Hand nach ihrer Weisheit braucht und wegwirft. Was ich am gewissesten weiß, ist, daß von allem Erwarteten das Gegentheil geschehen wird; der Höchste macht sich Spaß mit unsern politischen Spekulationen; wie wäre uns, wenn wir einer Rathssitzung der Ameisen beywohnen könnten!"

Das Werk des Ersten Konsuls, die Mediationsverfassung des Jahres 1803, die der Schweiz wieder eine feste Grundlage auf dem Boden der staatenbundlichen Ordnung gab und ihr für ein Jahrzehnt nach den wechselvollen Stürmen der Helvetik den inneren Frieden sicherte, wurde von Johannes v. Müller lebhaft begrüßt[1]. Sie entsprach im wesentlichen den Ansichten, die er schon seit Jahren vertreten hatte. Allerdings verkannte er nicht, daß sein Vaterland in voller Abhängigkeit von Frankreich verblieb, daß der neue Defensiv-Allianzvertrag, der mit diesem abgeschlossen werden mußte, die Garantie der Neutralität illusorisch mache; mit Recht befürchtete er, daß die Franzosen nach Artikel 5 nur den Durchzug fremder Heere durch die Schweiz verhindern wollen; „werden aber auch sie durch die Schweitz keinen Durchpaß nehmen?" Die Verpflichtung der Schweiz, bei einem Angriff einer dritten Macht auf das französische Gebiet diesem eine besondere Truppenmacht von 8000 Mann durch freie Werbung zu stellen, hielt er für bedenklich. Die Bestimmung über die Herstellung einer schiffbaren Verbindung von Basel nach Genf belaste die kleine Schweiz dreißigmal mehr als das große Frankreich. Er bedauerte auch den Vertrag über die französischen Salzlieferungen an die Schweiz, weil er den früher blühenden Salzhandel seiner Vaterstadt vernichten mußte. Aber er sah ein, daß sich zurzeit daran nichts ändern lasse. Dann beklagte er, daß nun Genf, Biel mit dem Pays d'Erguel und die ehemaligen Vogteien der Bündner dauernd für die Schweiz verloren gehen. Daß die Schweiz in diesen Zeiten nur durch einen politischen

[1]) Brief vom 18. Mai 1803: „Nichts ist mir tröstender, als das dem Vaterland neugegründete stille Glük; die Partheyen werden ermüdet seyn, und Erfahrung ist auch gewonnen. Gold habt ihr nicht mehr, das locken könnte. Gott lasse euch das altschweitzerische häusliche Wohlseyn wieder genießen!"



Agenten, Müller von Mühlegg, am Wiener Hof vertreten sei, hielt er für unzureichend; „ich habe von Müllers Anstellung nichts als Mühe". Mit Groll erfüllte ihn die eigennützige, gewalttätige Haltung, die Österreich in der Frage der sogenannten Inkamerationen der Schweiz und vor allem seinem Heimatkanton Schaffhausen gegenüber einnahm. Aber trotz seines Interesses an den Geschicken seines Vaterlandes war er entschlossen, sich in diese Verhältnisse nicht mehr einzumischen. Zudem war gerade in der Zeit, als die Mediationsverfassung der Schweiz aufgedrängt wurde, eine Krisis im persönlichen Leben Müllers eingetreten, die ihn schwer traf und für einige Zeit sein ganzes Sinnen und Denken in Anspruch nahm, die Katastrophe der Hartenbergaffäre. Sie mutet uns wie ein moderner Detektivroman an, und sie ist in ihren Folgen für das weitere Leben Müllers bestimmend geworden; sie zeigt uns auch eine gewisse eigentümliche Seite seines inneren Wesens in so scharfer Beleuchtung, daß wir ihr eine eingehende Darstellung widmen müssen[1]).

Im Spätherbst 1795 kam die verwitwete Baronin Josepha v. Hartenberg, eine geborene Freifrau v. Loos, nach Wien, in der Absicht, ihren damals fünfzehnjährigen Sohn Fritz dort heranbilden zu lassen, während dessen älterer Bruder Joseph, ein braver und redlicher Soldat, als Offizier im Erbachschen Korps diente. Der verstorbene Vater Johann Baptist v. Hartenberg stammte aus dem bekannten alten Schaffhauser Geschlecht Harder; sein gleichnamiger Vater war als fürstlich konstanzischer Rat und als Hof- und Regierungsrat und Leibmedikus des Fürsten Joseph von Fürstenberg in den Adelsstand mit dem Prädikat „v. Hartenberg" erhoben worden; er selbst war als Hauptmann in holländischen Diensten gestanden und dann Oberjägermeister des Fürsten von Fürstenberg geworden; von dorther bezog die Witwe eine Pension, eine zweite vom Fürsten

[1]) Über diese fast unglaubliche Geschichte liegt auf der Schaffhauser Min.-Bibl. ein Manuskript von Maurer-Constant vom Jahre 1853, in welchem er die Auszüge aus dem Briefwechsel der beiden Brüder von 1802 und 1803 bringt, die darauf Bezug nehmen (M.-B. Müll. **109**). Ebenda (Nr. 75) befinden sich die Briefe Müllers an den erdichteten Grafen Louis Batthyani (136 Nummern vom 19. Juni 1802 bis 24. März 1803) und zudem zahlreiche Briefe und Zettel der Witwe Hartenberg und ihrer beiden Söhne schon von 1795 an, auch einige (gefälschte) Billette des erdichteten Grafen. Die Hauptmasse der untergeschobenen Briefe Batthyanis hat Müller leider im Unmut über die Affäre, die ihn so schwer kompromittierte, verbrannt; sie würden eine lückenlose Darstellung dieser Skandalgeschichte ermöglichen. M.-B. Müll. **76** enthält Briefe und Aktenstücke, die sich auf den Kriminalprozeß gegen Fritz v. Hartenberg beziehen.



von Thurn und Taxis, bei dessen Mutter sie sich ehemals als Kammerfrau sehr beliebt zu machen gewußt hatte. Sie soll, wie Johann Georg dem Bruder am 9. Juni 1797 schrieb, „in jüngeren Jahren äußerst einnehmend, jetzt aber als eine böse Frau bekannt sein". In Schaffhausen lebten noch Verwandte und Freunde des verstorbenen Freiherrn, und von diesen und dem Bruder war die Witwe mit ihrem unmündigen Sohne lebhaft an Johannes v. Müller empfohlen worden. Wenn man weiß, wie warm er sich der jungen Schweizer und vor allem der Schaffhauser, die ihm empfohlen wurden, angenommen, welche Opfer an Zeit und Geld er für sie gebracht hat[1]), so wundert man sich nicht darüber, daß er sich nun in seiner Herzensgüte und Freigebigkeit auch dieser Familie angenommen hat, daß sie an ihm ihre Stütze und ihren Halt fand, umso mehr, als die Warnung des Bruders, seiner Guttätigkeit Maß und Ziel zu geben, weil die guten Leute eben nie dazu erzogen worden seien, den Wert des Geldes zu schätzen, und je mehr man ihnen gebe, desto unsorgfältiger damit umgehen, recht verspätet eintraf. Da die beiden Vormünder des jungen Hartenberg, der Weihbischof Wolf v. Freisingen und der fränkische Freiherr v. Welden, fern waren, übernahm Müller gleichsam als ihr Stellvertreter die schwere, für ihn verhängnisvolle Aufgabe, die weitere Entwicklung des Jünglings zu überwachen. Die Sorge um die kränkliche, an das Zimmer gefesselte, mit immer neuen Anliegen und Begehren auftretende Witwe und ihren Sohn ließ ihn nun nicht mehr los bis zur schließlichen Katastrophe. Fritz v. Hartenberg war ein Jüngling von bestechendem Äußern und glänzender Begabung, aber von seiner schwachen und, wie aus ihren sehr schlecht geschriebenen Briefen hervorgeht, wenig gebildeten Mutter und seinen ebenfalls in der Familie lebenden Tanten gründlich verzogen, in seinem sittlichen Charakter schon früh völlig verdorben. Obwohl die beiden Pensionen zu einem bescheidenen Leben wohl ausgereicht hätten, war die Baronin in beständiger Geldverlegenheit, nahm von Müller eine monatliche Unterstützung von 6 fl. 40 kr. an und erbat sich von ihm immer wieder Vorschüsse auf die in Aussicht stehenden Pensionsgelder. Fritz v. Hartenberg selbst war von einem übermäßigen Selbstbewußtsein beseelt, fühlte sich in seiner adligen Würde und krankte an grenzenloser Eitelkeit; glänzende Kleider, mit denen er

[1]) Es mochte ihm wohl gelegentlich des Guten zuviel werden. Am 8. Oktober 1796 schrieb er dem Bruder: „Es ist schrecklich, wie man mit den Landsleuten geplagt ist," und am 7. Januar 1803: „Die Lästigkeit der Landsleute kannst dir nicht vorstellen, und sie halten alles für Schuldigkeit."



auffallen wollte, Befriedigung seiner Lebens- und Vergnügungslust, Fernhalten jeder ernstlichen, anstrengenden Arbeit, das waren die Ziele, nach denen er strebte; daneben besaß er eine Verstellungskunst und Heuchelei, die ihm die Gunst manches Gönners zu verschaffen verstanden und ihm immer wieder trotz seiner Schwächen und Verirrungen die Verzeihung derselben zu erwirken vermochten. Auf Johannes v. Müller mit seiner homosexuellen Anlage mußte der Verkehr mit diesem verführerischen Jüngling wie Gift wirken, und der junge Hartenberg hatte offenbar die schwächste Seite seines Gönners bald erkannt und beutete sie nun in raffiniertester Weise aus. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Müller dieser Versuchung unterlegen ist. Die Briefe des jungen Hartenberg, in denen er bald von Dankbarkeit für seinen teuersten Wohltäter, seinen einzigen, zärtlich geliebten Vater überfließt, bald, als er für längere Zeit von Wien abwesend war, vor Sehnsucht nach dem entfernten Freunde seines Herzens vergeht, in denen er ihn bald mit Sie, bald mit Du anspricht, von feurigen Küssen und Umarmungen schreibt und erklärt, es ohne ihn nicht aushalten zu können, waren so recht darauf berechnet, die Sinnlichkeit und Leidenschaft Müllers aufzureizen. — In der Großstadt Wien kam der Jüngling bald in schlechte Gesellschaft, betrog seine kranke Mutter durch gefälschte Quittungen um mehr als 200 fl., die er auf die lockerste Art verschwendete, so daß sie Müller dringend bat, ihren Sohn von Wien wegzubringen, „damit sie ruhig sterben könne". Müller selbst war der Überzeugung, daß die Großstadtluft für seinen Schutzbefohlenen, dessen Fehler und Schwächen er nur allzu milde beurteilte, nicht tauge. Er bewarb sich für ihn um ein Studienstipendium und erhielt wirklich vom Kaiser durch Vermittlung des Kardinalerzbischofs von Wien ein solches von 200 fl. „Er ist eigentlich weich wie Wachs," schrieb er nach dieser ersten schlimmen Erfahrung, „er dauert mich; ich hielte wol für möglich, ihn noch gut zu leiten; aber wo habe ich hiezu Zeit!" Und später: „Fritz Hartenberg ist ein wolgewachsener, (eher weiblich) schöner, mit Talenten begabter Knabe, aber ohne Fleiß, ohne gesunden Verstand, ohne entwickeltes Moralgefühl. Das Leiden der Mutter geht mir durch die Seele. Ich verhehle ihr einen Theil jener Dinge und will, sobald ich Geld habe, wenigstens ¼ davon ihr unter der Hand ersetzen. Aber was anfangen mit dem Knaben? Sie will, daß ich sein Vormund sey. Wirklich hat sie hier sonst gar niemanden. Aber ich bin täglich 7—8 Stunden (aufs wenigste) abwesend, und überhaupt für so etwas von Natur untauglich, viel zu nachsichtig, zu biegsam; wenn er bittet, weint, heuchelt!



Hierüber weiß ich nun gar und ganz keinen Rat." Man dachte zuerst daran, den jungen Taugenichts in die Uniform zu stecken; aber davon wollte er nichts wissen. Den Bemühungen Müllers gelang es nun, ihn nach Prag zu bringen, wo er sich für die diplomatische Laufbahn, zu der er besonders befähigt schien, vorbereiten sollte. Er fand im Hause des Physik- und Mathematikprofessors Dr. Schindler, der seine Studien überwachen sollte, Aufnahme. Von dort aus schrieb er am 21. Juni 1797 seinen ersten Brief an Müller, der ihm Freund, Vater, alles geworden sei; sein erster Wunsch war allerdings auf sehr materielle Dinge gerichtet: er brauche Geld für ein neues Kleid und für Stiefel. Solche Forderungen wiederholen sich nun in zahlreichen Briefen. Der junge Hartenberg traf in Prag auch die Gönnerin seiner Mutter, die Fürstin von Schwarzenberg, die sich seiner warm annahm und ihn unterstützte. Anfangs schien auch alles gut zu gehen; der Jüngling schrieb mit Anerkennung und Dankbarkeit von seinem Hausherrn, und der Fürst von Thurn und Taxis, der Neffe der Fürstin von Schwarzenberg, der sich für ihn lebhaft interessierte, äußerte sich in einem Briefe vom 30. Juli 1797 sehr günstig über die Begabung und den Charakter von Müllers Schutzbefohlenem. Müller beabsichtigte, als er sich im Sommer 1797 zu seiner Schweizerreise vorbereitete, den jungen Hartenberg nach Regensburg kommen zu lassen und mitzunehmen[1]), verzichtete aber zu dessen großer Enttäuschung auf diesen Plan. Der junge Heuchler versprach auch von Prag aus alles Schöne und Gute; seine Aufführung solle „die Flecken tilgen, die zu wenige Menschenkenntniß und jugendlicher Leichtsinn seiner Reputation machte".

So mochte Müller wohl hoffen, daß der junge Mensch auf den rechten Weg kommen werde. Die Enttäuschung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Vom Mai 1798 an liefen Klagen Dr. Schindlers über seinen Zögling ein: er besuche die vorgeschriebenen Kollegien nicht; er sei sehr stark im Vorgeben; es scheine, daß seine ganze Beschäftigung darin bestehe, wie er seinen Körper kleiden, den Kopf putzen, den Leib und die Füße durch Zusammenpressen verkleinern, für Langeweile manchmal ein zeitvertreibendes Buch lesen, überhaupt aber seine Person auffallend machen soll. „Worinn der auffallende Fleck in diesem schönen Gemählde bestehe, ist die E. G. vermuthlich lang bekannte Eitelkeit und daraus entsprungene Coquetterie, wodurch er dem schönen Geschlechte so nahe kömmt, von dem seinigen aber sich zu weit entfernt."[2]) Hartenberg merkte,

[1]) Brief an den Bruder vom 1. Juli 1797.

[2]) Brief vom 28. Juni 1798.



daß der Boden in Prag für ihn nicht mehr günstig sei; er verlangte am 23. Juni, die Stadt verlassen zu dürfen, da sie ihm unausstehlich geworden sei aus Gründen, die er verschweigen möchte; im Hause Dr. Schindlers werde ihm jeder Augenblick durch Zwang und Unannehmlichkeiten zum Jahre; Müller möge ihn deshalb wegnehmen, da es nicht sein Wille sein könne, ihn so mißvergnügt leben zu lassen; er sei ja nicht ohne Fehler — aber das habe er nicht verdient. „Unwiderstehlich sehnt sich mein Herz nach dir, du Theurer, nach den Meinigen allen. Ich fand in Prag nicht, was ich suchte — o ich werde in Wien unter Ihren Augen jetzt, da mein Leichtsinn durch so viele Qualen, die er mir bereitete, abgekühlt ist, ungleich besser mich bilden können als hier."

Da auch die schwache Mutter den Wünschen des Sohnes sich anschloß, wurde Fritz in der Tat nach Wien zurückgebracht. Den Bemühungen Müllers gelang es, ihm einen Platz im Theresianum zu sichern; zu seinen Gönnern gehörte der nach Wien gekommene Graf Erlach, ein früherer Freund seines Vaters, ebenso der Baron v. Wunsch, mit dem Müller in Wien sehr viel verkehrte. In dem großen staatlichen Institute scheint es anfangs gut gegangen zu sein; wenigstens versichert die Mutter, daß man mit den Studien und der Aufführung ihres Fritz immer vollkommen zufrieden sei, und auch Müller selbst rühmt in dieser Zeit seinen Schützling. Aber eben jetzt wurde er öfters von epileptischen Anfällen ergriffen, und aus diesem Grunde mußte er die Anstalt verlassen[1]). Mit großem Selbstbewußtsein schrieb er an Müller: „Je quitte lundi l'académie à grands regrets — estimé — je peux le dire — de mes supérieurs et aimé de mes collègues." — Da er auch in der nächsten Zeit wiederholt von Krankheit befallen wurde, scheint man ihn besonders schonend behandelt und zu keiner ernstlichen Arbeit angehalten zu haben. Er selbst strebte nach einer Stellung, die ihm möglichst hohes Ansehen bei möglichst geringer Mühe verschafft hätte; er rechnete dabei auf das Wohlwollen des fürstenbergischen Hofes, wo er mit dem Titel eines Hofkavaliers angestellt zu werden wünschte; daneben meinte er, daß er auch als Sekretär der beiden Durchlauchten für die deutsche und französische Privatkorrespondenz verwendet werden könnte. Aber diese Hoffnungen schlugen fehl; man mochte dort das gründlich verdorbene Wesen des jungen Barons früher erkannt haben als der vertrauensselige Müller. Fritz v. Hartenberg blieb also in Wien, kam neuerdings in schlechte Gesellschaft, ergab sich

[1]) Der Verdacht liegt nahe, daß er diese krankhaften Anfälle nur fingiert hat.



einem liederlichen Genußleben und machte offenbar auch bedeutende Schulden. Um sich nun aus dieser Klemme herauszuziehen und von seinem leichtgläubigen Beschützer große Geldmittel zu erschwindeln, kam er auf einen Gedanken, der ihn als einen verwegenen und gewissenlosen Hochstapler erscheinen läßt, umso verwerflicher, als er damit seinen und seiner ganzen Familie langjährigen Wohltäter aufs schändlichste komprimittierte und fast vernichtete. Er hatte den sehnsüchtigen Drang Müllers nach einem Freunde, der mit Leib und Seele ganz sein eigen wäre und dem er sich wieder mit seinem ganzen Wesen hingeben könnte, erkannt. Wie hatte Müller seinen Bonstetten geliebt; wie begeistert hatte er über den jungen Italiener Ghisilieri geschrieben; mit welcher Zärtlichkeit noch kürzlich den österreichischen Oberleutnant Fièr in sein Herz eingeschlossen. Aber alle diese Freundschaften hatten ihm nicht geboten, was er suchte und verlangte. Das Verhältnis zu Bonstetten war schon längst erkaltet; Ghisilieri war nach Italien zurückgekehrt, und Fièr hatte durch seine Unbeständigkeit und schließlich durch eine leichtfertige Heirat mit einer Frau recht zweifelhaften Charakters nur noch Anspruch auf das Mitleid, nicht mehr auf die rückhaltlose Freundschaft Müllers. Diese zur krankhaften Manie gesteigerte Freundschaftssehnsucht Müllers[1]) hatte der verschmitzte Jüngling erkannt, und er beschloß, sie zu seinem Vorteil auszunützen; er sann sich einen verwegenen Plan aus, der seiner Erfindungsgabe alle Ehre macht, aber auch seine ganze Verworfenheit an den Tag bringt. Daß das ganze, auf Lug und Trug aufgebaute Gebäude schließlich zusammenbrechen müsse, konnte er sich kaum verhehlen; aber das scheint ihn wenig gekümmert zu haben, wenn er nur für einige Zeit seiner Eitelkeit und Verschwendungssucht mit dem erschwindelten Gelde frönen konnte. Inwieweit er dabei von liederlichen Spießgesellen unterstützt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis.

---

[1]) Am 4. August 1802 schrieb er an Gleim (S. W. XVII, 206 f.): „Einer, der mir ganz gewesen wäre, wie ich allezeit schwärmerisch darnach getrachtet, so wie die wenigen großen Beyspiele in den Jahrbüchern der Menschheit es sind; wie der Überwinder von Karthago, wie der Sohn Sauls, wie der gute Montaigne, wie Gleim und Kleist; einen, der sich meiner ganz bemächtigt hätte, und ganz mein geworden wäre, der den Gelehrten, den Geschäftsmann, alle Nebenverhältnisse vergessen hätte, um nur den Freund seiner Seele in mir zu sehen, um in den höchsten Regionen menschlicher Kenntnisse und in der muthwilligsten Freude brüderlicher Liebe gleich Hand in Hand mit mir zu lustwandeln — den Einzigen suchte ich vergeblich; denn der hatte ein Amt, und der nahm ein Weib, und dem war meine Religion, oder etwas anderes nicht recht, und der scheute Verläumdung. Nichts hat mich m e h r gehindert, ganz der zu werden, der ich sollte."



Im Juni 1802 eröffnete Fritz v. Hartenberg seinem Wohltäter, daß ihm ein großes Glück beschieden worden sei, indem ein ungarischer Graf und dessen Mutter, die er auf der Osterredoute kennen gelernt habe, lebhaftes Interesse an ihm genommen hätten. Dieser Graf, Louis Batthyani Szent Ivany, sei eigentlich ein natürlicher Sohn der Gräfin Marie Theresia v. Falkenstein, die zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia das Erbrecht auf die fürstlich-batthyanischen Güter erworben habe; das unbeschränkte Verfügungsrecht darüber stehe ihr erst im Jahre 1802 zu; sie hätte den Grafen Louis, der bisher vor der Öffentlichkeit als ihr Neffe gegolten habe, zum Universalerben eingesetzt; beide aber hätten ihn, Fritz v. Hartenberg, adoptiert, so daß ihm schließlich die Erbschaft der reichen Batthyanischen Güter zufallen werde. Die Gräfin selbst solle nichts Geringeres als eine Tochter Maria Theresias gewesen sein[1]). Mit dieser erfundenen Verwandtschaft wurde der Graf in eine geheimnisvolle Beziehung zur kaiserlichen Familie gebracht; denn unter dem Pseudonym Falkenstein pflegten die Glieder derselben zu reisen, wenn sie auf Abenteuer ausgingen und unerkannt bleiben wollten. Eben mit diesen geheimen Beziehungen zu den allerhöchsten Herrschaften wollte Hartenberg sein Opfer blenden und vielleicht auch von dem Versuche näherer Nachforschungen abschrecken[2]). Um Müller noch sicherer zu machen, wurde ihm auch mitgeteilt, die Gräfin oder richtiger die Fürstin Batthyani hätte ihn im Jahre 1790 in Frankfurt vor der Kaiserkrönung selbst gesehen. Der Graf, im Alter von 36 Jahren stehend, werde unvermählt bleiben; er habe vor zehn Jahren seinen innigst geliebten Freund Gustav, der im Juli

---

[1]) Brief Müllers an sie vom 9. Oktober 1802: „Ich erhalte, verehrungswürdigste Mutter, Ihren, der Tochter Theresiens würdigen Brief vom 5ten." In seiner Erklärung an das Gericht nach der Verhaftung Hartenbergs schreibt er: „Des vorgeblichen Grafen vorgebliche Mutter gab sich für eine außereheliche Tochter der höchstsel. Kaiserin Maria Theresia aus. Eine, die sich von Franz dem Ersten herleitete, hatte ich als Staatsreferendarius von Kurmainz 1790 am Wahlconvent zu Frankfurt gesehen. Weiter hatte ich keine Notiz von ihr, mag sie aber zufällig erwähnt haben, worauf jener diesen Roman erdachte, und, weil er meine außerordentliche Verehrung der großen Theresia kannte, sie ihr zuschrieb, damit sie mir interessanter würde."

[2]) Im zweiten Briefe vom 23. Juni 1802 schreibt Müller: „Je te sais bon gré de m'avoir confié ta naissance." Er habe in einer Genealogie des Hauses Batthyani keinen Ludwig gefunden, der auf ihn passen würde; „je soupçonnais quelque chose d'extraordinaire. Tu peux bien penser que cela m'est égal. Tu es bien légitimé chez moi pour être de la vraie noblesse, qui est dans la supériorité de l'âme et de l'esprit" etc. —„Qui soit, si, n'étant pas un enfant de l'amour, tu serais devenu en tout si excellent" etc.



1792 gefallen sei, verloren, und seine Sehnsucht gehe nun dahin, wieder einen Freund zu finden, dem er sich ohne jeden Rückhalt, mit jeder Faser seines Wesens hingeben, mit dem er zusammenleben und ein unsägliches Glück teilen könne. Eben nach einem solchen Freund ging auch die Sehnsucht Johannes v. Müllers, und nun verstand es der junge Schwindler, eine Korrespondenz zwischen Müller und dem erdichteten Grafen Louis Batthyani Szent Ivany ins Leben zu rufen, wobei Hartenberg alle Briefe des Grafen, von dessen Mutter und dem ebenfalls erdichteten Valet de chambre Georges selbst geschrieben hat und an Müller gelangen ließ, während er selbstverständlich die Briefe Müllers öffnete und zurückbehielt[1]). Der Graf sollte in Budapest wohnen; Fritz v. Hartenberg spielte die Rolle des Vermittlers zwischen Müller und dem erdichteten Grafen; das innige Freundschaftsbündnis sollte als sein Werk erscheinen; ihm sollten beide zu Dank verpflichtet sein dafür, daß er ihnen das schönste und reinste Glück auf Erden verschafft habe und daß er sich mit seinen eigenen Ansprüchen auf Freundschaft und Liebe bescheiden zurückziehe, um sich nicht zwischen die beiden Freunde zu drängen. —

Und so begann nun der Briefwechsel Müllers mit einem nicht existierenden Freund, der vom 19. Juni 1802 bis zum 24. März 1803 dauerte[2]). Oftmals hat Müller Tag für Tag dem geliebtesten Freunde geschrieben und sein Herz ausgeschüttet, um prompt von dem frechen Fälscher mit einer zutreffenden Antwort bedient zu werden. Es ist erstaunlich, daß dieses grausame Spiel neun volle Monate lang getrieben werden konnte, ohne zur Entlarvung des Verbrechers zu führen; mit immer neuen Erfindungen, mit einer Phantasie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, verstand er es, den ahnungslosen Müller immer von neuem zu täuschen, und je romanhafter, je unwahrscheinlicher die Vorspiegelungen wurden, umso sicherer war dieser dem Betruge verfallen. Und dabei hat der junge Hochstapler gleichzeitig seine Mutter und seinen Bruder in ähnlicher Weise getäuscht[3]).

[1]) Angeblich gingen die Briefe nicht direkt von einem zum andern, sondern durch einen Franz Hartmann, den Agenten des Grafen in Wien, an einen Postbeamten in Budapest, wie Müller in seinem Memoire schreibt.

[2]) Die Briefe sind zum Teil in französischer, zum Teil in deutscher Sprache geschrieben. Es befinden sich dabei auch Briefe der angeblichen Mutter Batthyanis und des ebenfalls erdichteten Kammerdieners Georg. Vielleicht hat Hartenberg die letztern durch einen Teilnehmer am Betruge schreiben lassen. — Auszüge aus einer Anzahl von Briefen Müllers an B. hat Johann Georg in die S. W. XVII, S. 224 bis 258 aufgenommen.

[3]) Am 15. Dezember 1802 schrieb der Oberleutnant Joseph v. Hartenberg



Was Fritz v. Hartenberg damit erreichen wollte, liegt auf der Hand. Der Graf Louis, der sein ganzes Vermögen angeblich dem jungen Hartenberg hinterlassen wollte, selbstverständlich, nachdem er auch seinen geliebtesten Müller für alle Zukunft sichergestellt hatte, forderte diesen in seinen Briefen auf, dem Jüngling, den sie beide als ihren Sohn betrachten wollen, reiche Mittel zur Verfügung zu stellen, um ihm das Leben schön und lieblich zu gestalten; für alle aufgewendeten Mittel werde er reichlich aufkommen, sobald er mit Müller sich treffen und das gemeinschaftliche Leben mit ihm beginnen werde. Es seien nur noch gewisse Angelegenheiten zu ordnen, bis dieses unnennbare Glück ihnen beschieden sei. Und Müller, der mit seinem Herzensfreunde schon nach den ersten Briefen schriftlich den Schwur ewiger Freundschaft und Treue gewechselt hatte, ging blindlings in die Falle, da auch die Mutter des Grafen überglücklich schien, daß nun ihr Sohn den vollwertigen Ersatz für den vor zehn Jahren verlorenen Busenfreund gefunden habe, dem sie ihn ruhig anvertrauen könne und den sie einst „vor des Allmächtigen Stuhl von seiner Hand fordern werde"[1]). In seiner Antwort auf den ersten Brief, den er von dem Grafen erhalten hatte, schrieb Müller am 19. Juni 1802: „Tu m'as rendu véritablement yvre de sentiment: mon âme lutte avec la langue pour t'exprimer, oh mon incomparable Louis, tout ce que tu me fais éprouver. Oui, depuis ma jeunesse, en tant de pays où j'ai promené mon caractère aimant, je n'ai qu'enfin (mais c'est bien assez) rencontré

dem Grafen einen rührenden Dankbrief für die unbegrenzte Freundschaft und Güte, die er seinem Bruder und durch ihn auch ihm bezeuge; auch die Witwe schloß sich diesem Danke an, denn jetzt schien ihre und ihrer Söhne Zukunft für alle Zeiten gesichert zu sein; ihr Fritz war ja zum Erben des Grafen bestimmt, und ihrem älteren Sohn Joseph wurde ein Landgut verschrieben.

[1]) Für diese erdichtete Gräfin, die er mit „Excellenz" ansprechen sollte, faßte Müller eine glühende Verehrung und Bewunderung; er betrachtet die Mutter seines brüderlichen Freundes als seine eigene Mutter; auch an sie richtete er begeisterte Briefe und erhielt von ihr entsprechende Antworten. Die Verantwortlichkeit für seinen Freund will er auch der Kaiserin Maria Theresia gegenüber übernehmen: „Die große Theresia soll diesen Enkel von meiner Hand fordern." — So stand in einem Briefe der Gräfin an Müller: „Ich habe dich aufgenommen in mein mütterlich Hertz, habe segnend zwischen dir und Louis den unzertrennlichen Bund geschlossen. Ich sterbe nun ruhig; er ist geborgen mein Louis; einen Freund hat er, edel und groß und gantz Freund, wie er einen will. Allmächtiger! vor dir verbinde ich sie: einst vor deinem Richterstuhl werde ich einen von dem andern fordern. Nun, Jean! ist er dein; sey ihm Bruder, Vater, Freund; er ist männlich fest, innig wird er dich lieben ewiglich; ich kenne meinen Louis seit 36 Jahren; wandelt Kinder! miteinander durch des Lebens dunkle Pfade. Du hast nun mein Alles; ich gehe und lebe nur noch in euern Hertzen, in euern Handlungen."



l'homme qui m'entend, qui saisit mon coeur, en qui je puis exister. Oui, je me souviens d'avoir souvent fait réparer ses torts à l'injustice d'avoir séché les larmes de plusieurs infortunés, d'avoir fait des sacrifices au bien d'autrui: eh bien, le ciel, ne laissant aucune bonne action sans récompense, m'a donné ce qui a pour moi le plus de prix, un Ami. Que je me sens riche, d'un tel trésor! Jamais je ne sentis si bien l'épitaphe que se fit le plus grand poète Anglais (qui étoit de notre gout): He gain'd from heaven, all he wish'd, a friend."

Und nun setzt er auseinander, wie er diese Freundschaft auffaßt: „L'ami doit être à la fois si bon de ne trouver au dessous de lui le moindre service que peut exiger le caprice du gout de son ami, et il doit être si grand et si noble, de ne trouver au dessus de lui aucun sacrifice, celui même de la vie, pour le bien-aimé de son coeur. Ce sont là ces grandes amitiés des anciens siècles, qui ornent l'histoire, et tu vois qu'elles supposent des gens comme nous, car quand on a femme et enfans, les affections se partagent. Mais, il n'est pas vrai que d'avoir femme et enfans soit le devoir de tous: il faut des hommes dégagés des liens ordinaires, en qui puissent resplendir ces grands et beaux traits dont nous parlons." Dann schlägt er dem Freunde vor, daß jeder die Briefe des andern unter Verschluß halten solle; wenn dann einem etwas Menschliches zustoßen sollte, so sollen sie verschlossen dem Überlebenden zugestellt werden; stirbt auch dieser, so sollen sie Fritz als Erbe zufallen. Nach dessen Tod: „alors on pourra voir, que de la façon dont aimoit le plus grand des Césars, et Frédéric le plus grand des rois, et le Czar Pierre le Grand, et le bon Trajan, et Alexandre le Grand, et Titus les délices du genre humain, et le grand conquérant Turc de Constantinople, et Epaminondas, et Eugenes, et le courageux Jules II, et le père d'histoire Herodote, et le vertueux Socrate, et le doux Xénophon, et le chantre d'Enée, et notre ami Horace, et tant et tant, ainsi Louis et Jean s'aimoient aussi, et honni soit qui mal y pense! Le secret pendant notre vie sera l'assaisonnement de notre tendresse, puis excitons nous à rendre honorable la mémoire de notre nom, que l'un fasse parmi la postérité honneur à l'autre. — Ne t'ai (!) déjà dit, que c'est là ce qui me faut, un homme comme Louis; car le moyen de faire entrer de telles conceptions dans une âme vulgaire! Il y a une grande différence de la crapuleuse saleté d'un vivandier ou d'un muletier à ce divin amour qui dans l'âme d'un Grec ou d'un Romain faisoient éclore tout ce qui honore l'humanité. Je le sens tel-



lement que depuis que j'ai toi en idée, je ne pense (excepté Fritz) à aucun autre; tu me remplis tout à fait. Je t'assure, ami! que tu me rends l'amour de la vie; elle me devenoit indifférente; et que je sens avec un regret trop tardif, que, seul, j'avois trop négligé le soin de ma personne! Aussi je n'ai rien lu avec plus de plaisir dans ta lettre que l'assurance que là où tu trouves le coeur, tu ne regardes pas de si près."

Dann noch die bezeichnende Stelle: „Il n'y a dans ta lettre qu'un trait de malice, une épigramme contre moi: là où tu te veux du mal d'être à 36 ans encore enthousiaste; et moi qui les surpasse de 10 ou 12, le suis-je moins? La différence est dans le physique; pour tout le reste nous sommes frères jumeaux; je n'aurois pû t'aimer plus à 20 ans, et je t'aurois moins solidement aimé peut-être (et probablement)." Und nun das, was für den Betrüger die Hauptsache war: „Tu écris à Fr., que je dois lui donner de l'argent; cela s'étoit déjà fait, mais je lui en donnerai pour ton compte ce qui me paroitra raisonnable. C'est une chose n é c e s s a i r e de lui apprendre à compter, pas avec s e s moyens qui sont nuls, mais avec les notres même, médiocres à l'heure qu'il est." Und mit Selbsterkenntnis: „Hélas moi-même, je ne puis le prêcher d'exemple; je n'ai jamais sçû me regler à cet égard; cependant je prévois qu'en peu d'années je serai au niveau, même au dessus, de mes affaires, et tu seras bien: la perspective donc est bonne, mais l'ordre toujours nécessaire." —

Der Graf Batthyani hatte Müller in Aussicht gestellt, daß er am 27. Juni in Wien eintreffen werde, um die persönliche Bekanntschaft mit ihm zu machen; das wurde nun, wie ein späterer Brief angab, durch ein Hindernis vereitelt und auf den 6. Juli verschoben; und nun wurde Müller immer von neuem auf spätere Termine vertröstet, immer wieder neue Verhinderungsgründe erfunden, ohne daß er an seiner Hoffnungsfreudigkeit und seiner glühenden Begeisterung für den zaudernden Freund irre geworden wäre. So sehr nahm ihn dieser Briefwechsel in Anspruch, daß er darüber oft seine gewohnte Lieblingsbeschäftigung, die ausgedehnte Lektüre, einschränkte, seine Arbeit an der Schweizergeschichte versäumte. Als er einmal Fritz v. Hartenberg gegenüber die Absicht aussprach, ein längst begonnenes Kapitel der Schweizergeschichte auszuarbeiten, äußerte dieser scheinbar schalkhaft, er würde ihm jetzt nicht dazu raten, da es sonst zu poetisch ausfallen würde. In derselben Überschwenglichkeit schrieb nun Müller Brief um Brief und erhielt wieder umgehend ebenso begeisterte Antworten, „die



wärmsten, innigsten und in verschiedener Hinsicht vortrefflichsten Briefe", welche er je bekommen. Über alles, was ihn beschäftigte, über seine innersten Gedanken berichtete Müller dem Freunde wie in einem Tagebuche. Am 30. Oktober 1802 schreibt er dem Bruder: „Ausgearbeitet, verzeih, habe ich diese letzten Monate nichts, außer etwa weitläufige 100 Briefe über alle möglichen Gegenstände an meinen Freund; was in denselben Herzensangelegenheiten ist, soll so geschrieben seyn, daß jene an Bonstetten n i c h t s dagegen sind[1]). Übrigens enthalten sie viele große Schilderungen, eine große Mannigfaltigkeit von Ideen und Aussichten. Jetzt, und wie sie sind, kan man sie niemandem zu lesen geben; aber mit der Zeit soll Michel oder sonst einer unserer Getreuen sie, etwas purificirt, abschreiben, und so habe ich nichts dagegen, daß sie einst auch weiter kommen. Gewiß ist in keinen andern meiner Schriften so viele Seele, keine so con amore geschrieben."[2])

Der Betrüger verstand es, immer wieder Gelder von seinem Wohltäter zu erpressen, die seinerzeit von dem Grafen ersetzt würden, mit einer ans Unglaubliche grenzenden Frechheit. So verlangte er einmal auf einem kleinen Zettel neuerdings 100 fl. mit der Bemerkung: „Ich fürchte mich jetzt weniger der Sünden, denn es geht dann in e i n e m Aufwaschen (wie man sagt); bey meiner Liebe zu Dir — mein Vater; ich depensire gewiß nicht unsinnig, aber ich habe gar viel auf mir."[3])

Am 15. Juli mietete Müller auf die bestimmte Versicherung der baldigen Ankunft des Freundes für denselben schon eine Wohnung in der Nähe seiner eigenen in der Spiegelgasse, „zierlich, wie in

[1]) Gerade im Jahre 1802 hatte Friederike Brun die zweite, vermehrte Auflage der „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund" herausgegeben (siehe Bd. I, S. 144 ff.). In der Tat übertreffen die Briefe Müllers an den erdichteten Freund diejenigen an Bonstetten noch an Glut der Empfindung. Daneben enthalten sie eine fast unerschöpfliche Fülle von feinen und geistreichen Bemerkungen über alle möglichen Dinge und Personen, vor allem über literarische und geschichtliche Erscheinungen aller Zeiten.

[2]) Johann Georg Müller schrieb später über diese Briefe: „Im Februar 1813 habe ich diese Briefe durchgegangen und eine Anzahl Stellen für den Druck copirt" (S. W. XVII, 224—258). „Ein Roman der Freundschaft, der aber ohne Ende ist! könnte daraus zusammengeschrieben werden, dem an Feuer wenige gleich kämen, aber ich habe dazu weder Zeit noch Lust."

[3]) Am 15. Juli war allein die Schneiderrechnung Hartenbergs schon auf 450 fl. angewachsen, die übrigen Beträge, die er unter diesem und jenem Vorwande erschwindelt hatte, nicht gerechnet. — Am 28. Juni war in einem Schreiben des Grafen die Rede von der Anschaffung einer Aussteuer an Kleidern und Wäsche für Fritz, der den ungarischen Fürsten Grossalkovich auf einer großen Reise begleiten sollte, um sich zu bilden.



einer Bonbonnière", und Hartenberg hatte es ruhig geschehen lassen, ohne durch einen Brief des Grafen diese große Ausgabe zu verhindern. Ja, der verschlagene Jüngling bat sogar heuchlerisch, Müller möge den Freund davon abhalten, ihm zu viel zu geben. Er konnte auch aus den Briefen Müllers dessen Urteil über sich selbst erkennen. Zwei Hauptfehler habe er: Leichtsinn und Verschwendungssucht, die sie, die beiden Freunde, durch einsichtige Erziehung bekämpfen müssen. Müller vergleicht auch die Freundschaft und Liebe, die ihn mit dem Freunde verbinde, mit derjenigen, die sie für ihren jungen Liebling hegen, und kommt zu dem Schlusse: „Il doit donc y avoir plus d'égalité dans notre amitié, plus de piquant et des momens de toute puissance dans ta liaison avec lui. Pour moi je te confesse (et non pour que tu m'imites), que je l'aime tendrement, mais que je t'aime cent fois plus, parceque tu as plus de rapports avec moi, et que toute ma vie j'ai préféré les hommes faits."[1]) —

Er kommt auch auf seine Verbindung mit seinem Jugendfreund Bonstetten zu sprechen: „Dans ma première jeunesse j'avois un ami, plein de graces et de bonté et d'esprit; il ne lui manquoit que la conformité que nous avons; mais mon imagination y suppléoit; je lui ai écrit presque comme à toi; et voilà ces lettres, sans mon sçu ni consentement, imprimées; heureusement on les trouve charmantes; cependant il y a des méchans qui y lisent sur l'amour des choses que mon ancien ami n'avoueroit jamais. Soit! elles auront leur cours dans le monde, et quand tu voudra, je te les feroi lire (mais elles sont en allemand); tu verras que Jean toute sa vie cherchoit un ami comme Louis."[2])

So sind nun die Briefe Müllers angefüllt von den Äußerungen eines überschwenglichen Glücksgefühls darüber, daß er nun diesen Freund gefunden habe. „Tu es si parfaitement (mais vois que je ne te flatte en aucune manière) mais tu es si exactement l'ami que j'ai cherché toute ma vie et pour lequel je donnerois aussi ma vie. Glühender kan kein Mensch lieben als ich dich, Louis, du Göttergabe, du Crone aller meiner Wünsche in allem . . ." „Wie

---

[1]) Brief vom 23. Juni 1802.

[2]) Auch in einem Briefe an den Bruder vergleicht er, nachdem er von den Guttaten, die ihm sein neuer Freund zugesichert habe, berichtet, das Verhalten Bonstettens mit demjenigen Batthyanis: „Conferatur übrigens mit der Assignation auf's Gut u. s. w. wie Bonstetten sich benahm, als ich ihm noch Geld schuldig war. Mein Hunne ist ein anderer Mann! Gott, was für ein Unterschied von Allen, die ich sonst Freunde genannt!"



erhebt mich deine Liebe über hundert Dinge, die sonst mir wehe thaten! Du wirst mir für Alles seyn, du Edler, du Hoher, in der Fülle deiner Empfindung ist, was ich für das Glück meines Lebens brauche, alles, vollständig, im Überfluß[1])." —

Fritz v. Hartenberg hatte es auch nicht versäumt, Müller ein unterschobenes Bildnis des erdichteten Grafen zuzusenden, das nun als Ersatz für den abwesenden Herzensfreund, dem angeblich auch ein Bildnis Müllers zugeschickt worden war, mit Inbrunst betrachtet wurde, „sein Porträt ist immer in meiner Tasche, oder vielmehr vor meinen Augen, und meines hängt auf seiner Brust!" schrieb er dem Bruder, dem er sein unendliches Glück zu schildern nicht müde wurde. „Du wirst hieraus sehen, daß ich noch nicht viel über die 26 alt bin; wenigstens glaube ich kaum zur Zeit jener ersten Briefe an Bonstetten herzlicher, feuriger geliebt zu haben; aber in der That verjüngt mich die Liebe allezeit; sie ist die fontaine de jouvence, woraus ich periodisch schöpfe, und in solchen Perioden arbeite ich am glücklichsten und bin am besten in jeder Rücksicht. — Ich habe nun auch (lächle nicht!) immer eine Karte neben mir, auf der steht ‚Louis', und auf sie notire ich sogleich, was mich im Lesen besonders ergreift, um, wenn B. wieder bey mir ist[2]), es mit ihm wieder zu lesen. Dann, wenn die Bibliothek vorbey ist, steht er da mit seinem Wägelchen, und dem Buch, und fährt man in einen einsamen Ort im Wald; dann lesen die zwei Freunde miteinander; es sehen ihre Engel und belächeln die kindliche Sympathie." — Auch die materielle Sicherstellung Müllers wurde nachgewiesen; zunächst setzte die Mutter ihnen eine Jahresrente von 10 000 fl. aus, mit denen sie gemeinsam, in völliger Gemeinschaft, leben werden; „er gibt und empfängt den Schwur, von nun an bis an unsern Tod (da wir nicht heirathen) als Brüder und Freunde miteinander zu leben — ich — kan weder lesen noch schreiben ... bin wie in einem Traum ... im neunzehnten Jahrhundert so einen zweiten Bruder, so eine zweite Mutter gefunden zu haben. Sage

[1]) Müller ließ sich auf seine Freundschaft mit Batthyani ein besonderes Petschaft anfertigen. Es zeigt in der Mitte einen Altar mit brennender Flamme, auf ihm die Buchstaben $\frac{\text{LB}}{\text{IM}}$, auf dem Sockel AMICI.MDCCCII, mit der Umschrift ACHILL.PATR. IONATH.DVD. SC.LAEL., drei Freundespaare, die ihnen als Vorbilder dienen sollten: Achilleus-Patroklos, Jonathan-David, Scipio-Laelius.

[2]) Wiederholt äußert sich Müller, daß sein Freund w i e d e r zu ihm kommen werde, so daß der Bruder bestimmt annehmen mußte, daß er bereits einmal mit ihm zusammen gewesen sei.



es Allen, die uns lieben[1])! Ich befehle dir ausdrücklich, es Herdern oder der Herderin zu schreiben: denn eine Alltagssache ist's nicht." Dann wurde Müller von der Mutter noch besonders eine lebenslängliche Jahresrente von 4000 Gulden angewiesen, wovon drei Achtel auf ein Kapital und fünf Achtel auf ein Gütchen in Mähren, „ein niedliches Schlößchen mit den umliegenden Gütern in einer romanhaft schönen fruchtbaren Gegend" zwischen Brünn und Znaim, das auf seinen Namen geschrieben und ihm und seinen Erben zu ewigem erblichen Eigentum gegeben worden sei[2]). Er freute sich darüber vor allem im Hinblick auf seine nächsten Verwandten in Schaffhausen, wo seine Schwester in dürftigen Verhältnissen lebte[3]). Selbstverständlich löste diese Glücksbotschaft auch die innigste Freude des geliebten Bruders aus: „Ich fühle dein Glück mit so ungetheilter Freude, als ob es mir selbst wiederfahren wäre, freue mich innigst, daß es noch eine solche Tugend in der Welt gibt, daß du für so viel Gutes, was du gethan hast, schon in diesem Leben einen solchen Lohn findest, daß du eine solche zweite Mutter gefunden und einen Freund, der nun jeden Gedanken, zu Skythen oder Normännern zu gehen, von dir auf immer verscheuchen wird[4]). — Es ist ja Alles wie ein Roman!" Johann Georg schrieb auch auf den Wunsch des Bruders an den Grafen einen Brief voll des Dankes für alles, was er an seinem Bruder getan habe. Auch der nüchterne Schaffhauser Bruder wurde förmlich in die Begeisterung für den neu erstandenen Stern hineingerissen: „Er schwebt mir unaufhörlich vor; ich denke mir ihn groß gewachsen,

[1]) In den Briefen an Bonstetten schrieb Müller nur von dem „großen Menschen", ohne den Namen zu nennen. Er bittet den Bruder noch am 12. Februar 1802 das nicht zu tun, wenn Bonstetten etwa vor ihm nach Schaffhausen komme. Er berste nämlich vor Ungeduld, ihn zu erfahren. Er habe noch in seinem letzten Briefe gedroht: „Schreibst du mir nicht gleich, wer dein großer Mensch ist, so wünsche ich dir Büchernoth, Caffeemangel, Mißwachs von Erdäpfeln und (sit venia dicto!) Schaffhauser Ennui." Er habe es darauf ankommen lassen und nichts gesagt. — Am 21. November 1802 schreibt Joh. Georg: „Herders hatten große Freude über deinen Freund."

[2]) Am 18. Dezember nennt er auch den Namen dieses Gutes, Röschitz, das im Februar in seinen förmlichen Besitz kommen werde.

[3]) „Jetzt", schrieb er dem Bruder, „geh in die Liebe" (das Haus, in dem damals seine Schwester, das „Kind", wohnte), „sag es dem Kind; sag ihm, Papas sorgliche Seufzer und das Gebet voll Vertrauen der Mama seyen vor den Thron des Allerbarmers gekommen; da habe er in Freundes Gestalt einen Engel mir gesandt, damit ich Euch und ihren Kindern einst auch etwas Erfreuliches hinterlasse. Beten sollt Ihr für den Freund meines Hertzens und mich."

[4]) Es war in diesen Jahren wiederholt die Rede von einer Berufung Müllers nach Rußland oder Dänemark.





Müllers Schwester

Nach einem Aquarell im Privatbesitz in Basel, photographiert von C. Koch, Schaffhausen



nicht mager und nicht fett, mit etwas gebogener Nase, mit viel Ernst im Blicke. — Lachst du? erlaube mir, da ich auch verliebt in ihn bin, diese Schwärmerei! Ich kann gar nichts thun, als den Herrn bitten, daß Er Euch segne, daß Er ihn belohne, was er dir und uns thut! Marie und ich grüßen und küssen Euch beide Brüder!"

In den Briefen Müllers ist immer wieder von großen Reiseplänen die Rede — nach Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, ja nach Athen und Jerusalem. Einer der ersten Besuche, vielleicht sogar in Begleitung der alten Gräfin, sollte dem Bruder in Schaffhausen gelten; schon im Herbst 1802 war die Ankunft dort in Aussicht genommen, und Johann Georg mit seiner braven Hausfrau scheuten denn auch keine Mühe und Kosten, um die hohen Gäste mit Gefolge würdig empfangen und beherbergen zu können.

Etwas ist Müller in dem Briefwechsel doch bald aufgefallen: die Ähnlichkeit der Schreibweise in den Briefen des Grafen, dessen Mutter und des Kammerdieners Georges; doch ließ er den aufkeimenden Verdacht rasch wieder fallen, weil sich die Ähnlichkeit dadurch erkläre, daß Georges gemeinsam mit dem Grafen erzogen worden sei und deshalb selbst „eine unvergleichliche Geistescultur" empfangen habe[1]). Merkwürdig fand er es auch, daß oft, wenn er den Freund etwas frage, die erwünschte Antwort schon unterwegs sei[2]).

Der Wunsch Müllers, den neuen Freund, der in allen Neigungen und Ansichten, auch in der Begeisterung für die Alten und in der Freude an den Wissenschaften ganz dem Ideal, das er sich von ihm machte, entsprach, bald persönlich zu sehen und dann mit ihm zusammenleben zu können, wurde immer lebhafter, und er fand auch hierin bei dem Grafen volle Übereinstimmung. Es war schon davon

---

[1]) Müller an Georges 25. Oktober 1802.

[2]) Von einer für ihn sonderbaren Geschichte berichtet er dem Bruder am 28. September 1802: Es sei seinem Freunde von einer Frau prophezeit worden, sie werden 25 Jahre miteinander leben und dann vereint entschlafen. Er hätte diese Weissagung kaum beachtet, wenn nicht die andere damit verbunden gewesen wäre, daß nach eines Sterbenden Vorhersagung ein gemeinsamer Freund binnen Jahresfrist sterben werde. „Über mich ergoß sich Schauder des Erstaunens. Acht Tage waren eben verflossen, seit ich hörte, daß diese Vorhersagung eines Sterbenden über diesen gemeinschaftlichen Freund vor ungefähr einem Monate auf seinem Todbette in einem ganz andern Land wirklich geschehen war. Louis wußte es nicht, und noch weniger konnte die Frau es wissen, die dieses sprach, ohne den Sterbenden, ohne unsern guten Freund zu kennen. Erkläre mir dieses, und ob es nicht ein nahes Zeichen ist, daß es mit dem Haupttheile der Weissagung seine Richtigkeit hat. Mich würde derselbe Tod innig rühren; das Übrige wäre sehr schön."



die Rede, daß Müller seine Stelle in Wien aufgeben solle; zunächst sollte er einen längeren Urlaub erbitten, der ihm vom Kaiser anstandslos gewährt würde; darauf sollte er seinen Rücktritt erklären. Das Leben, das er sich an der Seite des Freundes erträumte, schildert er Mitte August: „Unser gantzer Plan ist so einfach als lieblich, und nicht lieblicher als weise und gut: Untrennbare Brudertreue; Pflege der Mutter; Sorge für Fritz; ruhiges Warten; stilles Wohlthun indeß, und die edelste Cultur unseres Geistes und Hertzens; hier, oder, wenn wir's besser finden, oft reisend; alles durchwebt mit Liebe und mit Denkmalen unseres Wissens und Seyns für kommende Geschlechter."

Dem Zusammentreffen der beiden Freunde stellten sich aber immer wieder ungerechnete Schwierigkeiten in den Weg. Weder am 27. Juni noch am 6. Juli konnte der Graf in Wien eintreffen; ebenso wurde die Reise Müllers, die er am 22. Juli nach Ofen antreten wollte, um dort den Freund abzuholen, vereitelt. Auf den 6. Oktober wurde darauf die Abreise der beiden von Wien nach der Schweiz in Aussicht genommen; Müller hatte bereits viele Vorbereitungen dazu getroffen, sogar schon einen praktischen Reisewagen gekauft, als eine abermalige Verschiebung, und zwar um 40 Tage, bis zum 14. November, notwendig wurde, veranlaßt durch „einen elenden Intriganten"; die Reise hätte, wie die Mutter schrieb, nur durch große finanzielle Opfer, die Müller unter keinen Umständen annehmen wollte, ermöglicht werden können. Aber nun sagte der Graf auf den 9. November seine Ankunft in Prag zu; Müller versprach, dort im Gasthof Erzherzog Karl oder Zum schwarzen Löwen drei Zimmer zu nehmen und auf den Freund zu warten. „Sobald Wien hinter mir ist, fürchte ich nichts mehr." — Müller ist in der Tat auf die bestimmte Zeit nach Prag abgereist, um dort neue Enttäuschung zu erleben. Am 10. November schrieb er an Fritz, der Graf habe sich durch einen Sturz vom Pferd eine übrigens ungefährliche Verstauchung des Fußes zugezogen, so daß er erst am 13. oder 14. November in Prag eintreffen könne. Er leide wegen dieser Verzögerung ebensosehr wie er selbst. Sollte die Ankunft des Grafen sich noch länger hinausschieben, so werde er in große Verlegenheit kommen, da er nur noch 30 fl. bei sich habe, weil er sich ganz auf den Freund verlassen habe. Sollte sich dessen Reise noch länger verzögern, so möge Fritz ihm seine Verlegenheit mitteilen und ihn bestimmen, ihm Geld zu schicken. Am 13. November klagt er darauf, er werde zwar übermorgen den Freund sehen; aber er werde ihm sofort wieder für dritthalb Monate entrissen; so werde



aus der Reise nach Deutschland, die er bereits seinen Freunden im Reiche angekündigt habe, wieder nichts; er müsse dann wieder nach Wien zu den „ennuyeusesten Geschäften mit den odiösesten Leuten, in Crais der allerfatalsten häuslichen Verhältnisse, zu Verdruß und Spott" zurückkehren.

Aus dem kurzen, in Verzweiflung geschriebenen Briefe an Fritz geht hervor, daß die Mutter berichtet hatte, ein Aufenthalt Müllers bei ihrem Sohne in Ofen würde demselben schweren Schaden zufügen, und deswegen müsse man vorläufig darauf verzichten. „Seit wann denn bin ich so infam, daß der Freund meines Hertzens auf dritthalb Monate mich von sich verbannen müsse, damit meine Existenz seinen wichtigsten Interessen nicht einen höchst wichtigen Nachtheil zufüge! O Johann Müller, es ist weit gekommen mit Dir!"

Am 23. November bat Müller den Freund um Aufschluß, wodurch seine Gegenwart ihm so schädlich und gefährlich wäre. Es gehe das wohl auf den gleichen Feind zurück, der ihnen schon früher hindernd in den Weg getreten sei[1]). „Verzeih', es ist das erstemal, daß meine Freundschaft geschäftsverderblich seyn soll; es will mir nicht in den Kopf, daß ich so schädlich sey. Genug; ich will das fressen; aber es ist sehr unverdaulich. — Ist kein Mitgefühl? Daß meine Seele hart werden könnte! Einst, anderswo, bat man deinen Freund, mit zu seyn, wenn seinen Freunden wichtige Dinge vorkamen; sie sahen den gern, vor dem ihre Gegner sich scheuten. Freundschaft ist Lust und Ernst; Lustigmacher, nicht Freund, ist, wer hinaus muß, wenn ernste Geschäfte beginnen. Doch fast unmöglich kan das der Sinn seyn; wie könntest mich lieben!"

Am 20. November war ein Brief eingetroffen, der das gänzliche Fernbleiben des Freundes angekündigt hatte, sogar mit einer gewissen Drohung, wenn Müller sich nicht eine sehr lange Trennung gefallen lasse. „Also erstarb die tröstende Hoffnung." Und dabei bat Müller noch dringend um Verzeihung, daß er in einem früheren Briefe, in heftigem Fieber, dem Freunde, nur voraussetzungsweise, etwas Hartes gesagt habe. — „Ich schrieb heute meinem schweizerischen Bruder[2]) und habe über meine Abenteuer (die sein Hertz

[1]) In den Briefen aus Prag taucht nun plötzlich auch der Vater des Grafen auf, von dem bisher nie die Rede war. Er soll der Vereinigung der beiden Freunde entgegengearbeitet haben aus Gründen, die Müller ganz unbekannt waren. Er wird übrigens als unglücklicher und schwerkranker Mann geschildert, dessen Tod bald das letzte Hindernis aus dem Wege räumen werde.

[2]) In der Tat liegt ein Brief an Joh. Georg vom 24. November 1802 vor, in welchem keine Andeutung über die große Verlegenheit, in die er durch das Fernbleiben des Grafen gekommen war, sich findet. Im Gegenteil berichtet Müller



ganz fühlen wird) ihm eine freudige Sicherheit vorgeheuchelt, wie ich die Ehre unserer Freundschaft überhaupt zu retten suche. Zweifle nie an deinem Jean!"

Der verschlagene Betrüger in Wien, der Müller in diese verzweifelte Lage gebracht hatte, suchte ihn zu beruhigen. Wie wird er gelacht haben, als er in einem Briefe Müllers vom 25. November an den Freund die folgende Stelle las: „Fritz wird mir durch jede Zeile lieber; er hat mit den Stürmen meiner aus ihren tiefsten Gründen aufgeregten Seele die Geduld eines Engels; von Trost schafft er, was er immer zu Handen bringen kan, treulich herbey; möchte er bisweilen einiges von mir unterschlagen, wo der Unmuth mich gar überwältigte! Das weiß ich, daß der Holde es zu entschuldigen sucht. Er kennt mich; ich aber auch ihn, und nie schätzte ich mehr, was ich an ihm habe. Bruder, verlaß ihn nicht; ich bin jetzt arm, und der Edle braucht; denn, G. (Georg) hat gut sagen, die Kutscher, die Jäger, die Schneider und Schuster, ja die Tanten und Mama, sind, bey all unserer Beredsamkeit, schwer dahin zu bringen, daß sie schweigend glauben."

Die Verlegenheit Müllers steigerte sich von Tag zu Tag mit der anwachsenden Gasthausrechnung. Fritz v. Hartenberg riet ihm an, sich an die alte Fürstin von Fürstenberg, oder an den Fürst von Thurn und Taxis oder an andere begüterte Persönlichkeiten in Prag um ein Darlehen zu wenden, worauf aber Müller nicht eintreten konnte. Das Vertrauen in den Freund, obschon er ihn im Stich ließ, hatte er aber nicht verloren. Er entschuldigte sich vielmehr neuerdings[1]), daß er, statt ruhig und vertrauend nur der Mutter und Georg seine augenblickliche Verlegenheit mitzuteilen, klage wie ein altes Weib. „Sprich, Allgeliebter, willst vergessen? mir seyn, wie da du zu mir eiltest? Ich weiß, daß ich nichts begehren kan, das deiner Seele zu groß wäre. Erwäge, Guter, meine Verlassenheit — nicht die hiesige, sondern von Anfang meiner Existenz bis auf dich — und daß doch der Glaube noch in mir ist, es existire der Freund meines Hertzens und meine Seele vermöge ihn ganz zu fassen. Diese süße Idee von Gottes edelstem Geschöpf werde durch deine Vergebung mir bekräftiget." —

Indessen mußte Müller nun doch daran denken, aus seiner finanziellen Klemme herauszukommen. Der edle schwedische General

---

dem Bruder, daß Batthyani gerade in diesen Tagen zu Brünn die Akte über die Abtretung des Gutes Röschitz rechtskräftig habe ausstellen lassen, auch für die Angehörigen in Schaffhausen, vor allem die Schwester und ihre Kinder.

[1]) Brief vom 28. November 1802.



Armfeld, „Gustavs des Dritten bis in den Tod getreuer Freund", der damals in Prag sich aufhielt und Müllers Bekanntschaft gemacht hatte, anerbot sich, seine Ordenszeichen und Tabatieren zu versetzen, um ihm das nötige Geld zu verschaffen; aber auch diese hochherzige Hilfe lehnte Müller ab. Dagegen erhielt er nun von einem Freunde aus Sachsen, an den er sich gewendet hatte, bereitwillig 500 fl., so daß er seine Rechnung bezahlen und mit seinem treuen Diener Michel, der ihn begleitet hatte, nach Wien zurückreisen konnte. Seinem Fritz wollte er es nicht vergessen, daß er ihm seine Nippsachen angeboten hatte. „Sagte ich's nicht immer, edel ist er. Was er da mir anbot, ist ein sichererer Adelsbrief, als den sein Großvater erwarb." Am frühen Morgen des 30. November verließ er Prag, wo er drei aufgeregte Wochen verlebt hatte. Er hatte den Freund noch gebeten, ihm nach Wien 1000 fl. zu schicken, da er sonst in große Verlegenheit kommen werde; auch ein Bittgesuch an die Kaiserin, das Fritz an seinen Bestimmungsort befördern sollte, falls die Anweisung auf die 1000 fl. ausbleiben würde, war abgegangen[1]). Er war jetzt wieder voller Hoffnung. Am Tage vor seiner Abreise schrieb er an Fritz: „Sey getrost, am 4. oder 5. komme ich; Alles lenkt sich, durch Stürme, zum Sonnenschein." Auf der Reise berichtete er Tag für Tag an den Freund, um dann am 5. Dezember von Wien aus diese Briefe absenden zu können. Das Reisewetter war recht unfreundlich. Am 4. Dezember schrieb er von Stockerau, einer der letzten Poststationen vor Wien, aus: „Ich endige die unglücklichste Reise, die ich je gethan. Aus dem Traum eines nahen Paradieses erwache ich wieder zu Kummer, Verdruß, Gram, Schmertz, Geldnoth. Gedenke dessen, was ich gelitten, vergiß, Freund, wenn ich unbescheiden geklagt."

---

[1]) In den Briefen Batthyanis war wiederholt die Kaiserin als besondere Gönnerin der Mutter erwähnt worden. Fritz hat begreiflicherweise das Bittgesuch nicht weiter befördert, was Müller nachträglich billigte, „da er viele Fragen hätte beantworten müssen". — Unter den Schriften Müllers befindet sich der Entwurf zu diesem „Memorial an die Kaiserin", in welchem Müller seine Beziehungen zu dem Grafen schildert, in dessen Auftrag er 13 782 fl. für Hartenberg und für wohltätige Zwecke aufgewendet habe; dazu kommen noch Schulden Hartenbergs im Betrage von 6000 fl. Er sei über die schließliche Bezahlung dieser Beträge keineswegs in Unruhe, aber durch die Verzögerung der Ankunft des Grafen in großer Bedrängnis, aus der er sich nur durch die wohlwollende Protektion der Kaiserin ziehen könne. Dringend sei zunächst die Bezahlung der Schulden Hartenbergs, weniger diejenige der Beträge, die man ihm schulde; nur 3000—4000 fl. sollten dafür sofort zur Verfügung stehen. Die Kaiserin möge sein Gesuch beim Kaiser befürworten; nach der Vereinigung mit dem Grafen werde dann alles in Ordnung kommen.



Am Abend dieses Tages traf er in Wien ein. Dort fand er Briefe des Freundes und Georgs vor, die ihn vollständig beruhigten. Mit dem Sebastianstage des neuen Jahres, mit dem 20. oder 21. Januar, sollte das neue Leben in Glück und Überfluß beginnen. „Zum Opfer bringe ich nun mein Leid über die Zögerung; ich will nichts mehr sagen, sondern wenigstens den 21. Januar in Ruhe und festem Vertrauen erwarten." Der einzige „harte Stein" sei noch wegen des Geldes. Er habe nur noch 56 fl. für alle seine Bedürfnisse und für die Begehren von Fritz und seiner Familie, während er 2000 fl. haben sollte. „Ist es denn so ganz und gar unmöglich, mir ein paar 1000 fl. zu senden oder zu assigniren oder durch einen Br.[1]) leiten zu lassen, und der alten Hartenberg ein paar beruhigende Zeilen zu schreiben? Von den 2000 fl. gäbe ich Fritz wenigstens gleich 500, und der Wirrwarr hörte auf."

Schon am folgenden Tage erhielt er von Batthyani den Auftrag, an Fritz 400 fl. und für dessen Bruder, der damals nach Wien gekommen war, noch eine Zulage von 200 fl. auszuzahlen, um diesem den Aufenthalt in Wien möglichst angenehm zu machen. Hocherfreut berichtete er das seinem Fritz und dankte dem „Don Juan d'Austria", der mit althabsburgischer Güte ausgeholfen habe. Das Geld selbst hatte aber natürlich wieder Müller zu beschaffen und damit seine anwachsende Schuldenlast zu vergrößern. Er zweifelte ja keinen Augenblick daran, daß er bald durch den Freund aus der finanziellen Not vollständig erlöst werde. So schreibt er am 9. Dezember: „Was ich von dir nehmen werde, um unsere Schulden zu zahlen und den Bellois abzufertigen[2]), ist noch nicht der Preis eines gebildeten Sclaven bey den alten Römern, und welcher verkaufte sich seinem Herrn so zu e i g e n?" Und am 17. Dezember erklärt er: „Bald werd' ich reich. Dann sind wir wohlthätig, aber so, daß wir immer es seyn können."

Die Dienerschaft Müllers und auch die Baronin v. Hartenberg mit ihren Schwestern waren damals der Meinung, Müller lebe von den Geldern, die er von dem Grafen erhalte[3]).

---

[1]) Bruder. — Batthyani hatte geschrieben, daß er einer Bruderschaft angehöre, auf die er sich vollkommen verlassen könne.

[2]) Müller dachte bei seiner Abreise von Wien daran, seinen alten Diener Bellois dauernd zu versorgen; er sollte die Verwaltung eines der Güter des Grafen erhalten.

[3]) Müller selbst bekräftigte sie in dieser Ansicht. So schreibt er: „Bekomme ich die 1000—1500 fl., so stelle ich mich, von dir sie zu haben. Denn ich habe meine Leute längst mit der Meinung erfüllt, daß nicht nur (was moralisch wahr ist) ich



Von Zeit zu Zeit tauchten doch auch dem vertrauensseligen Müller gewisse Zweifel über sein Verhältnis zum Freunde auf. Es fielen ihm zahlreiche Dunkelheiten und Widersprüche in den Briefen auf. Vor allem konnte er sich nicht erklären, aus welchem Grund seine Freundschaft mit dem Grafen noch ganz geheim gehalten werden mußte, während Fritz in alles eingeweiht werde und schon den Grafentitel führen dürfe, den er durch die Adoption erlange[1]).

In diesen Tagen schrieb er auch an den Kammerdiener Georg, dem er sein volles Vertrauen schenkte, eine verzweifelte Schilderung seiner finanziellen Lage, über die „schändliche Geldjagd", zu der er gezwungen sei. Er habe dem Bankier Fries erfolglos seine Manuskripte der Geschichte der Menschheit und der Fortsetzung der Schweizergeschichte angeboten. Er verlangte nicht mehr eine Unterstützung des Freundes, sondern nur eine Anweisung, wo er 2000 fl. zu 20 Prozent erheben könne. „Mit welchem Gemüth kan ich den Bund betrachten?[2]) Einzeln hättet ihr mir längst geholfen. Aber alles wird vor mir trübe, dunkel. Ist das die gerühmte Tugend? das die Menschenliebe? Die Billigkeit? In meinem ganzen Leben hat niemand mich so gequält, als meines einigen Freundes gerühmte Brüder, und diese sollen meines Lebens Wächter und meiner Freundschaft Währmannen seyn. Der Unmuth bricht mein Hertz; er überwältigt mich, wie am 20. Nov., wie am 5. Oct., wie am 11. August. Hilf doch! Ich kan nicht mehr."

Gegen diesen leidenschaftlichen Ausdruck der Verzweiflung mußte ein Gegenmittelchen angewendet werden. Es bestand darin, daß der Graf nun seine baldige Ankunft in Wien zusicherte. „Er kömmt," schrieb Müller an Fritz, „hierüber bin ich außer mir; aber — stelle dir vor — ohne einen Kreuzer Geld — bis Sebastian soll ich ihn erhalten — und gestern mußte ich 200 — heute dieses senden — habe in allem noch etwa 200 fl.; wohin soll ich mich wenden."[3]) Was Hartenberg nun wieder erfand, um das Fernbleiben des Freundes zu erklären, grenzt ans Unglaubliche. Ein Louis sehr teurer Verwandter[4]) sei erkrankt, worunter der Graf schwer gelitten habe;

---

ohne dich gar nicht leben könnte, sondern (was pecuniarisch wahr ist) all ihr Glück in deiner Hand ist."

[1]) Müller adressiert von jetzt an seine Billets an Fritz: **à M. le comte de Hartenberg.**

[2]) Gemeint ist die Bruderschaft, der Batthyani angeblich angehörte.

[3]) Wie Müller dieses absolute Versagen des Grafen in Geldsachen mit dem angeblichen Reichtum desselben zusammenreimen konnte, bleibt rätselhaft.

[4]) Nach späteren Angaben soll dieser Verwandte der Vater des Grafen gewesen sein.



jetzt sei der Kranke gestorben, am 1. oder 3. Januar; am 9. oder spätestens am 11. werde der Freund nun eintreffen, um sich nie wieder von ihm zu trennen[1]). Aber auch diese Hoffnung mußte wieder auf ein paar Wochen verschoben werden, denn der am 2. Januar verstorbene Verwandte erwachte nach zweimal 24 Stunden, am 4. Januar morgens um 9 Uhr wieder; der Tod sei nur eine „lange lange Lethargie" gewesen. Der Freund müsse nun wieder bei dem Kranken bleiben; Müller werde ihn nun dafür gegen Ende Januar in Ofen aufsuchen. Diese Auferstehungsgeschichte ging denn doch dem Bruder in Schaffhausen über den Horizont: „Ich weiß es nicht auszudrücken, welch sonderbaren Eindruck die wunderbaren Begebenheiten mit Louis auf mich machen, daß selbst Todte auferstehen müssen, damit ihr nicht zusammenkommt! Da ist man ja wie in einer Zauberwelt! Ich verlange aufs Sehnlichste nach der Nachricht, ob du ihn endlich in Ofen einmal angetroffen? und o b und w e n n eure Reise beginnen werde? Laß mich doch ja nicht lange, ich bitte dich, in Ungewißheit darüber."[2])

Am 12. Februar berichtete Müller dann dem Bruder: „Mit jenem Auferstehungswunder hat es längst ein Ende. Der Wiedererwachte hat einen Schlagfluß bekommen, und ist jetzt — begraben. Louis kommt ganz gewiß diesen Monat, ist indeß unklug vor Sehnsucht. Meine beiden Brüder sind Schwärmer, der eine vor Sorgen, und der andere vor Liebe; und i ch bin in der Welt, um beide auszulachen und zu lieben."

Inzwischen hatte Müller nun wirklich den Versuch gemacht, den zaudernden Freund selbst aufzusuchen. Am 15. Januar kündigte er ihm seine baldige Reise nach Ofen an; nichts solle ihn mehr abhalten. „Haben wir uns, so bieten wir Trotz aller Welt. An mir, Louis, zweifle nie; ich bin dein; in dir ist mein Leben; Ruhe, Ehre, Wohlstand, Glück, alles bist mir du; dich mir zu entreißen ist unmöglich, ohne mich selbst zu vernichten, und ehe man mich vernichtet, sollte man fühlen, wer ich bin und daß ich auch Ressourcen habe, für die Erhaltung dessen, auf den ich die ganze Hoffnung meines Lebens gegründet habe, — meine Begeisterung für dich und mein Mißtrauen gegen alle Welt sind auf sehr hohen Grad gestiegen. Es kömt mir aber auch täglich so viel zu Ohren, das mich verdrießt, dir nur zu sagen." Also: Mißtrauen gegen die ganze Welt, nur nicht gegen den vorgeschwindelten Freund.

---

[1]) An den Bruder 7. Januar 1803. Er fügt bei: „Nicht lustig war er, wie du siehst, aber zärtlich, in Leiden und Erwartungen, der Übergang in mein 52tes Jahr."
[2]) Brief vom 2. Februar 1803.



Aus einem Briefe vom folgenden Tage erfahren wir nun auch, aus welcher Quelle Müller die bedeutenden Gelder flüssig machte, die ihm der elende Betrüger immer und immer wieder zu entlocken verstand. Der Graf Abraham Friedrich v. Erlach[1]) hatte Müller eine beträchtliche Geldsumme, um 11 000 fl., anvertraut, um sie bei Gelegenheit vorteilhaft anlegen zu können. Sie wurde bei einer Wiener Bank deponiert; Müller hatte das Verfügungsrecht darüber. Das war Fritz v. Hartenberg wohlbekannt, und er rechnete sicher darauf, daß sein Gönner zu diesem Depositum greifen werde, wenn er aus eigenen Mitteln die maßlosen Ansprüche Hartenbergs nicht mehr befriedigen könne. Verließ sich doch Müller sicher darauf, die erhobenen Gelder nach der baldigen Vereinigung mit dem Freunde sofort wieder ersetzen zu können. So kam es denn, daß er nach und nach das ganze bei der Bank hinterlegte Geld abhob und verwendete, wofür er allerdings dem Grafen bis zum 31. Dezember 1802 6 Prozent Zinsen vergütete. Gegen Ende des Jahres berichtete nun Erlach, daß er Gelegenheit hätte, sein Geld in einem Kornhandel in die Schweiz vorteilhaft verwenden zu können. Das brachte Müller in große Verlegenheit. „Meine Existenz beruht auf schleuniger Berichtigung dieser Sache," schrieb er an Batthyani, indem er ihn dringend bat, wenn er zurzeit das bare Geld nicht aufbringen könne, eine Hypothek in diesem Betrage auf das Gut Röschitz zu legen. Eben um diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen, wollte Müller nun den Freund in Ofen selbst

[1]) Am 12. Oktober schrieb Müller über ihn an den Grafen: „Er ist etwas leichtsinnig, sonst der beste Mensch von der Welt, recht artig, hat Lebensart." — Müller stand mit dem Grafen Abraham Friedrich v. Erlach schon seit seiner Schweizerreise von 1797 in brieflichem Verkehr und in vertrauter Freundschaft. Der erhaltene Briefwechsel (M.-B. Müll. 71: 85 Briefe vom 17. September 1797 bis 21. September 1807 mit verschiedenen Beilagen) bezieht sich vielfach auf diese Geldangelegenheit und auf die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen Erlach beständig zu kämpfen hatte. Müller war stets bestrebt, dem Grafen eine seinem Range und seiner Begabung entsprechende Stellung an einem Hofe zu verschaffen, aber ohne Erfolg. Der leichtlebige, unstete Berner Patrizier, der seit 1799 von seiner Gattin Juliane Sophie Effinger v. Wildegg geschieden war (vgl. Lehmann, Die Burg Wildegg und ihre Bewohner S. 231) scheint zu ernsthafter Arbeit unfähig gewesen zu sein. Müller bewirkte im Herbst 1804, daß der Sohn des Grafen, Albrecht Friedrich, den die Verwandten seiner Mutter der königlichen Kadettenschule in Berlin übergeben hatten, diesem Institut entzogen und im Mai 1805 dem Vater nach Wien zugeschickt wurde, wo für den Jüngling eine Offiziersstelle im Regiment v. Schwarzenberg erworben wurde; aber weder sein Vater noch sein Gönner Müller haben an ihm Freude erleben können. — Müller glaubte wohl auch die Gelder des Grafen in Anspruch nehmen zu dürfen, weil er ihm schon wiederholt nicht unbeträchtliche Mittel vorgeschossen hatte.



aufsuchen; denn wenn er ihm auch bereitwilligst alles glaube, so haben doch seine Zusagen, auf den oder den Tag bei ihm zu sein, allein allen Glauben verloren. „Denn die Erfüllung hängt nicht von dir allein ab,“ fügt er entschuldigend hinzu. — Obwohl schon damals Freunde und Bekannte Müllers große Zweifel in diese rätselhafte Freundschaft setzten, wies er jeden Verdacht zurück. „Dir, Freund meines Hertzens, dir, dem Mittelpunct aller Tendenz meiner Seele, übergebe ich mich täglich ausschließlicher; unerschütterlich, solang du, Grundfeste der Hofnungen meines Lebens mir bleibst, wie ein Fels in Ungewittern, welcher nicht fallen kan ohne die zu zerschmettern, welche seine Grundfeste ihm wegnehmen; so lang diese bleibt, verachtet er, hoch erhaben, die an seinem Fuß herumkriechenden Ameisen, und vergiebt ihnen, wie der Alleinselbständige dem Narren, der sagt, es ist kein Gott.“[1]) Scherzhaft äußert er sich über die ängstlichen Seelen, welche die Briefe Batthyanis für unterschoben halten, wie er sich mit Fritz darüber lustig gemacht habe; „er aber führte mir wohl zu Gemüthe, welche eindringliche Beweise mich von der Wirklichkeit eines gar nicht idealischen, sondern hübsch knochigten und wohlbeleibten Verfassers der Briefe ehestens überzeugen werden. Recht lustig war Fritz und lose“.

Noch am 25. Januar, unmittelbar vor seiner Abreise, schrieb er begeistert über das Glück der baldigen Vereinigung: „Ich habe unsere gantze Geschichte und Physiologie und Psychologie noch überdacht und finde ... wir passen. Jeder hat, was an dem andern ihm gefällt, und jeder findet von dem oder diesem in dem andern etwas mehr; Sympathie daher und hungrige Begierde für Augenblick und Gegenwart, aber auch für die immerwährende Zukunft, für Freude und Leid, Süßigkeit und Mannskraft, weiche Zartheit undausharrender Muth. Also mein Louis, mein Bruder, mache dich auf; umfasse dein Eigenthum; im Glücklichmachen besteht dein Glück; gesegnet sey der uns lang vorbereitete Tag; mit möglichster Ruhe warte ich dein im Zimmer zu Raab; spiele mir keinen Hocuspocus mit Vermummungen oder Überraschung; du würdest schlecht spielen, denn zu ernst ist es jetzt uns um die volle Wahrheit, und wir brauchen nichts pour donner du piquant à la scène; weiterhin bist privilegirt zu allem dir gefälligen Muthwillen. Wie ein Traum, kaum glaubbar ist es mir; wie! endlich also doch? ihn sehen — haben — für immer — unverstellt — öffentlich — Ewiger! Wie tugendhaft muß ich seyn, um das Glück zu verdienen! Schatten der Großen und Edlen, bey

[1]) Briefe vom 16. und 20. Januar 1803.



den zärtlichen Thränen, womit ich als Mensch und als Geschichtschreiber oft euer Andenken gefeyert, Schatten verewigter Liebender, freuet euch, einen Freund soll ich haben! Alle hohen und liebreizenden, alle feyerlichen und frohen Gedanken, Plane der Wohlthätigkeit und glorreichen Ausharrens und fruchtbarer Anstrengung, wachet auf in mir, daß Louis mich sein würdig finde. Wer sie zurückrufen könnte, die verlohrne Jugend, als lieblich und schön auch ich genannt wurde! Könnte nun ich alles Verschwundene, alles Vernachläßigte sammeln, das Geschenk meiner selbst kostbarer zu machen für Sz. Ivany! Aber ich traure um nichts; ich hätte vergänglichem Reiz zuschreiben können, was mein Bruder jetzt offenbar dem Geist nur und dem Hertzen giebt. Nicht so gantz würde ich erkannt haben, daß ein Einiger ist wie er. Da hast mich; nihm hin! laß dir es gefallen; mehr kan ich dir nicht geben; unansehnlich ist die Hülle; besser das innere; alles ist dir gegeben! Zum letztenmal der Kuß der zärtlichen Liebe, der innigen Freundschaft aus der Ferne; Samstags, am 29sten, ein anderes! Adieu."

Der Betrüger, der alle Fäden der verwickelten Intrige in Händen hatte, ließ Müller, der sich, wie er geschrieben hatte, durch nichts mehr zurückhalten ließ, wirklich abreisen. Er kam bis Raab, wo das erste Zusammentreffen stattfinden sollte. Dort fand er Briefe des Grafen, die ihn abermals auf später vertrösteten und zur Rückreise veranlaßten. Als Grund der nochmaligen Verschiebung wird vorgeschützt, daß sich Batthyani zuerst noch von dem Geheimbunde, dem er angehörte, lösen müsse; dieser Bund sei am 23. zu Ofen durch einen Polizeikommissär etwas unsanft aufgehoben, Batthyani nebst seiner Mutter für einige Wochen aufs Land verwiesen worden[1]). So blieb Müller nichts anderes übrig, als nach Wien zurückzukehren. Seine Zuversicht auf ein glückliches Ende war auch jetzt noch nicht erschüttert; die Auflösung des angeblichen Bundes war für ihn eine Genugtuung. „Gelobet sey Gott, daß du des Bundes los bist," schrieb er am 30. Januar auf der Rückreise von Wieselburg aus dem Freunde. Er könne nun nicht schon wieder einen Urlaub nehmen, deswegen müsse Batthyani nach Verfluß der drei Wochen, die er in seinem Briefe vom 23. Januar angegeben habe,

[1]) Müller hatte diesen Geheimbund mißbilligt, ohne Näheres darüber zu wissen, „weil ich von solchen Dingen überhaupt nie ein Freund war." Als Zweck des Bundes wurde in einem Briefe der Mutter vom 11. Februar angegeben: „die Enkel Theresiens zu unterstützen. Wie dieses durch den Bund geschehen könne, war aber nirgends gesagt." So schrieb Müller später an das Kriminalgericht, das über Hartenberg zu urteilen hatte.



nach Wien kommen, um nach kurzem Aufenthalt mit Müller die gemeinsame Reise anzutreten[1]). „Du bist reich; die Mutter ist mehr als je unumschränkte Frau ihres großen Vermögens. Also kan sie, ohne sich wehe zu thun, von den 50 000 fl., wovon im September die Rede war, die Hälfte mir geben: daraus werden die Schulden bezahlt, wird Bellois abgefertigt und bekömt Fritz etliche 1000 fl. Diesen senden wir sogleich zu der Mutter; wir mit Wechseln, die du mitbringst, gehen in die Welt. Ich brauche von dem an kein eigenes Geld. Mit Reschitz war es eine Gnade, für welche ich danken würde; fordern kan ich das nie. Auf den unwahrscheinlichen Fall, da du mich in der Welt zurückließest, würdest in Zeiten durch ein Testament mein Auskommen sichern." Die Mutter aber müsse ihm einen längeren Urlaub oder eine ehrenhafte Entlassung erwirken und dazu ihren Einfluß, ihr großes Ansehen, ihre Verdienste um den Hof geltend machen. Er selbst sei bereit, mit einem feierlichen Eide zu versichern, gegen Kaiser und König und sein Haus, gegen den österreichischen Staat und die jeweiligen Minister zu keiner Zeit irgend etwas zu sagen, zu schreiben oder zu unternehmen; auch Louis verbürge sich für die Haltung dieses Eides mit all seinem Hab und Gut in den K. K. Staaten[2]). — In gutem Humor schreibt er dem Bruder nach seiner Ankunft in Wien am 2. Februar eine „Beschreibung der Fahrt deines Bruders und seines Fuchsen nach Wieselburg, wo keine Post mehr fahren wollte, bis Bruck an der Leitha zurück, auf einem höchstens drei Schuh breiten, sehr unvollkommen mit Flechten zugedeckten Bauernschlitten, wo man weder sitzen noch liegen konnte, angelehnt, mit vielen Öffnungen, wodurch Schnee und Kälte von unten hereindrang, die Füße ziemlich dem Unwetter ausgesetzt, und alle Augenblicke Schneegestöber über dem gantzen Gesicht. Endlich war zu Bruck wieder ein reputirliches Fuhrwerk, worin ich aber — in meinem Leben zum erstenmal — umgeworfen, mit meiner gantzen Masse aufs Füchsgen fiel. Quis talia fando

---

[1]) Diese große Reise Müllers mit seinem Freunde wurde auch im März in der Augsburger Zeitung angekündigt (Müller an Batthyani 23. März; auch Joh. Georg Müller berichtete dies dem Bruder in einem Briefe von demselben Tage).

[2]) Diese Versicherung wiederholt er schon am folgenden Tage in einem Briefe von Bruck an der Leitha aus, in dem er auch das Abenteuer seiner Rückreise schildert, wie im Briefe an den Bruder vom 2. Februar. „Der Eid, auf den ich antrug, kostet mir nichts; denn auch ohne das thäte ich nie etwas wider das Erzhaus; ich liebe verschiedene seiner Mitglieder und verehre den Kaiser; auch gegen solche seiner Minister, die mich ohne Ursache hassen, thäte ich nie etwas; es wäre unedel; überhaupt mag ich mich in die Welthändel nicht mischen; sie sind zu verdorben."



temperet a lacrymis![1]) Das kan ich jedoch mit Wahrheit bezeugen, daß über den, zu welchem ich hatte reisen wollen, nicht ein Fünkchen Ungeduld in meiner Seele sich sehen ließ. Das sagte ich zu Fuchs: ‚Schöne Reisetage mit Louis verkündigt uns dieses Wetter; denn nie sendet Gott Sturm, ohne daß Sonnenschein hinterdrein komme.‘ Und Louis schrieb ich: ‚Den Streich spielen wir dem unfreundlichen Winter, daß wir im nächsten Jahr ihm entlaufen in die Wiesen, wo Proserpina Blumen pflückte, ehe des Schattenreichs herber Gott die schwarzen Rosse vom Aetna gegen Ennas wonnige Fluren lenkte.‘“ Hoffnungsvoll schildert er noch das zukünftige Leben: „Mein gantzer Plan und Wunsch ist, meines edlen Louis Glück zu machen durch Freundschaft, und ihm durch Wohlthun gegen andere gefällig zu seyn. Genießen wollen wir, was Natur und Kunst, Genie und Tugend, irgend Hohes und Schönes je hervorgebracht haben; das sey unser Geschäfte.“ Er könnte selbst der bisher einzigen Lust seines Lebens, den Studien, seiner unaussprechlichen Wißbegierde entsagen, um ganz dem Freunde anzugehören. Denn kein Opfer für ihn sei ihm zu schwer; in allem wolle er sich ihm fügen.

Um die allmählich unvermeidlich werdende Katastrophe aufzuhalten, erfand Hartenberg eine neue abenteuerliche Wendung. Am 21. Februar erhielt Müller einen „höchst sonderbaren fürchterlichen Brief, nicht nur wegen des Verfassers äußerst exaltierten Gefühlen (woran ich schon gewöhnt war), sondern wegen der Idee der Mutter, sich selbst umzubringen, damit wir vier Wochen früher vereiniget werden. Dieses Schreiben brachte mir alle früheren Zweifel, sehr verstärkt, wieder vor das Gesichte; diese Wendung erkannte ich als zu romantisch, um Geschichte zu seyn“[2]). Und am 24. Februar folgte schon die Nachricht vom Tode der Mutter[3]). Sie hinterließ ihrem Sohne als einzigem Erben über zwei Millionen Gulden. Die Ordnung dieser Hinterlassenschaft mußte nun wieder eine Verzögerung glaubhaft machen. Endlich traf dann doch ein Brief des Freundes vom 13. März ein, der Müller zu einer zweiten Reise nach Ungarn veranlaßte: am 17. März übernachtete er in Hainburg an der ungarischen Grenze, am 18. in Wieselburg, am 19. kam er vor-

[1]) Johann Georg an den Bruder 16. Februar 1803: „Deine Reisebeschreibung und dein kläglicher Fall auf den armen Fuchs haben uns recht belustigt. Der wird etwas geschnaufet haben!“

[2]) So schrieb Müller später in einem Verzeichnis und Erläuterungen zu den noch vorhandenen Briefen Batthyanis, die er dem Gerichte übergab.

[3]) Dem Bruder schrieb Müller am 5. März, sie sei an einem aufgebrochenen Lungengeschwür gestorben.



mittags in Raab an[1]). Dort fand er einen Brief Hartenbergs vor mit der Mitteilung, der Graf wolle ihn, von einem Gute des Grafen Illeshäzy kommend, in Raab abholen; Müller möge also dort seine Ankunft abwarten. Was sollte nun Müller denken, als ein am 16. März in Prag geschriebener Brief Batthyanis ihn erreichte, der für ihn nicht nur unerklärlich, sondern geradezu niederschmetternd war? Der Graf meldete, daß er genötigt gewesen sei, um nicht einen großen Betrag seines Erbes zu verlieren, am 3. März von Ofen nach Prag abzureisen. Alle Briefe, die Müller vom 1. oder 2. März an erhalten habe, seien von dem Kammerdiener Georg unterschoben worden, der auch in Verbindung mit dem Agenten Hartmann vier Briefe des Grafen, von denen einer eine Geldsendung von mehreren tausend Gulden für Müller enthielt, unterschlagen habe[2]). Nun solle Müller zum Freunde nach Prag eilen. Dieser Brief vom 16. März war für Müller „ein Donnerschlag". In einem verzweifelten Schreiben[3]) weist er auf die vielen Widersprüche und die unbegreiflichen Vorgänge der letzten Zeit hin: „wie diese Dinge verstehen und reimen?" Nach Prag zu reisen, sei ihm schlechterdings unmöglich, da er kaum so viel habe, um wieder nach Wien zurückreisen zu können; er müsse dort zuerst eine Uhr versetzen, um den Lohnkutscher zu bezahlen. Nur wenn der Freund ihm Geld schicke oder anweise, „und zwar nicht wenig", könnte er kommen, obwohl es auch dann unschicklich wäre, bald jeden Monat von seinem Amtsposten wegzulaufen. Er solle ihm deswegen die von der Mutter ausgewirkte Urlaubsbewilligung zusenden oder ihn ermächtigen, sich in einer Supplik an den Kaiser darauf zu berufen. „Es wäre in jeder Hinsicht ungleich schicklicher, mir, nach vier unnützen Reisen, die Mühe einer fünften Abenteuer zu ersparen; komm du zu mir." — „Meine Lage ist entsetzlich; ich habe keinen Pfennig mehr, meine Leute und mich zu nähren. — Um Gottes

---

[1]) Ich verdanke verschiedene Ergänzungen meiner Darstellung einer meines Wissens nicht veröffentlichten Abhandlung von Herrn Dr. Arthur Weber in Budapest, die er mir im August 1920 zur Einsicht zugestellt hat. Als Quelle benutzte er die Akten des Hartenbergprozesses, während er das in Schaffhausen liegende Material nicht in Betracht zog.

[2]) In diesen angeblichen Kammerdiener des Grafen hatte Müller bisher das größte Vertrauen gesetzt und ihn wie einen treuen Freund behandelt. Nun war er plötzlich zum schwarzen Verräter geworden. Hartenberg behauptete sogar, Hartmann habe ihn vergiftet, um, wie Müller nach der Enthüllung des ganzen Betruges glaubte, sein „Mitleid zu erregen oder um im Nothfall sich desto eher würklich wahnsinnig stellen zu können".

[3]) Geschrieben auf der Rückreise am 22. März in Wieselburg.



willen, eile zu mir, oder sende mir wenigstens Geld. Welcher Preis der treuesten, der vollkommensten Freundschaft! welche Erfüllung der schönsten Hofnung! Ist das der Mutter Segen? der Lohn der Pflege des Vaters, unserer redlichen Güte und edler Absichten?"

So mußte sich Müller zur Rückreise nach Wien entschließen. Vor seiner Abreise aber versuchte er, einmal einen Brief auf einem anderen Wege an den Freund, an dessen Existenz er auch jetzt noch nicht zweifelte, zu senden; er ersuchte den Professor der Ästhetik an der Universität Prag, Ludwig Schedius, den er dem Namen nach kannte, einen beigeschlossenen Brief an den Grafen Batthyani, den er ihm näher bezeichnete, entweder persönlich abzugeben oder durch einen sichern Boten gelangen zu lassen[1]). Die Antwort lautete, daß nach Erkundigungen bei Graf Emrich Batthyani in Pest und Vincenz Batthianyi in Ofen kein Graf Louis Batthianyi existiere, dem der Titel Szent Ivanyi zustehe und dessen Mutter kürzlich gestorben sei. Müller hat diese Antwort nicht mehr in Wien erhalten; er war an dem gleichen Tage, an welchem Schedius schrieb, nun doch nach Prag abgereist; denn neue dringende Briefe hatten ihm die Erkrankung des Grafen gemeldet. Er hatte offenbar die Mittel zu dieser zweiten unglücklichen Prager Reise wieder auftreiben können[2]); ja er ließ sich bei derselben noch durch den Bruder Hartenbergs, den Oberleutnant Joseph v. Hartenberg und dessen Fourier begleiten. Fritz v. Hartenberg selbst hatte ihn zu der Reise ermuntert und ihm angegeben, der Graf sei wegen seiner Erkrankung von einem Kaufmann Carlo Scoffo in Prag in Pflege genommen worden. Bei seiner Ankunft in Prag übergab ihm zunächst der Gastwirt, bei dem der Graf angeblich früher logiert hatte, die Briefe, die er an ihn geschrieben hatte mit der Angabe, der Graf sei nie bei ihm gewesen; dann war auch ein Carlo Scoffo in Prag nicht aufzutreiben; auch bei der Polizei und auf der Post waren alle Erkundigungen erfolglos[3]). Dagegen erhielt nun Müller von

---

[1]) So nach der Mitteilung von Dr. Arthur Weber. Die vom 25. März datierte Antwort von Schedius auf der St.-B. Schaffhausen Msc. Müll. 215.

[2]) Am 23. März berichtete er, er werde drei Uhren und zwölf silberne Löffel verpfänden, um den Kutscher zahlen und bis zum 30. September leben zu können. Noch immer zeigte er kein Mißtrauen gegen den Grafen oder gegen Fritz v. Hartenberg, sondern nur gegen den „Canal", durch den die Briefe bisher gingen, wodurch schon so viel Unrichtiges an ihn gekommen sei. Der Freund möge deshalb ihm auf einem sichereren Wege oder unmittelbar schreiben; „sonst traue ich nicht; ich habe Gründe".

[3]) Über diese Vorgänge liegt der Entwurf zu einem Memoire Müllers an einen Grafen — offenbar einen österreichischen Minister — vor, dessen Angaben



Hartenberg einen Brief Batthyanis zugeschickt, den ein Graf Carriani angeblich überbracht habe, in welchem Batthyani mitteilte, Müller sei von Verrätern umgeben gewesen, die ihn verderben wollten, indem sie ihn in die Verzweiflung trieben. Er selbst, obwohl durch Müllers Briefe gerührt, habe ihn und seine Tugenden gehaßt. Erdichtete, von Prag datierte Briefe sollten ihn in der Täuschung erhalten. Jetzt aber habe ihn, den Grafen, der rächende Arm der göttlichen Gerechtigkeit getroffen; er liege hoffnungslos krank in Dresden danieder. Er habe am 3. März an Fritz v. Hartenberg eine Zession von 10 000 fl., zahlbar in Dukaten zu Dresden, gemacht, die Hartenberg wieder an seinen Bruder überwiesen habe; Müller möge sie durch den Grafen d'Antraigues in Dresden dem Unterschatzmeister des Kurfürsten, Finke, präsentieren lassen. Er selbst denke nicht daran, das Unrecht, das er Müller angetan habe, gutzumachen[1]; er übergebe dies ganz dem Grafen d'Antraigues. Der Brief schloß mit den verzweifelten Worten: „Les forces m'abandonnent. Oh Dieu, Juge sevère! Oh Müller!"

Die erwähnte Zession an Hartenberg war tatsächlich eingetroffen; sie war eigenhändig vom Grafen unterschrieben und überzeugte Müller, daß der Graf entweder ein Fälscher oder ein Lügner sei. Er schickte die Anweisung durch eine Stafette nach Dresden, wo weder der Graf Batthyani noch ein Schatzmeister oder Bankier Finke aufzutreiben war — „alles erlogen!"

Auch jetzt noch hatte Müller keine Ahnung von dem wirklichen Sachverhalt der ganzen Betrugsgeschichte; noch hielt er den Grafen Batthyani für eine bestehende Person, die ihn allerdings schnöde hintergangen habe; ja, er hatte selbst noch einen Schimmer von Hoffnung, daß sich alles schließlich günstig aufklären, daß sein unglücklicher Freund unschuldig erfunden werde[2]. Er hoffte auch, die Stelle des verstorbenen Oberbibliothekars van Swieten und damit eine Mehrbesoldung von 2000 fl. erhalten zu können, ja, daß ihm diese für acht Jahre vorausbezahlt werde, wodurch er auch aus seinen finanziellen Schwierigkeiten herauskommen würde. Vor seiner Abreise von Prag, am 31. März 1803, verfaßte er noch einen Vorschlag für seine Gläubiger[3]. Er habe im ersten Momente geglaubt,

teilweise bestätigt werden durch das bereits erwähnte Verzeichnis und die Erläuterungen zu den dem Gerichte übergebenen Briefen Batthyanis.

[1]) Dieses Unrecht war im Briefe bezeichnet als „une vengeance, fruits de plans déconcertés", eine Angabe, die Müller durchaus unverständlich war.

[2]) Das spricht er aus in dem Begleitschreiben zu dem in Anm. 3 der voranstehenden Seite erwähnten Memoire.

[3]) Propositions faites à mes créanciers.



sich für seine allzu große Leichtgläubigkeit dadurch bestrafen zu müssen, daß er sich das Leben nehme. Aber ein Ehrenmann dürfe seine Laufbahn nicht abschließen, solange er noch hoffen könne, seine Pflichten zu erfüllen. Sein kleines Vermögen in der Schweiz, seine Bibliothek von 4600 Bänden, der vollendete vierte Band seiner Schweizergeschichte und das Manuskript zur Universalgeschichte und ein bis zwei Bände vermischte Schriften geben die Gewähr, daß man bei seinem Tode nichts an ihm verlieren würde. Aber weil er seine Werke noch verbessern, seine Bücher behalten und die Trümmer seines väterlichen Erbes seinen Angehörigen hinterlassen möchte, mache er den Vorschlag: 1. bei Ehrenwort nichts zu veräußern, 2. eine pünktliche Bezahlung der Zinsen je auf 30. Juni und 31. Dezember, 3. eine jährliche Abzahlung von mindestens 1000 fl. Durch äußerste Einfachheit der Lebensweise, durch Hingabe an seine Arbeit und sein Amt, durch literarische Werke werde er diesen Verpflichtungen nachkommen können. „Le bonheur de ma vie est finie; il ne reste presque plus d'espérance; rien que des devoirs; ce que me les adoucira, sera la compassion des coeurs sensibles.“

Müller hatte trotz der furchtbaren Enttäuschung, die er in Prag erlebt hatte, die Absicht, von dort nach Dresden zu reisen, um den angeblich schwerkranken Grafen aufzusuchen, und er scheint dazu auch eingeladen worden zu sein. Er wurde aber davon abgehalten durch einen Landsmann, der gerade jetzt auf einer Reise nach Wien in Prag anlangte und Müller in seiner verzweifelten Lage antraf, durch den redlichen Johannes Büel von Stein a. Rh., den herzensguten Freund seines Bruders, mit dem er selbst schon in vertrautem Briefwechsel stand[1]) und der ihm nun ein treuer Freund, Berater und Tröster in einer der schwierigsten Lagen seines Lebens wurde. Er riet ihm dringend ab, dem Rufe nach Dresden Folge zu leisten,

---

[1]) Über die Beziehungen Müllers zu diesem durch Bescheidenheit und Herzensreinheit ausgezeichneten Manne ist zu vergleichen meine kurze Abhandlung: Johannes Büel von Stein a. Rh. und seine Freundschaft mit Joh. Georg und Joh. Müller. Stein a. Rh. 1908. Büel, der für Müller die höchste Bewunderung hegte, hatte im Jahre 1799 den Briefwechsel begonnen mit der dringenden Aufforderung, in das Vaterland zu kommen und ihm seine hervorragenden Gaben zu weihen (siehe oben S. 486). Im Mai 1801, als Müller durch die Schweiz reiste, hatte Büel die große Freude, den bewunderten Freund von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen. Jetzt, im Jahre 1803, fand er die Gelegenheit, ihm den treuesten Freundschaftsdienst zu leisten. Büel hat denn auch dem Bruder Müllers in Schaffhausen, dem dieser seit dem 5. März nicht mehr geschrieben hatte, den ersten Bericht über die Katastrophe der Hartenbergaffäre mitgeteilt.



auch wenn der Kurier, den er dorthin gesandt hatte, mit einer neuen Einladung zurückkehre. Da dieser die Nachricht zurückbrachte, in Dresden sei kein Graf Batthyani angekommen, reiste Müller voll banger Ahnungen nach Wien zurück, wo sich nun allmählich das Rätsel löste, nicht ohne daß Müller von neuem irregeführt worden wäre. Büel, der ihn wiederholt besuchte und ihm zur Seite stand, erkannte bald, daß Fritz v. Hartenberg eine gefährliche Rolle gespielt habe, und ermahnte Müller, durch einen entschlossenen Schritt einmal der Sache ein Ende zu machen. Der in die Enge getriebene Betrüger versicherte aber auch jetzt noch mit beispielloser Frechheit, daß der Graf nun sofort erscheinen werde[1]); er wolle Müller aber erst sehen, wenn er einer großen Gefahr entronnen und seines Gutes sicher sei; ja, er machte Müller geradezu Vorwürfe, daß er Batthyani gegenüber Mißtrauen gezeigt habe. Müller entschloß sich nun aber doch, vor allem auf den Rat seines Dieners Bellois[2]), eine Haussuchung in der Wohnung der Witwe Hartenberg vorzunehmen; dabei kamen alle Briefe, die er an den Grafen geschrieben hatte, zum Vorschein, die meisten sogar unerbrochen, da Hartenberg den Inhalt wohl kannte, weil Müller sie ihm vorgelesen hatte. Hartenberg versuchte nun eine neue Ausflucht: der Graf sei während der Abwesenheit Müllers in Prag einen Tag in Wien gewesen und habe ihm die Briefe übergeben. Ja, er bezog sich nun sogar auf den Kaiser und die Kaiserin und bestimmte Müller, an die letztere ein Memorial in dieser Sache einzusenden. Wirklich verfaßte Müller ein solches Schreiben und übergab es — unbegreiflich — zur Beförderung dem jungen Betrüger, der denn auch beteuerte, daß er es persönlich der Oberhofmeisterin zugestellt habe. Müller meinte umso eher an die Richtigkeit dieser Behauptung glauben zu dürfen, als er nun tatsächlich eine — natürlich wieder gefälschte — Einladung zu einer Audienz auf Mittwoch den 4. Mai erhielt, die aber sofort wieder auf den 5. Mai verschoben wurde. Die Kaiserin wolle ihn an diesem Tage empfangen; sie befehle ihm aber, in der Nacht

[1]) „Bey des gekreutzigten Leiden, bey meiner Seelen Seeligkeit, er kommt; über mein Haupt der Mutter Fluch, wenn er nicht kömmt. O ich bin ruhig. Gott gieb ihm Stärke — haben denn diese Worte kein Gewicht für dich — glaubst du, so schwöre ich in den Wind. Über mich Josephs und Lukowskis Verzweiflung. — Louis vient 15—17. Bientot vous serez tranquil, bientot vous me benissez de vous avoir toujours supplié et conjuré d'attendre tranquillement autant que possible l'heureuse union — ich schwöre gar nicht — ich glaube fest, j'espère avoir bientot le bonheur de vous embrasser."

[2]) Bellois an Joh. Georg Müller 8. Mai 1803. Er behauptet, er habe der Sache immer mißtraut; seine Warnungen hätten ihm aber nur Verdruß zugezogen.



zuvor in Laxenburg den Grafen, der dann bestimmt eintreffen werde, zu erwarten. Was Hartenberg mit dieser neuen Vorspiegelung bezweckte, ist unklar; die Leute Müllers aber nahmen geradezu an, daß er ihn in der Nacht nach Laxenburg locken und dort aus dem Wege räumen wollte. Und so sehr war Müller noch in seinem Wahne befangen, daß ihn seine Diener, Fuchs und Bellois, mit Gewalt zurückhalten mußten, der Verlockung zu folgen. Nun ersuchte er am andern Tage die Oberhofmeisterin schriftlich um Auskunft und erhielt die Antwort, daß sie von der ganzen Sache kein Wort verstehe. Bei der nun folgenden persönlichen Auseinandersetzung stellte es sich heraus, daß Hartenberg nie bei der Oberhofmeisterin gewesen sei, daß folglich auch die Kaiserin nichts von der Sache wisse, und nun folgten Schlag auf Schlag die weiteren Enthüllungen, daß alle Briefe, die seit vielen Monaten an Müller geschrieben worden waren, erdichtet seien, daß ein Graf Batthyani, wie er sich selbst beschreibe, nicht existiere, „mit einem Wort", schrieb Büel an Johann Georg Müller, „daß Hartenberg der infamste, verworfenste Bösewicht sei, der deinen Bruder um seine Ruhe und um den größten Theil seines Vermögens betrogen habe".

Der Eindruck, den die Katastrophe auf das Opfer des Betruges machte, war zunächst niederschmetternd[1]). Aber bereits in einem Briefe vom 7. Mai, mit dem er den lange unterbrochenen Briefwechsel mit dem Bruder wieder aufnahm, begann er sich von seiner trostlosen Lethargie etwas aufzuraffen; schon trug er sich mit neuen Plänen, seine zerstörte Existenz wieder aufzurichten. Auch die Teilnahme, die er von vielen Seiten fand, vermochte die trübe Stimmung allmählich zu bannen. Mit treuester Freundschaft stand ihm vor allem der redliche Büel zur Seite. „Lieber," schrieb er ihm, „ich bin Dein Bruder und Dein Freund! das glaube. Fürchte Dich nicht, Gott lebt, und er wird Dich nicht verlassen. Überlaß Dich nicht Deinem ersten Schmerz! sei Mann und denke, was Du Deinem Ruhm schuldig bist, Deinem Bruder, Deinen Freunden! Sei Mann und stehe, bis der Sturm vorüber ist."[2]) Und vollends, wie mußte

---

[1]) Am 18. Mai schrieb Bellois an den Bruder: „Er sitzt ganze Abende ohne Licht und weint. ‚Bellois,' sagte er, ‚ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich meine Bibliothek verkaufe,' und fing an zu weinen."

[2]) Am 24. Juni 1803 schreibt Büel seinem „Johannesli": „Sei nun, bis ich wieder komme, recht fromm und brav, und wenn's etwa nicht ganz nach Deinem Sinne geht, so verliere den Muth nicht; Du hast's zu schwer erfahren, daß der himmlische Vater Dich wohl mit Deinem Kindsköpfchen ein wenig anrennen, aber nicht zu Grunde gehen läßt." Büel hat in sein Tagebuch ein durchaus zutreffendes Urteil über Müller eingetragen: „Er ist ein Mann von dem edelsten



ihn der Brief des Bruders vom 16. Mai im innersten Herzen bewegen und aufrichten! Ein Brief voll reinster Bruderliebe, voll aufrichtigsten Mitleidens und Mittragens mit dem Schwergetroffenen: „Du Vielgeprüfter! in welche Feuerproben deines Vertrauens auf die ewig liebende Vorsehung mußt du nicht kommen! Kniefällig und mit Thränen der reinsten Bruderzärtlichkeit flehe ich dich an: laß doch den Muth nicht sinken! Wie viel hat sie in deinem Leben an dir gethan! Wie weise und wunderbar hat sie dir durch- und ausgeholfen! sie wird es auch jetzt herrlich thun, wenn du mit männlichem Muthe in einer Lage ausharrest, worin dich deine Güte, dein nach Freundschaft sich sehnendes Herz hingerissen hat. Schon in dem Wenigen, was ich weiß, glaube ich Spuren zu sehen, daß ein guter Genius über dir auch in dieser Begebenheit waltet, daß Armfeld, der tapfere[1]), treue, daß Büel da ist, daß du deine Briefe wieder gefunden! Wahrscheinlich werden sich zwar aus dieser Prüfung neue entwickeln; aber das Ende wird hoffentlich schön seyn. Nur Muth, Besonnenheit und gutes Vertrauen werden dir gewiß aus Allem heraushelfen. Könnt ich nur gleich zu dir hinfliegen!" Doch seine überhäuften Geschäfte und besonders die angegriffene Gesundheit seiner Frau machen ihm die Reise jetzt fast unmöglich. „Aber sage mir frei — soll ich dennoch kommen? oder was kann ich dir zur Erquickung und Ermunterung thun? Jedes Opfer will ich mir gefallen lassen, um dir einen thätigen Beweis der treuesten Bruderliebe zu geben. Ich weiß gar zu wenig Umstände, um es

---

Herzen, von einem wahrhaft kindlichen Sinn, an Geist und Kenntnissen ein Riese, am Herzen ein Kind. Ich besuche ihn oft; ich theile seinen Kummer mit ihm; ich suche ihm alles, was ihm jetzt schwarz vorkömmt, in einer lichteren Gestalt zu zeigen. Möchte es mir gelingen, auch wieder einmal etwas zu thun, wobei ich mir sagen könnte: Du hast wirklich einem Menschen genützt." — Am 7. Mai schrieb Michel Fuchs an Joh. Georg: „Erst seit Herr Büel das letztemal mit ihm geredet hat (Gott hat ihn nicht vergebens hierher gesandt), fängt er wieder an, ein wenig zu studiren; sein größter Schmerz ist immer, nicht sowohl sein Verlust, als Ihre Betrübniß."

[1]) Zu den Freunden, die Müller zur Seite standen, gehörte auch der schwedische Gesandte Armfeld in Wien. — Ebenso schrieb ihm sein Jugendfreund Bonstetten, der erst auf der Rückreise von Italien die Katastrophe Müllers erfuhr, von Augsburg aus am 23. Juli 1803: „Wir müssen dir helfen! Einen Glauben laß dir nie verlieren, den an dich selbst, an die Würde deiner Seele und an die geheime Allmacht deiner Talente." Er riet ihm an, sich nach Kopenhagen zu ihrer gemeinschaftlichen Freundin Friederike Brun zu begeben, in deren Haus Bonstetten selbst während der Stürme, die über das alte Bern ergangen waren, gastfreundlichste Aufnahme gefunden hatte, und er wollte ihm für die Reise dorthin das nötige Geld anweisen. Aber auch in Valeyres würde er, wenn er es wünsche, lebenslänglich Unterkunft finden. Bonstetten nahm damals noch an, daß Müller jedenfalls nicht mehr länger in Wien bleiben werde.



jetzt noch zu errathen. Willst du von deinem Geld? oder was sonst? Ich bitte dich, sage mir alles, oder laß mirs durch Büel oder Fuchs sagen. — Hier ein Brief von Engelberg, von einem edeln Menschen[1]). Siehst du, welch guten Saamen du allenthalben ausstreust, wie geliebt du wirst! Die Erndte, mein Bruder! wird dir nicht mangeln. — Habe nur Muth, und hoffe das Beste! — Gott erwecke Menschen für dich, die an deine Seite stehen und dir aus der verwickeltesten Lage deines Lebens treu und muthig aushelfen! Marie ist innigst gerührt, wir beten für dich zu Gott. Gott sey mit dir! Ewig die deinigen. Georg und Marie."

Über die weitere Entwicklung der Affäre berichtete Müller am 14. Mai dem Bruder, Hartenberg sei verhaftet worden und habe bald gestanden, daß er die ganze Korrespondenz von Mutter, Sohn und Kammerdiener unterschoben habe und daß alle Assignationen gefälscht seien; er werde nun dem Kriminalgericht übergeben; das sei man der Menschheit schuldig. „Aber was frommt es mir? Im Gegentheil, nachdem er für so viele Wohlthaten diese Infamie verübt, mich zu ruinieren, fügt er die teuflische Bosheit hinzu, mich zu verleumden. Tief schmerzt Alles, und selbst die Achtung rührt, welche von Stellen und Particulären mir unverschuldet Unglücklichem noch bewiesen wird."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Hartenberg, um sich einigermaßen zu rechtfertigen, die bodenlose Gemeinheit begangen hat, die intimen Beziehungen, die Müller früher zu ihm unterhalten hatte, zu verraten. Das Gericht hat aber dieser Denunziation des moralisch vollständig Verworfenen keine Achtung geschenkt und sich mit einer einfachen Erklärung Müllers befriedigt[2]). Dieser ist in seiner Herzensgüte so weit gegangen, daß er sogar auf die flehentlichen Bitten der Mutter Hartenbergs eine Bittschrift derselben an den Kaiser korrigierte und ergänzte, in welcher sie mit Berufung auf die treuen Dienste, die verschiedene Glieder ihrer Familie früher dem Kaiserhause geleistet hätten, das Gesuch stellte, der Kaiser möge der obersten Polizeidirektion, bei der das Schicksal ihres Sohnes

[1]) Dem Briefe war beigelegt ein warmes Dankschreiben des Kapitulars Niklaus Feyerabend von Engelberg, der Müller als väterlich besorgten Wohltäter seines jüngeren Bruders Joachim pries, der in Wien Medizin studierte und zu den vielen jungen Schweizern, die von Müller mit Rat und Tat unterstützt wurden, gehörte. St.-B. Müll. 125. Hier auch weitere Dankschreiben, darunter eines des Abtes Karl Feyerabend von Engelberg und des jungen Joachim Feyerabend selbst.

[2]) „Erklärung an des K. K. Oberpolicey directors und würkl. Hofraths Herrn von Lay Wohlgeb. vom 17. Mai 1803" (M.-B. Müll. 76).



in einigen Tagen entschieden werde, die Weisung erteilen, mit derjenigen Schonung für die Ehre der Familie und für das künftige Schicksal dieses unmündigen Jünglings zu verfahren, welche mit den Pflichten der Gerechtigkeit sich vereinigen lasse[1]).

Das Urteil, das über den schändlichen Buben gefällt wurde, fiel denn auch milde genug aus: eine einjährige Gefängnisstrafe. Schon anfangs April 1804 war er wieder in Freiheit[2]). Am 18. April schrieb er dem jungen Konrad v. Mandach, den er im Hause Müllers kennengelernt hatte, einen frechen Brief, in welchem er seine verbrecherische Tat zu beschönigen und die Schuld auf andere zu wälzen suchte. Er beruft sich dabei auf die Einsicht des Gerichtes, von dem er lügenhaft berichtet, es habe ihm zur Warnung nur drei Monate „Arrest" gegeben und dann die Freiheit mit Wiedereinsetzung in alle Rechte geschenkt. So suchte sich der verworfene Mensch rein zu waschen und fast als ein Opfer der Verhältnisse, in die er versetzt worden sei, hinzustellen. Wie wenig die Katastrophe, die über ihn hereingebrochen war, ihn zu bessern vermocht hatte, beweist sein verfehltes ferneres Leben. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis fand er auf Empfehlungen hin eine Anstellung in Regensburg, wurde aber wegen neuer Schurkenstreiche polizeilich nach Schaffhausen transportiert, wo er als bürgerlich zugehörig betrachtet wurde. Von dort begab er sich weiter in die Schweiz hinein, angeblich um in eines der 1807 von Napoleon geforderten Schweizer Regimenter einzutreten; er hatte sich auch zu diesem Zwecke ein Reisegeld zusammensteuern lassen, das er aber liederlich aufbrauchte,

[1]) Wirklich erließ der Kaiser eine Weisung in diesem Sinne und übertrug auch die Aburteilung des Falles dem Stadtmagistrat anstatt dem zuständigen Kriminalgericht (Nachweis von Herrn Dr. Arthur Weber aus den Prozeßakten im Archiv des Ministeriums des Innern in Wien). — Es ist recht bezeichnend, daß die Witwe Hartenberg auch jetzt noch wiederholt an die Großmut Müllers appellierte. Am 13. Juni 1803 bittet sie ihn, einen Brief an die Schaffhauser Freunde gelangen zu lassen, 1000 fl. zusammenzubringen, um ihrem erkrankten Sohn Joseph eine Badekur zu ermöglichen. Schon am 31. Mai dankte dieser von Königsberg aus Müller für die Großmut, die er gegen ihn und seine Familie ausübe, und versicherte ihn der unbegrenzten Hochachtung und redlichster Ergebenheit.

[2]) Das berichteten am 2. April die Mutter Hartenbergs und am 3. April Bellois an Müller. Das Urteil erscheint umso milder, als die gerichtliche Untersuchung noch andere Schwindeleien Hartenbergs an den Tag gebracht hatte. Er hatte den galizischen Gardeleutnant Anton v. Lukowsky durch die verlockendsten Versprechungen zur Aufgabe seiner militärischen Laufbahn und zur Aufnahme einer Schuld von 1100 fl., die er ebenfalls verschwendete, verleitet; einem armen Fräulein von Berglas hatte er unter Mißbrauch des kaiserlichen Namens durch die Vorspiegelung der Erteilung einer Präbende von ihren äußerst spärlichen Mitteln 50 fl. abgenommen (Dr. A. Weber).



so daß man ihn wieder nach Schaffhausen zurückbrachte. Dort wurde er dann wirklich einem Transport von Rekruten nach Frankreich zugeteilt. Sein einschmeichelndes Wesen erwarb ihm die Gunst eines seiner Vorgesetzten, die er aber wieder auf die niederträchtigste Weise mißbrauchte, was ihm die Verurteilung zu mehreren Jahren Galeere eintrug. Von dieser kehrte der Abenteurer, nun auch körperlich gebrochen, nach Schaffhausen zurück, wo er bald nachher, am 14. April 1822, im Spital sein elendes Dasein beschloß.

Die leidige Affäre hatte auch die materielle Lage Müllers sehr erschüttert. Hatte er schon vor derselben mit seinen Einkünften nicht recht haushalten können und gelegentlich Schulden gemacht, so war nun durch die Aufwendungen für die unersättlichen Forderungen des jungen Hartenberg nicht nur diese Schuldenlast gewaltig vergrößert worden, sondern Müller hatte auch, in der sicheren Annahme, nach der Vereinigung mit dem Freunde alles sofort wieder ersetzen zu können, auf die Gelder gegriffen, die ihm Graf Erlach anvertraut hatte. Das mußte nun so bald als möglich geordnet werden; dazu aber reichte das kleine Vermögen, das Müller in der Verwaltung des Bruders in Schaffhausen gelassen hatte, bei weitem nicht aus. Graf Erlach war zwar, trotzdem er selbst fast immer in großer Geldverlegenheit war, ein sehr hochherziger Gläubiger, der nicht auf sofortigen Ersatz drängte[1]); aber die Verpflichtung war doch da und mußte gelöst werden. Verschiedene Freunde und Gönner waren Müller dabei behilflich. Der junge Erzherzog Johann stellte ihm 2000 fl. zur Verfügung, und auch der frühere Vorgesetzte Müllers, Baron Thugut, bot ihm sofort 1500 fl. an, um dem dringendsten Bedürfnis zu steuern. Müller hatte ihm am 11. Mai 1803 nach längerer Pause im Briefwechsel in ausführlichem Bericht die unglückliche Geschichte mit Hartenberg und seine finanzielle Klemme auseinandergesetzt. Im Herbst 1803 traf sein alter Amerikanerfreund Kinloch in Europa ein, der ihm sofort von Bordeaux aus in freundschaftlichster Weise schrieb und seine Unterstützung versprach[2]). Müller war um 14 000 fl., nach den Angaben Bellois' sogar um 18 000 fl. von Hartenberg betrogen worden, dazu kamen noch

[1]) Erlach traf bald nach der Katastrophe in Wien ein und wohnte längere Zeit bei Müller, den er durch seine Lustigkeit aufzuheitern vermochte (ungedruckter Brief vom 6. Juli 1803).

[2]) Er hat ihm auch wiederholt namhafte Beträge angewiesen. Müller sah ihn bei seiner Reise durch die Schweiz im Juni 1804 in Genf. Kinloch versprach ihm dabei nochmals eine Unterstützung von 120 Louis, hielt aber nachträglich dieses Versprechen nicht (Müller an Graf Erlach 8. Juni und 8. August 1805).



nachträgliche Forderungen, für die er als Beschützer des Betrügers aufkommen sollte[1]). Bis Ende 1804, versichert Johann Georg Müller, war sein Bruder seinen Verpflichtungen fast vollständig nachgekommen und hatte wenigstens seine Ehre gerettet. Allerdings hatte er dafür sein kleines, in der Schweiz liegendes Vermögen aufopfern und eine neue drückende Schuldenlast aufnehmen müssen[2]). Auch seine beiden goldenen Berner Medaillen waren ins Versatzamt gewandert; ebenso hatte er einen wertvollen Ring, den ihm gerade in den Tagen seiner größten Verlegenheit der russische Staatsminister Fürst Czartoryski als Geschenk des Kaisers Alexander I. zugeschickt hatte, veräußert[3]). Czartoryski beauftragte ihn auch, in der Schweiz und im Reiche Professoren für Wilna zu gewinnen, und bemühte sich, unterstützt durch den Grafen d'Antraigues, Müller selbst in russische Dienste zu ziehen, was dieser aber schließlich ablehnte. —

In den Briefwechsel mit dem Bruder kommt bald wieder der alte herzliche Ton und Inhalt; Müller beginnt wieder „in dem Blumengarten der Literatur zu wallen"; er freut sich über die ruhige Entwicklung des geliebten Vaterlandes unter der Mediationsverfassung und über die ehrenhafte Rolle, welche die Vaterstadt bei den Wahlen gespielt habe[4]). Allerdings tauchten von Zeit zu Zeit, obwohl er sich vorgenommen hatte, „diese Periode ganz zu vergessen", bittere Erinnerungen an die schwerste Enttäuschung seines Lebens auf. In einem solchen Anfall düsterer Stimmung, die in ihm den Gedanken aufkommen ließ, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, setzte er am 13. November 1803 ein Testament auf, in welchem er die Mittel und Wege angab, wie alle Ansprecher befriedigt werden könnten. „Durch den bekannten Betrug befinde ich

---

[1]) Ein Wiener Kleidermacher ließ ihn durch einen Anwalt auffordern, eine Rechnung von 3166 fl. 34 Kr. für die dem Grafen v. Hartenberg „auf Anschaffung von Euer Hochwohlg. als dessen Vormund verfertigte Kleider" zu bezahlen. Diese Forderung wurde immer wieder von neuem erhoben, bis Müller schließlich kurz vor seiner Übersiedlung nach Berlin dem geschädigten Schneider aus freiem Willen eine Entschädigung von 500 fl. zukommen ließ, vornehmlich zur Deckung einer Forderung, die der Lieferant an den Oberleutnant Joseph v. Hartenberg zu machen hatte.

[2]) Am 3. November 1804 hatte er seinem Hauptgläubiger Grafen Erlach die letzte Abschlagszahlung zugeschickt (Müller an Erlach).

[3]) Müller schrieb diese Aufmerksamkeit der Vermittlung des Grafen d'Antraigues zu, dem er im letzten Winter umfangreiche Bemerkungen über ein Memoire über die öffentliche Erziehung in Rußland gegeben habe (Müller an Thugut 12. Juli 1803; Czartoryski an Müller 24. März 1803, St.-B. Müll. 215).

[4]) Brief vom 18. Mai 1803 siehe oben S. 545.



mich in immer neuer Geldverlegenheit: meine auf Erleichterungen durch Freunde, durch den Hof gesetzte Hofnung ist so ungewiß und fern, daß sie aus meinem sehnsuchtsvollen Blike sich verliert; was in meiner Gewalt ist, Veräußerung meiner Bücher, Entsagung alles wohlthätigen, liberalen in meiner Lebensweise, ist mir zu empfindlich; viele andere Verdrüßlichkeiten, ein Gefühl der Vergeblichkeit aller Arbeit meines Lebens, die Trostlosigkeit jeder Aussicht, beugt endlich meinen Geist und lähmt seine Kraft, so daß mit der Hofnung einer würdigen Vollendung des Werkes meiner Tage (der Geschichte meines Volks, und der Welt) alles fernere Interesse am Leben bey mir verliert. Ich trete ungern ab, ehe ich geendiget, was ich sollte; doch ist es besser, als, meiner selbst unwürdig und für andere unnütz, einen Platz auf der Erde mißbrauchen. Im Vorgefühl meines nahen Endes habe ich meine verwirrten Sachen sogut möglich zu ordnen beschlossen." —

Zur Deckung der noch fälligen Schulden, führt er aus, werde der Mehrerlös der versetzten Medaillen, der Verkauf seiner Bibliothek und der Manuskripte der Schweizer- und Universalgeschichte, sowie das in den Händen des Bruders befindliche Vermögen von 3000 fl. hinreichen. Zum Universalerben ernennt er seinen „einigen geliebten Bruder", dem alle seine Schriften zu überlassen sind und der über die Herausgabe mit Buchhändlern verhandeln soll; das Geld werde er mit seiner Schwester teilen oder ihr ganz überlassen. Die Möbel und Einrichtung hinterlasse er seinen vieljährigen Dienern Bellois und Fuchs. „Bitter ist mir der Tod auch darum, weil ich für meiner Schwester Kinder und für meine Leute, namentlich für meinen guten Michel, so gar nichts zu thun vermag. Darum auch würde ich das Leben zu ertragen gesucht haben; aber nur sterbend konnte ich von meinen Büchern mich trennen, durfte ich über meine Manuskripte disponiren und so die Zahlung meiner Schulden ordnen. Zum Vollzieher meines letzten Willens erbitte ich den K. K. Staatsreferendarius und Hofrat Freyherrn von Collenbach."[1])

---

[1]) Das Testament ist mit dem Siegel und der Unterschrift Müllers versehen, aber ohne die Mitunterzeichnung von Zeugen. Einen Monat später war er bereits von dem Gedanken, aus dem Leben zu scheiden, abgekommen. Am 14. Dezember schrieb er dem Bruder: „Ich habe vor einem Monat mein Testament geschrieben (unterschrieben hat es zwar noch niemand), nur um die durch den Betrug Hartenbergs verwirrten Sachen auf jeden Fall zu ordnen. Es würde, zeigt sich's, niemand etwas verlieren und wohl etwas übrig bleiben. Da ich aber nicht tod, sondern noch sehr lebendig bin, so hoffe ich, letzteres werde zunehmen, und bin indeß schon durch die Anordnung insofern ruhiger, daß ich nicht viel darauf denke."



So mochte wohl noch öfters die Erinnerung an die unglückselige Verblendung ihn bedrücken; aber in seiner elastischen Natur vermochte er doch verhältnismäßig rasch über die schwere Katastrophe hinwegzukommen, vor allem auch dadurch, daß er nun bald dem Schauplatz, auf dem sie sich abgespielt hatte, entrückt wurde. Seine Übersiedlung nach Berlin ist sicher durch die letzten traurigen Erlebnisse in Wien befördert worden. Dazu kam noch eine weitere bittere Enttäuschung, die ihm widerfuhr. Gerade in der Zeit, in der sich die Hartenbergaffäre abspielte, war der direkte Vorgesetzte Müllers, der Bibliothekpräfekt van Swieten, gestorben. Nun war aber nicht Müller, wie er wohl erwartet hatte[1]), in die höhere Stelle vorgerückt, sondern der zweite Kustos, der Orientalist Jenisch. Dabei hatte wohl in erster Linie der Umstand den Ausschlag gegeben, daß Müller die Erwartung gewisser Hofkreise, er werde zum Katholizismus übertreten, nicht erfüllt hatte[2]). Möglicherweise hat dazu auch das Aufsehen, das die Hartenberggeschichte machte, beigetragen. Müller hat sich scheinbar ruhig in diese offenkundige Zurücksetzung gefunden; empfindlicher war es für ihn, daß ihm auch eine Gehaltserhöhung, auf die er bestimmt gerechnet hatte und die ihm so notwendig gewesen wäre, vorenthalten wurde[3]). Doch konnte er sich vorläufig noch nicht entschließen, Wien zu verlassen, obwohl ihm Graf Potocki unter verlockenden Bedingungen eine Berufung nach Petersburg in Aussicht stellte[4]). „Ganz verworfen habe ich sie nicht, weil meine Prozesse noch nicht zu Ende sind. Aber sehr lieb ist mir, das fühle ich, Wien, der Kaiser, Österreich, die Bibliothek; ich bin auch dir näher, bin eingehauset, würde über die Reisen und neuen Bekanntschaften und Spracherlernung wenigstens ein Jahr verlieren, so daß, wenn die Hand der Vorsehung mir nicht durchaus fortwinkt, ich hier zu bleiben die größte Lust habe."

Was seinem Leben wieder Inhalt gab und ihn mit Freude und Zuversicht erfüllte, war seine wissenschaftliche Arbeit, die durch die

---

[1]) Siehe oben S. 576.

[2]) Er berührt dies in mehreren Briefen. So schreibt er am 17. April 1802: „Sey nicht besorgt, daß ich etwas Unbesonnenes thue. Es ist wahr, daß man gegen Protestanten hier ein drückendes System annimmt, aber wie man einem ruhigen treuen Diener, der entfernt am furchtbarsten wäre, beykommen mag, begreife ich doch nicht, und fürchte es nicht." Und am 29. Dezember erwähnt er, daß er bei dem Grafen Colloredo nicht den mindesten Kredit habe, weil er immer noch Protestant sei, — daß er auch bei den Pfaffen ebensowenig vermöge, weil das alles nicht Religion, sondern Intrigen suche.

[3]) Brief an den Bruder vom 2. Juni 1803.

[4]) Ebenso 20. Juli 1803.



Hartenbergaffäre zwar nicht ganz lahmgelegt, aber doch wesentlich beeinträchtigt worden war. So schrieb er am 6. Juli 1803 in zuversichtlicher Stimmung: „Ich fühle selbst nach allen Leiden mich in voller Kraft; ich habe ein inneres Gefühl, daß mein Tagewerk in der Welt noch nicht vollbracht ist; noch mehr, daß mir noch Glück und Glanz bevorsteht, und ich alt und im Frieden zu den Vätern gehen werde." —

Ende September 1795 war die zweite Abteilung des dritten Buches von Müllers Schweizergeschichte herausgekommen. Während der fast neun Jahre von Müllers weiterem Wiener Aufenthalt ist keine andere Druckschrift von ihm erschienen mit Ausnahme seiner politischen Abhandlungen und Streitschriften und zahlreicher Rezensionen in verschiedenen gelehrten Zeitschriften. Trotz vielfacher Hemmungen durch seine politische Tätigkeit, trotz der oft gedrückten Stimmung, in die ihn die verhängnisvolle Entwicklung der Zeitverhältnisse, vor allem die wechselvollen Geschicke seines Vaterlandes versetzten, trotz auch des Taumels, in den ihn der Freundschaftstraum des erdichteten Grafen Batthyani hineinriß, hat er stets von neuem an der Fortsetzung der Schweizergeschichte und an der Sammelarbeit für die Universalgeschichte gearbeitet. Denn in dieser Tätigkeit erblickte er doch schließlich den Zweck und das Ziel seines Lebens. So hat er sich immer wieder „in seine Studien eingehüllt"; sie lenkten seinen Blick ab von der traurigen Gegenwart und trösteten ihn mit neuen Hoffnungen[1]). Zu Anfang des Jahres 1800 war er zwar geneigt, die Schweizergeschichte vorläufig auf die Seite zu legen und sich der Ausarbeitung der Universalgeschichte zuzuwenden, aber er machte sich doch darüber ernsthafte Vorwürfe[2]), und schon im März hatte er sich wieder eines Bessern besonnen; die Fortsetzung der Schweizergeschichte diente ihm nun von neuem „zur Erheiterung, über den traurigen Ge-

[1]) Briefe vom 24. Januar und 7. Februar 1801. Am 1. September 1799 schrieb er: „Ich bin in meine Studien ganz verliebt. Oft wenn ich nach Tagen von Besorgniß und Mißmuth nach Hause gekommen, sogleich wieder über Bochard oder so einen hergefallen, vergaß ich der Welt in zwei Stunden so, daß ich für meines Lebens Glück Gott zärtlich dankte. Was wäre ohne die Studien aus mir geworden! Wie ertrüg ich manches! Es ist die wahre Wollust, in allen Zeiten und Orten zu leben, auf keinen Augenblick Leere zu fühlen."

[2]) So schreibt er am 22. Januar 1800: „Ist's nicht eben die Zeit der Herabwürdigung, der Selbstvergessenheit, da man eine Nation daran erinnern soll, was sie ist und war? Was kan sie besser an die Würde ihrer alten Bünde und Freyheit und Sitten erinnern?" Und am 29. März 1800: „Du kannst nicht glauben, wie hart es mir ankömmt, wie wenn einer die erste Liebe, die Braut seiner Jugend, gegen eine Vornehmere aufgeben soll."



danken eitlen Dahinlebens"[1]). So berichtet er jetzt wieder vom Fortgang der Arbeit; im Juli 1801 „wird nun Morgens von 5—7 täglich, und an freyen Stunden bis 8 oder 9 Uhr geschrieben. Major rerum nascitur ordo: Ich komme auf Carls von Burgund höchst merkwürdigen Charakter. Soeben begrub ich, mit einem prächtigen Ehrenkranz, den guten Philipp". Und während er noch an der Vorgeschichte des Burgunderkrieges arbeitete, wandte er den Blick bereits vorwärts zur Geschichte des 16. Jahrhunderts, zur Reformationsgeschichte, für die er die Simlersche Sammlung nach Wien zu bekommen hoffte oder die er in längerem Aufenthalt in der Schweiz in Ruhe zu benutzen gedachte; so würde er, „als besonderes Werk und doch als Fortsetzung, eine gewiß noch nie so beschriebene Reformationsgeschichte der Schweiz liefern, von 1516 bis vielleicht auf Calvins Tod, sodann unter einem eigenen Titel, was über die neuere Schweizergeschichte bis auf uns am interessantesten gesagt werden kan. Hierauf lebte ich der Bearbeitung der Universalhistorie, und wenn mir noch ein Jahr übrig bliebe, einem Büchlein von meinem Leben, welches mannigfach und verwickelt genug war für einen erläuternden Commentar"[2]).

Über die Behandlung der Schweizergeschichte und seine Grundsätze im Gegensatz zu der Auffassung zeitgenössischer Geschichtschreiber schrieb er dem Bruder am Schlusse seines Wiener Aufenthaltes[3]): „Unsere neue (Geschichtschreibung) ist so höflich, daß man den Menschen darin kaum findet, oder so sanscüllotisch, daß man der Leidenschaft nichts glauben darf. In letzterer Hinsicht wird auch in meiner Schweitzergeschichte vieles anders: Karl von Burgund

[1]) Einen gewissen Ansporn gab ihm auch das Erscheinen der von Joseph Planta in London in englischer Sprache geschriebenen History of the Helvetic Confederacy (London 1800, 2 Bände). Planta hatte ihm den ersten Band schon im Sommer 1799 zugeschickt; den zweiten erhielt Müller am 18. Juni 1800 (siehe die Briefe Müllers an Planta vom 31. August 1799 und vom 12. Juli 1800). Müller hat die Arbeit Plantas neidlos anerkannt: „Votre extrait est si bien fait que loin de m'afflicher de la crainte qu'il fera perdre l'original, j'y serois assez indifférent, et, sans m'y arrêter, je me sens fortement encouragé à poursuivre mon travail, ne fut ce que pour Vous aider à donner encore quelque perfection deplus au second volume." Er hat dem Verfasser zu beiden Bänden eine große Zahl von kritischen Bemerkungen (zum zweiten Bande nicht weniger als 162) zugeschickt, die beweisen, mit welchem Interesse er diese Veröffentlichung aufgenommen hat.

[2]) Brief vom 28. Oktober 1801.

[3]) 9. November 1803. Schon am 21. Oktober 1801 hatte er geschrieben: „Es kommt allerley in das Buch, was wohl noch nie gesagt worden ist. Mir ist's nicht um die Schale, sondern um den Kern zu thun; einmal wird Jemand entwickeln, was alles darin ist."



unpartheyisch beschrieben (es wird wie eine Epopoe; die Dramatiker werden die Materialien bekommen); auch Hagenbach nicht so arg. Man hat immer St.! St.! zu machen, um von der Leidenschaft der Zeitgenossen nicht überschrieen zu werden. Gott, wenn ich doch meine zwei Bücher vollenden könnte!"

Zu einer Ausarbeitung der Universalhistorie ist Müller nicht mehr gekommen; aber seine Sammelarbeit hat er unentwegt fortgesetzt. Seine Briefe geben Rechenschaft über seine überaus umfangreiche Lektüre. Einmal kam ihm der Gedanke, die Universalhistorie „in der Form von Dialogen in Platos Manier" zu schreiben; einen Alcibiades würde er wohl finden. „Dreißig Dialoge, von jedem wäre eine der Hauptrevolutionen der Gegenstand."[1]) Dieser Plan kam ebensowenig zur Ausführung wie andere Projekte, die zeitweise seinen immer tätigen und unruhigen Geist beschäftigten. Im Sommer 1798 hatte er einmal daran gedacht, ein Werk über die Ursachen des Falls der europäischen Staatsverfassungen zu schreiben, „worin ihrer Organisation, Religion, Moralität, Literatur, Kriegskunst u. s. w. auf den Grund gesehen, Alles analysirt, die Keime des Verderbens aufgespürt werden sollen"[2]). Anfangs Januar 1799 wollte er eine Rechenschaft über seine Grundsätze und Pläne ablegen und hatte bereits mit dem ersten Buch derselben begonnen[3]), stellte aber die Arbeit wieder ein, „theils wegen Zeitmangel, theils und besonders wegen der obwaltenden Unsicherheit der Lage: noch ist nicht ersichtlich, welches der Weg Gottes über uns ist; warum Dinge schreiben, die nicht passen, vielleicht schaden, beleidigen, compromittiren; vor meinem 50ger wird der Sturm doch wohl vorübergehen". Im Sommer 1802 beabsichtigte er, mehrere die Religion betreffende merkwürdige Bücher zu prüfen, „um über Verschiedenes seine Begriffe zu berichtigen und eine Art Revision seiner Ideen anzustellen". Die bald zum Abschluß kommende Guthriesche Welthistorie führte ihn zu dem Gedanken, eine Übersicht über das Ganze zu liefern, „alles was in dem weitläuftigten Werk ethnographisch enthalten ist, synchronisch zusammenzustellen, durch den Hauch des Genies oder Geistes in ein großes ποιημα,

---

[1]) Brief vom 28. August 1802.

[2]) 28. Juli 1798. Am 5. August berichtet er, daß er mit „Cassandra oder von der Natur und den Ursachen des Falls der bisherigen europäischen Staaten angefangen; ob sie aber fortgesetzt wird, ist eine große Frage; es führt weit, schon zweimal patriae cecidere manus; ich verspreche nichts; es kommt darauf an, was der Geist mir eingibt. Vielleicht opfre ich wieder dem Vulcanus auf."

[3]) Tagebuch anfangs Januar 1799.



ein allumfassendes Drama der Universalhistorie zu ordnen. — Das wäre eine wahre Universalhistorie für Unterricht und Gefühl, für Schulen und Publikum". — Eine Arbeit hat dieser lebendige Tätigkeitstrieb Müllers allerdings hervorgerufen, die nicht im engeren Kreise seiner Studien lag: seine historischen Anmerkungen zu Äschylus, die er für eine damals in England vorbereitete Ausgabe des griechischen Tragikers schrieb[1]). Müller hatte für Äschylus, „den ersten, qui docuit magnum loqui deditque cothurnum", eine besondere Vorliebe. Er betrachtete diese Beschäftigung in den unruhvollen Ereignissen der Jahre 1798 und 1799 als Erholung, als Abwendung von den trüben Gedanken, die ihm die Not der Zeit, der Untergang des Vaterlandes, erweckten. Am 29. Mai 1799, also gerade in der Zeit, als die Heere der Verbündeten siegreich in die Schweiz eindrangen, schrieb er dem Bruder: „Aeschylus Prometheus und sieben Helden habe ich commentirt, bin jetzt an den Persern, meinem Lieblingsstück, wobey es nicht ohne einige alteidgenössische Seufzer abgeht," und am 3. Juni konnte er die Beendigung dieser „notulae" berichten, in denen er unter anderem gezeigt habe, „wie gut sich die morgenländische Chronologie mit unserer vereinigen läßt. Was mich freut, ist besonders, wenn ich dies und das zufällig finde, wodurch die hebräischen Nachrichten bekräftigt werden". Müller hat seine Anmerkungen wirklich dem englischen Verleger geschickt[2]); da die neue Ausgabe des Äschylus aber erst 6—8 Jahre nach dem Tode Müllers erschien, sind sie nicht zum Abdruck gekommen. Die notulae ad Aeschylum sind in lateinischer Sprache geschrieben, wie es wohl der Herausgeber verlangte. Johann Georg hat sie vielleicht deswegen nicht in die Ausgabe der „Sämtlichen Werke" aufgenommen, weil sie nicht ausschließlich für ein gelehrtes Publikum berechnet waren. So sind sie ungedruckt geblieben, und sie werden wohl kaum mehr aus den Räumen der Schaffhauser Stadtbibliothek oder des englischen Verlags, wo sie möglicherweise noch in der endgültigen Fassung erhalten geblieben sind, in die Öffentlichkeit treten. Sie erscheinen auch nur als gelegentliche Beiträge zum Verständnis einzelner Stellen der Tragödien, die nur durch eine ganz kurze Einleitung über den Inhalt

[1]) St.-B. Müll. **51**, 1. Ad Aeschylum notulae quaedam. Urschrift Müllers von 1798/99 mit zahlreichen Streichungen und Korrekturen, 36 Seiten Folio. Dazu verschiedene Abschriften und Beilagen, 38 Seiten 4°. Müller hat sie für Butlers Ausgabe des Stanleyschen Aeschylus verfaßt, die bei Evans in London in den Jahren 1815—1817 erschien.

[2]) Brief an den gelehrten Georg Ferrich in Ragusa vom 4. September 1799, S. W. XVI, 123 f.



und die Bedeutung der einzelnen Stücke eingeführt werden[1]). Die Anmerkungen enthalten sachliche, vor allem geschichtliche, geographische und chronologische Nachweise; neben den Schriften der Scholiasten hat Müller auch orientalische Quellen benutzt, deren Kenntnis ihm wohl durch seine in der Literatur des Orients bewanderten Wiener Freunde vermittelt wurde. Gerne zieht er Vergleiche mit den Schriften des Alten Testamentes heran und macht etwa auch Nutzanwendungen auf die eigene Zeit. So schließt er die Einleitung zu den Persern mit dem Satze ab: Ego vero, cui dulcis patria summo pacis, libertatis, felicitatis culmine praecipiter lapsu ad infame servitium decidit, eum diem reparatorem videam, cuius, nisi Aeschylos, at Herodotus sim!"[2]) — Zu Vers 764 ff. der „Perser", bei der Stelle, wo der Geist des Dareios die Reihe der Alleinherrscher Asiens aufzählt, macht Müller einen längeren chronologischen Exkurs, in welchem er die morgenländische Chronologie mit der hebräischen in eine bestimmte Parallele zu setzen versucht. Er hat diese Untersuchungen später in Berlin weiter ausgeführt und zu einer Vorlesung in der Königlichen Akademie der Wissenschaften im Juli 1806 benutzt[3]). Sie bilden auch die Grundlage zu der „Übersicht der Geschichte Persiens", welche er 1803 für einen jungen Freund verfaßte und bis auf seine Zeit fortsetzte. Sie zeugt von der reichen Belesenheit des Verfassers, macht aber keinen Anspruch auf eine selbständige wissenschaftliche Arbeit[4]).

---

[1]) Müller hat die Arbeit in folgender Reihenfolge ausgeführt: 1. Prometheus (Erklärungen zu 65 Versen der Tragödie); 2. Sieben gegen Theben (zu 46 Stellen); 3. Perser (zu 60 Stellen); 4. Schutzbefohlene (zu 79 Stellen); 5. Agamemnon (zu 35 Stellen); 6. Choephoren (zu 41 Stellen); 7. Eumeniden (zu 65 Stellen).

[2]) „Ich aber, dessen teures Vaterland durch jähen Sturz vom höchsten Gipfel des Friedens, der Freiheit, der Glückseligkeit in schändliche Sklaverei versunken ist, möge jenen Tag der Wiederherstellung sehen, dessen, wenn auch nicht Aeschylus, doch Herodot ich sein möge!"

[3]) Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt. Abgedruckt S. W. VIII, 197 ff.

[4]) S. W. VIII, 233 ff. — Joh. Georg Müller schickte 1817 eine Auswahl dieser Noten seines Bruders zu Äschylus an C. Ph. Conz in Tübingen, der damals die Tragödien des Griechen ins Deutsche übersetzte, offenbar in der Absicht, von ihm zu erfahren, ob sie des Abdrucks würdig seien. Conz antwortete am 11. Dezember 1818, daß die Arbeit der gelehrten Welt nicht vorenthalten werden sollte. „Wenn sie auch nicht gerade für die Interpretation des Dichters, in engerem philologischen Sinne, neue Aufschlüsse gewähren (das strebte der Verfasser wohl auch nicht an), so sind sie doch für die höhere Kritik und in welthistorischer Hinsicht merkwürdig und des weitumsehenden Genies Ihres verewigten Bruders nicht unwerth." Daß diese Noten in der englischen Ausgabe nicht verwendet worden seien, schreibt



Im letzten Jahre des Wiener Aufenthaltes erhielt Müller einen kräftigen Anstoß, seine Rezensententätigkeit wieder in vermehrtem Maße aufzunehmen, durch die Einladung, an der Allgemeinen Literaturzeitung mitzuarbeiten, wofür ihm ein Honorar von 20 Talern für den Druckbogen angeboten wurde. Kein Geringerer als Goethe bemühte sich, ihn dafür zu gewinnen. In einem Briefe vom 4. September 1803[1]) erinnert er Müller zuerst an ihre „frohe Zusammenkunft in Zürich im Jahre 1797, sagt ihm dann viel Verbindliches über seinen Briefwechsel mit Bonstetten, der zwar gegen seinen Willen veröffentlicht worden sei, richtet ihm beste Empfehlungen von Schiller aus, der für seinen Tell die Schweizergeschichte studiere, gedenkt dann anerkennend der leiblichen und geistigen Hilfe, die Müller dem bei dessen Anwesenheit in Wien erkrankten Professor Sartorius erwiesen hatte, und kommt schließlich auf den Hauptzweck des längeren Briefes, auf die dringende Einladung, sich an der neu zu begründenden Jenaischen Literaturzeitung zu beteiligen, da durch die Übersiedelung von Professor Schütz nach Halle das Band der bisherigen Literaturzeitung zerrissen worden sei; es habe sich deshalb eine Verbindung weimarischer und jenensischer „Gelehrter und Gelehrtheitsgenossen" gebildet, um ein solches Werk zu unternehmen. Man suche angelegentlich „genialische, wissenschaftlich gründliche, verdient berühmte Männer" zur Teilnahme zu gewinnen. „Wo treffen diese und noch so manche andere Eigenschaften in schönerem Gleichgewichte zusammen, als bei Euer Hochwohlgeboren! Welch' Verdienst würden Sie sich durch Geneigtheit um uns, Ihre wahren Verehrer, erwerben, und vorzüglich den Dank des besten Fürsten verdienen, dem an Erhaltung und Förderung alles Guten so viel gelegen ist und der Sie seit so vielen Jahren kennen und schätzen gelernt hat." Er fragt an, ob Müller vielleicht ein neueres historisches Werk zu besprechen geneigt wäre; er nennt ihm zunächst die Geschichte des hanseatischen Bundes von Sartorius. „Dürft ich um gefällige baldige Antwort bitten, ob wir uns eines so köstlichen Beitrags vielleicht vor Schluß des Jahres erfreuen dürften?" Müller hat dieser schmeichelhaften Einladung des größten

---

Conz dem Umstande zu, daß „diese höher hinaus indagirende, oft mystische, das Wort im edleren, reineren Sinne genommen, besonders auf den Prometheus angewendete Interpretation den Engländern, die wie die Holländer mit ihrer Philologie fast nur zu sehr am Buchstaben kleben, ein Stein des Anstoßes gewesen sei." — Er riet lebhaft zur Veröffentlichung der Arbeit und hoffte, sie bei einer vollständigen deutschen Ausgabe des Äschylus verwenden zu können.

[1]) Maurer-Constant III, 3 ff.



deutschen Geistes seiner Zeit nicht widerstehen können[1]). Auf seine Zusage antwortete Goethe in der gleichen verbindlichen Weise[2]):

„Ihr früher Antheil an unserm literarischen Institut war ein glückliches Omen; es haben sich viele und wackere Männer für uns erklärt, und wir dürfen das Beste hoffen. Mit welchem Verlangen erwarte ich Ihre erste Sendung, und mit welchem Vertrauen Alles, was Sie uns aus dem weiten Kreis Ihrer mannigfaltigen Kräfte, Thätigkeiten und Verhältnisse zusichern. — Die Herren Schiller, Sartorius, Eichstädt grüßen zum besten, und ich empfehle mich zu fortdauernder Neigung."[3])

Wenn sich auch Müller durch die unglückliche Hartenbergaffäre zweifellos in manchen Kreisen lächerlich gemacht hatte, so ließ man es ihn doch nicht merken. Schon am 4. Juni 1803 versicherte er, daß die Begebenheit im Publikum beinahe vergessen sei.

Der Verkehr mit seinen alten Freunden wurde wieder aufgenommen und neue Bekanntschaften angeknüpft. Das herzliche Verhältnis zu dem jungen Erzherzog Johann wurde nicht getrübt, bei Thugut in Preßburg ein neuer Besuch gemacht; die jungen Schweizer in Wien fanden bei ihm nach wie vor offene Türe. In vertraulichem Verkehr stand er gerade zu dieser Zeit auch mit einigen hochgestellten katholischen Würdenträgern in Wien, mit dem Beichtvater und Burgpfarrer des Kaisers und mit dem päpstlichen Nuntius in Wien[4]). Mit diesem besprach er sich über den Nutzen „einer etwa in Rom zu errichtenden und in alle Länder zu verbreitenden Association solcher, denen die neue Begründung der Basis aller menschlichen Gesellschaft und wahren Cultur am Herzen liege; offenbar soll sie sein; und, obwohl klug, nicht schonend gegen verderblichen Irrtum, Gelehrte, Männer von Welt und Geschäften umfassen, und

---

[1]) An den Bruder 8. Oktober 1803: „Wegen der Litteraturzeitungen hat Goethe sehr freundschaftlich und ausführlich an mich geschrieben. Hierauf ist auch von Falk noch ein Brief gekommen. Ich bin in Goethe allzeit mehr oder weniger verliebt gewesen; es ist doch viele Originalität, große Kraft, viel Ideenreichthum in ihm. Ferners liebe ich Weimar. Endlich, da er mich auch im Namen des Herzogs bat, welchen ich von Alters her wohl kenne, so habe ich eingeschlagen und werde also mit dieser seyn. Sie scheinen auch die besseren Grundsätze zu haben. Daß ich mich aber in keine Fehde einlasse, versteht sich von selbst."

[2]) 5. November 1803, Maurer-Constant III, 7.

[3]) Auf die Rezensionskunst Müllers werden wir in anderem Zusammenhange näher eintreten.

[4]) „Ein ehrwürdiger Bischof, mit welchem ich auch über manche Kirchenväter u. a. interessante Unterredungen habe; er ist ganz, der er seyn soll, und scheint für mich Liebe zu haben; ich sehe ihn oft." An den Bruder 17. September 1803, S. W. VII, 89.



des XIX. Jahrhunderts Bedürfniß würken, wie seit 1540—50 jene andere Gesellschaft, deren Umsturz 1773 so große Folgen hatte"[1]).

Obwohl Müller in dieser Zeit dem Bruder wiederholt versicherte, daß er mit Wien und seiner Stelle durchaus zufrieden sei und keine Änderung wünsche, läßt sich doch erkennen, daß er mit dieser Beteuerung nur den besorgten Bruder beruhigen wollte, während er die stille Hoffnung hegte, bald in einen Wirkungskreis versetzt zu werden, in dem er seine Gaben freier und reicher verwerten könnte als in dem durch manche geistigen Schranken beengten österreichischen Staate. Dem Streben, ein solches Arbeitsfeld zu finden, sollte offenbar auch die Reise dienen, die er Ende Dezember 1803 nach Deutschland antrat und die sich bis Mitte April 1804 ausdehnte, obwohl er dafür nur wenige Wochen in Aussicht genommen hatte[2]).

Es ist auffallend, daß Müller in der finanziellen Klemme, in der er sich damals befand, sich den Luxus einer kostspieligen Reise mitten im Winter erlauben konnte, als deren Zweck er dem Bruder einfach angab, ehemalige Bekannte und Städte, wo er vor zwanzig und mehr Jahren gerne war, wieder einmal zu sehen „und zur Hebung jenes Hauptmangels", das heißt wohl zur Bekämpfung des Trübsinns, der ihn nach der Hartenbergaffäre noch oft befiel. In ein ganz anderes Licht wird aber die Reise gerückt, wenn wir erfahren, daß Müller dabei eine geheime politische Mission des Wiener Kabinetts mit auf den Weg erhielt, die zur Folge hatte, daß seine Auftraggeber wenigstens teilweise für die Reisekosten aufkamen. Es verbinden sich nun auf dieser Reise in eigentümlicher Weise die Bemühungen Müllers, seinem Auftrage gerecht zu werden, mit seinen persönlichen Bestrebungen nach einer vorteilhaften Änderung seiner Lage.

Der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, Cobenzl, versuchte damals den schweren Fehler der österreichischen Politik, die Entfremdung von Rußland, wieder gutzumachen und neuerdings eine enge Verbindung mit dem mächtigen Kaiserreiche des Ostens herzustellen. Der damalige russische Geschäftsträger am Wiener Hofe, Razumowsky, der in den letzten Monaten des Jahres 1803 nach

[1]) Joh. Georg ging sofort auf diesen Gedanken ein; er liege schon lange in seinen innigsten Wünschen, und er wolle auch dabeisein. Doch könne er ein geheimes Mißtrauen gegen den Ordensgeist nicht unterdrücken, ob der auch wirklich das G u t e wolle und nicht etwa mehr nur s e i n e n Vorteil. — Über frühere Besprechungen dieser Art siehe oben S. 365, Anm. 2.

[2]) Von dieser „nicht unnützen kleinen Reise" schreibt er zuerst am 14. Dezember dem Bruder (S. W. VII, 107), ohne ein bestimmtes Ziel zu nennen. Der Zusatz „nach B." steht nicht im Originalbrief, sondern ist von Joh. Georg beigefügt worden.



Petersburg gereist war und erst im Frühjahr 1804 wieder auf seinen Posten zurückkehrte, gehörte der Kriegspartei an, die zum neuen Kriege gegen Frankreich drängte, den zögernden Ministerien in Österreich und Rußland Schwäche und Furchtsamkeit vorwarf und an ihrem Sturz arbeitete. Er war deswegen in Wien nicht gern gesehen, und darum suchte nun das Wiener Kabinett mit dem russischen Minister des Äußern, dem Fürsten Czartoryski, durch den Grafen d'Antraigues, der seit seiner Entfernung von Wien im Frühling 1802 als Legationssekretär bei der russischen Gesandtschaft in Dresden tätig war, in Fühlung zu kommen. D'Antraigues stand sowohl bei Czartoryski als bei Kaiser Alexander I. in hoher Gunst. Um ihn zu gewinnen, bediente man sich nun Johannes v. Müllers, der mit d'Antraigues seit Jahren eng befreundet war und immer noch mit ihm in regem Briefwechsel stand[1]). Man kannte in Wien wohl den großen Einfluß, den Müller auf diesen geistvollen, doch leidenschaftlichen französischen Emigranten gewonnen hatte; aber man hatte bisher die Beziehungen der beiden Männer recht mißfällig betrachtet. Jetzt kamen sie dem österreichischen Ministerium sehr gelegen. Im Auftrage Cobenzls unterhandelte der mit Müller schon seit dem Jahre 1794 befreundete Chevalier Landriani mit ihm über diese Mission nach Dresden, die im tiefsten Geheimnis ausgeführt werden sollte[2]). Sie sollte eine enge Verbindung der beiden Kaiserhöfe herbeiführen, doch ohne zu einem neuen Kriege gegen Frankreich zu drängen, da man dazu noch nicht gerüstet sei und der vorzeitige Ausbruch nur für Bonaparte vorteilhaft wäre. Es sollte alles vermieden werden, was den Verdacht des Ersten Konsuls wecken

---

[1]) Über die früheren Beziehungen Müllers zu d'Antraigues siehe oben S. 498 Anm. 1 und 539 f.

[2]) Diese Mission ist zum erstenmal eingehend behandelt worden in dem kürzlich erschienenen aufschlußreichen Buche von Louis Wittmer: Le Prince de Ligne, Jean de Muller, Frédéric de Gentz et l'Autriche. Paris 1925. Wittmer nimmt an, daß Cobenzl die Verlegenheit, in die Müller durch die Hartenbergaffäre gekommen war, benutzte, um ihm diese geheime Mission aufzudrängen. Das war sicher nicht nötig. Müller, der sich immer über die Zurücksetzung und das Mißtrauen der leitenden Staatsmänner beklagte, daß er deshalb zu wichtigeren Angelegenheiten nicht verwendet werde (noch am 19. Oktober 1803 hatte er in diesem Sinne an Landriani geschrieben), hat gewiß diesen Auftrag umso bereitwilliger übernommen, als er seinen eigenen Bestrebungen, ein Einverständnis zwischen den beiden Kaiserhöfen herbeizuführen, durchaus entsprach und als er darin einen Beweis des Vertrauens, über dessen Mangel er sich so oft beschwerte, erblicken durfte. Auch mußte es ihm sehr erwünscht sein, daß der ihm nahe befreundete d'Antraigues, der bisher vom Wiener Kabinett sehr ungnädig betrachtet worden war, nun in ein ganz anderes Verhältnis zu demselben kam.



könnte; doch erhoffte man, das Einvernehmen zwischen Wien und Petersburg werde ihn zu größerer Rücksichtnahme gegen Österreich bestimmen. Am 26. Oktober 1803 schrieb Müller an d'Antraigues einen langen, bedeutungsvollen Brief[1]). Er versicherte den Freund, daß die leitenden Minister in Wien seinen Talenten und seinem politischen System volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und überzeugt seien, daß er durch das wohlverdiente Vertrauen, dessen er sich bei seinem Herrscher erfreue, und durch die große Kunst, die Wahrheit mit unwiderstehlicher Beredsamkeit darzustellen, unendlich viel zur Wiederherstellung der alten Übereinstimmung der beiden Kaiserhöfe beitragen könne. Er fordert ihn dringend auf, daran zu arbeiten, eine gute, ehrenvolle, reine, aufrichtige und feste Einigung zwischen ihnen herbeizuführen, denn es gebe in der ganzen Geschichte kein Beispiel einer natürlicheren und nötigeren Verbindung. Durch ihre innige, unauflösliche Einigung seien die beiden Höfe imstand, jeder anderen Macht Achtung einzuflößen, die Ungerechtes versuchen wollte. Das sei der Wunsch, die Hoffnung Europas. —

Die Antwort d'Antraigues'[2]) versicherte, daß er das möglichste zur Erreichung eines solchen Zieles tun werde; dabei äußerte er den Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft mit Müller, worauf Landriani diesem im Auftrage des Ministers eröffnete, er könne d'Antraigues seine baldige Ankunft in Dresden anzeigen[3]). So übernahm Müller den Auftrag, der ihn auch ermächtigte, d'Antraigues für seine guten Dienste eine jährliche Pension von 1000 Dukaten anzubieten.

In den letzten Tagen des Jahres trat Müller seine Reise an. Das Geheimnis konnte strenge bewahrt bleiben. Über den Zweck der Reise wurden die verschiedensten Vermutungen geäußert: er werde Wien verlassen und in Berlin Bibliothekar werden; er werde

---

[1]) Er ist bereits auf S. 540, Anm. 1 erwähnt. Der Entwurf in französischer Sprache befindet sich St.-B. Müll. 208; er ist in deutscher Übersetzung veröffentlicht worden von Maurer-Constant: Beiträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805—1809, S. 138—144.

[2]) Bemerkungen Müllers über d'Antraigues' Antwort, abgedruckt bei Maurer-Constant a. a. O. S. 144—146.

[3]) Undatiertes Billet Landrianis. Wittmer setzt es in die Mitte Oktober 1803. Da aber Müller im Briefe vom 26. Oktober noch kein Wort über seine Reise schreibt und erst die Antwort d'Antraigues' den Wunsch nach der persönlichen Anwesenheit Müllers ausspricht, ist es sicher später anzusetzen, eben als Folge dieses Wunsches, erst in den November oder Anfang Dezember. Müller selbst erwähnt seine „nicht unnütze kleine Reise" erst im Brief an den Bruder vom 14. Dezember 1803.



von den Preußen verlangt als Ersatz für den nach Wien übergesiedelten Gentz; er müsse den bösen, eigentümlichen Gelehrten, die ihre Federn immer in Galle tauchen, wenn sie von Österreich reden, bessere Federn schneiden; den wahren Grund aber ahnte niemand. Müller selbst, als Gentz und Hormayr ihn ermunterten, in Dresden d'Antraigues aufzusuchen, entgegnete achselzuckend, daß er es gerne täte, aber befürchten müsse, sich dadurch noch schlechter mit den Ministern zu stellen[1]).

Von Prag aus schrieb er dem Bruder am letzten Tage des Jahres über seine Stimmung[2]): „Ich bin wohl. Die schweren Stunden ohnerachtet, welche jener mein Privatunfall im Frühling, und oft auch die Betrachtung wichtigerer Angelegenheiten mir gemacht, will meine alte gute Laune und Fröhlichkeit immer wieder empor, und fühle ich eigentlich keine Abnahme an Feuer und Lebenskraft; aber Ernst und etwas Schwermuth gewinnen doch nach und nach das Übergewicht, und nach und nach schwinden die Hofnungen, jener Balsam des Lebens. Du siehst hier in meinem Hertzen einen gewissen Kampf, den ich gleichwohl durch meinen starken Glauben an der allerbesondersten Vorsehung alles leitende Hand endlich wieder zum Vortheil heiterer Freudigkeit entschieden zu sehen hoffe. — Du siehst, liebster Bruder, gantz in mein Hertz. Grundsätze nur, Zerstreuung durch Geschäfte, durch Studien, die Liebe, die Theilnahme, die gute Meinung ehrwürdiger und guter Menschen, können die Wunden heilen." Von seiner diplomatischen Mission erwähnt er selbstverständlich kein Wort; dagegen teilt er dem Bruder mit, daß er gegen Ende des Jahres einige Männer von hohem Rang von besserer Seite kennen gelernt habe, die ihm zuvor, so wie er ihnen, ganz anders geschildert worden seien. Unter diesen hebt er besonders den Staatsreferendar Baron v. Collenbach hervor, den er damals für seinen besonderen Gönner und Fürsprecher beim Ministerium hielt. Daß er verkannt worden sei, scheine vornehmlich die Schuld des verstorbenen Daiser gewesen zu sein, der sich aus Eifersucht alles erlaubt habe. „Diese Sachen sind jetzt auf recht gutem Weg; an mir soll es nicht fehlen."

Müller trat in Dresden sofort in Verbindung mit d'Antraigues. Seine Mission hatte Erfolg, indem er die volle Übereinstimmung

[1]) Entwurf zu einem Briefe Müllers an Landriani vor seiner Abreise.

[2]) Am gleichen Tage schrieb auch Joh. Georg dem Bruder; er berichtete über den Tod Herders (18. Dezember 1803), den er hoch verehrt und geliebt hatte. „Mein Dank für seine Liebe zu mir ist nie geschwächt worden und wird nie in mir ersterben.'



des Grafen mit den Anschauungen und Absichten des Wiener Kabinetts, die auch denjenigen des Kaisers Alexander entsprächen, erreichte. Die Berichte, die Müller von seiner Reise nach Wien schickte, und die Weisungen des Wiener Kabinetts[1]), die ihm durch Landriani übermittelt wurden, sind mit sympathetischer Tinte zwischen die Zeilen von Briefen mit durchaus unpolitischem Inhalt geschrieben, wodurch verhindert werden sollte, daß der politische Inhalt durch die Verletzung des Postgeheimnisses, die in Sachsen und wohl auch anderswo üblich war, zur Kenntnis Unberufener kommen könnte. Auch bediente man sich für die Bezeichnung der wichtigsten Persönlichkeiten verabredeter Chiffern. Müller genoß so sehr das Vertrauen d'Antraigues', daß dieser ihm Einsicht in alle Aktenstücke und Berichte, die ihm nützlich sein konnten, gewährte. Durch Müllers Vermittlung schickte er auch mehrere Memoires an das Wiener Kabinett, das er früher so abschätzig beurteilt hatte, mit dem er nun vollständig ausgesöhnt schien. Dafür erwartete er von Müller alle Offenheit, was deswegen nötig sei, weil die Personen der russischen Gesandtschaft in Wien so geringes Ansehen besäßen und der österreichische Botschafter in Petersburg noch nicht das volle Vertrauen des Hofes genösse. Antraigues hatte allerdings Bedenken, die ihm angebotene jährliche Pension anzunehmen, weil damit der Sache schlecht gedient wäre. Er würde es vorziehen, durch Vermittlung Müllers ein einmaliges Geschenk des Wiener Hofes zu erhalten. Müller unterstützte diesen Wunsch; es handle sich um einen Mann, dessen hohe Begabung auch von Bonaparte anerkannt werde, da er ihm viel Böses zufügen, seinem Herrn aber große Dienste leisten könne. Voraussetzung einer festen Verbindung der beiden Höfe sei vollständige Offenheit über die wirkliche Lage. In Petersburg sei man ganz im ungewissen über die Streitkräfte, die Österreich im Falle der Not sofort zur Verfügung ständen. Einen besonderen Dienst könnte man dem russischen Hofe erweisen, wenn man ihm genaue Berichte über die Vorgänge in Griechenland und den Inseln verschaffen würde. Müller anerbietet sich, solche Erkundigungen, die auch für Albanien, Dalmatien und das Küstengebiet wertvoll seien, bei dem Grafen Caboga in Ragusa, mit dem er in Briefwechsel stand, einzuziehen[2]).

---

[1]) Landriani bemerkt mehrmals: „Ce n'est pas moi qui parle; c'est la Cour — c'est toujours le Ministère de S. M. qui parle. — Dans la pièce ci-jointe le Ministère parle à 53" (Chiffre für Antraigues).

[2]) „Je me chargerois volontiers de cette négociation, différente de celle d'ici, en ce qu'elle ne coutera rien.'



Müller fand auch für das Ergebnis seiner Unterhandlungen mit d'Antraigues die Anerkennung seines Hofes. In einem Schreiben vom 13. Januar 1804[1]) sprach Landriani im Auftrage des Hofes Müller die Zufriedenheit mit seinem Vorgehen aus, erklärte sich damit einverstanden, daß diese Verhandlungen durchaus geheimgehalten und auch Rasumowsky, dem russischen Botschafter in Wien, und Stadion, dem österreichischen in Petersburg, nicht mitgeteilt werden sollten, und gab ihm weitere Aufschlüsse über die Haltung der österreichischen Regierung. Als ein besonderes Zeichen des Vertrauens durfte es Müller ansehen, daß er seine Mission weiter ausdehnen sollte zu Beobachtungen in Berlin. „Vous pouvez aller à Berlin, y recueillir des notions qui nous soient utiles, toujours avec les plus grandes précautions, pour le secret. Le surcroît de la dépense sera remboursé."

Der Briefwechsel Müllers mit Landriani wurde während der ganzen Reise, die mehrmals verlängert wurde, fortgesetzt. Müller konnte fortwährend von der guten Gesinnung d'Antraigues', der ganz im Sinne des Wiener Hofes handle, berichten. Er machte auch Mitteilungen von verschiedenen Beobachtungen; schon von Weimar aus berichtete er, es seien von Berlin Nachrichten über die Umtriebe der französischen Emigrierten, die mit Thugut in Verbindung ständen, eingetroffen; Landriani meldete seinerseits am 7. April 1804[2]) an d'Antraigues von der Tätigkeit des nach Wien zurückgekehrten Rasumowsky, der sich ganz der Kriegspartei angeschlossen habe, die mit übertriebenem Eifer die beiden Kaiserhöfe zum Kontinentalkriege drängen wolle. Von den Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg habe sie Wind bekommen und sie bekanntgemacht, was das Mißtrauen Bonapartes erweckt habe. Die vorzeitige Entflammung des Krieges, bevor Rußland und Österreich ihre Streitkräfte vereinigt hätten, wäre für Österreich, vor allem in Italien, von großer Gefahr. Der Wiener Hof hoffe durch seine Vorstellungen in Petersburg diese Umtriebe durchkreuzt und erreicht zu haben, daß sich die beiden Kaiserreiche jetzt nicht in den Krieg hineintreiben lassen. Es seien vielmehr gegenwärtig folgende Richtlinien einzuhalten: keine Beteiligung an gegenrevolutionären Plänen in Frankreich, weil eine fremde Einmischung dort alle Parteien vereinigen würde — Herstellung einer innigen Vereinigung der beiden Höfe, die allein auf Bonaparte Eindruck machen und ihn von gewagten Unternehmungen zurückhalten könne, die sonst bei der allgemeinen

[1]) Abgedruckt bei Wittmer a. a. O. S. 313—315.
[2]) Ebenda S. 315—317.



Uneinigkeit und Apathie ihm mühelosen Erfolg sichern würden — eine solche Einigung werde unzweifelhaft nach Zeit und Umständen die heilsamsten Wirkungen ausüben. Das Wiener Kabinett zweifle nicht daran, daß der Graf d'Antraigues diese Grundsätze billige und seinerseits für sie einstehen werde. — d'Antraigues antwortete auf diese Zuschrift mit einem Memoire, welches er durch Müller nach Wien schicken ließ. —

Allerdings hatte Müller noch wiederholt den Eindruck, daß man in Wien das Mißtrauen gegen ihn nicht ganz aufgegeben habe, obwohl er der Überzeugung war, daß er seine Mission mit größter Treue und erfolgreich ausgeführt habe[1]). Auf diese Bedenken erwiderte Landriani am 17. März: er sehe zu schwarz und lasse der Regierung zu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Das Mißtrauen gegen ihn sei eine Folge seines Briefwechsels gewesen[2]). Das sei jetzt alles vergessen und er könne der Achtung und des vollkommenen Vertrauens in seinen Eifer und seine Talente sicher sein. Seine Briefe von Dresden haben den besten Eindruck gemacht.

Die Briefe Müllers an Landriani sind mit großer Offenheit geschrieben. Er hat auch von Berlin aus recht bald die ihm von preußischer Seite gemachten Anerbietungen berichtet und rückhaltlos die Gründe auseinandergesetzt, die ihn veranlaßten, darauf einzugehen. Schon am 28. Februar schrieb er nach Wien: „J'ai peine à dissimuler l'émotion avec laquelle je trace ces lignes; c'est la dernière crise de ma vie; le parti, pris à 52 ans, l'est pour toujours."

So hatte Müller seine geheime Mission mit Erfolg durchgeführt. Nicht weniger erfolgreich waren auch seine Bestrebungen in seiner persönlichen Angelegenheit.

Am 5. Januar 1804 hatte er in Dresden den Tod Herders erfahren. „Wie er mich angriff, ist unaussprechlich." Von Weimar aus[3]) berichtete er dem Bruder ausführlich über die letzten Lebensmonate des großen Schriftstellers, über dessen Besuch in Dresden, über den Ohnmachtsanfall im Hause Goethes, von dem er sich nicht mehr erholte. Müllers erster Gang in Weimar galt der Witwe Herders, wo er auch dessen Sohn Wilhelm antraf. „Du kannst unsere

---

[1]) So schreibt er einmal: „Il est vrai que j'ai réussi dans l'objet de ma mission," und am 25. April, unmittelbar vor seiner Rückkehr nach Wien: „J'allois cependant de la meilleure foi du monde exécuter ma commission et recueillir des notices."

[2]) Es ist wohl vor allem der Briefwechsel mit dem in Ungnade gefallenen Minister Thugut und vielleicht auch mit d'Antraigues gemeint.

[3]) 25. Januar 1804, S. W. VII, 111 ff.



Erinnerungen, unsere Thränen, unsere Liebe dir denken." Er ging auch den Hinterlassenen sofort mit Rat und Tat an die Hand, um dem Verstorbenen ein würdiges Denkmal durch die Herausgabe seiner Schriften zu setzen. Zunächst wurde ein Verzeichnis aller noch vorfindlichen Papiere gemacht: „Es sind schöne Sachen, sein Persepolis, beynahe alle horazischen Oden, der gantze Persius, viel über Indien; man wird seine Briefe zu sammeln suchen; die Mutter wird ihre Erinnerungen aufschreiben." Schon wurde auch über einen Plan für die Herausgabe der Werke Herders beraten. Johann Georg Müller sollte den theologischen Nachlaß und die Darstellung des Lebens übernehmen, Johannes v. Müller die historischen Schriften, die Ideen, Persepolis, den Ganges; für die ästhetischen und kritischen Werke sollte Heyne in Göttingen, für die philosophischen Torrild in Greifswald gewonnen werden. „Wir wollen suchen, da er nicht mehr ist, an seinem Namen Treue zu beweisen." Müller selbst wurde durch diese Besprechungen veranlaßt, darauf zu denken, wie er seine eigenen Manuskripte herausgeben könnte, „ohne durch die thörichten Censoralfanzereyen" sich länger abhalten zu lassen. Die Weidmannsche Buchhandlung, die schon seit acht Jahren die bevorstehende Fortsetzung der Geschichte der Schweiz jährlich zweimal angekündigt hatte, der aber Müller die Handschrift nicht zum Drucke übergeben durfte, sollte auf Michaelis 1804 die nächste Fortsetzung herausgeben, angeblich nach einer Abschrift, die sie von dritter Seite an sich gebracht habe, während Müller seine Urschrift vorzeigen könne. Später soll dann noch die Zeit von 1481 bis 1516 nachfolgen; darauf wollte er ein halbes Jahr in der Schweiz die Simlersche Sammlung zur Darstellung der Schweizergeschichte in Verbindung mit der Geschichte des Entstehens und der Entwicklung der reformierten Kirche von 1516—1564 ausnützen, dann aber sich der Universalgeschichte zuwenden. —

Müller war in Weimar auf das beste empfangen worden. Goethe hatte ihn am 22. Januar 1804 mit einem herzlichen Willkommensschreiben begrüßt[1]); der Herzog, der in der Zeit des Fürstenbundes viel mit ihm verkehrt hatte, behandelte ihn mit Auszeichnung und hatte täglich längere Unterredungen mit ihm, vor allem über politische Dinge, wobei er seine Übereinstimmung mit der Auffassung des Wiener Hofes aussprach und eine Verständigung zwischen Rußland, Österreich und Preußen wünschte[2]). Auch die Herzogin-Witwe Amalia erwies ihm ihre Gunst; im Verkehr mit Goethe,

[1]) Maurer-Constant III, 7 f.

[2]) In einem Berichte Müllers an Landriani.



Wieland, Böttiger, mit der gerade in Weimar anwesenden Frau v. Staël, der Tochter Neckers[1]), und mit ihrem Begleiter Benjamin Constant wie mit vielen anderen trefflichen Männern und Frauen, von einer Gesellschaft in die andere gezogen, wurden ihm die drei Wochen seines Aufenthaltes in Weimar „zu einem kurzen Augenblick“. Am 13. oder 14. Februar gedenke er wieder über Dresden die Rückreise anzutreten, schrieb er dem Bruder.

Er ist aber nicht, wie er hier andeutet, sofort nach Wien zurückgekehrt, sondern er hat seine Reise über Leipzig, wo er nur einen halben Tag blieb, nach Berlin fortgesetzt. Zunächst wurde er dazu eingeladen durch den Brief Landrianis vom 13. Januar[2]), und dann hatte er offenbar schon von vornherein diese Ausdehnung der Reise ins Auge gefaßt. Die begeisterten Worte, die er am 12. März dem Bruder über Preußen schrieb, lassen darauf schließen, daß er nicht erst in Weimar seinen Reiseplan änderte, sondern daß er hoffte, in Berlin eine günstige Wendung seines Geschickes erreichen zu können[3]). „Was war es, das bey dem ersten Eintritt auf preußischen Boden mich neu belebte, in die Jugendzeit, wo Friedrich mein Held war, zurückrief, und wie vaterländisch mir heimelte! So hier, da ich mir zu Hause schien, wie ein aus der Fremde heimgekommener Sohn. Es schien mir ohne Raisonnement so, daß Preußens Sachen die meinigen seyen; die meinigen und die des Glaubens meiner Väter und die der immer geliebten und nur freyen und ehrenvollen Litteratur. Ich fühlte mich wie neugebohren, einmal wieder ohne Schein Reformirt und Gelehrter seyn zu dürfen. Hiezu kam die Tendenz des Königs, Berlin zu einer Freystätte und einem Mittelpuncte teutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freyheit zu machen. Auch sah ich von letzterer nicht die mindeste üble Folge, hörte keine Klagen, sah keine mißvergnügten revolutionsschwangeren Gesichter, sah Liebe für das Haus, und niemand an Preußens Erhaltung verzweifelnd; noch blühet überall die von dem großen König in einem halben Jahrhundert aufgenährte Frucht, und wenn eine Klugheit,

---

[1]) Müller stand von diesem Aufenthalt in Weimar an in sehr freundschaftlichem Verkehr mit dieser geistreichen Frau, die ihn immer von neuem ihrer Verehrung, Bewunderung und Liebe versicherte. Sie reiste ihm bald nach Berlin nach und beherbergte ihn im Sommer 1804 in ihrer Villa zu Coppet. St.-B. Müll. 223 enthält 2 Briefe Müllers an Madame v. Staël und 14 Briefe und Zettel von ihr an Müller aus den Jahren 1803—1805.

[2]) Oben S. 599.

[3]) Er hatte sich von Gentz in Wien Empfehlungen nicht nur an den Herzog und die Herzogin von Weimar, an Goethe, Schiller und Böttiger, sondern auch für Berlin mitgeben lassen.



welche ich sehr begreife und die sehr nöthig ist, seit einiger Zeit im Äußern Unthätigkeit vorschrieb, hat sich die auf das innere nicht erstreckt, sondern die Grundfesten der Monarchie, unter der vorigen Regierung erschüttert, stehen wieder befestiget. Ich selbst, als ich Preußen so wieder sah, fühlte mit neuem Muthe, daß in Europa noch nicht alles verlohren ist, daß mächtige Ressourcen existiren, und daß Umstände noch erscheinen können, wo sie die angedrohte Schmach abwenden würden."[1])

Schon am 22. Februar 1804 hatte er dem Geheimen Kabinettsrat Beyme in Berlin, dem vertrauten Ratgeber des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III., mit der gleichen Begeisterung die Gefühle geschildert, die ihn beim Wiederbetreten des preußischen Bodens ergriffen hatten, „des Landes ächter Freyheit, wo dazumal der größte, wo jetzt der rechtlichste der Könige mir den höchsten Eindruck machte". Dabei äußerte er einen Gedanken, der ihm plötzlich gekommen sei: Im Anschluß an seine vor siebzehn Jahren veröffentlichte Schrift über den Fürstenbund beabsichtige er jetzt, „ein nicht großes Buch zu schreiben über den Zustand der öffentlichen Geschäfte, worin mit größter Beredtsamkeit des gesunden Verstandes und eines gefühlvollen Herzens — ein Überblick der großen Veränderung, die sich in der politischen Welt ereignet hat, gegeben und dann in immerwährender Hinsicht auf das, was uns am nächsten liegt, gezeigt würde, was für die Staaten und was für die Menschheit von dem allem zu fürchten, was zu hoffen und was zu thun ist; mit einer kraftvoll aufmunternden Anrede an die Nationen, vorzüglich die teutsche. Nichts weniger als kriegerisch, nichts weniger als irgend beleidigend, aber so, daß jeder sehen sollte,

[1]) Daß Müller schon in Weimar an eine künftige Anstellung in Berlin dachte, geht auch aus den Verhandlungen in Berlin selbst hervor, über welche im Berliner Geheimen Staatsarchiv Rep. 89, 1 B eine Reihe von Aktenstücken vorliegt, so ein überaus lebhaftes Empfehlungsschreiben Böttigers an den Geheimen Kabinettsrat Beyme vom 4. Februar 1804 mit der Stelle: „Ich werde stets seinen Besitz für eine Eroberung und den, der ihn zu erobern weiß, für einen Mann halten, dem der schönste der drei Kränze gebührt, den so Laroches Genius des Ruhms zu den Wolken emporhebt. Er kommt, wie ich gewiß weiß, mit den willigsten Dispositionen." Der Herzog von Weimar hätte ihm gerne eine diplomatische Stelle gegeben, was ihm aber jetzt völlig fremd sei. Ein weiteres Empfehlungsschreiben schickte am 5. Februar F. J. Bertuch in Weimar ebenfalls an Beyme: „Sein Name ist ihm Empfehlung genug, und am wenigsten bedarf er der meinigen bei Ihnen." — Schon am 16. Februar gab der Minister Hardenberg ein Gutachten über die Frage ab, aus welchen Staatsmitteln das Gehalt von 3000 Reichstalern und die Müller zu bewilligende Gratifikation von 4000 Wiener Gulden zu erheben seien; er rate an, auf keinen Fall die interessante Acquisition zu unterlassen.



es ist noch nicht alles hin, und wenn man mit Klugheit Muth verbindet, wenn man sich zusammenrafft und stellt, so ist noch guter Grund für frohe Hoffnung auf jeden Fall; wir dürfen nur Männer seyn."

Müller hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Sofort nach seiner Ankunft in Berlin begannen die Verhandlungen über seine künftige Anstellung im preußischen Staatsdienste, die vornehmlich durch Beyme geführt wurden. Man dachte zuerst daran, ihn für die Universität Berlin, deren Stiftung damals erwogen wurde, zu gewinnen[1]); Müller lehnte nicht geradezu ab, erklärte aber, daß er sich nicht besonders für das Universitätsleben bestimmt halte. Es ist ein Beweis dafür, daß er damals im Ansehen eines der größten deutschen Gelehrten stand, daß ihm, obwohl zweifellos auch nach Berlin die Kunde von der ihn kompromittierenden Hartenbergaffäre gekommen war, höchst ehrenvolle Anerbietungen gemacht wurden. Schon am 5. März erklärte er Beyme „voll des wärmsten und reinsten Dankes, daß er nur wünsche, die bereits vorläufig von Wien nachgesuchte Entlassung bald und auf eine anständige Weise zu erhalten, um in die Laufbahn der vorgezeichneten Pflichten mit frohem Mute einzutreten. In einer Verabredung mit Beyme, die die Form eines vorläufigen Vertrages hat, wurde festgestellt, daß Müller 1. als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften unter Befreiung von Chargen und Stempelgebühren mit dem Charakter eines Geheimen Rats ernannt werde; 2. außer den Obliegenheiten eines ordentlichen Mitglieds der Akademie sich verpflichte, das Amt eines beständigen Sekretärs der Akademie und eines Historiographen des Hauses Brandenburg, ferner eines Zensors der historischen und politischen Schriften, falls ihm dieses amtlich übertragen werden sollte, zu übernehmen; auch soll er, wenn es nötig befunden werde, die Oberaufsicht über die königliche Bibliothek führen, die königlichen Prinzen, wenn sie zu den Jahren gekommen seien und der König es befehlen sollte, in der Geschichte unterrichten, literarische Aufträge zur Beförderung des Wohles der Wissenschaften überhaupt und der Universitäten und gelehrten Gesellschaften in den königlichen Staaten insbesondere ausführen, staatsrechtliche Ausarbeitungen, die ihm überwiesen werden möchten, liefern, als Rezensent an der Allgemeinen Literaturzeitung zu Halle teilnehmen. Damit er auf solche Weise sich und den Wissenschaften und zum Flor derselben in den königlichen Staaten leben könne, soll ihm ein Jahr-

[1]) Minister Struensee an Hardenberg 26. Februar 1804.



gehalt von 3000 Reichstalern ausgesetzt und vom 1. Juni 1803 an angewiesen werden, damit er durch diese frühere Anweisung eine Entschädigung für die Kosten der Veränderung seines Wohnortes finden möge. Er habe bis zum 1. Juni seine Entlassung aus den kaiserlich-königlichen Diensten zu bewirken, worauf die förmliche königliche Ausfertigung erfolgen werde. —

Daß Müller auf diese ehrenvollen, wenn auch an seine Leistungsfähigkeit sehr große Ansprüche machenden Forderungen eingehen werde, stand außer Frage; schon anfangs März zweifelte man in Berlin nicht mehr daran, ihn gewonnen zu haben[1]). Die Gründe, die ihn bei der Entscheidung bestimmten, setzt er in seinem Briefe vom 12. März an den Bruder, auseinander: das Mißtrauen, dem er wegen seines protestantischen Bekenntnisses in Wien begegnete, die Unmöglichkeit, bei der strengen österreichischen Zensur seine Schriften veröffentlichen zu können[2]), die Zurücksetzung bei der Wahl des Bibliothekpräfekten, über welche er sich im Briefe vom 2. Juni

---

[1]) Am 8. März 1804 schrieb Böttiger, der eben in dieser Zeit von Weimar nach Dresden übersiedelte: „Wie mir Kotzebue schreibt und Hufeland an Bertuch bekräftigt, ist Ihr eigenes Schicksal jetzt schon völlig entschieden. Mit welchem Jubel wird einst ganz Deutschland diese Nachricht vernehmen! Wie hoch mein Herz dabei aufpocht, darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen."

[2]) Am 28. September 1803 hatte er an Thugut geschrieben: „Au moyen de tout cela on défend ici les livres et on bande les prétendus adhérens de Luther et de Calvin; mais la disette augmente et le cours de change empire, et l'Europe se moque de nous." Über die österreichische Zensur äußert er sich öfters, so auch im Briefe vom 17. September 1803 an den Bruder (S. W. VIII, 90). — Bald nachher sah er sich aber zu einer heftigen Abwehr veranlaßt, als er in den Verdacht kam, gegen gewisse Erlasse seiner Regierung sich mißfällig ausgesprochen zu haben. Im 161. Stück des von Kotzebue herausgegebenen „Freymüthigen" wurde berichtet, daß der Bibliothekar einer Residenz sich gegen einen Durchreisenden spöttische Bemerkungen über die Weisung seines Landesfürsten, wonach der unerfahrenen Jugend keine verführerischen Schriften in die Hand gegeben werden dürfen, erlaubt habe. Müller hatte den Eindruck, daß man ihn damit verleumden wolle, daß man allgemein glauben werde, er sei damit gemeint. Er schickte deswegen am 12. November 1803 an den Herausgeber des „Freymüthigen" eine heftige Erklärung, in der er den Verleumder aufforderte, sich zu nennen, oder den Herausgeber, „anzuzeigen, von wem er den giftigen Dolch zum Meuchelmord an der Ehre und Ruhe eines vollkommen unschuldigen Mannes bekommen habe". Der „Freymüthige" nahm diese Erklärung wegen ihres scharfen Tones nicht auf, sondern begnügte sich (Nr. 187) mit der Versicherung, daß nicht die Wiener Bibliothek gemeint sei, überhaupt kein wirklich existierender Bibliothekar und keine Residenz, kein wirklicher, sondern nur ein um der Nutzanwendung willen erdichteter Vorfall, der hoffentlich im ganzen Römischen Reiche nicht vorkomme. Müller fand diese Auskunft mit Recht schal, gezwungen, aber doch für seine Rechtfertigung genügend (Müller an Nicolai 11. November und 12. Dezember 1803, S. W. XVII, 261 ff.).



1803 scheinbar ruhig hinweggesetzt hatte, die Intrigen und die Spionage, mit der er sich umgeben glaubte, endlich auch die allzu milde Verurteilung des jungen Hartenberg, zu der er ja doch selbst beigetragen hatte. Dazu kam noch ein schweizerisch-patriotischer Grund, die Erbitterung über die eigennützige und ungerechte Haltung Österreichs in der Frage der Inkamerationen, des Einzuges aller auf österreichischem Gebiete gelegenen Besitzungen schweizerischer Bistümer, Klöster, Gemeinden und Korporationen, deren Gesamtwert auf $3^1/_2$ Millionen Gulden berechnet wurde, während Österreich dagegen nur die unbedeutende Herrschaft Räzüns in Graubünden abtreten wollte[1]).

In Berlin winkte ihm dagegen neben einer nicht unbeträchtlichen materiellen Besserstellung die volle Freiheit literarischer Tätigkeit und der Herausgabe seiner Schriften, ferner eine angesehene Stellung in den besten Kreisen der Gesellschaft. Der Verkehr mit hervorragenden Männern und Frauen während seines mehrwöchigen Aufenthaltes in Berlin, das Wohlwollen und die Achtung, die ihm auch der König entgegenbrachte, mußten das Selbstvertrauen Müllers heben. Man sprach rühmend von seinen Werken, stellte eine Prachtausgabe der Schweizergeschichte in Aussicht, entwarf den Plan zu einer Sammlung der Schriftsteller der deutschen Geschichte; „das sind ja lauter zu Wien verbotene und angefeindete Sachen". Müller nennt von Persönlichkeiten, mit denen er in diesen Wochen verkehrte, die Frau v. Berg, die edle Luise Stolberg-Wernigerode, Frau v. Riedesel und ihre Tochter, die Gattin des Ministers v. Rheden, den jungen Studierenden v. Marwitz, der zu

[1]) Für Schaffhausen wurden dabei 507 000 fl. berechnet. Zudem scheint Österreich auch noch daran gedacht zu haben, die beiden Dörfer Ramsen und Dörflingen, die Zürich im Jahre 1770 um 150 000 fl. von den österreichischen Hoheitsrechten losgekauft hatte und die durch die Mediationsakte dem Kanton Schaffhausen zugeschieden worden waren, wieder an sich zu bringen. Vermutlich nicht ohne Mitwissen des Wiener Kabinetts erschien am 16. Februar 1804 der österreichische Landrichter v. Kraft in Ramsen und zwang die Bevölkerung durch Drohungen zum Huldigungseid für Österreich; doch gelang es den energischen Einsprachen der Schaffhauser Regierung und des Landammanns der Schweiz, das Wiener Kabinett zu veranlassen, diesen Gewaltakt als eine Eigenmächtigkeit der Unterbeamten zu erklären und rückgängig zu machen. Müller schrieb darüber an den Bruder: „Auch das österreichische Benehmen gegen die arme Schweitz war ein Mitbestimmungsgrund. Wie? Ramsen, weswegen eine eigne Gesandtschaft in Wien war, das vor kaum 35 Jahren über 200 000 fl. gekostet hat, wird ohne Form noch Figur eines Processes wieder incamerirt. Ärger könnte es Bonaparte nicht machen. Räzüns, nach Abzug der Kosten, trägt kaum 1000 fl. ein, und damit will Österreich die Schweitz für 20 000 Louis d'ors entschädigen? Eine größere gröbere Ungerechtigkeit ist mir lange nicht vorgekommen."



ihm gekommen sei wegen der gedruckten Bonstettenbriefe und den er sehr liebgewonnen habe, die Minister Haugwitz, Hardenberg, v. Rheden, Struensee, Teller, Schrötter, ferner den jungen Spalding, Nicolai, Merian, Trembley, Sak. Bereits jetzt trat er auch in vertrauliche Beziehungen zu dem genialen, aber sittenlosen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen[1]). Auch vom Kasino und seiner Gesellschaft, von den Kränzchen vortrefflicher Männer, wo immer viel zu lernen sei, weiß er zu rühmen. „Es ist ein Gefühl des Guten und Schönen, wie zu Wien gewiß nicht.“ — Am 12. März war er zu einem Maskenball zu Ehren des Geburtstages der Königin eingeladen. „Ich habe nie schöneres gesehen. Und die wahrhaft schöne und nicht weniger gute Königin! Bälle sind, wie du weißt, meine Sache sonst nicht; doch blieb ich bis nach Eins, mit den Helden Alexanders des Großen in ihrer vaterländischen Galauniform und mit den heiligen Hierophanten des alten Memphis Champagner und Hochheimer trinkend und mit Gänseleber- und Trüffelpasteten beschäftiget.“[2])

Immerhin wurde es ihm nicht leicht, von Wien mit seiner schönen Gegend, von der herrlichen Bibliothek, von seinen dortigen Freunden zu scheiden. Er behielt sich die Einwilligung des Wiener Hofes vor seiner endgültigen Entscheidung vor. In einem Schreiben nach Wien setzte er auseinander, wie er in Berlin seinen Platz besser zu finden hoffe als in Wien, daß er aber in Anbetracht der besseren Gesinnung, die ihm in letzter Zeit bewiesen worden sei, nicht seine Entlassung nehme, sondern um die Gnade bitte, daß der K. K. Hof in Erwägung seiner persönlichen Verhältnisse und Umstände ihm die Freiheit zu geben geruhe[3]).

---

[1]) In einem Briefe vom 10. April an den Prinzen sprach sich Müller recht offenherzig über seine sexuelle Anlage aus: „J'espère vivre assez pour faire voir, que si des âmes vulgaires croyoient m'humilier par l'allégation de quelque défaut des Anciens, je sauroi le couvrir par les mêmes vertus — et Vous même aussi.“

[2]) Gelegentlich scheint er im Weingenuß des Guten zu viel getan zu haben. Bonstetten machte ihm darüber am 26. September 1804 ernsthafte Vorstellungen und berichtete ihm, daß die Frau v. Staël, die sich auch in Berlin aufhielt, über sein Trinken in einem solchen Skandal gewesen sei, daß sie ihm ihr Haus verboten hätte, wenn er so fortgefahren hätte. Frau v. Staël, die Müller darüber zur Rede stellte, erklärte allerdings, eine solche Äußerung nicht getan zu haben (Brief vom 4. janv. 1804, St.-B. Müll. 223).

[3]) In einem am 11. April 1804 von Großenhayn an Landriani geschriebenen Briefe setzte er auseinander, daß er in Berlin sowohl dem Staate als der guten Sache und selbst dem Hof, dem er bisher gedient habe, die besten Dienste leisten könne. Das Ministerium werde das einsehen. Es würde wertvoller sein, als wenn



Von Wien aus tat man nun allerdings Schritte, ihn zu halten; es wurde ihm eine Gehaltserhöhung von 2000 fl. angeboten; aber auf die Erlaubnis zur Veröffentlichung seiner Schriften und auf die Übertragung der leitenden Stelle an der kaiserlichen Bibliothek war für ihn keine Aussicht[1]). Von allen Seiten wurde ihm geraten, „den Sitz freyer litterarischer Thätigkeit allem vorzuziehen". Auch der Bruder äußerte sich lebhaft in diesem Sinne, weil er in Berlin endlich dazu kommen werde, seine Schriften auszuarbeiten, und dann hoffentlich von Scythien, das heißt von einer Übersiedlung nach Rußland, nie mehr die Rede sein würde. Man suchte ihn geradezu abzuhalten, noch einmal nach Wien zurückzukehren, weil man wohl befürchtete, er werde in seinem Entschlusse wieder schwankend werden; aber Müller wollte nicht den Eindruck erwecken, als ob er sich vor der Rückkehr nach Wien fürchte. So reiste er über Dresden, wo er sich einige Tage aufhielt, um bei d'Antraigues Einsicht von den letzten Eingängen nehmen zu können, nach Wien zurück. Auch der befreundete Hofprediger Reinhard in Dresden riet ihm, sich für die größere Wirksamkeit in Preußen zu entscheiden, da er in Wien wie tot sei. Der König von Preußen hatte selbst seinem Gesandten in Wien die Weisung gegeben, die Entlassung Müllers zu befördern und beim Kaiser als eine persönliche Gefälligkeit nachzusuchen. „Der König nimmt persönlich großes Interesse an der Sache. Besonders ist ihm um seinen Cronprinzen, dem ich einst die Geschichte lehren sollte. Es ist aber auch wahr, daß der König für mich und ich für ihn gleich bey der ersten Audienz eine besondere Affectation gefaßt hat, von der viele glauben, daß sie zu viel Gutem führen könnte[2]). Man findet allgemein, daß Berlin der Ort für mich ist. Selbst wenn

---

er in Wien Bücherkataloge mache. Und in einem späteren Schreiben: „L'Auguste Cour est grande; elle considéra qu'il est indifférent où je sois, pourvû que je serve à la bonne cause, qui est la Sienne."

[1]) Am 29. Mai 1805 schrieb Müller an Hammer (S. W. XVII, 338—340), daß man in Wien auf diese Bedingungen nicht eingegangen sei, „que l'histoire de la Suisse étant celle d'une révolution heureusement exécutée, la publication ne sauroit être admise, et que je ne pourrois avoir la première place à la Bibliothèque tant que je serai protestant. Je fis sentir alors que de cette manière je ne pourrois être heureux à Vienne."

[2]) Das war nicht bloße Einbildung Müllers. Madame v. Staël schrieb ihm von Berlin aus: „Je reste toujours convaincue que c'est ici que vous êtes le plus aimé et que vous pouvez être le plus utile; je n'ai vu que des gens désolés de votre absence et l'on assure, que le roi met son intime personel, à votre retour, le prince Louis étoit vraiment affecté de votre départ. Ecrivez moi de Vienne; prenez courage et songez, que votre malheur est d'être désiré partout; cela peut se supporter."



Krieg würde, möchte ich bei der Nation stehen, die der größten Exaltation des Heldenmuthes fähig ist, und selbst im Unglück bey denen, die durch Geist sich zu helfen wissen."

Von Dresden schrieb Müller an Beyme zwei Briefe[1]), die deswegen von großem Interesse sind, weil sie beweisen, daß er die geheime Hoffnung hegte, in Berlin wieder einen gewissen politischen Einfluß zu gewinnen, den er vor allem im Sinne einer Annäherung, eines Einverständnisses zwischen Österreich und Preußen geltend zu machen gedachte. Er schreibt dem preußischen Kabinettsrat, daß er es für ungeeignet halte, wenn das Berliner Kabinett durch seinen Gesandten Grafen v. Keller in Wien versichern wolle, daß er, Müller, nicht zu politischen Geschäften verwendet werden solle. Der Wiener Hof würde vor dem Gedanken, daß er einigen Einfluß in die preußische Politik gewinnen würde, gewiß nicht erschrecken, da er sein System, das auf seiner Überzeugung beruhe, kenne. Er sei für das Friedenssystem, wie der Berliner Hof und das gegenwärtige Wiener Ministerium, immerhin in dem Sinne, daß man, ohne eigentliche Allianzen, mit andern Höfen auf einem solchen Fuße stehe, um durch diese Einigkeit zu imponieren und allenfalls auf Notfälle die tätigere Vereinigung offen zu haben. Im übrigen wisse er gar wohl, daß er in Berlin in dieser Beziehung keinen Einfluß ausüben werde, begehre es auch gar nicht; er werde auch weder mit Beyme noch mit irgend einem andern politisch einflußreichen Manne unaufgefordert ein Wort von Politik reden. Doch hätte er gewünscht, daß in dem Briefe an den Wiener Hof bemerkt worden wäre, daß er so oder anders dazu beitragen könnte, die verderblichen Mißverständnisse zu heben und die so sehr gewünschte „Zusammensicht" zu befördern. Dieses und die Mitteilung, daß der König seine Entlassung als eine persönliche Gefälligkeit des Kaisers betrachten würde, hätte die Sache entschieden. „Daß dem König daran liege, die Invalidencompagnie, welche man Academie der Wissenschaften nennt, mit Einem mehr zu recrutiren, das glaubt Graf Kellern kein Mensch." — Doch versichert er nochmals, daß er nie Einmischung in die Politik würde gesucht haben. „Studien und Lebensgenuß füllen meine Stunden; es wäre mir nie eingefallen." Trotzdem kommt Müller sofort wieder auf die Politik zurück[2]): „Es ist, um

---

[1]) Am 12. und 13. April, Berliner Geh. St.-A. a. a. O.

[2]) Er verabredet auch mit Beyme, auf welche Weise er ihm von Österreich aus geheime Mitteilungen machen wolle; er solle alle Briefe, deren Datum unterstrichen sei, mit einem in Scheidewasser angefeuchteten Pinsel überziehen, damit die Geheimschrift unter dem gewöhnlichen Text zum Vorschein komme.



Ein Wort des Vertrauens beyzufügen, wahrhaftig übel gesehen, die Vereinigung der beiden Höfe, die einige Politik, für die ich — Einfluß, das unmögliche, supponirt — hätte seyn können, nicht zu wollen: selbst Frankreich, wenn es nicht den Untergang von beiden will, hätte sie wünschen sollen; da beide, so wie sie sind, keinen Krieg wollen, so würden sie zusammen eine dritte Macht, welche vielleicht kriegerischer gestimmt ist[1]), paralysirt und alles in dem Frieden gehalten haben, welchen Frankreich auf dem festen Lande wünschen muß, wenn es ihm gegen England ernst ist. Aber ich lasse mich wieder hinreißen, zu politisiren! und das wollte ich doch nie mehr!"

Die Verhandlungen, die der preußische Gesandte v. Keller im direkten Auftrage des Königs mit dem Wiener Kabinette führte, hatten bald den gewünschten Erfolg; schon anfangs Mai war die Entlassung Müllers bewilligt. Am 2. Mai schrieb er an seinen neuen Herrn einen Brief, der durch seine kriechende Unterwürfigkeit unangenehm berührt, daß er nun für sein Leben lang das Glück haben werde, mit allem, was er sei und in ihm sei, dem Könige anzugehören. „Allerhöchstdenselben oder irgend einem Ihrer glorreichen Vorfahren kan kein preußischer Unterthan mit feurigerem Eifer gehuldiget, keiner die unverbrüchliche Treue hingebender geschworen haben, als ich heute freywillig die unbeschränkte Ergebenheit Allerhöchstdenselben unwiderruflich zusichere." —

Am folgenden Tage berichtete er auch an Beyme, daß nun seine Entlassung erwirkt sei. Er werde sofort die Vorbereitungen für seine Übersiedlung treffen. Er bittet, nicht schon am 1. Juni in Berlin antreten zu müssen, sondern noch einen „Absprung" in die Schweiz machen zu dürfen, um in Genf einen Jugendfreund, der sonst in Südkarolina lebe, zum letztenmal zu sehen. Spätestens Mitte Juli werde er dann in Berlin seine Arbeit aufnehmen. —

Auf den 18. Mai war Müller noch zu einer Audienz beim Kaiser eingeladen. „Alles geht recht gut und der Abschied wird so ehrenvoll und gnädig seyn, als mein Herz es wünschen konnte," schrieb er dem Bruder. Am 20. oder 22. Mai hoffe er in Schaffhausen zu sein, dann nach Genf eilen, um Kinloch zu umarmen, dann über Karlsruhe, Frankfurt, Aschaffenburg, vielleicht Kassel, Göttingen und Braunschweig, „bis wo zu Magdeburg der edle Prinz Louis, zu Potsdam Feldherrn von Friedrichs Zeit und in Berlin die Menge alter und neuer Bekannten und Freunde mich, hoffentlich froh, empfangen werden".

---

[1]) Damit ist Rußland gemeint.



Vor seiner Abreise besuchte er noch seinen alten Gönner Thugut in Preßburg. Dann reiste er, begleitet von seinem getreuen Diener Fuchs, während Bellois in Wien zurückblieb, um die Umzugsgeschäfte zu besorgen, in die Schweiz; gegen Ende Mai traf er in Schaffhausen ein und verbrachte dort eine schöne Woche des Wiedersehens und des letzten Zusammenlebens mit dem geliebten Bruder, seinen Verwandten, Freunden und Verehrern in der Vaterstadt, um dann die Reise durch die Schweiz fortzusetzen, begleitet von dem jungen Konrad v. Mandach, der bis zum Abschied aus dem Vaterland an seiner Seite blieb. Bis Bern reiste auch der Bürgermeister Pfister mit, der als Abgeordneter zur Tagsatzung, die am 4. Juni eröffnet wurde, sich begab. Bei der Reise durch den Aargau empfing Müller recht günstige Eindrücke: „Aargau hinauf waren wir in stätem Entzücken über die prächtige Cultur, die durchgängige Ordnung, die Reinlichkeit, das gute und wohlfeile Leben."[1]) In Bern freute er sich vor allem am Verkehr mit seinem Jugendfreund, dem Schultheißen v. Mülinen; aber auch mit verschiedenen Mitgliedern der Tagsatzung, dem Berner Christoph Friedrich Freudenreich, den Zürichern David v. Wyß und Bürgermeister Reinhard, dem Schwyzer Aloys Reding und dem Aargauer Karl v. Reding stand er in Verbindung; dieser sagte ihm die Benützung der Zurlaubischen Schriften für die Fortsetzung der Schweizergeschichte zu, während er mit Reinhard über die Simlerschen Handschriften in Zürich unterhandelte. In Freiburg wurde er von Louis d'Affry, dem ersten Landammann der Schweiz in der Mediationszeit, „mit altfranzösischer Höflichkeit und schweizerischem Biedersinn" bewirtet; dessen Sohn Wilhelm sollte in nächster Zeit Müller in Berlin aufsuchen. „Hierauf das herrlich schöne Land am Fuße der Berge von Greyerz; hinab die große steile Steig, bis wo ob Vevey die Pracht des Lemanersees sich öfnet, so fort in staunender Bewunderung bis Lausanne." Sein nächster Besuch galt seiner Freundin seit den Tagen von Weimar und Berlin, der Frau v. Staël, die ihn durch ihren damaligen Begleiter August Wilhelm Schlegel dringend „in das verödete Schloß" nach Coppet hatte einladen lassen[2]). „Sie

[1]) An den Bruder. Genf, 18. Juni 1804.

[2]) Schlegel an Müller 20. Mai 1804. Er möge so lange bleiben, als er könne, um durch seine Gegenwart, seine Freundschaft und sein Gespräch ihre einzige Freundin aufzuheitern, die sich in ihrem Unglück unaussprechlich groß und liebenswürdig bewährt habe (am 9. April war ihr heißgeliebter Vater gestorben). Er habe sie auf ihrer Reise begleitet und sei Zeuge aller zerreißenden Augenblicke gewesen. Sie seien erst gestern in Coppet angekommen; Frau v. Staël habe ihm aufgetragen,



weinte laut bei meinem Anblick; wir hatten so viel von ihrem Vater gesprochen." Sie nahm ihm das Versprechen ab, etwas über den Charakter und das Leben Neckers zu schreiben. „Er hat unvergleichliche Apophthegmen und Beobachtungen hinterlassen. Viele seiner religiösen Schriften lernte ich erst kennen. Er mag den Ruhm zu viel geliebt, er mag über die Macht der Tugend und Einsicht sich Illussion gemacht haben, war jedoch ein guter und ein weiser Mann." — In Genf fand er nun seinen geliebten Jugendfreund Kinloch und verlebte mit ihm frohe Tage des Wiedersehens: „er ist wie er war, etwas fetter; sein Herz edel wie vorhin; ein Gatte wie du; ein sorgsamer Vater; ein treuer Bruder; ein moralisch vollkommener Mensch[1]). — Dann sah ich mit Rührung die Stätte, wo Tronchin, wo Bonnet mich geliebt. Meine übrigen alten Freunde empfingen mich aufs beste. Traurig war ich über vieles, das ich nicht mehr fand, und was von 1536—1796 so schön bestand. Aber über alle Länder Nord-Europens geht an Aussichten, an Naturgenuß, dieses. — Konntest, sagte ich mir auf der Höhe von Cologny, nach vieljährigem Genuß diesen See, diesen Garten, entbehren? Was ist der Prater dagegen? Ich werde an der Spree mich gewöhnen. — Es ist nun ein beständiges Herumtreiben zwischen der Stadt und den Landgütern."

Auf der Rückreise hielt er sich nochmals einige Tage in Coppet bei Frau v. Staël auf; über Yverdon erreichte er darauf Bern, wo er bis zum 4. Juli „bei den Herren der Tagsatzung" blieb. Zweifellos hat er sich mit seinen vielen Bekannten über die politischen Zustände des Vaterlandes unterhalten; aber von dieser zweiten Tagsatzung der Mediationszeit hatte er nicht den besten Eindruck gewonnen: „Die Tagsatzung hat mir nicht eben gefallen; es ist doch so gar und gantz keine Spur von Gemeinsinn; die Erfahrung ist, wie die Historie, hier, wie überall, unbenutzt geblieben. Auch den alten Regenten ist leicht abzumerken, daß, wenn sie nur die Landvogteyen wieder mit gleichen Einkünften hätten, am übrigen ihnen wenig liegen würde. So ist der Staat verfallen, weil

---

Müller nebst den wärmsten Freundschaftsbezeugungen zu sagen, daß er unendlich willkommen sein werde und daß sie seinem Besuche mit Verlangen entgegensehe. — Schlegel fügt bei: „Ich für mein Theil wünsche Deutschland und Berlin — Glück dazu, daß Sie dorthin kommen."

[1]) Er hat allerdings das Versprechen, Müller durch einen größeren Betrag zu unterstützen, schließlich nicht eingelöst, angeblich weil eine Erbangelegenheit, die er in Schottland betrieb, nicht den gewünschten Erfolg hatte (Kinloch an Müller, Briefe von 1804 bis 1806, St.-B. Müll. 85). Siehe oben S. 583.



die Seele erlosch. Man mag Formen und Formeln schmieden; der Sinn ist erstorben."[1])

Vielleicht gerade deswegen wurde es ihm schwer, Bern und das Vaterland zu verlassen. Am letzten Abend seines Berner Aufenthaltes sagte er zu seinem jungen Begleiter v. Mandach: „Wenn ich mir doch nur einige Ursache vorwenden könnte, um nur noch Einen Tag hier zu bleiben." Als er zu Basel die Schweiz verließ, überfiel ihn am letzten Abend eine außerordentliche Traurigkeit, bis zu Tränen, wovon er sich selbst die Ursache nicht angeben konnte. Es war wie eine Ahndung, das geliebte Vaterland zum letztenmal gesehen zu haben[2]).

Von Basel aus, wo er mit dem ihm von der Emigrantenzeit wohlbekannten Bürgermeister Merian verkehrte, schrieb er am 5. Juli noch einen Brief an den Abt Bernhard Meyer von Rheinau[3]) über eine Frage, die damals die Gemüter in der Schweiz stark beschäftigte. Er sprach sich dahin aus, daß das Vermögen, das seinerzeit den Klöstern zugewiesen worden sei, denselben auch erhalten werden solle „zu solchen moralischen Zwecken, wie jedes Zeitalter sie erfordert". Das Kloster Rheinau möge deswegen bei den einsichtsvollen Leitern seines jetzigen Schirmortes Zürich sich dadurch die beste Stimmung begründen und erhalten, daß es für die umliegende Gegend und das gemeine Vaterland sich nützlich mache, der Mittelpunkt guter Jugenderziehung oder der Verbreitung wichtiger physischer und landwirtschaftlicher Kenntnisse werde. Er begreife den Schmerz des Abtes über den Verlust gewisser alter, verjährter, ja ursprünglich ganz natürlicher Rechte. „Leider hat man seit einigen Decennien willkürliche Rechtsgrundsätze dem urkundlichen Besitz entgegengestellt. Sehr unweislich für die Regenten, welche dadurch sich selbst einer Hauptstütze ihres Ansehens berauben, und ebenso schädlich für die Völker, da niemand bey seinem Eigenthum sicher ist, wenn die Urkunden nichts mehr gelten."

Auf der Weiterreise machte er einen kurzen Aufenthalt in Karlsruhe und Schwetzingen, wo er liebenswürdig aufgenommen und zur fürstlichen Tafel gezogen wurde. In Karlsruhe lernte er auch den König Gustav Adolf IV. von Schweden mit seiner Gemahlin, der Tochter des edlen Markgrafen und Kurfürsten Karl Friedrich von Baden, kennen. „Der König sprach mit mir, voll Wahrheit und

[1]) Müller an den Bruder. Berlin, 28. Juli 1804.

[2]) So berichtet Joh. Georg Müller, S. W. VII, 132.

[3]) S. W. XVII, 267 ff.



Kraft; s e i n e Gedanken weiß niemand; gnädig war auch die Königin." Der Markgraf-Kurfürst selbst, früher als eifriger Beförderer des Fürstenbundes ein aufrichtiger Gönner und Verehrer Müllers zur Zeit des Mainzer Aufenthaltes, empfing ihn am 9. Juli in Schwetzingen und stellte ihm seinen Enkel und künftigen Nachfolger, den Erbprinzen Karl Ludwig, vor, der auf Müller einen sehr guten Eindruck machte. — Auch in Aschaffenburg traf er alte Bekannte aus der Mainzer Zeit, die ihn herzlich aufnahmen, vor allem den neuen Kurfürsten-Erzbischof und Erzkanzler Dalberg, der einen Abend mit Müller allein zubrachte, und den gelehrten Professor Niklas Vogt, damals Bibliothekar des Kurerzkanzlers, dessen „System des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit" Müller bald nachher sehr günstig rezensierte[1]). — In Aschaffenburg besuchte er auch das Grab seines früheren Herrn, des Erzbischofs Friedrich Karl Joseph, und erneuerte die alte Freundschaft mit Frau v. Coudenhoven; „nie war sie inniger". —

In Frankfurt wurde er durch einen Brief aus Berlin beunruhigt, der ihm meldete, man habe seine Abwesenheit dazu benützt, gegen ihn zu intrigieren, ihm die Achtung und das Wohlwollen seiner Gönner zu entreißen; man werde ihn drei Monate lang durch Arbeit und Verdruß ermüden und dann zu entfernen wissen. Deswegen verzichtete er auf einen Besuch in Kassel, um mit niemand reden zu müssen. Die Reise ging nun über Fulda und Mühlhausen ins Eichsfeld. „Mein alter Freund, der Cammerpräsident Dohm, empfing mich mit überaus großer Freude; ich kan in buchstäblichem Verstande sagen, daß er durch meine Erscheinung von einer Krankheit gesund wurde. Was sprachen wir nicht von Staat und Religion! Er ist einer der rechtschaffensten Männer." — In Halle dachte er zuerst daran, aufgeregt durch die beunruhigenden Nachrichten über die ungünstige Gesinnung in Berlin, zu bleiben und Vorlesungen zu halten. Der Kapellmeister Reichardt bewirtete ihn auf seinem schönen Gute Giebichenstein; auch mit dem vortrefflichen Direktor der Universität, Geh. Rat Schmalz, und mit dem berühmten Philologen und Archäologen Friedrich August Wolf, „einem genialischen Manne", unterhielt er sich viel und fand den jungen Basler Bernoulli, den Freund Konrads v. Mandach.

Dann: „Inter spes curasque nach Berlin."

Seine Befürchtungen erwiesen sich sofort als unbegründet, da

[1]) In der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung 1804 Nr. 277. Vogt bezeichnete Müller als den einzigen, der nach dem Tode Herders sein Werk richtig zu beurteilen vermöge.



er die „allerfroheste Aufnahme, die zuvorkommenste Freundschaft" fand. Er gewann die Überzeugung, daß man ihn durch jene Vorspiegelungen von Berlin abwendig zu machen und nach Petersburg zu ziehen versucht habe. In Berlin waren bereits seine Bücher und Schriften, vierzig Kisten voll, angekommen. Er mietete sich ein Häuschen, ganz für sich, zehn bis zwölf Zimmer, zwischen sehr großen und schönen Gärten an der Spree, auf dem Schiffbauerdamm. Schon schickte er dem Bruder und seiner Frau in Schaffhausen auf das Jahr 1805 eine Einladung in sein neues Heim.

So beginnt nun ein neuer, wichtiger und ereignisreicher Abschnitt in Müllers Leben: sein Berliner Aufenthalt.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart













